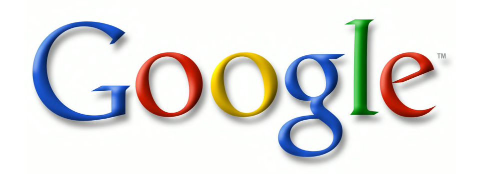










Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Erster Band.

München,

im k. Central-Schulbücher-Verlage.

1835.


BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Gelehrte Anzeigen.

October, November, December.

1835.

— — — — — — — — — — — LIBA RECUSO
PANE EGEO — — — — — — — — — — — —

München.

Im k. Central-Schulbücher-Verlage.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. October.

Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

1. Le Moniteur Universel Nr. 149. 150. Paris. 1835.

2. Vergangenheit und Zukunft der Philologie in ihrem Verhältniß zur Bildung des deutschen Volkes. Von F. Salgo. Leipzig, 1835. gr. 8. S. 64.

1.

In der Sitzung der französischen Deputirten-Kammer am 29. May d. J. kam, aus Anlaß der Prüfung des Aufwandes auf den öffentlichen Unterricht, die Hauptfrage zur Sprache, die in Deutschland seit langen Jahren oft und mit viel Eifer abgehandelt, in Frankreich aber bisher selten berührt worden ist: ob die zwey classischen Sprachen die Grundlage des höheren Unterrichts bleiben sollen oder nicht? Ein Auszug dieser Verhandlung dürfte auch dem deutschen Leser, wenn sie ihm gleich nichts Neues bringt, (und wer möchte jetzt noch darüber etwas Neues hoffen?) nicht unwillkommen seyn. Findet man darin bekannte Ansichten wieder, so haben diese doch, wegen der verschiedenen Landesart, etwas Eigenthümliches; freylich nicht so viel, als man vielleicht erwartet, in der That aber jetzt, nachdem es mit einer „europäischen" Bildung so weit gediehen ist, nicht mehr erwarten darf. Und vielleicht erscheint uns manches als bekannt, weil es schon längst, nicht von uns zu den Franzosen, vielmehr von diesen zu uns gekommen ist.

Den Anfang macht Hr. Muret mit Verwunderung,

> daß in dem neuen Frankreich die höheren Lehranstalten fast keine Abänderung erfahren haben; immer noch, wie ehedem, die todten Sprachen als Hauptsache! Aber es sey hohe Zeit, den Unterricht mit dem Bedürfniß der bürgerlichen Gesellschaft, so wie mit dem Geiste der Staatsverfassung in Einklang zu bringen. Mit dem Bedürfniß der Gesellschaft, die an Leuten, welche nach Aemtern trachten, einen lästigen Ueberfluß, hingegen an Leuten, die den Gewerben durch Anwendung wissenschaftlicher Kenntnisse dienen möchten, einen ebenso drückenden Mangel habe. Mit dem Geiste der Staats-Verfassung, der entschieden demokratisch sey, und zu dessen Nährung sowohl, als um ihn gegen Ausartungen zu sichern, ein Unterricht erfordert werde, der vordersamst wieder Religion — jetzt nöthiger als je! — in die Gemüther pflanze, hiernächst aber die Kenntnisse am meisten pflege, die zur Beobachtung, Erfahrung und Berechnung leiten und dabey dem Spiele der Phantasie Schranken setzen. Möge der vorbereitende Unterricht für diejenigen, welche die Rechtsschulen besuchen sollen, ferner bleiben wie er jetzt sey; aber auf wenige Mittelschulen möge dieser eingeschränkt und dagegen in allen größeren Städten ein gründlicher Unterricht in den Naturwissenschaften, hauptsächlich den angewandten, eröffnet werden.

Hr. Salverte findet auch eine Ausdehnung des Unterrichts nöthig, aber nicht auf die Naturwissenschaften allein, sondern zugleich auf die historischen, politischen und — administrativen, jedoch nur bis zu einem gewißen Punkte. Diesen Punkt setzt er nicht eben weit hinaus; er wünscht, die Schüler möchten eine richtige Vorstellung von der französischen Staats-Verfassung bekommen.

Mehr Aufhebens macht Hr. v. Tracy, der den Lesern von Jacquemont's muthwilligem Briefwechsel wohl bekannt ist. Was ist, fragt er, der öffentliche Unterricht? Und antwortet:

> der öffentliche Unterricht ist Alles. Denn er begreift die Erziehung in sich; aus der Erziehung kommt die Sitte, und nicht über der Sitte; vielmehr unter ihr steht das Gesetz. Nun ist in Frankreich für den Unterricht in den untern Schulen gesorgt. Aber in den Mit-



telschulen, die den größten Einfluß üben, weil die Söhne aller vermöglichen Leute sie besuchen, da ist noch Alles beym Alten und im Argen. Nicht die geringste Rücksicht auf die unermeßlichen Veränderungen seit fünfzig Jahren, auf neue Verhältnisse, neue Bedürfnisse, neue Kenntnisse, noch auf die Forderungen und Winke der Natur selbst. Auf dem Uebergange aus der Kindheit in die Jugend, wo der Bildungstrieb am stärksten ist, wird nicht Auge und Ohr gestärkt, nicht die Hand geübt, nicht der rege Sinn auf die mannigfaltigen Erscheinungen der Natur gewiesen, mit denen er sich so gerne befreundete; nein, Sprache wird getrieben, und welche? Nicht die nächste, die nothwendigste, die in allen Beziehungen geeignetste, die Muttersprache, sondern Latein und Griechisch, wie vor hundert Jahren. Man hält mir entgegen, ich übertreibe; längst seyen die alten Sprachen nicht mehr einziger Gegenstand des Unterrichts; auch in den lebenden werde doch etwas gethan, auch in der Naturkunde und der Größenlehre. Allein wie kärglich ist allem diesem die Zeit zugemessen, damit ja den zwey todten Sprachen so wenig Abbruch als möglich geschehe! Diese behaupten ihre Herrschaft ungeachtet der Zulassung, welche die Wissenschaften, mehr zum Scheine als in der That, erlangt haben. Was ist nun die Frucht dieses Unterrichts? Schlägt er an, so füllt er die jungen Köpfe mit Vorstellungen aus einer Zeit, die mit der unsrigen nichts gemein hat. Man betrachte nur die Religion und die Verfassung bey den Griechen und Römern; jene war ganz sinnlich; diese nichts anders als Gewaltherrschaft; denn alle, die arbeiteten, waren Sklaven. Dinge, die uns so fremd, ja so anstößig sind, lernt der Jüngling kennen und bewundern. Aber es haftet ja nicht, sagt man. Wenn es nicht haftet, warum so viel Zeit und Mühe darauf gewandt? Jedoch es ist nur Einbildung, von jenen frühen Eindrücken bleibe bald nichts übrig. Wie gar viel davon übrig bleibt, hat Frankreich auf eine schreckliche Art erfahren. In den unheilvollsten Jahren unserer ersten Revolution war unter den verheerenden Kräften eine der größten die Schwärmerey im Nachahmen der alten Griechen und Römer. Manches zwar an jener Richtung war nur lächerlich, wie das Begehren eines Volksvertreters, der mit vier andern in zwey Tagen eine Constitution entwerfen sollte, daß ihm dazu die Gesetze des Minos, die man in einer griechischen Gesetzsammlung finden müßte, vorgelegt würden. Aber jener Brief, den St. Just wenige Tage vor dem 10. August 1792 schrieb, der so schloß: „O Götter, also muß Brutus in Vergessenheit ferne von Rom hinschmachten! Mein Entschluß ist aber gefaßt; hat Brutus nicht Andere zu tödten, so tödtet Brutus sich selbst;" — welch' eine furchtbare Verkehrung durch schwärmerisches Auffassen des classischen Alterthums deckt jener Brief nicht auf! Andere sehr wackere Männer riß damals jener Wahn zu entsetzlichen Unthaten hin, bey denen ihr Gewissen schwieg, von großen Namen des Alterthums betäubt. Ich verfolge diese traurigen Erinnerungen nicht weiter. Das beweisen sie zum mindesten, daß der Vorzug, welcher den alten Sprachen im Unterrichte der Jugend eingeräumt wird, für eine Bildung derselben, wie sie dem jetzigen Zustande der Gesellschaft gemäß und zuträglich ist, nicht taugt. Also aufgeben soll man diese Sprachen, in welchen die Meisterstücke geschrieben sind, woran unsere eigene Litteratur sich empor gebildet hat? Nein doch, vom Aufgeben ist die Rede nicht. Zwar unentbehrlich sind uns jetzt auch jene Meisterstücke nicht mehr; unsere Litteratur hat sich zur Selbständigkeit erhoben. *) Jedoch, man lehre ferner in Mittelschulen die alten Sprachen, nur nicht so ausschließend, so nöthigend. Man ziehe in den Kreis des Unterrichts, welchen die Jugend aus den bemittelten Ständen zu empfangen hat, die Kenntnisse, mit denen sie einst den eigenen Nutzen und den allgemeinen wird fördern können. Da wird ein Mancher sein Vermögen und seine Kräfte der Landwirthschaft und der Gewerbsthätigkeit zuwenden, der sich davor jetzt mit Recht seiner Unkunde wegen scheut. Da wird der Andrang zu Aemtern abnehmen, viel Umtrieb und viel Unzufriedenheit wird aufhören, und endlich einmal werden wir, nicht mehr gehindert durch eine übermächtige Menge Dienstsuchender, die längst verheißene Sparsamkeit in den Staatsaufwand bringen können.

Nachdem hierauf Hr. Anguis einige Gegenbemerkungen versucht, Hr. Charlemagne aber die Meynung des Hrn. v. Tracy nicht nur sich angeeignet, sondern noch viel breiter ausgelegt hatte, sprach Herr St. Marc Girardin, der Professor an der Universität ist:

Ich hege für Latein und Griechisch keine Vorliebe; wird erwiesen, daß das Erlernen einer neueren Sprache, der deutschen z. B., gleich bildend wäre, so trete dieses dafür ein. Aber Grundlage des Unterrichts muß immer das Sprachstudium bleiben. Dieses übt den jugendlichen Geist am besten, weil es ihm Arbeit giebt, Arbeit, die nicht über seine Kräfte ist. Andere

*) Eine Selbständigkeit, nicht wie des Freygebornen, sondern, wenigstens bey vielen und beliebten Schriftstellern, wie des „Sklaven, welcher die Kette bricht." Diese Selbständigkeit ist für die Unentbehrlichkeit der alten Meisterstücke, als erziehender und in Zucht erhaltender Vorbilder, ein Beweis mehr, jedoch nur zum Ueberflusse. Denn daß die redende Kunst zu einer Unabhängigkeit von dem classischen Alterthume gelangen könne, welche anerkanntermaßen der bildenden Kunst versagt ist, hat wohl nie ein Nachdenkender für wahrscheinlich gehalten.

Dinge, die man jetzt hoch preist, beschäftigen das Gedächtniß beynahe allein und lassen den Verstand müßig und brach. Das aber ist kein bildender Unterricht. Zu einem solchen taugt eben darum auch die Muttersprache nicht, eben so wenig eine mit dieser nah verwandte Sprache. Damit würde es der Jugend zu leicht gemacht, während alles darauf ankommt, daß sie zum Lernen und im Lernen sich anstrenge. Mit Unrecht wird dem Unterrichte, der das Sprachstudium zum Grunde legt, der Vorwurf der Einseitigkeit und Dürftigkeit gemacht. Es kann nicht vielerley getrieben werden, wenn etwas gründlich gelernt werden soll; und Eines, gründlich gelernt, macht fähig zu vielem Anderen. Die Uebung im Betrachten, Vergleichen, Nachdenken, Urtheilen kommt allen Fächern, zu denen der Jüngling übergeht, zu Statten. Ich war zweymal in Deutschland, dessen Mittelschulen so berühmt sind; ich hielt da selbst Schule, um den Stand des Unterrichts genau kennen zu lernen, und ich fand allerdings, daß die Schüler gewöhnlich mehr wissen, als unsere Zöglinge gleiches Alters, weil jene in mehr Gegenständen unterrichtet werden. Gleichwohl möchte ich für dieses Mehrwissen den Vorzug nicht hingeben, den bey uns der beschränktere Unterricht gewährt; die größere Bildsamkeit, Gewandtheit und Lebendigkeit. Unsere Unterrichtsweise lehrt lernen, macht geschickt zu lernen und zu wissen. Möge sie ja nicht einer andern, die mehr Schein und weniger Gehalt hätte, weichen müssen!

Zuletzt nahm Herr Guizot, der Minister des öffentlichen Unterrichts, das Wort und sagte unter Anderem:

Wir haben voriges Jahr unser Volksschulwesen geordnet; da war fast alles erst zu schaffen. Anders verhält es sich mit den Mittelschulen. Diese sind schon da und eine lange Erfahrung zeugt von der Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtung. Mögen daran Lücken und Mängel seyn; diese kann man prüfen, ersetzen und verbessern, ohne das Ganze umzustoßen, das unserer Zeit so angemessen, als der frühern ist. Man spricht freylich oft von unserem gesellschaftlichen Zustande als wäre er ein ganz neuer, forderte darum auch in Allem Neues. Dem ist aber nicht so. Es sind große Veränderungen eingetreten, aber keine Umwandlung. Wir werden uns nächstes Jahr über eine neue Ordnung der Mittelschulen berathen. Da wird es sich zeigen, daß ihr dermaliger Stand gar nicht so, wie man oft meynt, im Widerspruche mit den neuen Verhältnissen und Bedürfnissen stehe, daß er diesen nicht so fern und fremd sey. Der Abgeordnete, der zunächst vor mir sprach, hat auf den Einwurf gegen das Sprachstudium geantwortet, wie ich mir vorgesetzt hatte zu thun; er hat dargethan, wie viel mehr wahren Werth dieses erste gründliche Studium hat als alle die vielerley kraftlosen und unverdauten Kenntnisse, womit man die Jugend zu nähren oder vielmehr zu überladen trachtet. Nur darin kann ich ihm keineswegs beystimmen, daß er zugiebt, man könnte füglich statt Latein und Griechisch Deutsch und Englisch zu diesem Studium wählen. Ich achte diese Sprachen und Litteraturen hoch, aber die Würde der griechischen und der römischen ist eine andere; durch sie allein ist Bildung in die neuere Zeit gekommen, durch sie die unterbrochene Verbindung mit der alten Welt hergestellt, derselben ganzes Erbe von uns in Besitz genommen worden. Und jetzt, in Folge ich weiß nicht welches neuen Einbruches von Barbaren, wollte man diese Sprachen aufgeben, die von Barbaren allein im vierten und fünften Jahrhundert zerstört worden sind? Ferne von mir, jemals den Wissenschaften übel nachzureden, oder ihnen abzubrechen; im Gegentheile, ihr Platz im Unterrichte muß immer größer werden; aber das ist wahr: thäten sie je den redenden Künsten Eintrag, Abbruch der alten Litteratur, dieser Mutter aller neueren Bildung, alles Geistigen und Edlen darin, so wäre das der Untergang des öffentlichen Unterrichts, es wäre die größte Schwächung, Abwürdigung, Erniedrigung des menschlichen Geistes, die je in der Welt vorgekommen. Um gegen das Studium der alten Sprachen einzunehmen, hat man Verirrungen erwähnt, die daraus sollten hervorgegangen seyn. Ich mag nicht wiederschelten, es ist eine ärmliche Waffe; sonst wären Beyspiele genug anzuführen von Naturkundigen, Chemikern und Mathematikern, die auch große Thorheiten gesagt haben, welche aus verkehrter Anwendung der Wissenschaften kamen. Soll daraus auf diese ein Verdacht geworfen werden? Keineswegs; wir gedenken die Wissenschaften nicht weniger als die Litteratur zu pflegen und allen Anlagen Mittel der Bildung zu gewähren. Ich bin der erste, der anerkennt, daß unsere Einrichtung Mängel und Lücken hat. Sie fordert zu allgemein dasselbe, ruft jedermann zu classischen Studien, und befriedigt die nicht hinlänglich, welche zu den Wissenschaften mehr Beruf haben. Es entsteht eine der Gesellschaft lästige Menge Leute, die auf ein oberflächliches classisches Studium Ansprüche bauen, die einem gründlichen allein gebühren. Das muß anders werden, aber ohne Nachtheil für die alte Litteratur. Man nehme es mit dieser strenger und verfahre gründlicher, so schließen sich von selbst die unberufenen aus und gehen zu Anderem über. Nie aber, nie möge uns diese glorreiche Quelle der Bildung versiegen oder auch nur schwächer fließen.

Diese letzte, eines Gelehrten und eines Staatsmannes gleich würdige Rede, die den Beyfall der Kammer, namentlich zu den stärksten Stellen, erhielt, be-

antwortet die Einwürfe des Hrn. v. Tracy zwar treffend, aber allzu kurz. Für Kundige und Nachdenkende kann freylich die Hinweisung auf die Abhängigkeit der ganzen abendländischen Bildung neuerer Zeit von der alten Litteratur genügen. Allein die Fortdauer dieser Abhängigkeit wird gewöhnlich von allen, die aus so zu sagen physikalischen oder mechanischen Gesichtspunkten, nicht aus dem historischen, gesellschaftliche Verhältnisse betrachten, in Abrede gestellt. Es war, sagen sie, ein Uebergang, eine Stufe; jetzt ist man weiter. Mit diesen Leuten sich zu verständigen, ist dem, welcher die entgegengesetzte Ansicht hegt, eben darum, weil die Gesichtspunkte ganz verschieden sind, unmöglich. Satz gegen Satz; man vergiebt sich beyderseits durch vergebliche Versuche der Annäherung und Ausgleichung. Nicht unnütz aber ist es, die Anklagen zu beleuchten, welche von den Freunden der Neuerung gegen die alte Grundlage des gelehrten Unterrichts, als wäre sie sogar schädlich, erhoben werden. Schädlich; das hat die frühere Zeit nie erfahren; es ist eine Entdeckung oder Einbildung der neueren.

Hr. v. Tracy gründet seine Anklage darauf, daß der Unterricht in den alten Sprachen die Köpfe der jungen Leute mit Vorstellungen aus einer Zeit anfülle, die mit der unsrigen nichts gemein habe. Gesetzt, der Abstand zwischen beyden wäre wirklich so gar groß, die Schädlichkeit folgte daraus doch nicht nothwendig. Ja, wenn dort als Tugend erschiene, was wir als Untugend erkennen, und umgekehrt, da würde der Vorwurf gegründet seyn, und die Unzweckmäßigkeit eines Unterrichts zugestanden werden müssen, der in die jungen Gemüther Verderben brächte, oder doch leicht bringen könnte. Allein solch ein Unterschied ist zwischen den beyden Zeiten nicht. Bekanntlich kommt die Sittenlehre des Sokrates, die angesehenste des Alterthums, der christlichen am nächsten. Sieht man aber auf Ausartungen, so ist diejenige, die ihren Namen von dem Epikurus hat, wenigstens nicht schlimmer, als die in unsern Tagen erschienenen Ungeheuer: die Emancipation des Leibes und die Rehabilitation des Fleisches. Sehr groß ist allerdings der Unterschied in der Religion, wiewohl man viel zu weit geht, wenn man die griechische und römische, ohne Rücksicht auf Frühe und Spät, ganz sinnlich nennt. Aber die Größe jenes Unterschiedes selbst verhindert alle Aneignung; wäre diese je möglich, so möchten dazu „die Götter Griechenlands“ verführender als Homers Hymnen seyn. Indessen hat sogar das Religionswesen des Alterthums mehr als eine lehrreiche Seite, die zwar mit dem inneren Gehalte nicht befreunden noch aussöhnen kann, unabhängig von diesem aber Anerkennung verdient. Wem ein gesunder Eindruck bleibt, den ihm bey Homer und Pindar die Gottesfurcht der Helden und der Dichter, bey Herodot die Verehrung göttlicher Geschicke, bey Plato die Billigung der alten Gottesdienste, mit Ausschließung alles neuerungssüchtigen Dünkels, und in der ganzen älteren Geschichte Griechenlands und Roms die enge und fruchtbare Verbindung des Göttlichen und des Menschlichen gemacht hat, der wird, überträgt er etwas davon in das Leben, etwas gar nicht verwerfliches darein übertragen. Auch die bürgerlichen Verhältnisse der alten Welt sind von den unsrigen sehr verschieden; der schärfste Gegensatz liegt jedoch nicht eben in der Sklaverey. Jetzt noch geschieht in mehreren Staaten des gepriesenen Nord-Amerika alle niedere Arbeit durch Sklaven; noch ausschließender als bey den Griechen und Römern in ihrer besten Zeit. Wer möchte deßhalb behaupten, die Glieder des amerikanischen Staatenbundes, die in ihren Gebieten die Sklaverey nicht dulden, stehen zu jenen, die in den ihrigen sie hegen, in einem Gegensatze? Die Leute, welche des Demosthenes Vater, der ein Klingenfabrikant war, in seinem Geschäft arbeiten ließ, hatten wichtige Rechte nicht, welche bey uns die gemeine Freyheit auch dem Geringsten giebt; (ein wahrer Fortschritt, und zwar erster Größe, der viel zu wenig anerkannt und bey welchem gewöhnlich nicht bedacht wird, was er gekostet hat und nothwendig fortwährend kostet;) im übrigen wird ihr Zustand in Vergleichung mit heutigen Fabrikarbeitern ebenso wenig schlimmer gewesen seyn, als es die Lage eines Leibeigenen im Norden in Vergleichung mit einem irländischen Taglöhner ist; auch wird das Betragen ihres Herrn gegen sie ungefähr dasselbe gewesen seyn, das wir jetzt Fabrikherren gegen ihre Lohn-Arbeiter beobachten sehen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. October.

Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



1. Le Moniteur Universel Nr. 149. 150. Paris. 1835.

2. Vergangenheit und Zukunft der Philologie in ihrem Verhältniß zur Bildung des deutschen Volkes ꝛc.

(Schluß.)

Bey aller Verschiedenheit der Verhältnisse findet sich doch auch nicht wenig Aehnlichkeit, besonders aus der Zeit, da das Uebergewicht von den Landeigenthümern, zu Athen auf die Industriellen, zu Rom auf die „Börsenmänner“ überging; freylich den beyden Staaten, wie die Folge zeigte, nicht zum Besten. Doch davon abgesehen und die Verschiedenheiten noch so hoch angeschlagen, ist die Gefahr nicht groß, daß der Jüngling, der die alte Welt kennen und bewundern gelernt hat, in die Verhältnisse seiner Zeit sich darum nicht schicke. Denn erstens in den meisten der edlen Geisteswerke, an denen sich die reifende Jugend bildet, sogar die Geschichtschreiber nicht ausgenommen, ist das Licht, welches auf die eigenen Staatsverhältnisse des Alterthumes fällt, entweder nicht das stärkere — weßhalb auch unsere Kenntniß derselben so unvollständig bleibt — oder von Schatten genug umgeben, um der Blendung vorzubeugen. Zweytens aber hält sich die Gesinnung, die in diesen Werken herrscht, so entschieden an Bestehendes, Ererbtes, Heimisches, gestattet dem Einzelnen so wenig, sich davon loszusagen, und sich mit dem, was man jetzt Theorie nennt, an der Gesellschaft zu versuchen, läßt überhaupt vermeyntlichen allgemeinen Grundsätzen so gar keinen Raum, so gar keinen Zugang Einbildungen von einem unendlichen Fortschreiten hienieden, daß man als sicher annehmen darf, es werden Jünglinge, die ihren Geist damit genährt haben, nicht nur von den Verirrungen, wozu eine blinde Bewunderung des Alterthumes etwa führen könnte, frey bleiben, sondern sich vorzüglich gut und auf die wünschenswertheste Art in ihre Zeit zu schicken wissen. Aber wie? Hat sich Hr. v. Tracy nicht auf Thatsachen berufen, die von dem Gegentheile zeugen? Von dem Gegentheile nicht; höchstens von Entstellung *) des Alterthumes durch französische Federn,

---

*) Diese Entstellung erleidet nicht die Historie allein, sondern auch und vornehmlich die Poesie; und aus dem letzteren Unrechte folgt eigentlich das erstere. Ein Beyspiel, vielleicht das merkwürdigste, führt Diderot in seinem Briefe über die Taubstummen an. Die drey Verse der Iliade XVII. 645 — 47. (wo Ajar, in Finsterniß von Zeus gehüllt, den Gott anfleht, daß er das Dunkel wegnehme, und die Griechen wenigstens sehend verderbe, wenn er es so beschlossen habe) werden von Boileau in zwey und von La Motte-Houdart sogar in Einen zusammengezogen. Ersterer gibt sie so:

Grand Dieu, chasse la nuit qui nous couvre les yeux
Et combats contre nous à la clarté des cieux.

Letzterer so:

Grand Dieu, rends-nous le jour, et combats contre nous.

Diderot zeigt vortrefflich den großen Fehler beyder Uebersetzer, die in des Ajar Gebet an Zeus eine wahnsinnige Herausforderung legten, und giebt folgende, wenigstens etwas treuere Uebertragung:

Faudra-t-il, sans combats, terminer sa carrière?
Grand Dieu! chasse la nuit qui nous couvre les yeux,
Et que nous périssions à la clarté des cieux.

Bey Voß lauten diese drey Verse so:

Vater Zeus, o errett' aus der dunkelen Nacht die Achaier!
Schaff' uns Heitre des Tags, und gieb mit den Augen zu schauen!
Nur im Lichte verderb' uns, da dir's nun also geliebet.

und von der Gährung, die es, so entstellt, in heißen Köpfen hervorbringt. Unter den zahlreichen jetzt meist vergessenen Tragödien Voltaires ist eine, die Gesetze des Minos, und eine, der Tod Cäsar's betitelt. Vielleicht kannten die zwey Gecken, deren einer die Gesetze des Minos begehrte, der andere den Brutus spielte, die beyden Männer nur oder hauptsächlich aus diesen Tragödien; gewiß ist, daß sie aus den Quellen ihre Meynung von denselben nicht hatten. Doch Hr. v. Tracy bleibt bey diesen zwey ärmlichen Beyspielen nicht stehen, sondern bringt als etwas bekanntes in Erinnerung, wie viel Antheil an den Unthaten während der französischen Revolution eine schwärmerische Bewunderung und Nachahmung des classischen Alterthumes gehabt habe. Waren auch viele und wohl die meisten, welche dieses Uebel ergriffen hatte, nicht in der Schule, sondern im Schauspiele dazu gekommen, wo der Tod des Cäsar und des Pompejus, wo Sertorius und Manlius, Timoleon und Gracchus vorgestellt wurden, oder höchstens durch das Lesen des Plutarch, der in ansprechenden Uebersetzungen nirgends so verbreitet ist, wie in Frankreich, wo man ihn auch Mädchen in die Hand giebt, so muß doch zugegeben werden, daß jenes unreine Feuer zum Theil auch von der Schule ausgegangen war. Carl Nodier erzählt in seinen lesenswerthen Erinnerungen (I. 89), kurz vor Anfang der Revolution sey einmal auf der hohen Schule zu Besançon die rhetorische Preisaufgabe gestellt worden, ob dem älteren oder dem jüngeren Brutus der Vorzug gebühre; den Preisträger habe der Intendant der Provinz gelobt, der Oberbefehlshaber gepriesen, der Oberpräsident geliebkost und der Erzbischof bekränzt. Nodier fügt die leichtsinnige Anmerkung bey, Livius und Tacitus hätten an der Untergrabung des monarchischen Princips in Frankreich großen Antheil. Hat etwa darum die heil. Schrift A. B. an der Rebellion gegen Carl I. Antheil, weil die Feinde des Königs sich darauf beriefen, und das noch weit schwärmerischer als die französischen Neuerer auf das classische Alterthum? Wie dort Geistliche, die einer solchen Auslegung und Anwendung der Bibel zusahen oder Vorschub thaten, so trugen die Schuld hier theils die untüchtigen Lehrer, von denen ein verkehrtes Studium der Alten gepflegt, theils die albernen Obrigkeiten, von denen es geduldet wurde. Solches ist in Deutschland wohl nirgends vorgekommen. Wenn auch bey uns Studien unter der Jugend Gährung anstatt Läuterung gewirkt haben, so sind das wenigstens ganz andere gewesen. Und darf man einer Nachricht glauben, die von achtbarer Hand zu kommen scheint, so war unter den Jünglingen, die in dem preußischen Staate wegen unerlaubter Verbindungen in Untersuchung kamen, nicht Ein Zögling der Schulpforte, wo die Philologie besonders gründlich nnd eifrig getrieben wird. Eine Thatsache, der eine andere gleich sprechende zur Seite stehen mag: daß unter der nicht kleinen Zahl von Gelehrten, die der Theilnahme an revolutionären Umtrieben seit fünf und vierzig Jahren schuldig befunden oder auch nur erachtet wurden, ein einziger namhafter Philologe ist; Gilbert Wakefield, als Herausgeber des Lucretius berühmt, aber, weil er den Ovidius für den größten römischen Dichter hielt, von verdächtigem Geschmack.

2.

„Wenn einmal die unabweislichen Forderungen des Realismus nicht ohne Beeinträchtigung der Gymnasien befriedigt werden können, so möge man von den letzteren lieber einen Theil gänzlich opfern und sie den Realisten zu neuen Bildungs-Anstalten in ihrem Sinne überlassen, ehe man sie alle zusammen zu einer unglücklichen Halbheit verdammt."

So schreibt Hr. Salgo S. 54, und trifft hierin mit einem der obigen Zugeständnisse des französischen Ministers zusammen, nur mit dem Unterschiede, daß es bey ihm ein etwas gezwungenes und verdrießliches Aussehen hat. Um so unerwarteter ist, daß er sonst weiter geht. Dem französischen Minister und denen, die ihm beystimmen, vielleicht sogar den meisten nicht beystimmenden, liegt es ganz fern, daß neben der gelehrten Bildung, deren erste Grundlage die Phi-

lologie ist, noch eine andere mit anderen Grundlagen aufkommen könnte. Was sie theils begehren, theils zugestehen, ist die Gründung oder Vermehrung von Anstalten, wo die einer gelehrten Bildung nicht bedürfende oder nicht fähige Jugend in den wissenschaftlichen Fächern unterwiesen werde, die zur Vervollkommnung des Landbaues und der Gewerbe behülflich sind. Wahrscheinlich ist dieß auch die Meynung der großen Mehrheit derer, die in Deutschland eben das begehren; und offenbar ist es die Richtung, welche die besten unter den schon bestehenden Anstalten dieser Art, wie das polytechnische Institut zu Wien, genommen haben. Unser Verfasser begnügt sich damit nicht, sondern verlangt für den sogenannten Realismus sogar eigene Universitäten. Man könnte das für Scherz halten, wäre nicht der Ton der Schrift so ernst, manchmal beynahe wehmüthig. Aber vielleicht thut man dem Verfasser kein Unrecht, wenn man in seiner Forderung eine Art Kriegslist sieht. Bey all seiner Höflichkeit gegen den Realismus, den er sogar einmal, S. 63, die „moderne deutsche Bildung" nennt, ist Unmuth und Furcht vor dem Umgreifen desselben zum Schaden der gelehrten Bildung, sichtbar. Wie, wenn er dieses Umgreifen dadurch einzuschränken versucht hätte, daß er die Aufgabe für den Realismus viel höher stellte? Nach dieser Deutung würde sein Vorschlag ungefähr so lauten: Ihr seyd zahlreich und in stetem Anwachsen, ihr Gebildeten; (nach S. 38, sind das die, welchen man „Theilnahme an der Bildung zuschreibt, die nicht unmittelbar auf dem Alterthum beruht;") aber sehet doch, wie gar wenig für euch geschieht. Noch ist alles Ideale (S. 39) „ein ausschließliches Vorrecht der gelehrt gebildeten, gleichsam privilegirten Stände." Dem großen Haufen (S. 40) kann allerdings das Höhere nicht zugänglich werden; aber euch Gebildeten, warum sollte es nicht? Ihr verehret euren Göthe, euren Schiller; verstehet ihr sie auch? Ihr müsset in der Muttersprache gründlichen Unterricht erhalten, dann Rhetorik und Poetik hören, (S. 60), besonders aber Philosophie treiben, (S. 13). Daneben allerdings auch Mathematik und die anderen Wissenschaften, aber ja nicht als Hauptsache. Die Realgymnasien und Real-Universitäten, welche für euch gestiftet werden müssen, sollen vielmehr „alle geistige Interessen, die ein gründlich gebildeter Mensch hat, befriedigen, so weit und wie dieß ohne die alterthümliche Gelehrsamkeit möglich ist." Dann werden sie dieselbe Würde, wie die alten Anstalten behaupten, und es wird auch „die Befähigung zu gewißen Aemtern auf sie übertragen werden" (S. 63).

Durch so schwere Zumuthungen könnte vielen „Gebildeten" allerdings der Anspruch, der ihnen eingeräumt wird, ebenso verleidet werden, wie einem großen Theile der Jugend in unserer Zeit die alten Autoren durch die wissenschaftliche Grammatik. Indessen ist damit doch nicht gut scherzen. Was der Verfasser seinen Real-Anstalten zuweist, wird gemeiniglich für leichter, als was die Aufgabe unserer gelehrten Schulen ist, gehalten, und ist das auch, zwar nicht in seinem Sinne, aber wie es gemeinhin getrieben wird. Diese Leichtigkeit und der Reiz der Neuheit, der nie mächtiger war als jetzt, könnte doch auf die neue Bahn, wenn sie eröffnet würde, gar Manche locken. Vielleicht zwar nicht eben lange; denn die Erfahrung würde wohl bald, wie in anderen Dingen, zu dem Bewährten zurückmahnen. Aber einige Zeit wenigstens erwüchse ohne Zweifel ein neues, höchst beschwerliches Geschlecht von Halb- und Schein-Gelehrten, durch welches die gegenwärtige Spaltung und Verwirrung nur vermehrt würde. Denn was müßte doch das für eine gelehrte Bildung seyn, die sich von der Vergangenheit absichtlich geschieden hielte, und die Ueberlieferung miede? Selbst ihren Göthe und ihren Schiller würden die so gebildeten nicht viel besser verstehen lernen; denn Göthe und Schiller hatten, ob sie gleich nicht tief in die Philologie eindrangen, doch ihren Homer, ihren Sophokles vor sich. Man würde sehr irren, wenn man für möglich hielte, die Kenntniß des classischen Alterthums, die jetzt in den Schulen ge-

legenheitlich erworben wird und sich einprägt, später durch Lesen nachzuholen. Wie das gelingt, hat sich kürzlich an dem gebildeten Manne gezeigt, der in einem Zeitungs-Artikel über die Gegend von Meran den Suetonius einführte, wie er dem Kaiser Augustus den rätischen Wein anrühmte. Gebildete würden wir in Menge haben von der Belesenheit jenes Finanziers in dem ältesten comischen Romane, der seinen Gästen das Entstehen des corinthischen Erzes so erklärt: nach Troja's Eroberung wurden auf Hannibal's Befehl alle Bildsäulen, goldene, silberne und eherne auf einen Scheiterhaufen gebracht und dieser angezündet. *) Dieß wäre jedoch zu tragen. Aber in dem Staate und in der Kirche, die ihren tiefen, wenn auch erschütterten Grund in der Vergangenheit allein haben, nicht philosophische, sondern historische Wesen sind, wie würde da die neue Bildung (neu, in so fern sie anerkannt und befördert wäre) anschlagen und wirken? Vernunft-Anbeter würden ihre Zöglinge seyn, Verächter des Bestehenden, erzogene und berufene Neuerer. An Leuten dieser Richtung ist jetzt schon, da die alte Bildung noch die einzige öffentliche ist, ein Ueberfluß, der vielleicht hauptsächlich davon herrührt, daß diese Bildung längst eine schädliche Nachsicht und Duldung übt, anstatt ihr anerkanntes Recht zu behaupten. Würde ihr dieses ausdrücklich geschmälert, förmlich eine andere neben ihr eingesetzt, so wäre nicht etwa auf eine ruhige Parität zu rechnen (die doch selbst nur eine leidige Auskunft ist, wie sich an ehemals paritätischen Städten gezeigt hat,) sondern auf einen anhaltenden Streit, der offen und regelmäßig, dabey heftiger und jedenfalls unheilvoller seyn würde, als der bisherige Zwiespalt.

*) Trimalchio. Cum Ilium captum est, Annibal... omnes statuas aeneas et aureas et argenteas in unum rogum congessit et eas incendit; facta sunt in unum aera miscellanea.

Ueber Censur und Preßgesetzgebung rc. Ein Votum der Kirche von Dr. Wohlfahrt. Rudolstadt. 1835. 36 S. 8.

Der wohlmeynende Verfasser mag durch eine herrschende, man darf wohl sagen, revolutionäre Unart verleitet worden seyn, dieses Schriftchen „ein Votum der Kirche" zu nennen. Vermuthlich hat er damit nichts anderes sagen wollen, als — daß er ein Geistlicher sey. Allein dafür ist jener Ausdruck ebenso anmaßend als gesucht. Was würde wohl der Verf. von einem Rudolstädter Bürger halten, der seine Einfälle unter dem Titel: ein Votum der Bürgerschaft zu Rudolstadt, drucken ließe?

Es wird hier zuerst von der Preßfreyheit und ihren Rechten, sodann von dem Verhältnisse des Staates zur Preßfreyheit gehandelt, endlich der Entwurf zu einem constitutionellen Preßgesetze mitgetheilt. Wenn man in dem ersten Abschnitte liest, S. 9, „die Freyheit der Presse beschränken, heißt... den Menschen zum Thiere herabdrücken," so wird man im zweyten durch das Bekenntniß überrascht, S. 15, „daß unsere lesende und schreibende Welt noch lange nicht reif ist, eine volle Preßfreyheit zu genießen." Der Verf. verbreitet sich über die Schädlichkeit einer frechen Presse viel mehr, als über die Nützlichkeit einer freyen, wie denn auch jenes leichter ist; er weiß jedoch von beyden nichts Besonderes zu sagen. Mit dem was er im ersten Abschnitte, wie es scheint, mehr als die gemeine, denn als eigene Meynung aufgestellt hat, steht auch sein Entwurf eines Preßgesetzes im Widerspruche. Dort behauptet er, S. 11, die Censur habe sich als die zweckloseste und zweckwidrigste Maßregel erwiesen; hier aber will er eine Censur angeordnet wissen. Von dieser sind jedoch S. 31 „die Schriften solcher Verfasser ausgenommen, deren Ruf und Ehre dafür bürgt, daß sie die Preßfreyheit nicht mißbrauchen." Das wäre die vielbegehrte Gleichheit vor dem Gesetze? Und solche Ausnahmen zu gewähren, sollte einem Censor zustehen?

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. October.

Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



Handbuch der Entwicklungsgeschichte des Menschen mit vergleichender Rücksicht der Entwickelung der Säugethiere und Vögel. Nach fremden und eigenen Beobachtungen von Dr. G. Valentin. Berlin bey August Rücker. 1835. 658 S. 8.

Durch eine Reihe Naturforscher, welche fast sämmtlich dem ersten Drittheile des neunzehnten Jahrhunderts angehören, und welche ihr Talent, anatomisches Geschick und forschende Aufmerksamkeit dahin vereinigten, daß sie die Entstehung und fortschreitende Ausbildung der thierischen Leiber und insbesondere auch des menschlichen Organismus zum Hauptgegenstand ihrer Untersuchungen machten, und den Anfängen und frühesten Zuständen der einzelnen Organe, wie solche von der Entstehung des individuellen Leibes an bis zu seiner vollkommenen Ausbildung vor sich gehen, nachspürten, ist ein Zustand der Zoonomie und der Physiologie herbeygeführt und eine Gestaltung dieser Zweige der Naturlehre begründet worden, welche zu so kühnen Hoffnungen berechtigen, wie man sie kaum noch vor vierzig Jahren sich zu bilden hätte wagen können. Diese, Epoche bildende Vereinigung zur Lösung einer gemeinsamen Aufgabe ist als ein Geschick zu betrachten, welches der Genius der Wissenschaften herbeyführte, um mitten in den Wirren der Zeit und in den Zerwürfnissen innerhalb der Lehre von den thierischen Naturen ein Zeichen aufzustecken, wohin man blicken müsse, um des Gefühls beruhigender Genesung theilhaftig zu werden. Es hat hier kein Zusammensprechen, um sich einen gemeinschaftlichen Zweck deutlich zu machen, kein Versammeltseyn an einem bestimmten Orte, kein Einwirken irdischer Mächte, die das Ziel bestimmten, wohin die menschliche Aufmerksamkeit ihre Richtung nehmen sollte, statt; was geschah nnd noch geschieht, das ist freywillig von jedem, welcher von dem Geiste der Zeit erleuchtet wurde, hervorgebracht. Nur eine Beschränkung kömmt fürs Erste noch bey diesem merkwürdigen Ereignisse zu bemerken vor; es sind nämlich fast lauter Deutsche, welche die Entwickelungsgeschichte der thierischen Organismen zu ergründen und damit die von Grund aus neue Umgestaltung der Lehre von dem thierischen Leben herbeyzuführen streben, und man kann kaum zweifeln, daß diese Besonderheit mit der Stiftung der deutschen Naturphilosophie in freundlichem Zusammenhange stehe, nicht in der Art, wie eine Schule durch Dogmen erhaschende Schüler sich mit den Schülern über alles ausbreitet, was diese betasten können, aber doch wohl durch die Erweckung eines tiefen Gefühls für das Rechte und Wahre und durch Belebung einer Naturforschung, welche, unzufrieden mit der Kenntniß der Erscheinungen eines vorübergehenden Daseyns, nicht tief genug dem Anfang der natürlichen Dinge nachspüren zu können, überzeugt ist. Während der orientirte Anatom, Physiolog, Zootom und Zoonom mit Sehnsucht den neuen Aufklärungen, welche bey dem rüstigen Arbeiten im Weinberge der Wahrheit ihm stündlich zukommen können, entgegenharrt, tritt Herr Valentin in die Mitte des schönen wissenschaftlichen Kreises und giebt im erhebenden Gefühle der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes mit seinem Handbuche für das, was bis jetzt in der Entwicklungsgeschichte des Menschen und der von Seite der leiblichen Natur ihm zunächst stehenden Thierclassen gelei-

stet wurde, einen Sammlungs- und für das, was noch geleistet wird und werden soll, einen Anhalts-Punkt. Bey jedem Organ, auf welches der Herr Verfasser zu sprechen kömmt, ist nämlich, wo schon frühere Arbeiten vorliegen, auf diese kurz hingewiesen, das Neuere aber, der vom Ref. gerühmten Periode Angehörende, vollständig angegeben und hierauf nach des Verfassers eigenen Beobachtungen das Geschichtliche in der Entwickelung der Organe erzählt. Wenn auch auf eine solche Weise der Anfänger eine Uebersicht des bisher in der Entwickelungsgeschichte Geleisteten, der Anatom und Physiolog, welche längere Zeit schon dem Gange der wissenschaftlichen Bearbeitung ihrer Fächer gefolgt sind, eine leicht zu übersehende und größtentheils genaue Recapitulation des Bekannten erhalten, und sich die lehrreichen Beobachtungen des Hr. V. daran leicht anschließen, so glaubt doch Ref., das Werk des Hrn. Valentin würde an ächt historischer Richtung, an Deutlichkeit in Bezeichnung dessen, worauf es ankömmt, und an mehrfacher Brauchbarkeit gewonnen haben, wenn in einzelnen §§. die Geschichte eines jeden Organs, so weit sie ihm durch fremde und eigene Arbeiten bekannt ist, ruhig wäre erzählt worden, und jeder Erzählung in einer Anmerkung die literärischen Notizen und kurzen Auszüge angehängt wären. Hätten noch diese das Literärische betreffenden Anmerkungen zweckmäßige Abtheilungen, allenfalls wie die S. 355 — 375, nach Jahrzahlen und innerhalb dieser wieder nach den Thierclassen, so würde auch noch insbesondere der Theil des Werkes, welcher die literärischen Notizen betrifft, wenigstens zur leichteren Uebersicht, bedeutend gewonnen haben; der Inhalt der §§. selbst aber hätte um so vortheilhafter sich ausgehoben, je leichter es nach dieser angegebenen Sonderung dem H. V. hätte werden müssen, seine Aufgabe, als Chronikschreiber der Natur, recht innig zu fühlen, und sich mit jener edlen Simplicität auszudrücken, wie sie der Chronik angemessen ist und wie er sie selbst, den in der Vorrede gegebenen Andeutungen nach, für nothwendig hielt. Auf diese Weise wäre dann auch jenes der historischen Tendenz gänzlich widersprechende, aber freylich auch nur selten hervortauchende Hinblicken auf die Zwecke der sich bildenden Organe oder des Entwickelungsganges vermieden worden, was um so mehr zu wünschen wäre, da es eben gerade einer der größten Vortheile aller geschichtlichen Naturforschung ist, daß damit dem grund- und bodenlosen Geschwätze von vorgeblichen Zwecken der thierischen Gebilde, von welchem sich selbst die ernsthaftesten Naturforscher so selten rein erhalten können, und welches wie die Erbsünde jedem guten Willen hemmend entgegentritt, wo möglich ein Ende gesetzt werde. Ref. würde ungemein erfreut seyn, wenn in einer zweyten Auflage, wozu mehrere Umstände und insbesondere alles, was einem Autor erfreulich seyn kann, sehr bald Anlaß geben werden, der Beweis sich fände, daß der H. V. mit ihm eines Sinnes geworden sey. Das Werk selbst zerfällt in drey Abschnitte, welche nicht wieder in §. getheilt sind, von deren Inhalt jedoch eine vorangeschickte Uebersicht nicht allein belehrt, sondern auch das Nachsuchen nach einzelnen Materien zweckmäßig erleichtert. Im ersten Abschnitte handelt der H. V. vom Eye und theilt diese Lehre wieder in die Betrachtung des unbefruchteten Eyes, in die der Lostrennung vom Eyerstocke bis zu seiner Fixirung im Fruchthälter und zur Entwicklung der Frucht, und in die Betrachtung des Eyes während der Fruchtentwickelung. In der Lehre vom Eye stellt der Hr. Verf., wie beym Anfange der Betrachtung einer jeden Entwickelungsperiode und der Geschichte der einzelnen Organe, an die Spitze der Untersuchung die Beschreibung des Vogeleyes und der in ihm bey der Bebrütung vorgehenden Ereignisse, was ganz billig ist, da die Untersuchungen der Vogeleyer ob ihrer Größe am leichtesten anzustellen sind, sich, sie zu wiederholen, immer Gelegenheit darbietet, jede Fortgangsstufe der Entwickelung genau ausgemittelt werden kann, die Classe der Vögel sich aber schon eines sehr vollkommenen Organismus erfreut, und daher alle, den Leib der Wirbelthiere zusammensetzenden Organe zu beobachten die

Gelegenheit darbietet. Die Eyer der Säugethiere finden sich nach des Hrn. B. Beobachtungen, worüber er schon früher in einer Dissertation von Bernhardt Nachricht gegeben hat, in den Graafschen Bläschen. Es sind kleine, vollkommen sphärische, in einer aus nahe liegenden Körnern bestehenden Scheibe inneliegende Körperchen, an welchen sich vier Theile unterscheiden lassen, eine äußere Haut, eine unter derselben liegende Körnerlage, ein vollkommen durchsichtiger, halbflüssiger Inhalt und das Keimbläschen. Beym menschlichen Weibe gelang unter sehr vielen Untersuchungen es H. B. nur zweymal, das Keimbläschen mit aller Bestimmtheit zu sehen. Bey einem Durchmesser der Scheibe von 0,005566 betrug der des Ey'chens 0,002934 und der des darin enthaltenen Keimbläschens 0,001820. Bey einem anderen Ey'chen von 0,003137 Diameter betrug der des Keimsbläschens 0,001922 P. Z. Die Maße von den Keimsbläschen und Ey'chen der Fledermaus, des Eichhörnchens, des Maulwurfs, des Kaninchens, des Schweins, des Schafes, der Katze sind S. 22—23 angegeben. Bey der Vergleichung des Eyes des Säugethieres mit dem des Vogels sieht sich der Verf. veranlaßt, als Resultat aufzustellen, daß das Eychen des Säugthieres dem ausgebildeten Eye des Vogels ganz und gar unähnlich sey, dafür aber vollkommen dem unausgebildeten Vogeleye entspreche, und der Unterschied zwischen beyden erst beginne, sobald die wahren Dotterkugeln in diesem erschienen sind. Die dünne Körnerscheibe, in welche das Ey'chen eingesenkt ist, und welche dem Ref., welcher sie mehrmalen an Kaninchen mit Aufmerksamkeit betrachtete, als eine sehr problematische Bildung erscheint, scheint dem Verfasser für die Folgezeit, wo nämlich das befruchtete Ey wächst und dabey aus dem Graaf'schen Bläschen in den Fruchthälter gelangt, keine hohe Bedeutung zu haben. Ist nun dieses wirklich begründet, worüber die Beweisführung ungemeinen Schwierigkeiten unterliegt, so müßte man schliessen, daß diese Körnerscheibe auf die Entstehung des Säugthiereyes in dem Graaf'schen Bläschen von desto größerem Einflusse sey.

In der zweyten Abtheilung des ersten Abschnittes, nämlich der Geschichte des Eyes von dem Momente seiner Lostrennung von dem Eyerstocke bis zu seiner Fixirung in dem Fruchthälter zur Entwicklung der Frucht, beginnt der Hr. B. wieder mit der Geschichte des Ausganges des Dotters aus dem Eyerstocke des Vogels und den Veränderungen, welche mit dem Eye im Eyleiter vor sich gehen, und er ist der Meynung, daß auch bey Säugethieren dem aus den Graaf'schen Bläschen ausgetretenen Eye, welches die Bedeutung des Dotters habe, Eyweiß und Schalenhaut als Chorion in den Eyleitern zugesetzt werde. Außer dieser, sehr wahrscheinlichen, Vermuthung kann aber freylich der H. B. eben so wenig, als irgend ein anderer außer ihm, eine auf deutlich beobachtete Thatsachen gegründete Aufklärung über das, was mit dem menschlichen Eye bey seinem Durchgange durch den Eyleiter wirklich geschehe, geben; dafür giebt er uns die Geschichte der Entwicklung des gelben Körpers, wie er sie an Kaninchen beobachtet hat, was aber wohl in eine Geschichte der Schwangerschaft, aber nicht in eine Entwicklungsgeschichte des Eyes und der Frucht gehört.

Die dritte Abtheilung, das Ey während der Fruchtentwicklung, fängt der H. B. mit den gewöhnlichen Klagen über die Schwierigkeiten des Gegenstandes und über die nicht zu bewältigende hieher gehörige Literatur an und handelt, A von den im Fruchthälter ausgeschiedenen Membranen und Flüßigkeiten, zunächst also von der decidua vera, welche sich nur im Menschen und Affen als ein eigenthümliches membranöses Gebilde vorfindet, dann von der reflexa; und nachdem er von S. 47—75 mit großer Vollständigkeit über alle einzelne diese Häute betreffende Puncte die neuere Literatur angeführt hat, giebt er uns S. 75 in einem Rückblicke seine eigene Ansicht, welche jedoch so viel Reflexion enthält, als in einer Darstellung, welcher nicht scharf genug der Charakter des einfachen Erzählens aufgedrückt seyn könnte, kaum hätte sollen angetroffen werden. Inzwischen findet es der H. B., ob wirklich, wie seit Bojanus häufig angenommen wird, sich durch

den Eintritt des Eyes die decidua vera einstülpe und aus dieser Einstülpung die decidua reflexa bilde, zweifelhaft. Ref., dem lange Zeit dieses Einstülpen gar nicht einleuchten wollte, fand sich übrigens durch R. Wagners Beobachtung unmittelbar an der Leiche einer im dritten Monate Schwangeren hievon vollständig überzeugt, und er kann nicht recht einsehen, was dieser Beobachtung, welche durch viele abgegangene Eyer bestätiget wird, an überzeugender Kraft eigentlich fehlen solle. Hierauf folgt B. die Betrachtung der in dem Eyleiter wahrscheinlich gebildeten Häute und Stoffe des Eyes, und hier wieder S. 82. von der Eyhaut, dem Chorion oder Exochorion; S. 89 von der an der innern Fläche des Chorions liegenden gallert- oder eyweißartigen Masse. Unter C. beschreibt der H. V. die Eytheile, welche mit dem Embryonalkörper in unmittelbarer Verbindung stehen und von denen das neue Individuum ausgeht, oder die selbst erst durch die Bildung desselben oder von ihm erzeugt werden. Hieher gehören a) die Nabelblase, welche dem Dottersacke der Vögel entspricht und b) das Amnion, endlich c) die Allantois, von welcher wieder das Endochorion ausgeht. Was der H. V. von der Nabelblase und dem Ausgange des Embryo aus ihr sagt, möchte wohl dermalen kaum mehr von irgend einem Physiologen bezweifelt werden; dagegen ist, was der H. V. von der Entstehung und Entwicklung des Amnions in Folge der v. Baer'schen Behauptungen sagt, für den Ref. nicht so apodiktisch gewiß, als es in seiner Darstellung erscheint. Ref. glaubt nämlich, daß sich beym menschlichen Eye die Sache mit der Amnionsblase ganz anders verhalte, als im Eye der Vögel. Pocles ist nicht der einzige, welcher in menschlichen Eyern frühester Zeit ein Amnion als geschloßene Blase angetroffen hat, ohne daß ein Embryo vorhanden gewesen wäre; auch Blumenbach beschreibt ein solches Ey. Im Ganzen stimmt auch Velpeau mit Pocles überein und Ref. hat selbst menschliche Eyer geöffnet, worin keine Spur von Embryobildung zu finden war, aber wohl eine deutliche Amnionsblase, und es deucht ihm daher, daß der Analogie vom Vogeleye in Hinsicht auf die Amnionsbildung auf das menschliche zu voreilig übertragen worden sey. Zu der Betrachtung der Allantois, welcher die Ideen v. Baer's und Burdach's, worin Ref. mehr Theorie als Erfahrung anzutreffen glaubt, zu Grunde liegen, gesellt sich auch die Lehre von der Placenta und dem Nabelstrang. Ein Anhang über Pocles vesicula erythroides und dessen Theorie der frühesten Formation des menschlichen Eyes und Embryo, dann ein zweiter über kranke durch Abortus abgegangene Eyer, schließt diesen ersten Abschnitt.

Im zweyten Abschnitte handelt der H. V. von dem Embryo. Embryo heißt dem H. V. ein individuelles, organisches Wesen in der Periode seines Lebens, in welcher seine individuelle Existenz und die mit derselben verbundenen Metamorphosen der Stoff- und Größenverhältniße nicht nur durch die eigene Kraft, und die zur Darlegung derselben nothwendigen Gegenstände und Bedingungen der fremden, organischen und unorganischen Außenwelt, sondern durch Beyhülfe eines von einem gleichartigen, mütterlichen Körper excernirten, nicht blos hinzugeführten Productes, welches der in Folge der Befruchtung mit dem Triebe zur individuellen Ausbildung und zur selbstständigen Existenz versehenen Anlage Bildungsmaterie und entweder alle oder doch bey Weitem die meiste Nahrung giebt, realisirt werden.

Nun ist freilich das Ey der Leib der durch Zeugung entstandenen Möglichkeit eines neuen Individuums, und der Fötus die Wirklichkeit des individuellen Daseyns. Zwischen beyden liegt also ein Mittelzustand des Uebergehens aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit, und dieser Mittelzustand ist im Embryo ausgedrückt. Daher dann Ref. glaubt, die etwas weitläufige Bestimmung, was ein Embryo sey, hätte sich kurz und doch vollständig so geben lassen: Embryo ist ein organisches Individuum, so lange sein Daseyn noch vom Eye, von der beym Zeugungsakte gewordenen Möglichkeit, abhängig ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. October.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



Handbuch der Entwicklungsgeschichte des Menschen ꝛc.

(Fortsetzung und Schluß.)

Zum Anhaltungspunkte der Lehre von den manchfachen Metamorphosen der Fruchtanlage, welche das Hauptobject der Entwicklungsgeschichte sind, dient zunächst die Geschichte der Keimhaut, da der Embryo eben nie etwas anderes ist, als eine aus der Keimhaut, welche als das erste im Eye erscheinende Individuelle gelten muß, ausgehende Metamorphose der Keimhaut selbst. Wenn aber der H. V. von der Idee durchdrungen ist, daß man die Fruchtanlage als in mehrere Blätter getheilt ansehen müsse, welche auf verschiedene Weise nach bestimmten Gesetzen sich falten, an Masse und Ausbildung zunehmen, und so die einzelnen Körpertheile darstellen, und mithin die ganze Lehre von den Sonderungen der einzelnen Gebilde und von dem Entstehen eines jeden einzelnen in drey Abschnitte bringt, in die Lehre von der Entwicklung des serösen, des Gefäß- und des Schleim-Blattes, so kann Ref. durchaus mit ihm nicht einverstanden seyn, weder mit dem, was von der Theilung dieser drey Blätter, noch mit dem, was von der Entstehung irgend eines Organs aus einem der drey angegebenen Blätter gesagt wird. Diese Opposition von Seite des Ref. hat übrigens nicht ihren Grund in einer grämlichen Gemüthsverstimmung eines alten Naturforschers, welcher fürchtet, es ginge an dem Werthe seiner physiologischen und zootomischen Lehrsätze damit etwas verloren; Ref. kennt vielmehr die Sache sehr gut, kann sich aber nicht anders überzeugen, als daß in Folge der Entwicklung der einzelnen Organe hier und dort theils membranöse Bildungen entstehen, weil sie das organische Gebilde fordert, theils als Ueberschüsse einzelner Gebilde oder als Abgrenzungen derselben hervortreten, theils, einmal entstanden, für sich eine besondere Entwicklung als Membranen durchlaufen. Ref. muß daher sehr wünschen, daß irgend ein tüchtiger Naturforscher, allenfalls Herr Valentin selbst, mit Hinweglassung aller Vorurtheile, zu welchen die Lehre von den drey Häuten der Keimscheibe mag geführt haben, und allenfalls mit dem Vorsatze, das Gegentheil zu finden, an die Untersuchung des Vogeleyes gehe, bis wohin es einstweilen dahingestellt bleiben mag, wie viel an der Sache Wahres, wie viel hypothetisch Erdachtes, und ob es erlaubt sey, das am Vogeleye Beobachtete so unbedingt auf die Säugethiere und den Menschen überzutragen. Der H. V. kömmt übrigens selbst dem Ref. mit einer Stelle S. 146 entgegen, wodurch Ref. eben ermuthiget wurde, seine Meynung gerade auszusprechen.

„Indem wir aber, heißt es am a. O., für diese Richtung das Wort führen, müssen wir andererseits doch offen bekennen, daß bisweilen selbst von diesen Männern Manches in die Beobachtung hineingelegt worden zu seyn scheint. Die Entwicklungsgeschichte der Sinne, der Respirationsorgane u. dgl. kann uns hier mehr als ein Beyspiel liefern. Es geht hier gerade so, wie mit der Bestimmung der Analogieen und Bedeutungen der Organe, in welche ebenfalls so viele subjective Lieblingsideen sich eingeschlichen haben, ohne daß der Autor sie für etwas Anderes hielt, als für das Resultat einer rein objectiven Vergleichung und die Frucht einer neueren, aber wahreren Auffassung der Dinge.“

Zu den Entwicklungen des serösen Blattes werden gerechnet das Gehirn und Rückenmark nebst dem Auge und Ohre, dann die Knochen, Muskeln und die Haut. Bey der allgemeinen Betrachtung der Entwicklungen des serösen Blattes, handelt der H. V. von

der Entstehung des Primitivstreifens und der, kurze Zeit darnach zu beyden Seiten desselben sich zutragenden Erhebung der Rückenfalten oder Rückenplatten, wie es vorzüglich am bebrüteten Vogeleye, dann aber auch spurenweise bey den Säugethieren, sonst überall bey den Wirbelthieren, beobachtet wurde, und wie es sich der Analogie nach beym Menschen vermuthen lasse. Die Lehre vom Gehirn und Rückenmark können nach des H. V. Dafürhalten nicht füglich von der Geschichte der häufigen Hüllen desselben getrennt werden. Für das Arrudiment der Centraltheile des Nervensystems wird die zwischen den Rückenplatten und der Rückensaite eingeschlossene Flüssigkeit in der Art erklärt, daß Hirn und Rückenmark zugleich aus ihr hervorgehen, und ersteres nicht für einen aus dem Rückenmarke hervorgewachsenen Theil anzusehen sey. Ref. giebt auch gerne zu, daß Hirn und Rückenmark gleichzeitige Entwicklungen sind, glaubt aber mit Baumgärtner, daß beyde aus zwey zarten Markstreifen entstehen, welche an der inneren Seite der Rückenplatten sich entwickeln. Der Unterschied zwischen Hirn- und Rückenmarks-Entwicklung fällt in das eine und selbe Arrudiment beyder, und ist es einmal zur bestimmten Scheidung zwischen Hirn und Rückenmark gekommen, so verfolgt jedes seinen eignen Entwicklungsgang, und zwar in den höheren Thieren das Hirn viel rascher als das Rückenmark, ein Unterschied, welcher wahrscheinlich im Menschen in noch höherem Grade hervortritt. Zuerst giebt der H. V. die Entwicklungsgeschichte des Hirnes, dann des Rückenmarkes, worauf dann anhangsweise die Geschichte des Auges mit großer Umsicht und Ausführlichkeit, dann eben so die des Ohres vorgetragen wird. Hirn und Rückenmark sind Bildungen, welche in dem von den beyden Rückenplatten erst als Rinne, dann als Kanal enthaltenen Raume entstehen. Im Gegensatze gegen diese enthaltenen Theile betrachtet nun der Hr. V. die Wand des Kanals selbst als den peripherischen Theil der Entwicklungen des serösen Blattes, und handelt jetzt von der Entwicklung der Knochen, der Muskeln und der Haut. Irrt Ref. nicht, so zeigt sich hiebey die große Unbequemlichkeit, welche nicht ausbleiben konnte, wenn einmal die Abtheilung der Entwickelungsgeschichte nach den drey vorgeblichen Platten der Keimhaut gewählt wurde. Es wird hier Rückenmark und Hirn vom übrigen Nervensystem gänzlich getrennt, und es kommen Theile zur Betrachtung, welche nicht bloß in den Rückenplatten, sondern auch in den Bauchplatten auf ähnliche Weise sich ausbilden, und bey letzteren ohne alle Beziehung zu den Centraltheilen des Nervensystems sind, daher dann auch der H. V. S. 241, wo er auf Rippen und Brustbein zu sprechen kommt, erst von den Bauch- oder Visceral-Platten sprechen muß. Und so entsteht denn auch die Unbequemlichkeit, daß jenes, was an der Spitze der Lehre von der Geschichte des Knochensystems stehen sollte, nämlich die Bildungsgeschichte der Knochen nach ihren drey Zuständen, erst S. 258, wenigstens zum Theil, wie der H. V. sich selbst ausdrückt, wieder nachgetragen werden muß, da vorher schon von den einzelnen Knochenstücken und ihrer Geschichte gehandelt wurde. In der zweyten Abtheilung des zweyten Abschnittes, S. 278, handelt der H. V. von dem Gefäßblatt und mithin zunächst von der Entstehung des Blutes und der Blutgefäße. Voraus geht, wie gewöhnlich, eine Uebersicht der Beobachtungen und daraus geschöpften Ansichten früherer Forscher, dießmal chronologisch mit Wolff anfangend und mit J. Müller endigend. Unter 4) wird Döllinger angeführt, welcher seine Ansicht über die erste Entstehung des Blutes in Panders Schriften niedergelegt, und welcher diesen Ansichten in seiner Abhandlung über den Kreislauf noch einiges hinzugefügt habe. In wie weit in Panders Schriften Ansichten von Döllinger vorherrschen, weiß nun Ref. freylich nicht anzugeben; was aber Döllinger über den Kreislauf in Fischembryonen und die Ausbreitung des Blutes daselbst sagt, das sind, wie die Darstellungsart zeigt, wirklich von ihm gemachte Beobachtungen und keine Ansichten. Auch haben Andere schon das Nämliche gesehen, so wie denn auch nur Beobachtungen wieder an Fischembryonen ohne Vorurtheil angestellt und nicht Redensarten, wie S. 301, „man sollte doch endlich einmal rc." darthun müssen, ob Döl-

linger recht gesehen, oder nicht recht gesehen habe. Uebrigens unterscheidet dieser Naturforscher die erste Entstehung des Blutes und der Blutgefässe bey dem bebrüteten Eye sehr wohl von der Ausbreitung des Blutes in dem schon gestalteten Embryoleibe; denn in den Grundzügen der Physiologie S. 148, sagt er, wovon der Bildung des Gefäßhofes die Rede ist:

„Die Schwierigkeit, so ungemein zarte Verhältnisse zu beobachten, und die kurze Zeit, welche von dem ersten Erscheinen des Herzens im Vogelembryo bis zu der Ausbildung, von welcher hier die Rede ist, verschwindet, der Mangel einer vielfältigen Beobachtung, lassen über diese erste Periode der Herz- und Gefäßbildung noch ein tiefes Dunkel, welches erst die Zeit und die Einsicht in die hohe Wichtigkeit der Aufgabe erhellen können."

Dagegen beruft er sich bey der Lehre von der Verbreitung des schon im Gefäßhofe gewordenen Blutes auf seine an Fischen angestellten Beobachtungen, obgleich ihm die schon von J. Müller erhobenen Zweifel gewiß nicht unbekannt geblieben waren. Der Hr. V. fühlt nun die hohe Bedeutung des Gegenstandes vollkommen, und will auch damit entschuldigen, wenn er weniger die nothwendige Kürze hiebey beobachte. Daher er dann auch zuerst von der Art, wie die Sache untersucht werden müsse, handelt; was er aber selbst durch mühsame Untersuchungen fand, gründet sich vorzüglich auf die Behauptung, daß die drey Blätter der Keimhaut schon vor ihrer Umbildung durch histologische Charaktere von einander zu unterscheiden seyen. Ref. muß nun gestehen, daß ihm die Geschichte der Blutbildung aus der Erzählung des H. V. nicht vollständig deutlich geworden ist; davon mag nun freylich die Schuld an Ref. liegen, welcher die Vorstellung, daß das Gefäßblatt erst mit der Blut- oder Ader-Bildung selbst entstehe, vielleicht aus alter vorgefaßter Meynung nicht los werden kann. Auch kann er nicht bergen, wie ihm bey aufmerksamem und wiederholtem Durchlesen Zweifel aufgestiegen sind, die vielleicht nur auf Mißverständnissen beruhen, die er aber ob der Wichtigkeit der Sache doch gerne gelöst hätte. Es wird nämlich S. 288. behauptet, daß man irrthümlicher Weise die Aufwulstungen des Schleimblattes, welches, beyläufig gesagt, ursprünglich nur eine Schichte anhängenden aber schon in Auflösung übergegangenen Dotters zu seyn scheint, für Inseln des Gefäßblattes angesehen habe. Hiemit kommen also die Inseln aus der Blutbildungsgeschichte in so ferne gänzlich heraus, als man sie für die Hauptsache bisher gehalten hat. Dafür haben so viele Beobachter diese Inseln sich allmählig röthen sehen, und sie eben darum, weil sie nach und nach die rothe Farbe annehmen, für die Anfänge des Blutes gehalten. Und doch spricht der H. V. S. 289. auch selbst wieder von sehr kleinen Blutinseln, welche verführen könnten, einzelne darunter liegende Dotterkugeln für rothgefärbt anzusehen. Was sind dieß nun für kleine Blutinseln, von denen doch bisher nichts gesagt worden ist? Auch gesteht der H. V., daß er trotz vieler darauf verwandter Mühe nur in dem durchsichtigen Hofe, wo sich bekanntlich die Stämme der Adern bilden, und nicht in dem Gefäßhofe selbst das Eingehen des Gefäßblattes in die erste Metamorphose habe beobachten können. Diese erste Metamorphose soll nun auf folgende Weise entstehen. Das Gefäßblatt soll in gewißen Punkten sich concentriren, und indem dadurch seine Masse an den Zwischenstellen verdünnt wird und größtentheils verschwindet, soll nun auch an den concentrirten Stellen ein Colliquesciren eintreten und sich das Concentrirte in eine zähe, vollkommen durchsichtige und weiße Flüssigkeit verwandeln. Die angesammelte, völlig durchsichtige Flüssigkeit, also die metamorphosirten Theile des Gefäßblattes selbst, sollen sich nach außen zu völlig durchsichtigen, wasserhellen Massen, den künftigen Gefäßwänden, und nach innen in unbestimmte kugelige oder längliche Körperchen, welche anfangs ganz dicht aneinander liegen und sich endlich zu bestimmten Kugeln von runder Form sondern, dann, während die sie umgebende Masse immer flüssiger wird, sich röthen und damit die Blutmasse darstellen. Ref. muß gestehen, daß ihm die gleichzeitige Entstehung des Blutes und der Gefäßwand ob ihrer ungemeinen Einfachheit bey wei-

tem beyfallswerther scheint, als alles, was bisher nur immer von Gefäßbildung gesagt wurde, und hegt daher die Hoffnung, daß sich das für die gesammte Physiologie so höchst wichtige Problem bald vollständig lösen und über alle Zweifel, welche er oder andere nähren mögen, erheben werde.

Von der Blutflüssigkeit sagt der H. V., sie sey anfangs vollkommen hell und durchsichtig, und werde späterhin gelblich und zuletzt roth. Die Blutkörperchen entstünden bestimmt nicht aus Dotterkügelchen. Die fernere Geschichte der Entwicklung des Blutsystems theilt der H. V. in die des Kreislaufes in den Dottergefässen, der in dem Embryo selbst enthaltenen Gefässe und der Herzbildung. Die Einrichtung des Gefäßhofes wird auf die gewöhnliche Weise im Hühnchen beschrieben und gezeigt, in wie ferne davon eine Anwendung aus Analogie auf den Menschen gemacht werden könne. In der Lehre von der Verbreitung der Embryonal-Gefässe ist von den Arterien und Venen und insbesondere auch von der Halskiemenbildung und den Arterienbogen die Rede. Daß die Epoche von dem Verschwinden der Kiemenarterien, welche aus einem einfachen Stamme hervorgehen, bis zur Theilung in zwey Stämme, welche nach abgeschickten Aesten zur oberen Körperhälfte zur Aorta descendens zusammentreten, nicht vollständig aufgeklärt sey, liegt in der Natur der Sache; daß aber in der Vereinigung zweyer Aortenbogen zu dem einen Stamme der Aorta descendens, der Amphibientypus und vorzüglich der Schlangenkreislauf dargestellt werde, ist um so einleuchtender, als auch in der Kiemenbildung der Fischtypus ohne allen äußern Zweck, denn wer möchte dabey an ein Athmen denken, dargestellt wird. Noch ehe der H. V. auf das Herz und seine Entwicklungsgeschichte selbst zu sprechen kömmt, ist auch, wie es hieher gehört, von der Bildung der Placenta ausführlich die Rede. In einem Anhange handelt der H. V. auch noch die Geschichte der Wolff'schen Körper, der Geschlechts- und Harn-Organe, von S. 253. — 422. ausführlich ab. In der dritten Abtheilung des zweyten Abschnittes wird von der Umwandlung des Schleimblattes gehandelt, zu dessen primären Metamorphosen der H. V. das Darmrohr und Gekröse, das Zwerchfell und den sympathischen Nerven rechnet, wobey man sich dann in Hinsicht des letzteren nicht enthalten kann, die ungemein hohe Bedeutung zu bewundern, welche es für die durchaus dunkle physiologische Lehre des Nervensystems haben müßte, wenn es sich, die Wirklichkeit und Bedeutung der drey Blätter der Keimhaut vollständig zugegeben, erweisen ließe, daß das Arrudiment des sympathischen Nerven ein ganz anderes sey, als der übrigen Theile des Nervensystems uud insbesondere des Centraltheils desselben. Zu den secundären Metamorphosen des Schleimblattes rechnet der H. V. die Einfurchungsbildungen als: Nase, Mund, After, Kiemenspalten und Kiemenbogen, so ferne sie nämlich äußerlich neben den Arterienbogen bestehen, wozu noch als Anhang das Zungenbein kömmt, dann die Ausstülpungsbildungen, als: Lungensystem, Leber, Speicheldrüsen und Allantois. Endlich S. 562 schließt eine tabellarische Uebersicht der Metamorphosen des Eyes den ganzen, den Haupttheil des Werkes ausmachenden, zweyten Abschnitt. Den dritten Abschnitt bilden Fragmente zu einer künftigen Gesetzlehre der individuellen Entwickelung. Ref. kann übrigens in diese meist theoretischen Betrachtungen, die Niemand ohne hohes Interesse lesen wird, nicht eingehen. Sein Zweck indem er die Anzeige des Werkes des Herrn Valentin übernahm, war nur der, auf die hohe Wichtigkeit der Entwicklungslehre auch von seiner Seite aufmerksam zu machen, woraus dann der ganz eigenthümliche Werth des Handbuchs der Entwickelungsgeschichte, von welchem bisher die Rede gewesen, von selbst sattsam erhellt. Denn nicht allein findet man hier die schon so weitläufig gewordene Literatur der neuesten Zeit, sondern es ist auch nicht eine merkwürdige Thatsache in der Entwickelungsgeschichte der höheren Thiere, welche nicht durch den unermüdeten Fleiß und die höchst schätzenswerthe Beobachtungsgabe des Herrn Valentin wäre beleuchtet worden, und durch historische Begründung gewonnen hätte. Was Ref. bey Aufzählung einiger Stellen des wichtigen Werkes da, wo er glaubte, als Selbstbeobachter mitsprechen zu können, einschaltete, und überhaupt, was er über die Einrichtuug des Werkes und über einzelne Aeußerungen des Verfassers einstreute, soll, wie sich von selbst versteht, an diesem Urtheile Nichts ändern. Ref. hat keinen höhern Wunsch, als daß alle Anatomen und Physiologen, die Zeit erkennend, mit ihm übereinstimmend den Werth des von Herrn Valentin Geleisteten fühlen und dankbar anerkennen mögen, wie viel sie seinem nicht genug zu lobenden Eifer jetzt schon verdanken.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. October.

Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre 1305 von Leopold August Warnkönig. Erster Band. Mit einer Karte von Flandern aus dem 14. Jahrhundert und einem Facsimile. Tübingen bey L. F. Fues. 1835.

Kaum möchte es ein Land geben, welches bey einem so kleinen Umfange eine solche Menge großer und schöner Städte aufzuweisen hätte, wie das heutige Belgien; selbst England, so bebaut und belebt es auch ist, steht darin bey Weitem nach; es bietet mit allen seinen Städten doch nicht das großartige Bild dar, welches sich dem Reisenden bey dem Anblicke von Lüttich, Löwen, Mecheln, Brüssel, Antwerpen, Brügge, Gent, Ypern u. s. w. vor die Augen stellt. Nur die Lombardei, in deren Städtegeschichte sich überhaupt manche Analogie mit der der Niederlande findet, ließe sich darin mit Belgien in Vergleich stellen. Insbesondere war aber die Heimath der alten fränkischen Königsgeschlechter, der Merovinger und Karolinger, bestimmt gewesen, während des Mittelalters aus ihrem Schooße das städtische Element, welches als eine neue und gewaltige Potenz in die germanische Welt hineintrat, zu entwickeln. Wir sehen also vorzüglich in Flandern die Städte damals mit fast beyspielloser Schnelligkeit zu hohem Ansehen emporsteigen, und noch jetzt staunt man über die Pracht und Herrlichkeit derselben. Dennoch ist dieß nur der schwache Abglanz glücklicherer Zeiten, als jene Städte wirklich noch der Sitz des Welthandels waren, jener Zeiten, wo Frankreichs Königin in ihrem größten Schmucke bey dem Anblicke der Frauen von Brügge gestehen mußte, bisher habe sie geglaubt, allein die Königin zu seyn, jetzt sähe sie, hier gebe es noch sechshundert außer ihr; jener Zeiten, zu denen aus einigen Häuschen auf einem zum Schutze Brügge's aufgeworfenen Damme in wenigen Jahren eine der blühendsten Handelsstädte, Damm, werden konnte, deren Seerecht lange Zeit die Norm für die Schiffahrt auf Nord- und Ostsee ward. Aber alle Lebhaftigkeit der flandrischen Städte muß übertoffen worden seyn durch die Messe zu Thourrout, ein flandrisches Makariew. Noch haben wir die Meßprivilegien, welche die von den Hennegauern wegen ihrer Härte la dame noire genannte Gräfin Margaretha (von Constantinopel) huldreich ihren flandrischen Städten gab und welche von ihrem Sohne Guy de Dampierre im Jahre 1290 bestätigt wurden. Alle Freyheiten, die, wie die Urkunde sagt, seine tres noble, tres chière dame et mere bewilliget hatte und die er auch im Einzelnen nicht anders anführt, als mit den Worten: „Encore dist me dame," erkennt auch Guido an, insbesondere aber noch für Thourrout, welches den vorzüglichsten Markt hatte; sobald hier die Messe begann, mußten in ganz Flandern die Hallen der Kaufleute geschlossen werden.

Die vorstehenden Bemerkungen sind zum großen Theile demjenigen Werke entlehnt, dessen Anzeige wir hier übernommen haben. Dasselbe hat die Schilderung der flandrischen Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre 1305 zum Gegenstande. Das Werk reicht bis zum Tode des erwähnten Guido, der, nachdem sein ihm getreues Volk unter Wilhelms von Jülich Anführung in der bekannten Sporenschlacht (Bataille des éperons, Schlacht bey Courtrai am 11. July 1302) den Sieg errungen hatte, aus langer Gefangenschaft, in welcher ihn sein Lehnsherr, der König von Frankreich gehalten

hatte, heimgekehrt war, bald darauf aber starb. Es liegt uns von Warnkönigs flandrischer Staats- und Rechtsgeschichte bisher nur ein erster Band vor; aus demselben geht aber die große Bedeutung des Gegenstandes und der Beruf des Verfassers zur Bearbeitung desselben so sehr hervor, daß wir nur sehnlichst die baldige Fortsetzung wünschen können, und das um so mehr, da für Vieles, was hier einstweilen erst angedeutet werden konnte, eine weitere Ausführung versprochen ist. Der Verfasser ist wahrhaft beneidenswerth. Ein so reichhaltiges noch unbenütztes Material hat nicht leicht einem historischen Schriftsteller zu Gebote gestanden, als ihm; er hat eine zwar sehr mühsame aber auch überaus dankbare Arbeit übernommen, mit welcher er sich große Verdienste sowohl um die Geschichte Deutschlands, als Frankreichs, als auch um die des Mittelalters überhaupt erworben hat. Nur gegen den Styl ließen sich allerdings einige Einwendungen machen; es fehlt insonderheit nicht an wörtlichen Wiederholungen, auch beobachtet der Verfasser eine gewisse Einförmigkeit in den Uebergängen, unter welchen das: „wir beeilen uns" (S. 325. S. 328) eben nicht der wohlgewählteste ist. So stehen auch S. 148 die Worte: „die Verheirathung seines Sohnes" in keinem gehörigen Zusammenhange mit dem Vorhergehenden.

Für Deutschland ist die Geschichte Flanderns aus mehrfacher Rücksicht von Wichtigkeit, nicht nur, weil ein Theil davon ehemals zum deutschen Reiche gehört hat, sondern auch deshalb, weil in Folge der großen Ueberschwemmungen, welche Flandern erfuhr, eine so große Zahl gewerbthätiger Colonisten sich über Deutschland verbreitete, über deren Schicksale in neuester Zeit v. Wersebe in seinem Werke über die niederländischen Colonien viel Licht verbreitet hat; noch bewahrt Hr. Willems zu Eecloo eine Mehrzahl von Wanderliedern jener die Heimath meidenden Flandrer. Doch wenden wir uns nunmehr zu einzelnen Parthieen des Buches.

In einer höchst belehrenden Einleitung giebt der Verfasser, indem er von den Quellen und der Literatur der älteren Geschichte Flanderns handelt, Auskunft über das von ihm benützte Material; dieß führt ihn darauf hin, eine Geschichte und Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der flandrischen Archive zu entwerfen (§. 2. S. 5 — 20). Allerdings ist auch hier Vieles ein Raub der Zerstörungslust neuerer Zeiten geworden, aber dennoch enthalten diese Archive noch immer einen ungemein großen Reichthum an Urkunden. Zeugniß davon giebt der zum großen Theile aus denselben geschöpfte Inhalt des Buches, dann aber auch der diesem ersten Bande beygefügte Anhang, noch mehr ist von dem Verfasser für die Zukunft verheißen. Wir werden noch öfters Gelegenheit haben, jenes Anhanges zu gedenken, können aber schon hier nicht umhin, auf zwey in demselben enthaltenen Urkunden aufmerksam zu machen, welche dem berühmten Eginhard, welcher seit dem Jahre 826 Abt von S. Bavo in Gent war, ihren Ursprung verdanken. Von der einen, welche der Verf., sich selbst berichtigend, nicht ins Jahr 830, sondern 829 setzt, (vergl. Anhang S. 13 und 101), liefert er ein Facsimile; die andere würde wohl eher dem Jahre 839 als 840, wie der Verfasser annimmt, angehören; sie ist im September ausgestellt und spricht von Ludwig dem Frommen, als dem regierenden Kaiser. Dieser aber war schon am 28. Juny 840 gestorben und schwerlich konnte Eginhard dessen unkundig seyn; allerdings weist das in der Urkunde angegebene 27ste Regierungsjahr auf 840 hin. Besonders merkwürdig sind unter jenen Archiven die gräflichen zu Rüpelmonde und Lille, letzteres nebenbey auch deshalb, weil die Familie unseres Dionysius Gothofredus gleichsam ein Successionsrecht in das ungemein treu und sorgsam verwaltete Archivaramt erworben zu haben scheint; der Enkel jenes Dionysius, gleichen Namens, war der erste von Ludwig XIV. ernannte Archivar; er starb im Jahre 1680, und nun dauerte die Succession der Gothofrede fort bis zum Jahre 1819; besonders ausgezeichnet unter diesen war Denis Jos. Godefroi, der bereits in seinem neunzehnten Lebensjahre jenes Amt bekleidete (S. 10). In-

dem der Verfasser auf die einzelnen Bestandtheile des von diesem Godefroi geordneten Archives von Lille eingeht, bemerkt er, daß mehrere der Chartularien nicht aufzufinden gewesen seyen. Zu unserer Freude sehen wir aus den dem Buche beygefügten Zusätzen (S. 461), daß das Cartulaire de Gand sowohl als des C. des Empereurs nachmals doch noch ans Licht getreten ist. Sehr bedeutend sind dann neben den gräflichen die Archive der Klöster und Stifter. Aus diesen läßt sich für die Zukunft unstreitig sehr viel Aufschluß über die Gaugeographie Flanderns erwarten, worauf der Verfasser ausdrücklich (S. 94) aufmerksam macht; für den Augenblick, ohne völlige Durcharbeitung aller zu Gebote stehenden Urkunden, ließ sich in dieser Rücksicht noch nicht Befriedigendes geben. Den Klöstern und Stiftern danken die Bewohner Flanderns, außer dem Unterricht in der Religion und den Wissenschaften, auch die Urbarmachung ihres Landes, oder eigentlich mehr als das, sie verdanken ihnen zum Theil ihr Land selbst, welches erst den Wogen des Meeres abgetrotzt werden mußte. An mehreren Stellen (S. 85. S. 101) spricht der Verfasser mit großer Anerkennung über die durch die Klöster, unter welchen vorzüglich die Abtey S. Bertin von Sithiu zu nennen ist (S. 104), verbreiteten Segnungen und Wohlthaten. Auch theilen wir mit ihm den Wunsch (S. 41 Note), daß die zwar schon gedruckten Acta Sanctorum Belgii, wobey besonders zwey alte auf der Universitätsbibliothek zu Gent befindliche Codices zu Rathe zu ziehen seyn möchten, ebenfalls eine Stelle in den Monumenta Germaniae historica finden möchten, namentlich das Leben des heil. Bavo, da die nach ihm benannte Abtey selbst auf deutschem Reichsboden belegen war. Sehr erfreulich ist es, daß doch noch wenigstens ein Theil der Urkunden der S. Bertinianischen Priorey zu Poperinghen, welche von einem Bäckerknechte bereits zu Bücherdecken verkauft waren, gerettet worden ist. Auch die Städte verwendeten große Sorgfalt auf ihre Archive; um diese benützen zu können, hat der Verfasser die einzelnen Orte bereist; er hat bey dieser Gelegenheit viele Originalien und die auf Befehl der Herzoge von Burgund angelegten und sehr brauchbaren Copialbücher gefunden. — Wir übergehen den übrigen Theil dieser interessanten Einleitung, da schon Hr. Prof. Leo in seiner Anzeige des vorliegenden Werkes in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik (1835. März) auf dieselben ausführliche Rücksicht genommen hat, können aber bey dieser Gelegenheit nicht umhin, dem erwähnten Hrn. Referenten in seinen Bemerkungen über die Art und Weise, wie der Verfasser sich über dessen niederländische Geschichte vernehmen läßt, beyzustimmen.

Nächst jener Einleitung bietet uns nun dieser erste Theil zwey Bücher dar, von denen das eine die flandrische Landesgeschichte, das zweyte den geselligen und rechtlichen Zustand Flanderns im dreyzehnten Jahrhunderte schildert. Der Verf. giebt uns dort eine kurze aber anschauliche Schilderung der allmähligen Entwickelung der politischen Verhältnisse Flanderns, indem er hauptsächlich nur diejenigen Punkte hervorhebt, welche auf die Ausbildung des Rechtszustandes von Einfluß gewesen sind. Außer der eigenthümlichen Beschaffenheit des Landes, seiner Lage am Meere und auf der deutschen und französischen Gränze, kommt in jener Rücksicht besonders der Umstand in Betracht, daß in Flandern sehr oft die Succession des Mannsstammes unterbrochen worden ist. In Folge dessen kam das Land vermittelst Heirath an verschiedene auswärtige Prinzen; so zählt es Fürsten von dänischer, normannischer, deutscher, portugiesischer, savoischer und französischer Herkunft unter seinen Grafen. Dieser vielfältige Wechsel der regierenden Häuser mußte bey den Flandrern mindestens eine gewisse Gleichgültigkeit gegen ihre Fürsten erzeugen; die fremden Herren mußten sich daher auch oft manche Beschränkung von Rechten gefallen lassen, die ihre Vorgänger noch gehabt hatten und durften nicht leicht wagen, gegen die sich ausbildenden Freyheiten ihrer Unterthanen aufzutreten. Geschah dieß, so gab es Unruhen und Aufruhr, und so redete auch (nach einer vom Verfasser aus Gach-

ard's Collection des Documens inédits concernant l'histoire Belg. Tom. I. mitgetheilten Stelle) Karl der Kühne, Herzog von Burgund nicht ohne Grund eine Deputation der flandrischen Stände mit folgenden charakteristischen Worten an: Entre vous Flamengs, avecq vous dures testes avez toujours contempné ou hay vostre prince: car quant ilz n'estoient point bien puissant, Vous les contempnastes, et quant ilz estoient puissans, et que Vous ne leur pouvoyès rien faire, Vous les hayastes. Jaime mieux que Vous me hayez, que contempnez. Es möchte dem gegenüber wohl etwas bedenklich seyn, der an einer andern Stelle ausgesprochenen Ansicht des Verfassers, die Anhänglichkeit der Flandrer an die angestammten Fürsten habe keine Grenzen gekannt (S. 242), beyzupflichten. Ueberhaupt standen die Flandrer, wenigstens in früherer Zeit, auch auswärts nicht im besten Renommée.

In dem ersten Kapitel seines Abrisses der flandrischen Geschichte, welches den ältesten Zustand des Landes nach der Völkerwanderung und vor Errichtung der Grafschaft schildert, theilt der Verfasser auch mehrere Bemerkungen über den Namen Flandern mit. Derselbe findet sich zuerst in dem Leben des heiligen Eligius, welches etwa um das Jahr 678 von S. Audoenus geschrieben worden ist; hier heißt es nämlich, der Heilige habe gepredigt in municipio Flandrensi i. e. Brugensi. Hiermit bringt dann der Verfasser (S. 86) eine ihm von zweyen Alterthumsforschern mitgetheilte Conjectur zur Erklärung des Namens Flandern in Verbindung. „Vlander oder Vlonder heißt auf alt flammändisch Brücke und Flandern das Land der Brücken, Brüggen. Jene Gegend, damals voll Morästen und Teichen mußte deren so viele haben, daß man es leicht darnach nennen konnte. Da nun die so bewässerten Stellen auch Vlasmen oder Vlaenen genannt werden, so erklärt sich auch der Name Vlaming oder Vlamingx, nämlich die Vlas-minghen-Bewohner dieser Gegenden: eine Conjectur, welche durch den Namen eines der ältesten Thore von Brügge, die Vlaminxporte, nach Westen zu gelegen, unterstützt wird. Die niederdeutsche Sprache wird lingua Flamminga genannt, woraus man französisch zuerst Flammingante, dann Flamand, belgisch Flaemsch, deutsch Flämisch gemacht hat." Auch uns sagt im Ganzen diese Conjectur, wenigstens der erste Theil derselben zu, und wir wünschten wohl, da der Verfasser die Entscheidung von sich ablehnt, eine andere Autorität darüber zu vernehmen. Einstweilen möge jedoch noch auf einige mit dem Namen Flandern verwandt scheinende Worte hingewiesen werden: z. B. flanto, im Latein des Mittelalters ein Kuchen, wohl unser heutiges Wort: Fladen, insbesondere aber das niederländische vlaen: purgare, excoriare, wohin fleths (mundities, nitor) und die gothischen Weibernamen Albofleda, Audofleda u. s. w. gehören. (S. Grimm, deutsche Grammatik. Bd. I. S. 980. II. S. 233, 234, 493 f.). Da aber in vlaen das h ausgestoßen ist, so dürfte auch vielleicht ein Zusammenhang mit vloehen (fugere) Statt finden; dahin gehört das althochdeutsche vloum (exilium, miseria) angels. flem (fuga) und - flaem-ing (exsul.) S. Grimm a. a. Bd. I. S. 24. Nro. 270. S. 146. S. 355. Dieß würde bey dem Namen Flammänder auf einen ähnlichen Begriff hinführen, wie derjenige ist, der dem Namen Franken zum Grunde zu liegen scheint. (S. deutsche Geschichte Bd. 1. S. 291. Note 1 †). Die Unterscheidung zwischen Flandre Flammingante und Flandre gallicante kann hier eben so wenig befremden, wie wenn die von dem Verfasser mitgeheilte Erklärung die richtige wäre; jene Eintheilung beruht auf dem Grunde, daß die Bewohner dieser Gegenden, über welche sich der Name Flandern ausgebreitet hat, nur zum Theil germanischer Abkunft sind; das Flüßchen Lys von der Stadt Menyn an bildet die Sprachscheide zwischen den flammländisch redenden Flandrern und den Wallonen. (S. 93). Bey dieser Gelegenheit kömmt der Verfasser auch auf die Gaueintheilung Flanderns zu sprechen, von welcher das oben (S. 37) Bemerkte gilt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. October.

Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre 1305 von Leopold August Warnkönig ꝛc.

(Fortsetzung.)

Hieran schließt sich dann in §. 3. die Angabe einiger im frühesten Mittelalter in Flandern vorkommender Orte an; zu diesen gehören vornämlich: Tournay, Cassel, Courtrai, Brügge und Gent. Eine interessante Episode bildet hier noch die Sage von den Waldgrafen von Harlebeke; mit großer Vorliebe und Wärme ist dieser Volksroman von Oudegherst in seinen Annales de Flandre beschrieben.

Erst mit dem neunten Jahrhunderte beginnt eine eigentliche Geschichte Flanderns, als nämlich diese Gegenden wegen der vielfältigen Angriffe der Normannen eine eben so militärische Einrichtung erhalten hatten wie die Gränzdistrikte Sachsens; auf vielen Puncten waren Burgen angelegt, und über die sämmtlichen Grafen, welchen die Vertheidigung derselben anvertraut war, wurde Balduin (wahrscheinlich Sohn Erlembalds), wegen seiner Tapferkeit gegen die Normannen: „mit dem eisernen Arme“ genannt, als Markgraf gesetzt. Da späterhin die Angriffe der Normanen aufhörten, ist es auch üblich geworden Balduins Nachfolger schlechthin mit dem gräflichen Titel zu bezeichnen. Balduin ward Karls des Kahlen Eidam, nachdem er zuvor die Judith entführt hatte; daß er sich mit dieser habe heimlich trauen lassen (S. 111), möchte wohl um so mehr zu bezweifeln seyn, als mit Wittwen nach älterem Kirchenrechte überhaupt keine Trauung Statt fand. Mit jener Errichtung der Grafschaft, beginnt der Verfasser das zweyte Kapitel, in welchem die Geschichte bis zum Aussterben des Balduinischen Mannsstammes (1119) fortgeführt ist. Die Grafschaft blieb nämlich durchaus erblich bey den Nachkommen Balduins, indem das bekannte Kapitulare Karls des Kahlen (S. deutsche Geschichte II. S. 467). welches derselbe im Jahre 877. zu Kiersy erließ, auf dieselbe vollständig seine Anwendung fand. Ja man hätte glauben sollen, daß bey der durch den Tod Karls des Dicken im Jahre 888. erfolgenden Zertrümmerung des karolingischen Reiches die Nachkommen Judiths ebenfalls sich unabhängig gemacht haben würden; keiner der andern Kronprätendenten hatte mehr Rechte als sie, etwa Karl den Einfältigen ausgenommen, obschon auch dessen Legitimität nicht außer Zweifel war. Für diesen nahm aber damals der Flandrische Graf Balduin II. Parthey, und überhaupt beharrte die Familie bey dem Princip, daß die Krone Frankreichs nur einem Karolinger gehöre, weßhalb auch mehrmals Graf Arnulf sich gegen Hugo Kapet erklärte. Der Verfasser, an dieses streng karolingische Princip sich anschließend, läßt von diesem Standpuncte aus Odo, der überall in den Chroniken als König erscheint, nur als einen gegen den rechtmäßigen König Karl den Einfältigen streitenden fränkischen Grafen auftreten. (S. 113.) Wir haben gegen diese principielle Strenge Nichts einzuwenden, allein dann glauben wir auch den Verf. darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß auch er in den Fehler verfällt, eine Mehrzahl der deutschen Könige, welche niemals Kaiser gewesen sind, z. B. Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau, Albrecht von Oestreich, ja sogar, Wilhelm von Holland, mit dem kaiserlichen Titel zu beehren; ja strenge genommen dürfte auch

Friedrich II. beym Jahre 1214 noch nicht Kaiser genannt werden. Die Sache ist nicht so unerheblich als sie scheint, es kommt in der ganzen deutschen Geschichte sehr viel auf diese Unterscheidung der königlichen und kaiserlichen Würde an. Eine Mehrzahl von Schriftstellern beachten diesen Punct nicht genug, so auch v. Lang in seinem Sendschreiben an Fr. Böhmer, wobey es doch gerade so viel auf diplomatische Genauigkeit ankam. —

Aus der Geschichte Flanderns bis zum Jahre 1119 verdient besonders noch ein Gegenstand hervorgehoben zu werden, nämlich der, daß mehrere der Grafen, nach dem Vorbilde der Treuga Dei, an der Aufrichtung des sogenannten Landfriedens arbeiteten. Das erste Beyspiel der Art ist der allgemeine Friede, welchen Graf Balduin IV. im Jahre 1030 zu Audenarde beschwören ließ; an diesem nahm zwar des Grafen Eidam, nachmals Balduin V., ebenfalls Antheil, doch kann nach ihm jener Landfrieden nicht wohl bezeichnet werden (S. 126). In dieser Weise errichteten späterhin Robert II. und sein Sohn Balduin VII. ebenfalls solche Landfrieden; was sich davon urkundlich antreffen ließ, hat der Verfasser (S. 127, 128) sorgfältig zusammengestellt. Unter Andern verbietet Balduin allen Leuten, außer den Beamten und Burgvasallen Waffen zu tragen; sein Vater Robert erkennt — wie ein Fragment aussagt — das Princip des Eidhelfereides noch in seinem vollkommensten Umfange an, indem er verordnet, es solle jeder Beklagte — was sich natürlich nur auf die erheblichern Rechtsstreitigkeiten bezieht — den Eid in Gemeinschaft mit zwölf Standesgenossen leisten. Ein andres Fragment enthält die Bestimmung, daß, wenn zwey Personen miteinander einen Streit gehabt haben und dann, nachdem dieser beygelegt war, ihn von Neuen begannen, sie mit dem Tode und Confiscation ihres Vermögens bestraft werden sollten; die Stelle ist nicht ganz verständlich; unter dem Streite (rixa) ist wohl die Fehde gemeynt, die Schwierigkeit liegt aber in den Worten: si postea separati fuerint ab invicem per XL pedes [aliqui dicunt], worunter vielleicht eine symbolische Beylegung der Fehde zu verstehen ist. Merkwürdig ist es, daß diese Formel noch im vorigen Jahrhunderte jährlich im Rathe von Flandern mit dem sogenannten Heerlyken Vreden verlesen worden ist.

Nach dem Aussterben des balduinischen Mannsstammes succedirte als Schwestersohn Balduins VII. der dänische Prinz Karl der Gute, ausgezeichnet durch seine Gerechtigkeitsliebe und seine Frömmigkeit. Er wurde am 2. März 1126 von Bernhard, dem Neffen Bertolfs, des Kanzlers von Flandern, der sich ihm als Bettler verkleidet nahete, in der Kirche von St. Donat ermordet. Die gewöhnliche Meynung beschuldigt die Brüggische Familie van Straeten dieser That, allein der Verfasser folgt in seiner Darstellung wohl mit Recht den Bearbeitern der Acta Sanctorum. In der Geschichte Flanderns ist aber dieß Ereigniß Epoche machend, denn als sich nun eine Mehrzahl von Bewerbern um die Grafschaft meldete, bot sich eine sehr entscheidende Gelegenheit für die Städte dar, zu zeigen, zu welchem Grade von Macht und Ansehen sie bereits gelangt seyen.

Auf Veranlassung Ludwig des Dicken, Königs von Frankreich, wurde zuerst Wilhelm von der Normandie von den Städten zum Grafen ausersehen, bald darauf aber, da man sich von dem bessern Rechte Dietrichs von Elsaß überzeugte, fiel auf diesen, als den naturalis dominus terrae die Wahl. Zur Beurtheilung dieser Ereignisse liefert der Verfasser auch in dem Anhange mehrere Materialien: zuerst einen Auszug aus Gualberti Vita Caroli Boni; hierin ist insonderheit die Beschreibung der Belehnung interessant, welche Wilhelm von der Normandie mit den flandrischen Vasallen vornahm. Dreymal ward die Treue versprochen, zuerst dem Grafen, indem der Vasall seine Hände in die des Grafen legte und das Versprechen seiner Treue durch einen Kuß bestärkte, dann dem prolocutor comitis, worunter wohl sein Stellvertreter in der Lehenscurie gemeint ist, und endlich auf die Reliquien der Heiligen. Dann investirte der Graf sie mit der virgula (Reis), welche er in der Hand trug. Eben derselbe Graf Wilhelm gab im

Jahre 1127 der Stadt S. Omer ihre älteste Keure (Anhang Nr. IX.), welche im Jahre darauf von Dietrich von Elsaß einige Zusätze und Veränderungen erhielt (Anhang Nr. X.). Die älteste flandrische Keure ist sie wohl nicht, denn vielleicht besitzen wir noch die wenig veränderten Statuten der Stadt Grammont (Geraldi Mons, Geraldsberg) vom Jahre 1068, was jedoch nicht ganz unzweifelhaft ist (S. 121). Daß in dem Eingange der Keure von S. Omer der Ausdruck lagas für leges gebraucht sey, wie der Verfasser annimmt, lassen wir zur Erklärung des Wortes laga wohl gelten, allein damit dürfen doch nicht die beyden Wörter laga (deutsche Gesch. I. S. 79) und lex verwechselt werden. Die Keure enthält viele interessante Bestimmungen, unter andern die, daß — natürlich außer in den rein geistlichen Sachen — die curiae christianitatis hauptsächlich zu entscheiden hätten de infractura ecclesiae vel atrii, de laesione clerici und de oppressione et violatione feminae, alle andern Streitigkeiten gehören zur Jurisdiction des gräflichen praepositus. Die Ausübung der Privatrache gestattet die Keure (§. 20.) in einem ziemlich bedeutenden Umfange, indem ausdrücklich anerkannt wird, daß gegen Nichtbürger in dergleichen Fällen ungestraft mit Zerstörung des Hauses, Verwundung und Tödtung verfahren werden dürfe. Die Zusätze Dietrichs beziehen sich hauptsächlich auf das Erbrecht, und hier machen wir auf den Ausdruck manutenere aufmerksam, welcher (§. 3.) zur Bezeichnung des Verhältnisses des Vormundes zu seinem Schützling gebraucht wird und auch darauf hinweiset, daß die Vor-mund-schaft ursprünglich eine Vor-hand-schaft (s. deutsche Gesch. I. 185) war. Sowohl Dietrich von Elsaß, als sein Sohn Philipp, der mit ihm und nach ihm regierte, erfreuten sich eines hohen Ansehens, allein von dieser Zeit an begann die Bedeutung der Grafen von Flandern schon zu sinken. Wesentlich hat dazu Philipp August, König von Frankreich beygetragen. Allerdings waren ihnen noch hohe Ehren aufbehalten; hatte Karl der Gute die ihm nach dem Tode Heinrichs V. dargebotene deutsche Königskrone ausgeschlagen, so gelangte Balduin IX. im Jahre 1204 auf den neuen lateinischen Kaiserthron von Constantinopel; allein in den Kämpfen gegen Philipp August wurde die Macht der flandrischen Grafen gebrochen, besonders seitdem Johannens Gemahl, Don Ferrand, in Philipp's Gefangenschaft gerathen war. Um eben diese Zeit hatte aber auch die flandrische Geschichte einen Pseudo — Balduin, wie die brandenburgische einen Pseudo — Waldemar, die russische einen Pseudo — Dimitri. Ein Betrüger gab sich für Johannens Vater Balduin aus; überführt, ward er hingerichtet. Werfen wir aber wieder einen Blick auf die Urkunden, mit welchen der Verfasser diesen Zeitabschnitt begleitet, so ist es eine Reihe wichtiger Documente, über die wir einige Rechenschaft ablegen wollen. Unter Nr. XII. liefert er im Anhange die älteste Keure mehrerer flandrischer Städte, namentlich Gents und Brügge's. Man findet hier den auch in den friesischen Rechtsbüchern anerkannten Gebrauch, daß der säumige Beklagte durch Einreißen seines Hauses distringirt werden kann, überhaupt enthält die ganze Keure eine Menge der ältesten germanischen Grundsätze, wie wir sie schon in den sogenannten Leges barbarorum antreffen. Das Waffentragen wird den Bürgern von Gent gestattet, aber nicht, wenn sie sich innerhalb der Burg aufhalten wollen; gehen sie nur schnell hindurch, so brauchen sie ihre Waffen nicht abzulegen. Der Ausdruck arma moluta (§. 3.) der sich auch bey Bracton, Tract. d. leg. Angl. III. 2. c. 19. §. 2. vorfindet, bedeutet scharfe, geschliffene Waffen. S. du Cange s. v. arma. 1. Diese Keure wurde gegeben von Graf Philipp von Elsaß; von demselben rührt sodann noch eine andere Verordnung über die Amtsgewalt der Bailli's in Flandern her, welche etwa um das Jahr 1178 erlassen worden ist (Anhang N. XIII.). Hier wird der im englischen Rechte in Betreff der Constables geltende Grundsatz aufgestellt, daß Jeder dem Bailli bey Verhaftung der Verbrecher behülflich seyn muß, außer wenn der zu Verhaftende inimicus ejus sit de mor-

tali faida, auch wird das Verfahren beym Einreißen der Häuser (s. oben) näher beschrieben (§. 8.); dem säumigen Beklagten wird noch ein Indult von fünfzehn Tagen gegönnt, dann versammeln aber die Schöffen durch Glockengeläute die communia villae und jedes Mitglied derselben ist verpflichtet zu erscheinen und an dem Niederreißen Theil zu nehmen. Nicht unwichtig ist sodann eine Urkunde Kaiser Friedrichs I., in welcher derselbe im Jahre 1173 den flandrischen Kaufleuten Märkte und Marktprivilegien in Duisburg und Aachen, so wie das Recht der Rheinschifffahrt ertheilt. In dieser, so wie in den folgenden in diese Zeit gehörenden Urkunden finden sich interessante Verhältnisse des germanischen Rechtes vor; wir müssen uns hier mit Andeutungen begnügen. Dahin gehört das sacramentum sine vara oder absque vara (angef. Urk. S. 39. 40; vergl. Haltaus, Glossar. s. v. Far.), der Eid, den Jemand se sola manu leistet, sine captione verborum, quod vulgo bevanc dicitur (Nr. XVI. p. 43.) oder simplex juramentum sola manu sine interceptione, quod bivanc est (Nr. XVII. p. 43.) u. s. w. — Wir versprechen uns außerordentlich viel von der Bekanntmachung der noch ungedruckten flandrischen Urkunden, da schon diese wenigen so manche interessante Aufschlüsse geben, wie denn auch der Verfasser (Vorrede S. VIII.) selbst den Wunsch äussert, daß Grimm bey Ausarbeitung seines Werkes über die deutschen Rechtsalterthümer die belgischen Keuren gekannt haben möchte. Doch kehren wir zu dem Texte des vorliegenden Werkes zurück, so wäre aus der Uebersicht der politischen Geschichte noch besonders hervorzuheben, daß der Verfasser uns völlig neue Belehrungen über den Rechtsstreit Guido's (von Dampierre) wegen Reichsflandern giebt. Auch hier wird der Verfasser durch mehrere ungedruckte Diplome unterstützt, und so ist es ihm auch gelungen, diesen dunkeln Punkt aufzuhellen und den ganzen Rechtsstreit in allen seinen Einzelnheiten zu verfolgen (S. 186 — 195).

Aus dem zweyten Buche, welches den geselligen und rechtlichen Zustand Flanderns im dreyzehnten Jahrhunderte zu seinem Gegenstande hat, ist schon manches Einzelne in unsere bisherigen Bemerkungen mit aufgenommen worden. Zuerst wendet der Verfasser seine Aufmerksamkeit auf die Bestandtheile, die politischen und natürlichen Grenzen des Landes. Insbesondere kommt hier die Eintheilung Flanderns in: la Flandre soubs la couronne und la Flandre soubs l'Empire in Betracht, nicht zu verwechseln mit der oben angegebenen zwischen Fl. Gallicante und Flammingante. Das sogenannte Reichsflandern ist ursprünglich kein eigentliches Flandern, sondern nur ein Theil von Brabant, welches die Grafen von Flandern vom Reiche zu Lehen trugen. Somit befanden sich diese stets in einem doppelten Lehensnexus, dessen Beschaffenheit der Verfasser in dem zweyten Kapitel näher untersucht. Das Lehensverhältniß gegen Frankreich war das strengere, es war das der Ligeantia, welches jedoch urkundlich erst beym Jahre 1196 angedeutet wird. Daß der Unterschied zwischen der Ligeantia und dem gewöhnlichen vasallitischen Verhältnisse auch darin bestanden habe, daß dort der Vasall den Dienst nicht bloß während einer bestimmten Zeit, sondern so lange habe leisten müssen, als seines Herrn Krieg dauerte, möchte doch etwas zu bezweifeln seyn; denn wenn diese Ligeantia der Grafen von Flandern gegen Ausgang des eilften Jahrhunderts entstanden ist, so ist nicht ersichtlich, wie noch zur Zeit Ludwig des Heiligen die Dienstzeit für sie auf sechzig Tage bestimmt seyn konnte. Der Verfasser bemerkt bey dieser Gelegenheit (S. 250), früher (vor Ludwig IX.) habe die Dienstzeit vierzig Tage gedauert und diese Verkürzung scheine unter Hugo Capet eingeführt worden zu seyn. Allein da nach der Bestimmung der Kapitularien (Capit. ann. 829. Tit. 2. c. 13. — Capit. Calv. ann. 864. c. 33.) die Frist, welche den Vasallen nach einem Heereszuge zur Ruhe gegönnt werden muß, auf vierzig Tage oder vielmehr sechs Wochen angeordnet ist, dieß aber den Bestimmungen der späteren Rechtsbücher, die dann die gleiche Frist für die Zeit des Feldzuges annehmen, entspricht, so scheint kein Grund vorhanden zu seyn, eine von Hugo Capet eingeführte Verkürzung des Kriegsdienstes anzunehmen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. October.
Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre 1305 von Leopold August Warnkönig ꝛc.

(Schluß.)

Die Ceremonie der Investitur des Grafen von Flandern beschreibt Wieland in seinen Antiquités des Flandres; ihm ist der Verfasser in seiner Darstellung mit einigen Berichtigungen gefolgt. In dem §. 23. handelt derselbe sodann von der Hofhaltung der Grafen von Flandern, von ihren Ministerialen, Baronen, Pairs u. s. w. Wir treffen auch hier an dem Hofe der Grafen die germanischen Hofämter an, und zwar das Amt des Conestable getrennt von dem des Marschalles; jenes wurde in der Familie der Castellane von Lille erblich, wogegen die Herren von Audenarde und die von Wichte ebenfalls erblich nebeneinander das Marschallamt bekleideten. Diese Unterscheidung ist wohl so zu verstehen: das eigentliche Marschallamt ist das des Comes Stabuli, dem andere Ministerialen als Marschälle untergeordnet waren, unter denen jene Herren auf diese beyden Marschallämter ein erbliches Recht erlangten. Daß sie auf diesem Wege wirklich dem Comes Stabuli als Beamte gleichen Ranges allmählig an die Seite gestellt worden sind, müssen wir nach der Darstellung des Verfassers annehmen. Diese Ministerialen nahmen gemeinschaftlich mit den flandrischen Dynasten des ersten Ranges an der Cour plénière, die sich zu Zeiten um den Grafen sammelte (S. 264) Antheil. Auffallend ist es, daß unter jenen Dynasten vier Familien mit dem Ausdrucke Bers von Flandern bezeichnet werden: sie sind die Herren von Pamele, Heine, Boulers und Cisoing. Die eigenthümliche Bezeichnung derselben hat bisher den flandrischen Geschichtsschreibern viele Schwierigkeiten gemacht; einige hatten sie sogar die vier Bären von Flandern genannt und ihnen das Bild dieser Thiere als Wappenschild gegeben. Obschon das Wort Bär allerdings auch mit jenem Ber in einem etymologischen Zusammenhange steht, so ist letzteres doch eines von den Worten, welches wir in die Reihe derjenigen aufnehmen dürfen, die so wichtig für die Erklärung altgermanischer Rechtsbegriffe sind und auf das Fundament des germanischen Rechts hinweisen. Sind Wer, wara, die Stammendung — uarius, barus und baro die in sich verwandten und gleichbedeutenden Bezeichnungen für den freyen vertheidigungs- oder wehrfähigen Mann (Deutsche Geschichte I. S. 100.), so gehört auch, wie der Verfasser sehr richtig annimmt, das Wort: Ber eben dahin, und so haben wir darin die Barone Flanderns. So ist auch des Verfassers Erklärung des Wortes Bachelier oder Baccalaureus, mit welchem die Ritter bezeichnet werden, welche nur ihre Person nebst einigen Knechten ins Feld stellten, aus Bas chevalier unstreitig die richtige; man hat also bey dem Worte, weder an baculus noch an bacca laurea zu denken. Ueber diesen Gegenstand verdient der interessante Artikel bey du Cange, Glossarium s. v. baccalarii 1. 2. 3. nachgelesen zu werden, womit auch Selden de titul. honor. P. II. c. 3. §. 24. zu vergleichen ist, obschon die hier (p. 286. der latein. Ausgabe) vorgeschlagenen Erklärungen: chivalier a Banner seu Banerettum, Bas Eschelon (unterste Stufe der ritterlichen Erziehung), insonderheit aber die, welche Selden selbst für die beste hält, (von Buccellarius), nicht Stich halten. —

Einen sehr reichhaltigen Stoff hat der Verfasser auch in dem dritten Kapitel verarbeitet, nämlich: „allgemeine Organisation des Landes, Regierungsweise und Beamten.“ Wir machen auf diesen Abschnitt besonders aufmerksam, er ist einer der gelungensten des Werkes; höchst interessant sind die beyden Abhandlungen über die flandrischen Chatelains, Bailli's und Schultheißen. Die erstern — ganz den deutschen Burggrafen zu vergleichen — waren in ihren Kreisen (Chatelenien) Stellvertreter der Grafen in der Jurisdiction, sowohl in der Lehns- als Landgerichtsbarkeit geworden. Die große Macht derselben drohete gefährlich zu werden, weßhalb die Grafen darnach strebten andere Beamte an ihre Stelle zu setzen; als solche erscheinen dann die Ballivi, denen die Schultheißen untergeordnet waren. Trotz dieser Aenderung blieben aber den Castellanen die Einkünfte, welche früher für sie aus ihrer Jurisdiction hervorgegangen waren. Diese betrugen 1/3 aller Gerichtssporteln, die andern 2/3 wurden an den Landesherrn abgeliefert; dem ist analog die Einrichtung, welche wir im dreyzehnten Jahrhunderte in der Mark Brandenburg antreffen, wornach in gleicher Weise zwischen dem Landesherrn und dem Gerichtshalter (dem erblichen Stadt- oder Dorfschultheißen) getheilt wurde, worauf sich nach Wohlbrück (Gesch. v. Lebus Bd. 1. S. 367,) die Unterscheidung zwischen Judicium supremum und infimum (siedestes Gericht) beziehen soll, was jedoch noch etwas zweifelhaft seyn dürfte (S. älteste G. u. Verf. der Kurmark. Zerbst 1830. Vorr. S. 6.). Für die Entwicklungsgeschichte der Gerichtsverfassung in Flandern ist es auch sehr wichtig, daß hier ebenfalls eine Statt, Arras, wenigstens bis zum Jahre 1196 die Bedeutung eines Oberhofes für die übrigen Städte behauptete; dieß mußte von wesentlichem Einfluße auf die gleichmäßige Ausbildung der Stadtrechte seyn. Es ist eine noch zu lösende Aufgabe, eine Geschichte der Oberhöfe oder überhaupt eine Darstellung dieses dem germanischen Rechte eigenthümlichen Institutes zu schreiben. So war Cöln Oberhof für 72 Schöffenstühle, von denen man dorthin um Rechtsbelehrung (man nannte sie auch: des Landes Almosen; s. Bodmann rheingauisch. Alterth. I. 116. S. 662.) „zu Hofe fuhr.“ Ein berühmter Oberhof war im Mittelalter Eisenach; der „Zug“ ging von Orlamünde über Jena und Gotha dorthin; eben so von Leipzig über Halle nach Magdeburg; auch darf hier auf die merkwürdige Stelle im Richtsteig des Landrechts (bey Senkenberg, Corp. Jur. Germ. Tom. I. p. 184.) hingewiesen werden, wornach von den märkischen Gerichten zuerst nach der Klinke bey Brandenburg, dann nach der Krippe bey Stendal, dann nach der Linde bey Salzwedel und endlich an des Markgrafen Kammer nach Tangermünde gezogen wird. In Flandern werden nun die einzelnen nach Arras ziehenden Gerichte öfters auch Vierscharen genannt und zwar nach des Verfassers unzweifelhaft richtiger Erklärung: Vierbänke (scarna, scranna s. v. a. Bank), wie denn auch eine Genter Urkunde vom Jahre 1218 geradezu sagt: quatuor scamna. (Vrgl. Grimm, deutsche Rechtsalterthümer. S. 810. u. f.) Besonders gespannt sind wir aber auf die von dem Verfasser noch vorbehaltene genauere Darstellung der inquisitorialischen Gerichte in den Städten, welche unter dem Namen: generale Jaerwaerheden oder Stille Waerheden vorkommen; der letzte Ausdruck erinnert an die stillen Gerichte in Westfalen und da der Verfasser von ihnen bemerkt, was Wigand von den Femgerichten bis zur Evidenz erwiesen hat, daß sie die Reste alter Gaugerichte gewesen seyen, so wäre es möglich, daß vielleicht sonst noch eine Analogie zwischen beyden Instituten Statt gefunden habe. —

Einer allgemeinen Schilderung der städtischen Verfassungen in Flandern ist das vierte Kapitel gewidmet. Wir gestehen, daß dieser Abschnitt, so viel Interessantes er enthält, nicht ganz unsere Erwartungen befriedigt hat; allein auch hier sendet der Verfasser einer genauen Geschichte der flandrischen Städte, die in dem folgenden Buche ihre Stelle finden soll, nur erst das Gemeinsame voran. Wir sind indessen

auf diesem Wege noch nicht zu einer völlig klaren Anschauung dieser wichtigen Verhältnisse gelangt. Der gelehrte Verfasser wird gewiß gern manchen der in dieser Hinsicht von Hrn. Prof. Wilda in einer uns so eben zugehenden Recension (Allg. Lit. Zeit. Aug. Nro. 139. u. f.) mitgetheilten Winke benützen. Die beyden letzten Kapitel des vorliegenden ersten Bandes handeln von den flandrischen Rechtsquellen im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte und von den kirchlichen Verhältnissen. Aus dem erstern ersehen wir, daß Flandern keine allgemeinen geschriebenen Rechtsquellen um jene Zeit hatte, sondern daß alle Rechtsverhältnisse wesentlich aus dem localen Rechte zu beurtheilen waren. Der §. 42. enthält ein chronologisches Verzeichniß aller bis jetzt bekannten Rechtsquellen der flandrischen Städte, Aemter, Dörfer u. s. w. Die Darstellung der kirchlichen Verhältnisse beginnt der Verfasser mit der Diöcesaneintheilung Flanderns und einer Uebersicht der vorzüglichsten Klöster und Abteyen des Landes; in letzterer Hinsicht verweisen wir auf einen eben begonnenen Aufsatz: Notice sur les anciennes abbayes, den wir in dem Iournal historique et litteraire (Liege 1835). Tom. II. p. 189. gefunden haben. Diese Abteyen betrachtet der Verfasser in ihrem Verhältnisse als Grundbesitzer und handelt dann von der Einrichtung der Schulen, von den Sendgerichten und den kirchlichen Zehnten.

Schließlich möge nun aber noch Bericht erstattet werden, welche Belehrungen über die flandrische Staats- und Rechtsgeschichte wir von dem Verfasser noch zu erwarten haben. Das dritte Buch seines Werkes (der zweyte Theil desselben) soll (Vorrede S. IX.) die Geschichte einzelner Städte und Chatelenien behandeln, und zwar nach folgenden Gesichtspunkten: Beschreibung der Keuren, Anfänge der Städte, Bildung ihres Schöffenthums, ihre kirchlichen Eintheilungen, ihre Gewerbs- und Handelsblüthe, chronologische Aufzählung der Privilegien, urkundliche Darstellung der Verfassung; unmittelbar nach jeder Stadt wird dann auch die sie umgebende Chatelenie in gleicher Weise beschrieben; alle darauf bezüglichen wichtigen Urkunden soll ein diplomatischer Anhang enthalten, insonderheit die Stadt-, Land (im engern Sinne des Wortes)- Dorf- und Hofrechte. Das vierte Buch ist für das flandrische Recht im dreyzehnten Jahrhunderte bestimmt; Abstammung der Quellen aus älterem fränkischen Rechte, Verschwinden des römischen Rechts im frühern Mittelalter und seine Wiedereinführung im 13. Jahrhundert, die Leibeigenschaft, Gerichtsverfassung und Criminalrecht, Alles wiederum mit einem diplomatischen Anhange versehen, sind die Gegenstände, welche in diesem Buch zusammengefaßt werden sollen. In Verbindung mit einem vollständigen Codex Formularum aller möglichen Rechtsgeschäfte vom 10. bis zum 14. Jahrhunderte, als einem viertem Buche, sollte jene Abhandlung über das flandrische Recht den Inhalt des dritten Theiles bilden. Da der Verfasser das Erscheinen dieses dritten Bandes von der Aufnahme der beyden ersten abhängig macht, so können wir nur den schon oben ausgesprochenen sehnlichen Wunsch wiederholen, daß jene Aufnahme, wie sie das Buch im höchsten Maaße verdient, die günstigste seyn möge. Bey dem Interesse aber, welches gegenwärtig in Deutschland wiederum für historische Rechtswissenschaft besteht und da der Verfasser aus treuer Anhänglichkeit für sein eigentliches Vaterland, das Buch gerade für Deutschland geschrieben hat, glauben wir jenen Wunsch sogar als eine Ueberzeugung hinstellen zu dürfen. Was uns demnach zu wünschen übrig bliebe, wäre das, daß Gott dem Verfasser die Kraft und Gesundheit schenken möge, seine verdienstliche und werthvolle Arbeit zu vollenden; persönlich aber statten wir ihm den aufrichtigsten Dank für die vielfältigen Belehrungen ab, die wir aus seinem Werke geschöpft haben.

Phillips.

Nachtrag. Unsern obigen Bemerkungen über das Renommée der Flandrer im Auslande fügen wir noch folgende bey, die wir der gütigen Mittheilung unsres Collegen des Hrn. Prof. Maßmann verdanken.

Nur die Schweitzer gebrauchen flämisch für fein, so ist z. B. ein flämisches Schaf eines von edlerer Art, mit einer überaus zarten Wolle, davon auch ein halbflämisches Schaf, Flämili aber und Flamili ein zärtlicher, weichlicher Mensch. (Vgl. Stalder, schweitz. Idiotikon I. 377 f.) Sonst aber herrscht über die Flamländer nur eine Stimme; ihre Derbheit und ihr Wankelmuth sind sprüchwörtlich geworden. Z. B. Cod. mon. chart. lat. s. (deutsche Reime von Mönch Husemann in Westfalen, v. Jahre 1575) Bl. 79. a.

Junger Gesell sich vor dich
De Jungkfrouwen synt bedreichlich
Se synt vth Flandern
Vnd geven einen vm den andern.

Eben so heißt es in dem von Büsching herausgegebenen Leben Hansens von Schweinichen Th. 1. S. 77:

Ich bin von Flandern
ich gebe eine vm die andern;

ferner in dem Liederbüchlein von Frankfurt a. Mayn 1584. Lied LXXVII:

Mein feins Lieb ist von Flandern
Vnd hat einen wankeln Muht
Sie gibt ein vmb den andern
Das thut die leng nit gut.

So läßt auch Leonhards Fronspergers Kriegsbuch (1596) die bey den damaligen Heeren im Troße befindlichen Weiber sagen:

So seindt wir Hurn fast von Flandern
Gebn ein landtszknecht vmb den andern.

Aehnliche Auskünfte geben einzelne Idiotika z. B. Behrendt, Schlesisches Idiotikon. 1787. S. 15: den kennt man schon, er ist von Flandern, er ist ein Flander, er flandert, d. h. er lügt und windbeutelt. Aehnlich Goelius (Ulysses Belgius. 1631. Lugd. S. 12):

Flandria fles fletu, flectes fallacia frena
Flandria flos florum formidas fraude fruentes.

So sagt auch Schmeller (bayer. Wörterb. L. 588.): Flandern, fländern: hin und her bewegen, das Fländerlein (Fland'l): flatterhaftes Mädchen. Demgemäß heißt es auch von den Niederländern im Allgemeinen: Man solle sich hüten vor einem schwarzen Deutschen, weißen Italiener, rothen Spanier und einem Niederländer, er sey was Farb er wolle. Vrgl. (Simon Dach) Zeitvertreiber 1700. S. 168.

Geschichte der englischen Civilliste. Verfaßt von Dr. Constantin Höfler. 1834. Stuttgart u. Tübingen. Cotta. rc. S. 8.

Die königlichen Domänen in England und Schottland gingen, bis auf einen geringen Theil, ungefähr eben so verloren, wie in Deutschland die kaiserlichen. Jedoch behielten die Könige ein erbliches Einkommen, das aber zur Deckung des Bedarfs weit nicht zureichte, und das überdieß in einer, bald mehr bald weniger bedenklichen, Abhängigkeit von dem Parlamente stand, weil es, mit Ausnahme des Ertrages der übrig gebliebenen Domänen, ganz aus Gefällen floß, die zwar von ehemaligen Regalien herrührten, aber die Eigenschaft persönlicher Abgaben angenommen hatten. Unter König Wilhelm III. wurde dieses erbliche Einkommen von den übrigen Staatseinnahmen abgesondert, auf eine feste Summe, worauf es nöthigenfalls ergänzt werden sollte, gesetzt, und dem Aufwande des königlichen Hauses und der Regierung, mit Ausschluß aller übrigen Staatsausgaben, (Heer, Seemacht, Staatsschuld) gewidmet. Daher der Name Civilliste. Diese Einrichtung blieb in der Hauptsache unverändert bis zum Jahre 1760, als Georg III. den Thron bestieg. Jetzt machte das Ministerium, (an dessen Spitze der Graf Bute, ein sehr entschiedener Tory stand), den Vorschlag, das erbliche Einkommen der Krone, mit Ausnahme des Ertrages der Domänen, gänzlich einzuziehen und dagegen für die Civilliste die runde Summe von 800,000 Pfd. Sterling auf die Staatskasse anzuweisen. Das Parlament nahm den Vorschlag an, obgleich die Summe, die er forderte, etwas größer war, als der damalige Betrag des erblichen Einkommens. Vortheilhaft erwies sich aber diese Abänderung nicht, und am wenigsten für das königliche Haus. Die erblichen Einkünfte, die dasselbe aufgegeben hatte, wurden sehr viel ergiebiger, ohne daß ihm etwas von diesem höheren Ertrage zu Gute kam.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. October.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

Lehrbuch der ökonomischen Politik von Dr. Carl v. Rotteck, Großh. Bad. Hofrath u. Prof. rc. Stuttgart. 1835. gr. 8. XIV. und 480 Seiten.

Erster Artikel.

Herr von Rotteck findet *) „die in den meisten und selbst in den gefeyertsten Lehrbüchern über Nationalökonomie vorkommenden" theoretischen Betrachtungen

„nicht nur durch Trockenheit eines endlosen Details ermüdend, sondern größtentheils auch den Charakter eitler Spitzfindigkeit an sich tragend und nur wenig für den praktischen Gebrauch. Fast alle haben dabey das Gepräge einer befangenen Anhänglichkeit an selbsterdachten, oder, was in der Regel der Fall ist, durch Autorität berühmter Meister empfohlene Schulsystem und eben darum auch der Einseitigkeit; bey vielen läßt sich mancherley Begriffsverwirrung und Verwechslung und hieraus fließend auch mancherley Irrthum in Principien und Folgerungen augenscheinlich nachweisen."

Auf dieses bescheidene **) Urtheil könnte man zwar erwidern, daß Hr. v. Rotteck billigerweise jede Schrift in ihrer neuesten Auflage und jeden Schriftsteller in seinem neuesten Werke hätte lesen und von Einzelnen nicht bloß unbedeutende Abhandlungen anführen, die Hauptschrift unbeachtet lassen sollen ***); nahm er dann noch einige Rücksicht auf das, was seit 1830 herausgekommen ist, und beachtete er nicht bloß Lehrbücher, sondern die ganze Literatur des Faches: so wäre vielleicht seine Entscheidung über den Werth der Arbeiten seiner Vorgänger etwas milder ausgefallen. Wie dem aber auch seyn mag, jedenfalls erregen jene Aussprüche desselben die größten Erwartungen von seiner eigenen obenangeführten Schrift. Denn von dem, welcher nicht bloß als Leser Bücher beurtheilt, sondern selbst als Schriftsteller auftritt, verlangt man wohl nicht mit Unrecht, daß er in seinen eigenen Werken ergänze und verbessere, was er bey Andern mangelhaft oder unrichtig findet. Wer die Wissenschaft nicht fortzubilden vermag, sey es durch Aufstellung neuer Grundsätze, sey es durch bessere Begründung oder fruchtbarere Anwendung ihrer bisherigen Lehren; wer bloß das Längstbekannte in anderer Form giebt, der hat kein Recht über eben diejenigen den Stab zu brechen, denen er den Hauptinhalt seiner eigenen Darstellung verdankt. Bey unbefangener Durchsicht des oben angeführten Werkes überzeugt man sich nun leicht, daß es in keiner Weise den Ton rechtfertigt, in welchem sein Verfasser über die besten Schriften im Fache

*) S. 28. dieser Schrift.

**) So bezeichnet der Verfasser seine Urtheile S. 478.

***) Von J. B. Say führt er nur den Traité und zwar blos in der Ausgabe von 1819 an, während doch Say später noch den cours complet in sechs Bänden geschrieben und den Traité, vielfach verbessert, neu herausgegeben hat. Auch Sismondi und Ricardo kennt der Verfasser bloß in ihren ersten Ausgaben, ja sogar von Rau's politischer Oekonomie erwähnt er bloß die erste Ausgabe und nur den ersten Band. Mac Cullochs Hauptwerk, Principles of political Economy, die bereits 1830 zum zweytenmal und zwar völlig umgearbeitet erschienen, übergeht er ganz und erwähnt dagegen nur die kleine Schrift, welche dieser Gelehrte 1823 bey Eröffnung seiner Vorträge in London drucken ließ. Daß der Verf. etwas von Schriften dieses Faches weiß, die seit 1830 erschienen sind, davon ist im ganzen Buche kaum eine Spur.

der Wirthschaftslehre abspricht. Es ist nämlich ein ganz gewöhnliches Compendium der Nationalökonomie und Finanzwissenschaft, das gerade alle die Fehler selbst hat, die es tadelt, und das die Gebrechen, an denen es noch außerdem leidet, durch keinerley eigene Vorzüge, weder im Stoff noch in der Form vergütet.

Was zuvörderst die Darstellung betrifft, so wüßten wir wenige Lehrbücher der Nationalökonomie zu nennen, die den Leser mehr ermüdeten als der stolpernde Vortrag dieses Buchs, der bey all seiner Eile doch nicht vom Flecke kommt, sondern sich fast überall in wortreiche Breite verliert, in der man Klarheit, Schärfe und Bestimmtheit durchaus vermißt. Der Verfasser selbst scheint zu fürchten, der Leser möchte ihn beym gewöhnlichen Drucke mißverstehen; denn fast auf jeder Zeile deutet er ihm durch gesperrte Schrift den eigentlichen Sinn an. Allerdings trifft den Verfasser selten der Vorwurf, „endloses Detail" zu geben, da er fast überall seinen Gegenstand nur obenhin behandelt; wo er aber etwas zu begründen unternimmt, wird er weitläufiger als irgend ein anderer Schriftsteller. Zum Beweis dient die Lehre vom Einkommen, die in Verbindung mit den Erörterungen über den Nationalreichthum nicht weniger als ein Neuntel des ganzen Buchs füllt. Wo er von der gewöhnlichen Aufeinanderfolge der Materien abgeht, ist seine Anordnung selten zu loben: er wiederholt sich, behandelt denselben Gegenstand zerstückelt an mehreren Orten; insbesondere herrscht im theoretischen Theile oft eine wahre Verwirrung, in der höchst wichtige Betrachtungen ganz übergangen sind. So wird die Lehre vom Preise, vom Lohn, Gewinn, Zins kaum berührt, und selbst vom Gelde nur ganz oberflächlich gehandelt.

Um den innern Werth der Schrift kurz anzudeuten, brauchen wir nur zu sagen, daß der Verfasser ganz auf dem Standpunkt des gemeinen Lebens steht. Daher statt strenger Ableitung fruchtbarer Erkenntniß aus wohl begründeten Principien durchaus das gewöhnliche Räsonnement der Gesellschaft, in welchem nichts zusammenhängt, das Irrthum und Wahrheit zu vermeintlicher Vollständigkeit und Allseitigkeit vermengt und die Resultate gründlicher Forschung als Schulspitzfindigkeiten verachtet.

Eigentlich ist es nur ein Gegenstand, den der Verfasser in einigem Zusammenhange theoretisch zu erörtern sucht: die Lehre von der Besteuerung, welche eine ausführliche Betrachtung des Einkommens voraussetzt. Aus diesem Theile der Schrift läßt sich am besten ersehen, was Herr von Rotteck wissenschaftlich geleistet und welchen praktischen Werth seine theoretischen Untersuchungen haben. Ihn unterwerfen wir daher nun einer zusammenhängenden Prüfung.

Der Verfasser bemüht sich zu zeigen, daß das National-Einkommen die Summe des Einkommens aller Einzelnen sey; daß man den ganzen Lohn der Arbeiter in ihm begreifen müsse und für deren Lebensunterhalt keinen Abzug machen dürfe; endlich, daß das rohe und reine Einkommen einer Nation „fast" gleich seyen, und macht mehrmals diese Ansicht mit ziemlichem Nachdruck als die seinige geltend. Allein seit lange haben Say und Sismondi dasselbe ausgesprochen und wo sie unbefriedigt lassen, brauchte der Verfasser nur aus ihren Principien consequent fortzuschließen, um die Lehre vom Einkommen fest zu stellen, und für die Beurtheilung des Verkehrs werthvolle Resultate zu gewinnen. Die eigene Untersuchung desselben ist dagegen durchaus mangelhaft und endet statt in fruchtbarer Anwendung in höchst bedenklichen Widersprüchen, und in völliger Unbrauchbarkeit zur Begründung seiner eigenen Ansichten von der Besteurung.

Um dieß zu beweisen, und weil wir uns noch weiter unten auf sie beziehen werden, schicken wir hier einen Ueberblick der Lehre vom Einkommen voraus, wie sie unter der Voraussetzung (mit der der Verfasser übereinstimmt) sich ergiebt, daß auch immaterielle Güter von Tauschwerth Gegenstand der Oekonomie sind.

Die fortdauernde Befriedigung stets wiederkehrender Bedürfnisse verlangt, daß in jeder Periode eine

angemessene Menge neuer Güter von Tauschwerth dem wirthschaftlichen Subjekt zu Gebote stehe, oder daß es Einkommen habe. Nun kann der Einzelne zwar die Masse seiner Tauschgüter vermehren durch Occupation bisher freyer und Aneignung verlorner oder verlassener Güter, durch unentgeltliches Ueberkommen von Gütern Anderer, und durch Erhöhung des Tauschwerths seines bisherigen Vermögens (mit oder ohne Erhöhung von dessen Brauchbarkeit): allein wie oft und bedeutend auch der letzte Vorgang Aenderung der Vermögens-Verhältnisse in den verschiedenen Klassen eines Volkes bewirken mag, so läßt sich doch auf ihn so wenig rechnen, als auf die erstern Fälle. Zur Deckung von Bedürfnissen, die sich regelmäßig erneuern, bedarf man Güter, deren Erlangung sicher ist. Dieß findet jeder nur bey der Frucht seiner Arbeit und bey der Nutzung seines Vermögens; nur sie bieten sich ihm in jeder Wirthschaftsperiode auf's neue dar und dürfen ohne Verschlechterung des Wirthschafts-Zustandes verzehrt werden. Das ursprüngliche Einkommen jedes selbstständigen Hauswirths kann daher nur in seinen Arbeitsleistungen und Kapitalnutzungen von Tauschwerth bestehen; bey Wirthschaften von moralischen Personen nur in Vermögensnutzungen. *) Genügen die Arbeitsleistungen und Nutzungen an sich schon dem Bedürfniß, so werden sie unmittelbar dazu verwendet, womit denn der ganze wirthschaftliche Vorgang zu Ende ist; genügen sie ihm nicht, wie gewöhnlich der Fall, so wird es eine Aufgabe der Technik, sie mit einander auf angemessene Weise zu verbinden. Ist es nöthig, schon früher vorhandenes Vermögen mit ins Erzeugniß aufzunehmen, so ist dieses nur so weit etwas wirthschaftlich Neues, oder ein Produkt im ökonomischen Sinne, als es über das aufgewendete Kapital dann eben die neuen Leistungen und Nutzungen in anderer Form darstellt. Eine isolirte Wirthschaft befriedigt daher alle ihre Bedürfnisse, indem sie die Arbeits-Leistungen der Familienglieder und die Nutzungen ihres Vermögens, ihr ursprüngliches Einkommen entweder an sich selbst oder in Produkten genießt, und ihr Vermögenszustand bleibt unverändert, so lange sie aus den Produkten immer so viel dem Verbrauch entzieht, als zur Ergänzung des am Anfang der Wirthschaftsperiode vorhandenen Vermögens nöthig ist. Wirthschaften, die im Tauschverkehr mit andern stehen, verwenden nur mehr einen Theil ihres ursprünglichen Einkommens unmittelbar für ihre Bedürfnisse; mit dem Uebrigen tauschen sie von Andern ein, was sie bedürfen. Nicht etwa dieser Gegenwerth, worin er auch bestehe, ist aber dann erst ihr Einkommen, sondern er ist bloß eine andere Form derselben neuen Arbeiten und Nutzungen, die sie schon vor dem Umtausch verzehren durften, und für die sie allein die Güter Anderer erhielten.

*) Wir nehmen hier Kapital als dasjenige Vermögen, das nicht selbst verbraucht wird, sondern nur Grundlage einer Nutzung ist, die Tauschwerth hat, wo es auch Grundstücke begreift.

So ist also keineswegs erst der Lohn das Einkommen des Arbeiters, sondern ursprünglich seine Arbeitsleistung. Daß ihm diese zur Befriedigung seiner Bedürfnisse weniger brauchbar ist als der Lohn, darin befindet er sich in der nämlichen Lage wie der Lohngeber, dem die Arbeit nothwendiger seyn muß, als was er dafür giebt; sonst unterließe er es, den Arbeiter zu dingen.

Auf gleiche Weise hat der Darleiher nicht erst Einkommen im Zins, sondern schon ursprünglich in der Nutzung seiner Kapitale und er leistet durch deren Ueberlassung dem Borger, Miether oder Pachter in jeder Periode denselben Dienst, den ihm dieser durch die Zinszahlung auf die Zeit des Kapitalgebrauchs erstattet: beyde benützen nämlich den Umtausch zur Umwandlung ihrer eigenen Güter in die Jedem erwünschteste Form. Verarbeitet der Borger oder Pachter die Nutzung der Fremdenkapitale zu einem Product, so muß dessen Tauschwerth ausser den hineinverwendeten Auslagen und der eigenen Arbeit des Pachters, noch die Nutzung dieses Kapitals ersetzen.

In dieser hat der Kapitalist ein Gut ins Product gegeben, das für sich allein schon Tauschwerth hatte; er ist also eben so gut ein Theilnehmer an der Production wie der Arbeiter selbst. Wenn er daher wie dieser einen Theil vom Preise des Products als Zins erhält, so nimmt er nicht Theil am Einkommen des Arbeiters, sondern genießt nur sein eigenes in anderer Form.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der englischen Civilliste rc.

(Schluß.)

Andererseits wuchsen die Lasten der Civilliste, weil der Geldwerth sank und weil das Ministerium vielfachen neuen Aufwand zur Erhaltung und Vermehrung des Einflusses der Krone nöthig fand. Das Parlament mußte nun oft angegangen werden, für die Bezahlung von Schulden der Civilliste zu sorgen; es ließ sich dazu auch bestimmen; es erhöhte die Civilliste selbst beträchtlich; und dennoch blieb der König in beschränkten Umständen, die manchmal fast kümmerlich wurden. Georg IV. ließ sich zwar, da er seinem Vater auf dem Throne folgte, die Anweisung einer runden Summe als Civilliste auch gefallen, aber nur mit einer Erhöhung derselben auf 1,213,000 Pfd. Sterl. Damals kam lebhafter, als zuvor mehrmals, zur Sprache, daß viel Irrung, Verlegenheit und Mißbrauch abgeschnitten werden könnte, wenn die Civilliste, aller Ausgaben für Regierung und Verwaltung entledigt, auf den Aufwand des Königs und seines Hauses und Hofes eingeschränkt würde. Das Ministerium ging aber darauf nicht ein. Zehen Jahre später, 1831, brachten die Minister — jetzt waren es Whigs — diese Einrichtung selbst in Vorschlag und zur Ausführung. Die Civilliste wurde, für die Lebenszeit des jetzigen Königs, auf 520,000 Pfd. Sterl. festgesetzt, und dabey ausdrücklich bestimmt, daß keinerley Ausgaben für den Staatsdienst daraus bestritten werden sollten. Damit ist nun die Sonderung vollendet, die unter der Regierung Wilhelms III. begonnen ward. Hatte man sich damals begnügt, die ordentlichen oder Civilausgaben von den außerordentlichen zu trennen und nur die letzteren der Zustimmung des Parlaments vorzubehalten, während die ersteren dem Gutfinden des Königs, der über seine Civilliste frey verfügte, heimgestellt blieben, so wurde dagegen jetzt der ganze Staatsaufwand, der bisher aus der Civilliste bestritten wurde, (Kosten der Ministerien, Gesandtschaften, Gerichte rc.) auf die Staatskasse, deren Zuflüsse das Parlament jährlich bewilligt, überwiesen und die Civilliste, worüber dem Könige die freye Verfügung blieb, seinem persönlichen Aufwande allein gewidmet.

Der Verfasser gegenwärtiger Schrift, der ersten, welche diesen vielbesprochenen Gegenstand ausführlich behandelt, hat aus den Quellen, die er großentheils erst aufsuchen mußte, mit großer Geschicklichkeit und Sachkenntniß geschöpft. Unterrichtete Engländer gestehen, daß sie aus dieser Arbeit eines Deutschen gelernt haben. Wesentliches ist daran nichts zu vermissen. Anziehender hätte jedoch die Erzählung vielleicht werden können, wenn der Verfasser die Verhandlungen umständlicher hätte geben und beleuchten wollen, aus welchen die großen und entscheidenden Abänderungen unter Wilhelm III., Georg III. und Wilhelm IV. entsprungen sind. Vorzüglich wissenswerth möchte das Nähere von der, wenigstens für das andere Drittel des achtzehnten Jahrhunderts noch, seltsamen Erscheinung seyn, daß ein königliches Ministerium, und dazu ein königlich gesinntes, das erbliche Einkommen der Krone aus eigener Bewegung aufgab. War damit dem ächten Tory-Grundsatze nicht entsagt, nach welchem ein König ebenso ein Recht auf seine Krone hat, wie ein Unterthan auf sein Erbgut *), so war demselben doch ein großer, vielleicht der größte Halt entzogen.

---

*) „A King has a right to his crown as a man has to his estate." Johnson's life. London. 1831. T. III. p. 522.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. October.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



Lehrbuch der ökonomischen Politik von v. Rotteck rc.

(Fortsetzung.)

Im freyen Tauschverkehr lebt also Keiner vom Andern, sondern Jeder nur von seinem eigenen Einkommen, von seinen Arbeiten und Vermögensnutzungen. Blos von denen, die unentgeltlich von andern Güter empfangen, oder sie ihnen durch List oder Gewalt abnehmen, kann man sagen, sie leben von Andern, und ihre Bezüge mögen im Gegensatz von dem was eigene Arbeiten und Kapitale ursprünglich und selbstständig gewähren, abgeleitetes Einkommen heißen.

Man erhält eine mangelhafte Vorstellung vom Einkommen oder von den Gütern, die einem wirthschaftlichen Subjecte periodisch neu zu Gebot stehen, und die es verzehren darf, ohne in seinem Vermögen zurückzukommen, wenn man als sein Einkommen blos das ansieht, was es von Andern eintauscht. Denn hier läßt man die große Masse von Tauschgütern unbeachtet, die es in Arbeiten und Vermögensnutzungen ohne vorgängigen Umtausch unmittelbar aufs Bedürfniß verwenden mag. Noch mangelhafter ist freylich die Ansicht derer, welche das Einkommen auf die empfangenen Geldsummen beschränken.

In dem ersten Irrthum ist nun Herr von Rotteck durchaus begriffen und auch in den letztern verfällt er an vielen Orten. So sagt er z. B. S. 70: „Hätte der Reiche sein Geld auf einer Reise im Ausland verzehrt, so würde es freylich nur einmal, nämlich nur als sein bezogenes Einkommen in Rechnung zu setzen seyn; aber wenn er damit einheimische Producenten, Arbeiter, oder was immer für Dienstleistende (sind dieß nicht auch Producenten?) bezahlt, so wird dasselbe Geld abermal und mittelst des weitern Verkehrs wohl auch zum dritten und vierten Male wahres Einkommen sowohl für die Einzelnen als für die Nation, welche dadurch (durch das Geld?) Bedürfnisse von Mitgliedern befriediget sieht. —

Daraus würde also folgen, daß, im Fall das Geldeinkommen des Reichen ins Ausland geht, die drey, vier oder mehr Einkommens-Bezüge hinwegfielen, was doch augenscheinlich falsch ist. Kein Wunder, daß der Verfasser, der zwar richtig den ganzen Arbeitslohn zum Einkommen rechnet (besser hätte er freylich die Arbeitsleistung von Tauschwerth zuerst genannt), doch zugleich die alte, verwirrende und völlig unpraktische Distinction zwischen wahrem und abgeleitetem Einkommen wieder vorbringt, wornach nicht blos derjenige sein Einkommen aus dem Einkommen Anderer ableitet, welcher unentgeltliche Unterhaltungsbeyträge von ihnen zieht, sondern auch der, welcher ihnen persönliche Dienste leistet und Kapitale entweder überhaupt, oder wenigstens zum unmittelbaren Gebrauch verleiht, vermiethet und verpachtet. Ein Wohnhaus giebt hiernach dem Eigenthümer, der es selbst bewohnt, kein Einkommen, wohl aber dem, der es vermiethet: der Miethzins ist aber für den Miether eine Schmälerung seines Einkommens, wie das Almosen, das er dem Bettler reicht. Auf gleiche Weise verhält sich der Dienstbote, der unentbehrliche Dienste leistet, ganz wie der Dieb, der zur Kasse des Hauses regelmäßigen Zugang zu finden weiß.

Nach unserer Darstellung des Einkommens ist es wohl unnöthig, solche Lehren weiter zu bekämpfen, bedauern muß man aber, daß irrige Schulbegriffe, die eine oberflächliche Betrachtung der wirthschaftli-

chen Vorgänge unterstützt, so leicht das Ansehen unumstößlicher Wahrheiten erhalten und, aufs Leben angewendet, die bedenklichsten Vorurtheile hervorbringen. So fließt aus der unrichtigen Auffassung des abgeleiteten Einkommens die im Leben wohl noch jetzt, früher aber auch in Schriften oft vorkommende Behauptung, der Arbeiter lebe vom Lohngeber, die schon bey persönlichen Dienstleistungen falsch, vollends ganz absurd ist bey Gewerbsarbeitern, denen der Unternehmer den Lohn nicht einmal selbst zahlt, sondern nur in der Erwartung dorschießt, er werde ihn vom Käufer seiner Producte zurückerhalten. Mußte diese Lehre den Lohngeber zu Hochmuth und Härte gegen den Arbeiter reizen, so beginnen nunmehr die Anwälte der Proletarier (um uns eines jetzt Mode werdenden Ausdrucks zu bedienen) Wiedervergeltung zu üben. Sie benützen nämlich dieselbe irrige Ansicht vom Einkommen für sich, und behaupten mit gleicher Anmassung, die Arbeiter seyen es, denen man allen Zuwachs zu den Gütern der Nation, also alles Einkommen verdanke, die Kapitalisten producirten selbst nichts, sondern genößen blos einen Theil der Producte der Arbeiter; ein Satz, der direct zur Ableugnung der Rechtmäßigkeit des Eigenthums führt, somit unter die gefährlichsten Irrlehren gehört.

In diesen Täuschungen ungründlicher Beobachtung des Verkehrs ist auch unser Verfasser befangen, und zwar, was beynahe unglaublich ist, in beyden zugleich. Wiewohl er nämlich S. 39. den Nutzen der Verleihung von Kapital im Allgemeinen zugesteht, so stellt er doch nirgend die Wirksamkeit der Arbeitskraft und des Kapitals bey der Production, und die daraus fließenden Ansprüche der Arbeiter und Kapitalisten auf das gemeinsame Product deutlich ins Licht. Vielmehr sagt er das Eine Mal (S. 39.), der Arbeiter beziehe sein Einkommen aus der Frucht des Vermögens der Kapitalisten,

„wodurch zwischen Besitzer und Nichtbesitzer eine, die sonst etwa zu erkennende Bedenklichkeit der eingeführten Eigenthumsrechte aufhebende, Gleichheit annähernd bewirkt wird.“ —

An einer andern Stelle aber (S. 122. A.) behauptet er:

„der bloße Rentenbezieher als solcher, z. B. der Staatsgläubiger (großentheils aber auch der Privatgläubiger — in so ferne nämlich sein Kapital vorhanden seyn könnte auch ohne ihn, oder in so ferne sein Activum nichts weiter ist, als das Passivum eines Andern) — producirt nichts, sondern eignet blos die Früchte fremder Production sich an. *) —

Setzen wir also z. B. ein Gärtner borge 1000 fl. und kaufe damit ein Grundstück zum Betriebe seines Gewerbes, so wüßten wir nicht, was diese 1000 fl. für ihn anders wären, als ein Passivum; hat nun der Darleiher sie ererbt, so daß sie auch ohne ihn vorhanden seyn könnten, so eignet er sich im Zins bloß die Früchte der Produktion des Gärtners an.

Bey solchen Lehren werden manchem Leser Bedenklichkeiten über die Sicherheit des Eigenthums aufsteigen, die der Verfasser durch den Trost, er habe früher gerade das Gegentheil behauptet, nicht so leicht aufheben dürfte.

Haben wir bisher die Lehre der vorliegenden Schrift über das Einkommen der Einzelwirthschaften mangelhaft und irrig befunden, so wird sich im folgenden ergeben, daß sie in der Betrachtung des Gesammteinkommens der Nation eben so wenig genügt.

Aus unserer Darstellung ergiebt sich, daß das National-Einkommen gleich ist der Summe des selbstständigen und ursprünglichen Einkommens aller einzelnen Wirthschaften im Volke. Zu seiner Berechnung müßte man alle Arbeiten und Vermögensnutzungen, die während der Wirthschaftsperiode isolirt zur Befriedigung

*) Auf derselben Seite begreift der Verfasser unter den ökonomisch nicht nützlichen Personen neben den Bettlern und Dieben auch die Reichen, welche nicht produciren und nicht verzehren. (!) Da es ihm aber wohl selbst auffallen mochte, daß diese Klasse nicht zahlreich seyn könne, so fügt er hinzu:

„Wenn der Rentenbezieher (der, wie der Verf. behauptet, nichts producirt) nun auch nichts im Inlande verzehrt, sondern etwa bloß todte Schätze aufhäuft, oder seinen Bedarf und seine Gelüste lediglich mit ausländischen Produkten befriedigt, oder sein Geld im Ausland verzehrt, so ist er allerdings ökonomisch null und nichtig für die Nation.“

In diesem ganzen Zusatz zeigt sich aber, daß Herr von Rotteck durchaus in den Vorurtheilen des gemeinen Lebens befangen und ohne alle Kenntniß der ausgemachtesten Resultate der Wissenschaft ist, die er hier vorzutragen hat.

von Bedürfnissen sich darboten, zusammenfassen mit dem, was an neuen Arbeiten und Nutzungen in den zusammengesetzten Produkten enthalten ist, auf welche zugleich Güter aus der vorhergehenden Wirthschaftsperiode verwendet worden. Diese neue Gütermasse darf die Nation verbrauchen, ohne im Vermögen zurückzukommen. Man mag sie daher das reine National-Einkommen nennen, wenn man die Gesammtmasse aller Produkte und isolirten Arbeiten und Nutzungen, die sich überhaupt neu zu Genuß stellten, das rohe heißt. Offenbar ist dann dieses größer als jenes um den Betrag der in die neuen Produkte verwendeten Gütervorräthe, welche schon am Anfang unserer Wirthschaftsperiode vorhanden waren. Daß bey näherer Zergliederung auch diese Güter sich in Arbeiten und Nutzungen auflösen, zeigt bloß, daß sie irgend einmal Einkommen gewesen, nicht aber, daß sie es noch sind. Vielmehr gehören sie nunmehr gerade darum dem Kapital an, weil sie dem früheren laufenden Verbrauch entzogen und späteren Wirthschaftsperioden als ein Hülfsmittel der Produktion überlassen worden, sie sind nun nicht mehr an sich ein Gegenstand des Genusses, sondern die Grundlage einer Nutzung, welche sich in jeder Zeit als neues Gut oder als Einkommen darbietet. Eben daher müssen sie aber auch vom Werth der zusammengesetzten Produkte erst abgerechnet werden, wenn man finden will wie weit diese wirthschaftlich neue Güter sind. Hieraus erhellet, daß die Behauptung Say's und Anderer unrichtig ist, für eine Nation sey das Roheinkommen jeder Periode zugleich das reine.

Unser Verfasser hat nun fürs erste darum nur eine mangelhafte Vorstellung vom Umfang des Gesammt-Einkommens einer Nation, weil er, wie schon bemerkt, das Einkommen der einzelnen Wirthschaften nirgend in seiner ursprünglichen Form erkennt, sondern immer nur im Eingetauschten sucht: hiedurch entgeht ihm vom National-Einkommen die ganze Masse der unmittelbar genossenen neuen Arbeiten, Nutzungen und ihrer Verbindungen, die desto größer seyn muß, je weniger der Verkehr in einem Volke entwickelt oder von der Natur begünstigt ist. Fürs zweyte kann er den Irrthum nicht berichtigen, der bey Vergleichung des rohen und reinen Einkommens einer Nation vorkommt. Bedenkt man dabey, daß er, wie gezeigt worden, über die Vertheilung des Ertrages der Gesammtproduktion einer Nation unter die beyden Klassen der Theilnehmer an derselben, die Arbeiter und Kapitalisten, nicht im Reinen ist, so wird man sich nicht wundern, daß aus seiner ganzen Erörterung des Volkseinkommens am Ende (S. 71) folgendes Resultat hervorgeht, das wir zugleich als Probe der Klarheit und Bestimmtheit des Verfassers hier wörtlich anführen:

„Die Summe des reinen Einkommens aller einzelnen Nationalglieder würde den richtigsten Ausdruck des National-Einkommens (abgesehen vom Ertrag der Domäne oder (?) des Gesammtgutes) geben. Aber die Aufnahme oder zuverläßige Berechnung desselben bey allen Einzelnen ist sehr schwer und wäre dann erst noch mancherley Berichtigungen bedürftig, zumal darum, weil jene Ausgaben des Reichen, die nicht von seiner Willkühr abhängen, wie z. B. Apanagen, Wittumsgehalte, ja selbst nach herrschender Sitte standesgemäß nothwendige Pracht, theils der Natur von bloßen Vorauslagen sich nähern und demnach von seinem Rein-Einkommen müßten abgezogen werden. *) Demnach (?) möchte man — unbeschadet der Richtigkeit der Idee, welche das National-Einkommen in die Summe des Einkommens aller Einzelnen setzt — sich dazu verstehen, dasselbe in die Summe der jährlichen Erzeugnisse zu setzen, doch, was eine wesentliche Bedingung ist, ohne Abzug der Vorauslagen (mit Ausnahme der rein der Produktion willen, d. h. ohne Vortheil irgend eines Staatsangehörigen verzehrten Stoffe, wie z. B. des Saatkorns), d. h. daß also das Rein-Einkommen der Nation für fast (!) gleichbedeutend mit ihrem Roh-Einkommen geachtet würde. Die für persönliche Dienstleistungen bezogenen Gehalte würden freylich, nach dieser Berechnungsweise, keine besondere Aufführung erlangen, doch stecken auch sie größtentheils (!) mit in dem, nach der Anzahl und nach der Wohlhabenheit der Consumenten (!) sich richtenden Preis (also auch Werthansatz) der Natur- und der Arbeitsprodukte und mögen daher — obschon als Factoren des National-Einkommens anerkannt — doch ohne wesentliche Aenderung des Endergebnisses ohne besondern (!) Ansatz bleiben.“

Am Schlusse verspricht der Verfasser, die größere Klarheit dieser Berechnungsart gegen die gewöhnlichen

*) Wenn das in Abzug zu bringen ist, wobey es nicht in der Willkühr liegt, ob man es verwenden will oder nicht, so dürfte wohl ein noch größerer Zwang zum Verbrauch beym Armen sich finden, der eben nur seinen Nothbedarf erwirbt, als beym Reichen, und wenn bey diesem standesmäßige Ausgaben das reine Einkommen mindern, so kann offenbar bey ersterem gar kein reines Einkommen mehr vorhanden seyn. Dieß widerspricht aber früheren Sätzen des Verfassers.

werde sich in dem nächsten §. ergeben. Allein hier ist die Verwirrung noch weit größer, wie Beyspielsweise aus der Behauptung zu ersehen:

„bey der Schätzung des Volksvermögens müßten die Wechselforderungen und Schuldigkeiten, im Schooße der Nation selbst ganz außer Rechnung bleiben, weil sie immer hier + und dort — für die Nation also beydes zugleich, d. h. = o sind."

Es sey also A dem B 1000 fl. schuldig, so kommen diese bey seiner Kapitalbilanz in Abzug. Sind sie nun etwa als ein Theil seines Betriebskapitals stets wirklich vorhanden, so bilden sie offenbar einen Theil des Nationalvermögens. Gleichwohl darf sie ihr eigentlicher Besitzer, der Darleiher, nicht in der Vermögenssumme aufführen, die er vom Volksgut besitzt, sondern, weil sie dort — und hier + sind, so werden sie für die Nation gleich Null! Bedenkt man nun die ungeheure Masse der innern Darlehen in jedem Lande, so sieht man ein, daß diese neue Art der Buchführung wohl in allen civilisirten Völkern den größten Theil des National-Vermögens annulliren würde.

(Fortsetzung folgt.)

◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇

Die landständischen Verirrungen in Würtemberg. Ein Beytrag zur Charakteristik der Zeit. Stuttgart bey Steinkopf. 1835. kl. 8. S. 152.

Der Verfasser dieser empfehlenswerthen Schrift, in welchem man einen vorzüglichen Geschäftsmann erkennt, erörtert in fünfzehn wohlgereihten Abschnitten gewiße Erscheinungen des würtembergischen Landtages vom Jahre 1833, die er, wohl nicht zu hart, landständische Verirrungen nennt. Er hat gewiß Recht, wenn er diese Verirrungen größtentheils von einem Triebe der Nachahmung, zumeist der französischen Art, ableitet. Nur, da im Eingange dieser Trieb bis an seinen Ursprung hin verfolgt wird, hätte nicht übergangen werden sollen, welche Nahrung er in dem Rheinbunde gehabt hat, durch welchen das vordere Deutschland mit französischem Wesen so angefüllt wurde, daß der Eindruck und Einfluß späterer Bestrebungen und Einrichtungen der Franzosen hier unfehlbar seyn mußte. Auch scheint die Billigkeit zu fordern, daß „Schulphilosophen und Dogmatikern" (S. 10.) von der ihnen beygemessenen Schuld etwas abgenommen und den Publicisten

zugewiesen werde, die zu Anfang des Jahrhunderts Geringschätzung des urkundlichen und herkömmlichen Rechtes gelehrt und damit der linken Seite von der rechten aus vorgearbeitet haben. Nicht verschwiegen wird von dem Verf., jedoch nur leise berührt, was an den neuen, in guter Meynung gegebenen, Verfassungen selbst zu vermissen ist. Unter den mancherley schätzbaren Notizen, welche die Schrift enthält, dürfte die Zusammenstellung der vielen Verbesserungen, welche Würtemberg der Regierung Königs Wilhelm zu verdanken hat (S. 46 — 50), die anziehendste seyn. Welch eine Anerkennung würde solch eine Regententhätigkeit vor 50 Jahren gefunden haben! Höchst merkwürdig ist die Nachricht S. 56., daß es jetzt noch in Würtemberg Orte giebt, wo der Bürger gar keine Steuer bezahlt; die Auflagen, die den Ort treffen, werden aus dem Gemeindevermögen bestritten. Ein Stoff zum Nachdenken für die Gegner der Domänen. Auch durch allgemeine Betrachtungen, durch Rückblicke und Vergleichungen hat der Verf. seine Schrift eindringlicher zu machen gewußt; nur fällt er dabey manchmal in Uebereilung oder Uebertreibung. So wird S. 23. die englische Justiz-Verfassung grundschlecht genannt. Diese Justizverfassung hat bekanntlich neben großen Gebrechen auch große Vorzüge. Wäre sie grundschlecht, so hätte England nimmermehr den hohen Wohlstand, den es besitzt, erlangen noch behaupten können. Noch auffallender ist S. 137. die Nennung Montesquieu's, neben Rousseau, als eines Bekenners der Volks-Souveränetät. Gerade darum, weil ihm dieser Wahn ganz fremd war, ließen Jüngere, wie Helvetius, Destutt Tracy ꝛc. den großen Mann nicht mehr gelten und war sein Ansehen so gering in der hitzigsten Zeit der Revolution. Dagegen hat eben damals Burke ihn allein unter allen Schriftstellern der neuern Zeit als Zeugen angerufen; und Niebuhr hat, zur Beglaubigung der politischen Grundsätze, zu welchen er in seiner römischen Geschichte sich bekennt, neben Burke, Montesquieu für seinen Vorgänger erklärt. Man muß sich wohl hüten, den Schein von Stärke, den die Feinde der öffentlichen Ordnung sich zu geben wissen, dadurch zu vermehren, daß man ihnen einen so großen Namen beyzählt, der ihnen keineswegs angehört. Schon seine Vorrede sollte ihn davor schützen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. October.
Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

Lehrbuch der ökonomischen Politik von Dr. Carl v. Rotteck ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser handelt so ausführlich vom Einkommen, weil er die Lehre von der Besteuerung darauf gründet und er wartet auch damit gar nicht bis zur Abhandlung der Finanzwissenschaft, sondern bringt sie gleich unter den Grundlehren der Volkswirthschaft vor. Nach S. 127 „giebt es nun in Bezug auf die an die Einzelnen zu stellende Steuerforderung wirthschaftlich wie rechtlich kein anderes Maß als das Verhältniß zum Einkommeu. — Diese Verhältnißmäßigkeit zum Einkommen der Einzelnen werde zumal von der Gerechtigkeit eingeschärft und zwar so, daß von Jedem, der etwas entbehren oder zahlen kann, die gleiche Quote seines Vermöges oder Einkommens gefordert werde.“ Und damit kein Zweifel darüber obwalte, daß er hier bloß solches Vermögen meint, welches wirklich Einkommen in seinem Sinne gewährt, hat er schon S. 128 bemerkt, daß eben um der Besteuerung willen es so wichtig sey, die Summe des reinen Einkommens jedes Einzelnen zu wissen, und fügt er S. 130 hinzu: besteuert kann und soll werden, alles was immer Quelle des Einkommens für den Einzelnen ist, also der reine Ertrag der liegenden Gründe, die Arbeit, d. h. der Ueberschuß des Produktenwerths über die Vorauslagen und aller Arbeitssold (aber im erstern steckt schon Gewinn vom Kapital; diese Bestimmung ist also irrig), und die Kapitalrenten.

Nachdem nun so unser Verfasser den bekannten Luftball einstweilen aufgehangen und gefüllt hat, mit dem schon so mancher Finanztheoretiker über die verwirrte Wirklichkeit unseres Steuerwesens in die reine Luft der Einkommensteuer sich erhoben, nimmt er ihn S. 290 vor, um auch sein Schiffchen daran zu befestigen: aber nun findet sich, daß er ein Loch hat und nicht steigt. Es fällt nämlich dem Verfasser eine arme Wittwe ein, „die da noch einen kleinen Acker besitzt, von dessen mühselig erzeugten Früchten sie ihre und ihrer Kinder dürftigste Nahrung nicht zu bestreiten vermag“, daneben der Lustpark und die Kostbarkeiten, als Bildergallerien, Schatzkammern und Prachtschlösser eines reichbegüterten Mannes, „der da aus hundert andern Quellen die ergiebigsten Einkünfte zieht,“ und dabey der Umstand, daß nach seiner Lehre wohl jener Acker, nicht aber diese Kostbarkeiten reines Einkommen abwerfen. Da er nun, wie wir gezeigt haben, dieses allein als Steuerquelle aufführt, so würde er selbst die arme Wittwe steuerpflichtig, den Reichbegüterten wenigstens theilweise steuerfrey machen. Dieß darf natürlicherweise nicht seyn; ohne Zaudern bringt er daher seine ganze Logik der Humanität zum Opfer. Doch geschieht dieß nicht etwa durch einen Widerruf, sondern, indem er thut, als ob er noch gar nicht über Besteurung gesprochen, behauptet er bloß ganz einfach das gerade Gegentheil von dem, was er hundert Seiten weiter oben so eifrig verfochten. Nachdem er nämlich früher ausdrücklich den reinen Ertrag des Bodens als eine Quelle der Besteurung und das Einkommen als alleinigen Anhaltpunkt zur Beurtheilung der möglichen Größe der Steuer aufgestellt, verlangt er jetzt, auch auf unfruchtbares Besitzthum müsse da-

bey Rücksicht genommen werden; sich bloß an die Güter zu halten, die reinen Ertrag abwerfen, damit nicht der Vermögensstock angegriffen werde, sey unnöthig und beruhe auf einer „höchst befremdlichen Begriffsverwirrung und ganz abentheuerlichen Begriffsverwechselung“; nämlich auf der, die Sache, nicht die Person als steuerpflichtig anzusehen. Wen man wegen unfruchtbaren Besitzthums besteure, der brauche nicht gerade aus diesem die Steuer zu zahlen, sondern er könne wohl auch anderes Einkommen dazu nehmen. Freylich würde dann dieses Einkommen doppelt belegt und man steuerte nicht mehr im Verhältniß des Einkommens, was doch, wie wir gesehen haben „zumal von der Gerechtigkeit eingeschärft wird.“

Diese Bedenklichkeit zwingt daher den Verfasser, nun frischweg noch weiter zu behaupten: es sey gar kein Rechtsanspruch des Steuerpflichtigen darauf vorhanden, daß sich die Steuer-Forderung bloß an das Einkommen richte, sondern es sey Rechtsgrundsatz, neben dem Einkommen auch das Besitzthum oder das Vermögen in Anschlag zu bringen. *) Der Leser erläßt uns wohl die gänzliche Haltlosigkeit der Gründe zu beleuchten, mit denen der Verf. hier seine eigene frühere Ansicht bekämpft. Nur das wundert uns, daß er am Ende noch von der „Verkehrtheit“ und den „heillosen Folgen“ der „abentheuerlichen“ Rohertragsteuer, des Zehenten, spricht, ohne zu bedenken, daß eine Versteurung von Grundstücken und andern Gütern, die nach seinen Begriffen nicht einmal einen Rohertrag, sondern gar keinen Ertrag abwerfen, doch unstreitig noch um ein Gutes ärger ist.

Man sieht übrigens leicht ein, daß alle Irrthümer und Widersprüche, in die sich der Verfasser bey der Grundlegung der Steuertheorie verwickelt, bloß daher rühren, daß er über das Einkommen nicht im Klaren ist, was wieder darin seinen Grund hat, daß er zu wenig kennt, was gegenwärtig in der Wirthschaftslehre geleistet ist.

*) Soll dieser Satz nicht unvernünftig seyn, so muß man annehmen, der Verfasser meine unter Vermögen nur die Güter, die nach seiner Ansicht keinen Ertrag geben, und nicht, wie die Worte lauten, alles Vermögen, also auch das noch einmal, das doch schon in seinem Ertrag besteuert wäre.

Allerdings thut er ganz recht, seine erste Darstellung der Einkommensteuer aufzugeben, da sie ganz mangelhaft ist, und auch die Kapitale, die sich im unmittelbaren Gebrauche befinden, die Nutzkapitale, als Objekte der Einkommensteuer zu bezeichnen: aber mit der bloßen Behauptung des richtigeren Satzes unter Aufführung von allerley unwichtigen Nebenrücksichten, während er die frühere gegentheilige Meinung nicht ausdrücklich widerruft, macht er das Uebel nur ärger, indem nun zum Mangelhaften noch Widersprechendes und Unbegründetes hinzukommt.

Folgerichtig läßt sich die Einkommensteuer nur aus unserer Ansicht vom Einkommen begründen, wonach nicht bloß eingetauschte, sondern alle neue Güter Einkommen sind, die man in jeder Wirthschaftsperiode regelmäßig verzehren darf, ohne im Vermögen zurückzukommen. Da nun ein Wohnhaus, ein Ziergarten, Sammlungen kostbarer Güter zum Vergnügen, zur Belehrung oder wohl auch zur Sicherung gegen Nothfälle, durch ihren unmittelbaren Genuß in jeder Zeit ein neues Gut von Tauschwerth darbieten, das nur ohne weitere technische oder wirthschaftliche Umwandlung dem Bedürfnisse dient, so sind sie nicht, wie der Verfasser meint, ohne Ertrag, sondern sie geben eben so gut Einkommen als verliehene oder in der Production angewendete Kapitale, und müssen daher bey der Besteurung des reinen Einkommens mit in Ansatz kommen. Auf solche Weise überhebt uns die Logik des Mitleids mit der armen Wittwe und des Neids gegen den Reichbegüterten.

In dieser Bemerkung über die bessere Begründung der Einkommensteuer wollen wir übrigens noch gar nichts gesagt haben von ihrer Ausführbarkeit oder ihrem praktischen Werthe — insbesondere in Staaten mit alt-

hergebrachten Steuern. Wie in der Mechanik eine Maschine unter der Voraussetzung unkörperlicher Kräfte denkbar seyn mag, die ausgeführt, wegen der Reibung der Stoffe, wenig oder gar nicht brauchbar ist, so kann auch in der Wirthschaftslehre Manches wohl „im Allgemeinen“ richtig seyn: da man es aber im Leben nirgend bloß mit dem Allgemeinen zu thun hat, sondern öffentliche Einrichtungen überall nur unter widerstrebenden besondern Verhältnissen zu Stande kommen, so kann auch hier, was im Allgemeinen richtig ist, bey näherer Erwägung aller Bedingungen seiner Ausführung theilweise oder ganz werthlos erscheinen.

Doch kehren wir zur Steuertheorie unseres Verfassers zurück, in der wir noch einige Anstände gefunden. Auf die Frage, wie viel ein Volk, ohne im Wohlstand zurückzukommen, Steuer zahlen könne, giebt er S. 122 unter a) eine Antwort, nach der von der Landrente selbst ein Tribut von gewisser Größe ans Ausland keinen Schaden bringt! unter b) gestattet er, dem Arbeiter so viel zu nehmen, als er nach erworbenem nöthigen Unterhalt noch Zeit und Kräfte hat; da er aber für diesen Unterhalt kein Maß angiebt, so darf er allerdings, was außerdem nicht folgen würde, hinzufügen: „also auch Einiges selbst vom Aermsten, wofern er arbeitsfähig ist.“ Hierauf erwartet man eine Regel in Bezug auf den Kapitalgewinn, der bereits S. 130 unter den Steuerquellen genannt ist. Dieser wird aber hier übergangen und dafür unter c) gelehrt, die Steuer dürfe betragen:

„insbesondere so viel an Geld, als entweder durch einheimische Bergwerke oder durch den äußern Handel jährlich gewonnen wird, oder, wo solcher Gewinn nicht statt findet, so viel, als sie wieder durch die Verwendungsart der Steuern in die Circulation zurückgiebt.“

(Später ist ersichtlich, daß blos die einheimische Circulation gemeynt ist).

Indem wir dem Leser überlassen, den logischen Werth dieses „oder“ zu erwägen, bitten wir ihn, 1) den Fall zu setzen, ein kleines Volk in einem Gebirg lebe blos vom Bau seiner Silbergruben, deren Ertrag es bisher gegen Nahrungsmittel und Kleidungsstoffe ins Ausland sendete, nachdem es etwa 1/20 als Steuer abgegeben. Nun wird von diesem Herr von Rotteck um ein neues Steuergesetz angegangen, und er verfügt, daß forthin alle 20/20, oder „so viel Geld, als durch die einheimischen Bergwerke gewonnen wird,“ abzugeben sey. Dieß schadet diesem Völklein dann gar nicht im Reichthum; vielmehr kann die Steuer, auch wenn sie den strengen Staatsbedarf überstiege (S. 125), doch direct und indirect zur Erhöhung des Nationalwohlstandes beytragen, wofern nur (S. 127) ihr Ausströmen ins Ausland und ihre Verwendung auf Hoflüste und ungeheure stehende Heere gehindert ist. 2) Nehmen wir dagegen ein Land, das jährlich 1 Million Gulden von einem Nachbarstaate baar einführt, und einen Staats-Bedarf von 30 Millionen Gulden hat: dieses darf forthin nur mehr 1 Million Steuer verlangen, wenn es nicht verarmen will. 3) Besser wäre es für die Regierung dieses Staates, sie verböte diese Geldeinfuhr ganz; denn alsdann könnte sie, nach Herrn von Rotteck, so viel Steuer erheben als sie wollte, wenn sie dieselbe nur immer wieder der einheimischen Circulation zurückgäbe und weder auf Hoflüste noch auf ungeheure stehende Heere verwendete. Durch directe und indirecte Erhöhung des Nationalwohlstandes in Folge solcher Steuerverwendung würde sich, so sollte man meynen, wohl die Entbehrung jener Geldeinfuhr mehr als vergüten.

Wir würden diesen Punkt übergangen haben, behauptete nicht der Verfasser S. 123, in Adam Smith's, Colbert's und Quesnay's Theorien werde blos bestimmt, wie viel man Steuer nehmen könne — nach Calcüls, die das eigene Volk ganz wie eine Colonie behandelten. Welches aber auch Adam Smith's Ansichten von der Erschwingbarkeit der Steuern seyn mögen, so handgreifliche Irrthümer finden sich nicht darin, wie wir sie eben Herrn von Rotteck nachgewiesen. Sodann ist die Beschuldigung

völlig grundlos, Adam Schmith sehe blos darauf, wie viel man Steuer nehmen dürfe, ohne wirthschaftlich dem Volke zu schaden, da nicht leicht ein Schriftsteller klarer darthut als er, daß die Staatseinkünfte im Staatsbedarf begründet seyn müssen, bey dessen Bestimmung er die strengste Sparsamkeit empfiehlt. Gleichwohl fährt Hr. v. Rotteck dort so fort:

„Nur wenn man den Standpunct des Rechts erschwingt, hören dergleichen Calcüls auf. Vom Standpunct dieses ewigen Rechts nun sagen wir: die Nation darf oder kann ohne Rechtsverletzung fordern überhaupt so viel — innerhalb der Gränzen der absoluten Erschwingbarkeit *) — als sie nöthig hat Behufs der Erreichung des Gesellschaftszweckes.“

Wenn die Feyerlichkeit, mit der hier das Allbekannte, seit Adam Smith Unbestrittene, ordentlich wie etwas Unerhörtes, oder wenigstens allgemein Angefochtenes verkündigt wird, fast zur Heiterkeit stimmt, so fordert dagegen die bereits angedeutete Behauptung der vorliegenden Schrift (S. 125 — 127), daß eine Regierung durch Wiederausgabe der empfangenen Geldsteuer im Inland der Nation die Steuer ersetze, zu strenger Prüfung auf. Consequenter Weise folgt daraus, daß eine Nation auch nicht durch die übermäßigste Besteurung verarmen könne. Giebt man dann noch zu, wie unser Verfasser S. 127, die dem Lande so ersetzte Steuer könne direct und indirect zur Förderung des Nationalwohlstandes beytragen, so liegt Weishaupt's berüchtigte Lehre ganz nahe, daß ein Volk in dem Maß im Reichthum zunehme, in welchem es mehr Steuern zahle.

Die Steuer wird allerdings nicht umsonst gezahlt, und sie ist keineswegs ein Verlust für die Bürger, wie Einige, vornehmlich Say, behaupteten; sondern die Staatseinrichtungen, deren Vortheile man genießt, oder vielmehr die Güter von Tauschwerth (Arbeiten, Nutzungen und zusammengesetzte Producte) welche zur Herstellung und Unterhaltung aller öffentlichen Anstalten nöthig sind, bilden ihre Vergeltung.

*) Wir wissen, wie weit er diese hinausgerückt hat.

Ist die Nothwendigkeit der Staatseinrichtungen und der Güterbedarf, den sie erheischen, gesetzlich anerkannt, so kann weder über die Wichtigkeit der Güter, die man auf solche Weise genießt, noch über die Größe ihrer Vergeltung in der Steuer irgend ein Bedenken obwalten, und die Steuerzahlung erscheint blos als ein Kauf von Diensten, Nutzungen und Producten, die man nicht entbehren kann. Daß diesen Kauf die Regierung vermittelt, und daß die so erkauften Güter selten unmittelbar, sondern erst in den öffentlichen Einrichtungen genossen werden, ändert nichts in der Sache. Immer sind hier zwey Gütermassen in der Nation zugleich vorhanden, die durch ihren Umtausch an Brauchbarkeit zunehmen. Weit entfernt also, daß die Steuerzahlung eine Beschwerde wäre, ist sie vielmehr ein neues Mittel zur bessern Befriedigung der Bedürfnisse, und in so ferne der Steuerpflichtige die Vortheile, die er im Staate genießt, für sich allein theils gar nicht, theils nur mit weit größerem Aufwande eigener Güter sich zu verschaffen vermöchte, trägt sie auch zur Vermehrung der Gütermenge in der Nation bey.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet nun aber Herr v. Rotteck die Steuer gar nicht, sondern er faßt nur das Geld ins Auge, das die Regierung empfängt und wieder ausgiebt, wobey es denn allerdings scheint, als ob die Nation, die gerade so viel Geld zurückerhält, als sie hingegeben, keinen Verlust haben könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigungen.

Seite 57 Zeile 12 lies: wenig fruchtbar — Z. 14 lies: selbsterdachte, — Z. 16 lies: Schulsysteme. — S. 62 Z. 4 v. u. lies: fremden Kapitale.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. October.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



Lehrbuch der ökonomischen Politik von v. Rotteck ꝛc.

(Fortsetzung.)

Zwar fällt es ihm auf, daß die Steuern nicht wieder in die Tasche der Zahler, sondern nur überhaupt ins Volk zurückfließen; doch meynt er S. 125: „wenn sie auch nur im annähernden Verhältniß zu denjenigen, welche sie entrichteten, zurückkehrten, so erhielten diese schon eine ihnen wohlthätige Rückerstattung; und flößen sie, was noch besser sey, in größerem Maße zu den Armen, welche weniger zahlen, zurück, als zu den Reichen, welche mehr, so trügen sie zu der so heilsamen Vertheilung des Reichthums wesentlich bey, und führten den Nahrungssaft dorthin, wo er am nöthigsten ist.“ *) Freylich, giebt er zu, müsse die zurückfließende Steuer jedenfalls durch Arbeit oder andere Güter erkauft werden; er glaubt aber, daraus fließe „nur so viel, daß die Steuern die Nothwendigkeit vermehrten Arbeitsfleißes (zum Theil auch vermehrter Entsagung) nach sich ziehen, nicht aber, daß sie die Nation ärmer machen.“ Eben jene Verstärkung der Production in Folge der Steuer ersetze dem Steuerpflichtigen seine Zahlung und vermehre sogar die Masse der Producte im Ganzen. —

*) Daraus folgt unmittelbar die Vortheilhaftigkeit »ungeheurer stehender Heere,« gegen die der Verf. so stark eifert, wenn sie nur im Inlande geworben oder conscribirt sind, da sie immer bey weitem zum größern Theile aus den minderbemittelten Klassen sich ergänzen; und noch mehr rechtfertigt sich dadurch jede, auch die größte Armensteuer.

Setzen wir zu näherer Beleuchtung dieses Räsonnements *), ein Mann habe für Dienstleistungen 1000 Gulden Einkommen, wovon ihm 100 Gulden Steuer neu abgefordert werden. Kann er nun diese durch Arbeit in seinen Nebenstunden erwerben, so giebt er zwey Werthe hin: einmal die Steuer und dann die neue Arbeit und empfängt nur einen, nämlich die 100 fl. neuen Lohn. Nach unserm Verfasser sind nun diese nicht, wie man meynen sollte, Vergeltung für die neue Arbeit, sondern für die Steuer. Damit ist aber nichts gewonnen, weil ihm dann die neue Arbeit unvergolten bleibt. Unbesteuert konnte er seine Nebenstunden auf beliebige Weise für sich selbst oder zur Vermehrung seines Verdienstes verwenden; jetzt verliert er diesen Genuß oder überläßt ihn dem Staate, um nicht an den Gütern zu entbehren, die er von Andern eintauscht. Kann man nun sagen, seine wirthschaftliche Lage sey unverändert und er sey nicht ärmer? Besteht nicht der Reichthum in dem Umfang von Tauschgütern, die Einem in jeder Periode zu Gebot stehen? Und dann

*) S. 126. steht folgende weitere Aeußerung: „Ohne Steuerforderung“ (von wem? vom Armen selbst?) „wären manche Arme müssig geblieben“ (bessert es aber wohl den Zustand eines Armen, wenn nicht er, sondern die Steuerkasse die Frucht seiner größern Anstrengung genießt?) „und manche Reiche hätten das Geld, welches sie dem Steuereinnehmer nicht hätten zahlen müssen, eben zu ihrem großen Geldhaufen geworfen und es wäre dann entweder nicht in die wohlthätige Circulation gekommen, oder (!) hätte nur ihnen, den Reichen, zu weiterer Anhäufung des Reichthums gedient.“ — !

wer hat wohl je bewiesen, daß jeder Steuerzahler in Folge der Besteuerung mehr Arbeitsgelegenheit erhalte? Wenn aber diese fehlt und schon vermehrte Entsagung an den bisher genossenen Gütern nothwendig wird, ist dann vielleicht eben diese vermehrte Entsagung Ersatz der Steuer? Die Vergeltung der Steuer muß daher ganz anderswo gesucht werden, als in jenen zufälligen und secundären Wirkungen derselben und wir haben gezeigt, daß sie in den Gütern von Tauschwerth liegt, welche man in den Staats-Einrichtungen genießt. *)

Die ganze Ansicht vom Ersatz der Steuern durch ihre Wiederausgabe im Lande zeigt wohl deutlich genug, daß dem Verfasser eine klare Vorstellung mangelt von dem Güterumtausch, den der Staatshaushalt veranlaßt, und daß er das Wesen und den Gebrauch des Geldes durchaus nicht ergründet hat. Diese letztere Bemerkung bestätigt sich insbesondere durch das, was er über Handelsfreyheit und Verbotwesen vorträgt. **)

Wiewohl er nämlich als Resultat seiner Prüfung des Merkantilsystems aufstellt: 1) dieses System sey durchaus verwerflich und, konsequent von Ort zu Ort verfolgt, würde es allen Handel tödten; und 2) vor dem unermeßlichen Gewinn einer unbeschränkten und allgemeinen Handelsfreyheit verschwänden alle vorübergehenden Verluste, die ihre Einführung verursachen könne; glaubt er doch; 3) wenn nur der eine Staat Freyheit des Handels gewähre, die übrigen sie ihm versagen, so könne in jenem die Freyheit des Einkaufs im Auslande zu großen Geldabfluß veranlassen und zum Ruin führen. Hier findet er denn Prohibitivmaßregeln nöthig, welche das fernere Kaufen im Ausland hindern und zum Einkauf unserer vom Ausland verschmähten Güter zwingen. So werde der patriotische Gesammtwille, blos einheimische Güter zu consumiren, gegen den reichen Schlemmer oder eiteln Verschwender durchgeführt, deren frivole Gelüste, trotz dem Ruin des Landes, noch immer im Auslande Befriedigung suchen möchten.

Zwar widerlegt schon Adam Smith aufs Entschiedenste die Furcht, daß ein Land von einseitiger Handelsfreyheit Nachtheil haben könne, und unter Andern zeigen die Schweiz und Sachsen seit lange das Gegentheil; doch befindet sich der Verfasser hier nur erst in einem Irrthum, da er noch immer Freyheit will, wenn einmal Alle sie wollen: in einen wahren Widerspruch gegen seine eigene Lehre von den Vortheilen allgemeiner Handelsfreyheit verfällt er aber, indem er S. 207, ganz unbedingt, (also ohne Aufforderung durch Verbote fremder Staaten, ja sogar bey allwärts gestatteter Handelsfreyheit) in dem Falle Handelsbeschränkungen nothwendig findet, wenn wegen seiner commerciellen Inferiorität einem Lande

„im Austausch von Nothwendigkeiten des Lebens oder dem allgemeinen Erwerbsmittel derselben, nämlich Geld, gegen Luxuswaaren, ein unersetzlicher Nachtheil, eine verderblich fortschreitende Verarmung entstehen könnte.“ — „Den etwa wenigen Reichen, welchen wegen dem Mißverhältniß der Vermögenstheilung das noch im Land befindliche Geld größtentheils zufließt, dünken die Einkäufe fremder Luxuswaaren als Befriedigungsmittel der Eitelkeit oder schnöden Gelüstes noch immer vortheilhaft, wenn auch der Abfluß des wenigen Geldes das, an Erzeugnissen, welche anderes herbeylocken könnten, arme Land längst schon in Noth stürzt.“

Hier müsse also die Staatsgewalt einschreiten rc. Da es nun nicht zwey commerciell einander gleichstehende Länder giebt, so würde der Verfasser, auch

*) Wenn S. 217, vom Nutzen die Rede ist, den die Verzehrung der Staatsdiener den Producenten bringt, so ist dieß wohl nur eine andere Art, die schon besprochene Steuerrückkehr zu bezeichnen; außerdem würde die Steuer gar doppelt ersetzt werden, einmal durch Ausgabe aus der Kasse der Regierung und dann wieder durch Ausgabe aus der Kasse der öffentlichen Diener.

**) Doch auch durch viele andere Stellen. So z. B. durch §. 3. wo die Waaren zum umlaufenden Kapital, das Geldkapital aber, das in den Waaren steckt, als ideale Geldsumme betrachtet, zum fixen Kapital gerechnet wird; wirkliche Stücke Geld oder Münzen aber Betriebs-Kapital seyn sollen. (S. 35.)

wenn alle Welt Freyheit des Verkehrs anböte, doch immer irgend einem Lande zu Verbotmaßregeln rathen; dann aber könnten nach seiner frühern Behauptung auch die commerciell überlegenen Staaten nicht einseitig den Handel frey geben, und somit bestätigt er ganz eigentlich die ewige Fortdauer alles Handelsneides und seiner Folgen. Da er übrigens glaubt, diese Ansicht könne

„unbeschadet der dem Princip der Handelsfreyheit im Allgemeinen zu erweisenden Huldigung"

bestehen, womit freylich nur Wenige übereinstimmen werden; so wollen wir auch keinen Widerspruch darin finden, daß der Verfasser S. 24 u. 25 dieser Schrift diejenigen Nationen glücklich preist, welche durch Aufhebung der Zollschranken, wie es bey den Ländern des Zollvereins der Fall, einer Gesammtökonomie sich erfreuen — und doch auf dem letzten badischen Landtag dem Anschluß Badens an den Zollverein sich eifrigst widersetzte.

Zum Beschluß noch ein Beyspiel des Leichtsinnes, mit dem Herr von Rotteck über andere Schriften urtheilt.

Bekanntlich bildet in den deutschen Lehrbüchern der Nationalökonomie die Betrachtung der Gesetze, nach welchen die Güter von Tauschwerth erzeugt, vertheilt und verwendet werden, den theoretischen Theil dieser Wissenschaft, den neuerlich die Meisten Volkswirthschaftslehre nennen. In dem zweyten, praktischen Theile, der Wirthschaftspolizey (Volkswohlstandspflege), faßt man sodann alle die Einrichtungen ins Auge, die von Seite der Gesammtheit, sey es durch freywilliges Zusammenwirken der Bürger, sey es durch die Regierung, zur Unterstützung und Regelung der wirthschaftlichen Thätigkeit der Einzelnen nothwendig sind. Dort betrachtet man die Volkswirthschaft aus dem Gesichtspunkt des Eigennutzes, wie er in jeder Einzelwirthschaft wirkt; hier aus dem Standpunkt des Gemeinsinns, auf welchem alle eigennützig einander widerstrebende Einzelne doch zugleich Glieder des Ganzen sind. Daß man im ersten Theile vom Staate absieht, geschieht bloß zur Erleichterung der Betrachtung; keineswegs setzt man dabey die Menschen ausserhalb des Staates, sondern man denkt nur nicht gerade an den Staat. Dieß ist um so nothwendiger, als wirklich viele der allgemeinen wirthschaftlichen Gesetze von verschiedenen Staaten und ihren Mitgliedern eben sowohl gelten, als von Bürgern desselben Staates.

Gegen diese Unterscheidung eifert nun Herr von Rotteck (S. 19 — 23) als gegen eine „durchaus unhaltbare und eitle," weil sich eine Volkswirthschaft nicht denken lasse, ohne vorausgesetzte Vereinigung des Volks zum Staate. Hiernach sollte man erwarten, daß er sie vermeiden und überall gleich den Einfluß des Staats auf Production, Schätzung, Umsatz und Verbrauch der Güter berücksichtigen werde. Statt dessen adoptirt er aber eben diese eitle und unhaltbare Eintheilung selbst, und damit man nicht glaube, daß er dabey etwas anderes im Sinne habe, so beginnt er S. 131 den zweyten Theil, der

„die Volkswirthschaft unter Leitung der Staatsgewalt"

zur Ueberschrift hat, mit den Worten:

„Wir haben bis jetzt die theoretische Lehre davon *) vorgetragen, wie nach natürlichen Gesetzen, folglich unabhängig oder abgesehen vom Staate, der Reichthum eines Volkes entstehe, vermehrt werde und sich unter die Classen der Gesellschaft vertheile ꝛc."

(Fortsetzung folgt.)

F. A. Wolf über Erziehung, Schule, Universität. („Consilia scholastica.") Aus Wolf's literarischem Nachlasse zusammengestellt von Wilhelm Körte. Quedlinburg, 1835. VIII. und 333 S. 8.

Der Herausgeber hat sehr wohl gethan, diese bunten Bruchstücke nur in eine gewisse Ordnung zu bringen, nicht eine Verknüpfung und Ausfüllung zu ver-

*) Hiernach könnte man glauben, es gebe auch eine praktische Lehre davon, wie nach natürlichen Gesetzen ꝛc., d. h. es sey wirklich irgendwo ein Volk außer dem Staate.

suchen. Schwerlich können sie den Ruf des großen Philologen, von welchem sie herrühren, vermehren; aber schaden werden sie ihm auch nicht. Wenn man sie nicht nur an Werth sehr ungleich, sondern auch zum Theil wenig zusammenstimmend findet (z. B. S. 109 und S. 111), so muß man bedenken, daß vieles darunter nur flüchtiger Einfall, und daß die eine Hälfte aus den früheren, die andere aus den späteren Jahren des Mannes ist.

Ein vorzüglicher Aufsatz vom Jahre 1795 über das Universitätswesen (S. 289 — 298), ist zu lang, als daß er hier ganz mitgetheilt, und zu gehaltreich, als daß er ausgezogen werden könnte. Ref. hebt einige kürzere Stellen aus.

S. 253. So geht es jetzt: der Gelehrte soll nicht gehört werden, weil man ihn schon für so verdorben hält, daß er nicht mehr weiß, was gemeinnützig ist; die Ungelehrten aber sollen urtheilen. Ein Phänomen, wie es sonst nicht vorkommt.

S. 131. Verwandt sind zwar alle Arten des menschlichen Wissens — aber mehrere vertragen sich doch in einem Kopfe meistens nicht besser, als wirkliche Verwandte, ja Kinder eines Hauses, wegen des so verschiedenen Charakters, durch den sie sich unterscheiden. Höchst selten finden sich philologische und mathematische Talente vereinigt.

S. 102. (vom Jahre 1803) So fern ist die Erlernung der Sprachen, besonders der gelehrten alten, für das jugendliche Alter die angemessenste Uebung. Denn

a) fordert und befördert solches die Ausbildung der Gedächtnißkraft, sowohl der, die auf einzelne Worte, als der, die auf den Zusammenhang von Gedanken und auf Sachen geht.

b) Erhält der Verstand durch dieses Vehikel mancherley Vorübung zu höhern Anstrengungen; nämlich eine Menge von Verstandes-Begriffen, Einsichten in die Operationen des Verstandes, und durch die Kunstfertigkeit im Verstehen und Erklären eine so vielseitige Gewandtheit des Geistes, wie kaum durch irgend eine andere Beschäftigung. Auch thut eine weniger gute Methode der formellen Bildung hier bey weitem nicht so viel Schaden, als bey andern Lehrgegenständen; das Uebel führt gewissermassen seine Cur selbst bey sich.

c) Dadurch, daß das Studium der alten Sprachen an den classischen Schriftstellern getrieben wird, bildet es einen reinen Geschmack und eine richtige Beurtheilungskraft, die in der glücklichen Behandlung der Wissenschaften und in dem praktischen Leben so nothwendig sind, vor nichtswürdigen Subtilitäten und vor Schwärmerey verwahren, und zu liberalen Gesinnungen gewöhnen.

d) Ein wohlgeordnetes und nicht geistloses Lesen der classischen Schriftsteller wird auch dadurch für die eigentlichen Wissenschaften vorbereitend, daß es den Verstand mit den Materialien versieht, die der Jüngling hernach wissenschaftlich verarbeiten soll; indem sich diese Materialien ihm mit mehr Leichtigkeit und Klarheit darbieten. Mit mehr Leichtigkeit: denn er findet sie in dem angenehmen Kleide eines schönen, populären, und dabey doch nicht seichten Vortrags, und in dem lebendigen Schauspiele unterhaltender Geschichte. Mit mehr Klarheit: denn sie stellen sich ihm in der Einfalt der Sitten und Einrichtungen der alten Welt dar, ohne die Verwickelungen, mit denen sie in der neuen Civilisation erscheinen.

S. 134. Immer die Beyspiele neben, ja vor den Grundsätzen und Regeln. Lange auch erst nur jene. Was witzig sey, scharfsinnig u. s. w., muß ein Knabe früher fühlen und nachahmen lernen, später erst, (kaum auf der Schule), was eigentlich jedes solches Dinges Wesen sey.

S. 10. Es ist selten der Fall, daß Jemand, in Absicht des Charakters, nach dem fünfzehnten Jahre eine neue Bildung anfängt. Der, welcher bis dahin male educatus war, erzieht sich nun selber.

S. 43. (Unterricht der Kinder.) Man muß die natürliche Neugierde in Wißbegierde verwandeln und also die Aufmerksamkeit auf große und entfernte Gegenstände richten und von da zu den näheren übergehen. Ueber den Himmel, die Sterne, das Meer hören Kinder gerne viel. In der Naturgeschichte würden die auffallenden und ungewöhnlichen Partien, z. B. die Geschichte vom Elephanten, vorgenommen werden müssen, nicht aber die von den Karpfen in der Küche.

S. 41. Das allgemeine Moralisiren hilft nicht viel. Man kann das gelegentlich kurz und mit Energie thun; auch muß man die Jugend vor schlechter Lectüre hüten, die oft in solchen pädagogischen Schriften selbst zu finden ist, denen Energie und Kraft der Seele fehlen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. October.
Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

Lehrbuch der ökonomischen Politik von Dr. Carl v. Rotteck ꝛc.

(Fortsetzung.)

Zweyter Artikel.

Wir glauben in dem ersten Artikel dieser Anzeige unser Urtheil über den wissenschaftlichen Werth der ökonomischen Politik des Herrn von Rotteck hinreichend gerechtfertiget zu haben. Vielleicht wendet uns aber Jemand ein: zwar sey wissenschaftliche Strenge und Consequenz in ausgedehnteren Untersuchungen nicht die Sache desselben; allein desto mehr vermöge er in einzelnen praktischen Gegenständen.

Wiewohl uns nun in dieser Hinsicht seine durchaus unbegründete Billigung und Empfehlung von Handelsverboten wenig Vertrauen einflößt, so wollen wir doch, damit ihm nicht Unrecht geschehe, noch eine reinpraktische Materie vornehmen, bey der es mehr auf gesunden Blick und unbefangenes Urtheil, als auf weitausgreifende Demonstration ankommt, um zu sehen, was derselbe auf diesem Gebiete leistet. Wir wählen dazu die Lehre von den Reallasten und insbesondere von den Zehnten, in der wir zugleich einer eigenthümlichen Ansicht des Verfassers begegnen.

Er beginnt seine Betrachtung dieser Materie (S. 136), mit der Aeußerung:

„wenn irgend ein Eigenthumsrecht vernünftig begründet ist, so ist es jenes auf den Boden, welchen man beurbart hat und bebaut.“

Nun hält wohl alle Welt das Eigenthumsrecht auf den Boden für nothwendig und vernünftig, weil es ausserdem zu keinem Anbau käme; der Verfasser aber kehrt den Satz um und behauptet nicht, der Eigenthümer allein ist befugt, den Anbau des Bodens selbst oder durch Andere zu besorgen, sondern: wer wüsten Boden anbaut, wird dadurch Eigenthümer. Dabey kann er nicht etwa herrenlose Gründe meynen, die keinem Staatsgebiet angehören, da man diese nicht durch Anbau, sondern durch Occupation erwirbt. Auch die Gesetze älterer und neuerer Staaten gehören nicht hieher, welche auf verlassenen Gründen dem Anbauer das Eigenthum einräumen; da hier eigentlich nur eine Uebertragung des Staatseigenthums statt findet, das eintritt, sobald der bisherige Eigenthümer seinen Acker verläßt. Daß Urbarmachung und Anbau wüster Gründe in geordneten Staaten kein Eigenthum giebt, sieht man z. B. in den westlichen Staaten von Nordamerica. Zahlreiche Ansiedler lassen sich dort in den Urwäldern nieder, lichten sie und bauen den Boden Jahre lang. Troß allem Aufwand aber, den sie auf Verbesserung verwenden mögen, werden sie vertrieben, wenn die Union den Verkauf der Landstrecke beschließt. Willig ziehen sie weiter nach Westen, um abermals ein Stück wüsten Bodens zu cultiviren, bey dem sie wieder voraus wissen, daß ihnen der Anbau kein Recht giebt gegen den ersten Occupanten oder sonstigen Erwerber, den Staat. Herrn von Rotteck's Lehre macht nun nicht blos diese Ansiedler zu Eigenthümern des cultivirten Urwalds; sondern da sie ganz allgemein denen das Eigenthum zuspricht, „die den Boden urbar gemacht und durch unausgesetzten Anbau urbar erhalten haben,“ so hebt sie auch den größten Theil der gegenwärtig durch ganz Europa bestehenden Eigenthumsrechte auf: alle diejenigen nämlich, welche seit lange nicht durch eignen Anbau des Bodens,

sondern durch Ueberlassung seiner Nutzung an Andere ausgeübt worden, „verschwinden vor dem Rechte des Colonen.“ Denn

„verglichen mit der Rechtsbeständigkeit des für die mehrhundertjährigen Bebauer des Bodens sprechenden Titels zerfällt in Nichts der Anspruch derer, die sich Grundherrn nennen, ohne irgend etwas aus dem Ihrigen auf den Grund zu verwenden und jemals verwendet zu haben, ein Anspruch, welcher etwa in der vor tausend oder anderthalbtausend Jahren geschehenen Eroberung des Landes seinen Ursprung hat.“ — „Ja sollte man dem wilden Kriegsrecht eine solche Wirkung als eine wahrhaft rechtliche zugestehen, oder sollte man überhaupt den Titel der Grundherrlichkeit in ursprünglich rechtlichem Besitz der weiten aber öden Länderstrecken finden; so ist doch wahrlich der eigentliche Werth eines solchen — problematischen — Eigenthums über ein unbebautes, auch nie in der That, sondern nur vermöge einer Rechtsdichtung besessenes Land, so viel als Nichts, verglichen mit dem Werthe der Jahrhunderte hindurch von dem Colonen in den Boden gelegten Arbeit, Industrie und Beurbarungs- oder Verbesserungskosten; und der jetzige Werth dieses Bodens ist gänzlich ausgegangen von dem letzten, während der erste den ursprünglichen Werth des öden Landes, welches er etwa dem Colonen nutzniesslich verlieh, schon hundert und hundertmal bezahlt erhielt durch die bisher vom Bauer bezogenen schweren Tribute.“ rc.

Daß in diesen Grundsätzen das Fundament der bürgerlichen Gesellschaft untergraben ist, liegt am Tage. Es folgt aus ihnen unmittelbar, daß alle jene Ansprüche an Grund und Boden, die nicht vom eigenen Anbaue ausgehen, null und nichtig sind und ohne Entgelt aufgehoben werden müssen, d. h., daß ein großer Theil der jetzigen Besitzer durch ganz Europa sein Grundvermögen verliert. Zwar kennen wir bereits die Consequenz des Verfassers; er bringt oft allgemeinen Grundsätzen seine „Huldigung“, ohne sie gerade überall anzuwenden; und so finden wir denn auch hier (S. 144 — 155), allerley mildernde Vorschriften und Regeln, nach welchen die Abschaffung jener Lasten geschehen soll, und für mehrere derselben sogar vollständige Vergeltung bewilligt. Allein daß er eigentlich etwas anderes im Sinne hat, zeigt der Tadel, den er S. 160. auf das neue badische Zehentablösungsgesetz wirft: es sey in ihm die Taxation des Zehentreinertrages nach einem zu hohen Fuße verordnet und, „des lieben Friedens willen,“ die Kapitalisirung nach 20 beliebt worden. Hiernach scheint es, der Verfasser wäre eher für einen Krieg gewesen, in welchem die Zehentherrn weniger erhalten hätten, und wie viel er eigentlich bewilligen würde, erhellet wohl unzweydeutig genug aus folgender Stelle (S. 177):

„das revolutionäre Frankreich hat in der unsterblichen Nacht vom 4. August 1789 die Aufgabe (der Abschaffung des Zehents und der Grundherrlichkeitslasten) praktisch gelöst. Aber solche außerordentliche Momente des Siegs edler Begeisterung über die fast allenthalben herrschenden selbstsüchtigen *) Triebfedern des Handelns wiederholen sich nicht leicht.“

Wir überlassen es den Rechtsgelehrten, zu bemessen, ob hier der Verfasser noch auf dem Standpuncte des ewigen Rechts steht, den er S. 123, „erschwungen“; unsere Aufgabe ist, diese Lehren vom wirthschaftlichen Gesichtspunct aus zu prüfen, und wir sind um so mehr dazu befugt, als der Verfasser selbst seinen neuen Rechtssatz über die Erwerbung des Grundeigenthums blos durch ökonomische Gründe unterstützt.

Vor allem machen wir den Leser auf die scharfsinnige Fiction aufmerksam, welche durch das Raisonnement des Verfassers hindurchgeht. Er sieht nämlich ab von dem tausendfältigen Besitz-Wechsel, der die grundherrlichen Rechte wie die Bauerngüter im Laufe der Zeit an ganz andere Familien bringen mußte, und nimmt stillschweigend an, die gegenwärtigen Grundherren und Rentenberechtigten seyen in direkter Linie die Nachkommen jener „Eroberer und ihrer Kampfgesellen,“ die sich das Land unterworfen; die jetzigen Hintersassen und Abgabepflichtigen die Enkel gerade der von jenen unterdrückten Colonen. Hierdurch wird es ihm leicht, die Fragen zu beantworten, ob denn das Unrecht, das vor 1000 — 1500 Jahren verübt worden, noch immer fortbestehe; und wenn dem also, ob

*) Es ist äußerst possirlich, denjenigen selbstsüchtig zu nennen, der sein Vermögen gegen Angriffe ungerechter oder unwissender Menschen vertheidigt.

wirklich Vergütung für dasselbe noch möglich ist? Beyde Parteyen stehen jetzt einander gerade noch so gegenüber wie vor 1500 Jahren; die Bedrückten kennen ihre Unterdrücker; der Ersatz des erlittenen Unrechts kann an die beschädigten Familien gelangen, und es geschieht gewiß nicht mit Zustimmung unseres Verfassers, wenn sich nicht die Kämpfe alter verworrener Zeiten erneuern. Dabey kümmert ihn wenig, daß er nicht anzugeben weiß, wann und wo die Abhängigkeit des bäuerlichen Grundbesitzes wirklich durch Unterdrückung entstanden, und daß es vielmehr historisch gewiß ist, daß durch Einführung mancher jetziger Arten der Grundlasten der Landmann sogar eine Wohlthat und Verbesserung seines Zustandes erlangte: *) sondern, welches auch sein Ursprung sey, vor dem Recht des Colonen, der den Boden anbaut, verschwindet der Anspruch des Grundherrn, der nichts von dem Seinigen auf dessen Anbau verwendet hat, und der im besten Falle durch das, was er bisher vom Colonen empfangen, für sein ursprüngliches Recht längst bezahlt ist.

Um nun diese beyden wirthschaftlichen Gründe des Verfassers näher zu beleuchten, setzen wir den schlimmsten Fall, nicht ödes Land (wo Niemand zu unterdrücken wäre), sondern wohlangebautes werde vermöge kriegerischer Obermacht mit einer neuen jährlichen Abgabe belegt. Hierdurch verlieren seine Besitzer die Disposition über einen Theil des Gutsertrags und den Kapitalwerth dieses Antheils an ihrem Vermögen, der eben damit dem Oberherrn zufließt. Zwar mögen sie selbst immer meinen, nur ihr Einkommen, nicht ihr Stammvermögen sey geschmälert; sobald das belastete Grundstück zu Verkauf kommt, werden sie inne, daß sie den Kapitalwerth der grundherrlichen Abgabe an ihrem Vermögen eingebüßt haben. Der Gutskäufer nämlich zieht diesen Betrag vom Werthe des abgabefreyen Guts ab, und bezahlt nur den Theil des reinen Gutsertrages, der ihm selbst als Einkommen verbleibt.

*) Vgl. z. B. J. v. Müllers Schw. G. (Ausg. v. 1826) IV. S. 320.

Den Gutsantheil, dessen reiner Ertrag eben zur Deckung der Abgabe dient, kauft er gar nicht, sondern überkommt er unentgeltlich zur Bewirthschaftung für den Grundherrn. Der Vermögensverlust des zuerst belasteten Besitzers macht also alle folgenden Käufer des belasteten Guts von ihrem Gutsbesitz abgabenfrey. Für sie alle ist der Grundherr bloß ein Theilhaber am Ertrag und Werth des Guts, der seinen Antheil dem jedesmaligen Eigenthümer gegen die Abgabe zum Anbau überläßt. Dieser zahlt forthin die Abgabe nicht für nichts, sondern gegen volle Vergeltung in dem Theil der Gutsnutzung, den er beym Gutskauf nicht bezahlte, und er kann sich so wenig beschweren als ein Pächter, der auch das Pachtgeld nicht aus seinem eigenen Einkommen giebt, sondern bloß als Vergeltung für die Bodennutzung, die er als ein wesentliches Element seiner Production nicht entbehren kann. Der für den zuerst Belasteten Unterdrücker gewesen, wird hiernach für den Käufer des unter Bedingung ewiger Rentenzahlung verkauften Guts ein friedlicher Theilnehmer an der Production, zu der er, wie jeder andere Verpachter einen Theil der Nutzung des Grundstücks dem Käufer überläßt. *) Dabey ist es offenbar für den neuen Käufer ganz gleichgültig, ob seine Abgabe in demselben Verhältniß zum Reinertrag des Bodens steht, wie auf andern belasteten Gütern, oder nicht, da er bey angemessenem Abzug am Gesammtgutswerth nie verlieren kann.

Es verschwindet also schon nach dem ersten Gutsverkauf zwischen dem Grundherrn und dem Rentenzahler alles Unrecht, das zwischen jenem und dem zuerst Belasteten bestehen mochte. Dazu kommt: die bedrückten Familien verlieren, mit der Aussicht auf Ersatz, und wie sie von den Gütern kommen, andere Erwerbswege ergreifen und sich mit andern Familien vermischen, das Andenken an den Verlust; neue Käufer bringen auf rechtlichem Wege die grundherrlichen Gefälle an sich, und so wird am Ende eine völlig friedliche Thei-

*) Hierbey beziehen wir uns auf die oben vorgetragene Lehre vom Einkommen.

lung des Eigenthums, die mit Recht das Gesetz schützt, was ursprünglich allerdings Unrecht gewesen seyn kann. Jetzt noch von Druck zu sprechen und von Ersatz des erlittenen Verlustes ist völlig sinnlos. **) Denn mit welchem Recht sollte wohl einer der gegenwärtigen Grundholden Ersatz verlangen, da er nie beschädigt worden; und der jetzige Rentenbesitzer seinen Antheil der Gutsrente verlieren, den er doch vollkommen rechtlich erworben? In der Aufhebung der Grundlast würde bloß demletzteren ein Theil seines Vermögens genommen, und dem erstern geschenkt, und so beginge man eben das Unrecht aufs neue, das die Gesellschaft längst verschmerzt und überlebt hat. Wenn nun hiernach die Zeit selbst ursprünglich widerrechtliche Zustände allmählich in geordnete und rechtsbeständige verwandelt, in denen Abhülfe jenes alten Unrechts eben so schädlich wäre, als im Körper die Anwendung von Arzneyen gegen Krankheiten, welche die Natur längst geheilt hat: was muß man erst davon halten, daß unser Verfasser auch dann die grundherrlichen Verhältnisse am liebsten unentgeltlich gelöst sähe, wenn der eigenthumslose Colone durch sie zuerst Brod und Heimath erhielt, wie es der Fall ist, wenn man ihm wüstes Land auf sein Bitten einräumte? Sein Grund ist, hier sey durch die schweren Tribute desselben der Werth jenes ursprünglichen Eigenthums längst abgezahlt. Allein die grundherrliche Abgabe ist für den, der das Grundstück ohne Zwang übernimmt und anbaut, nie ein Tribut, d. h. eine Schmälerung seines eigenen Einkommens (das er ohne Benützung des Guts hätte), sondern bloß eine Vergeltung für die Nutzung des Bodens, die ihm ohne Kapitalzahlung überlassen wird. Wie kann nun Herr von Rotteck einen bloßen Pachtzins als Abschlagszahlung für das Theileigenthum des Gutsherrn oder den Kapitalwerth des gutsherrlichen Antheils an der Nutzung des Guts betrachten? Offenbar zieht er auch hier geradezu das Vermögen des Grundherrn zu Gunsten des Grundholden ein *): der Unterschied ist nur der, daß, wenn er im ersten Falle zu einer Contrerevolution im gegenwärtigen Bestand des Eigenthums in der Absicht räth, um den noch fortdauernden Wirkungen jener alten, vor 1000 — 1500 Jahren erfolgten, Revolution zu begegnen, er sich wenigstens mit der Glut seiner historischen Phantasie entschuldigen kann; wogegen er hier auch die Verhältnisse, deren rechtlichen Ursprung er selbst anerkennt, für Unrecht erklärt, und ihre unentgeldliche Abschaffung wenigstens im revolutionären Frankreich bewundert, wenn er auch bey uns „dem lieben Frieden“ noch einigen Ersatz derselben zu Gute hält **).

(Fortsetzung folgt.)

*) Eigenthum, wenn auch nur Verjährung es rechtfertigt, muß heilig seyn, sonst ist keine Ordnung, kein Fortgang der Cultur, kein Lebensglück. Joh. v. Müller, Sch. G. IV. 343. (Ausg. v. 1826.)

*) Da nach unserm Verfasser auch der Darleiher blos die Früchte fremder Production sich aneignet, so wird eine neue Auflage dieser Schrift ihm wahrscheinlich auch die Zinsen als Abschlagszahlungen am Kapital aufrechnen.

**) Herr von Rotteck verweist zwar das an den Grundholden begangene Unrecht auf tausend und mehr Jahre zurück; es war also vor einigen hundert Jahren schon ziemlich alt. Doch sollte man meynen, es müßte der Unwille über dasselbe damals, weil der Ursache doch weit näher, noch stärker gewesen seyn, als er sich jetzt in Herrn von Rotteck ausspricht: so daß, wo irgend die Unterdrückten es vermocht, sie gewiß auf unentgeltliche Befreyung von allen Grundlasten würden gedrungen haben. Es findet sich aber ganz anders.

„In dieser alten Zeit (Jahr 1405), sagt J. v. Müller (II. 341), (man sagt, sie war barbarisch, roh, finster) ist nicht das geringste Recht in einem Revolutionssturme untergegangen. Wir sehen oft das Eroberte, in manchem Verhältniß wirklich angehörende, in so ferne es das Eigenthum betraf, um baares Geld gekauft.“ — „In der umgebornen Schweiz hat man sie (die grundherrlichen Rechte) vernichten wollen; es war Revolutionscostüme, dem Volk Lasten abzunehmen“ (IV. 320). „Die einfältigen Väter hielten nicht für ihr eigen, was sie nicht bezahlt hatten.“

Ueberdenkt man die zahlreichen Loskäufe von grundherrlichen Lasten aller Art (Leibeigenschaft und Zehent inbegriffen), die im Mittelalter, nach errungener Freyheit und selbst bey offenbarer Obermacht der Belasteten, durch die ganze Schweiz statt fanden, so erstaunt man über den gesunden Rechtssinn, der damals im bürgerlichen Wesen waltete, gegenüber den Spitzfindigkeiten, mit welchen jetzt Herr von Rotteck nicht ohne Beyfall Recht in Unrecht zu verkehren sucht.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. October.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

Lehrbuch der ökonomischen Politik von v. Rotteck rc.

(Fortsetzung.)

Wir haben nachgewiesen, daß die grundherrlichen Reallasten keineswegs eine Beschwerde sind für die gegenwärtigen Besitzer der belasteten Grundstücke, indem sie diesen durchaus nichts von dem entziehen, was sie vor dem Gutskauf als ihr Vermögen und Einkommen betrachten konnten; daß sie vielmehr blos besondere Formen sind, in welchen man die Theilung des Bodenertrags unter die Theilhaber an seinem Eigenthum auffaßt. Wo sich der Besitzer eines solchen Grundstücks nur kärglich nährt, geschieht es nicht in Folge der Reallast, sondern weil er auch vor dem Erwerb des Guts nur wenig Vermögen gehabt. Die Grundlasten, weit entfernt, die Thätigkeit des Minderbemittelten zu beschränken, setzen ihn gerade in Stand, ein größeres Gut zu kaufen, und öffnen in der ausgedehnteren Wirthschaft seiner Industrie und seinem Kapitale einen weitern nnd eben darum auch sicherern Spielraum. Ohne sie müßte er entweder ein gleich großes Gut mit Schulden kaufen, bey denen das Schwanken des Zinses und die Furcht vor der Aufkündigung ihm beschwerlich fiele; oder zu dem kleinen abgabenfreyen Grundstück, das er schuldenfrey zu erwerben vermöchte, noch ein anderes pachten, in dessen Anbau er aber weit weniger frey walten könnte, als in der Benützung des größeren Guts mit Grundabgaben. Durch ihre Ablösung gegen vollständige Vergeltung gewinnt der Grundbesitzer keinen größern Spielraum seiner Thätigkeit; nicht die Möglichkeit eines größeren Unternehmergewinns, sondern blos einen ständigen Zins aus dem Ablösungs-Kapital. Weit vortheilhafter ist es ihm gewöhnlich, sein Ersparniß nicht auf den Ankauf der grundherrlichen Rente zu verwenden, sondern auf Erwerb neuer, wenn gleich abermals belasteter Grundstücke, deren Bewirthschaftung den Ertrag seiner eigenen Kapitale und Arbeiten weit über den mäßigen Zins erhöht, den er bey der Ablösung aus seinem Kapitale bezöge. Daher die Erfahrung, daß da, wo die Grundlasten nach dem vollen Werthe ablöslich sind, nur wenig neue Ersparnisse, geschweige denn neuaufgenommene Anlehen zu ihrer Ablösung verwendet werden. So stehen in Belgien eine Menge alter, auf Seite der Pflichtigen einseitig aufkündbarer, Renten auf dem Boden, die Niemand ablöst, weil sie die Grundstücke verkäuflicher machen und die Furcht vor Aufkündung bey ihnen wegfällt. Uebrigens ist leicht einzusehen, daß freye beyderseitige Aufkündbarkeit der Grundlasten den Pflichtigen nicht blos keinen Nutzen, sondern sogar Schaden brächte, indem sie dadurch gewöhnliche Leihschuldner würden;*) sie müssen wünschen, daß die Reichnisse blos von ihrer Seite aufkündbar seyen; dieß haben auch diejenigen Staaten anerkannt, welche dem Berechtigten die Aufkündung wenigstens erschwerten, wie Baden. Will man daher die Grundlasten nicht blos einseitig aufkündbar machen, auf Seite des Pflichtigen nämlich, so wird

*) Im Canton Zürich war es bis 1831 herkömmlich, daß eine Hypothekarforderung, die sechs Jahre lang nicht aufgekündet worden, nur mehr vom Schuldner gekündet werden konnte; dieß ward in den neueren Bewegungen abgeschafft, obwohl es dem Schuldner offenbar zum Vortheil gereichte! —





dieser wohl überall die alte Unveränderlichkeit derselben vorziehen.

Wir haben bisher die grundherrlichen Rechte blos als jährliche Abzüge vom reinen Gesammtertrag des Bodens genommen, da sie zum Behuf der richtigen Veranschlagung des eigentlich käuflichen Gutsantheils jeder Gutskäufer so betrachten muß. Die meisten lassen sich auch leicht auf jährliche Geldrenten reduciren; von solchen gilt dann Alles bisher Vorgetragene unbedingt. Es finden sich aber einige Fälle, in welchen diese Reduction nicht genau oder gar nicht möglich ist; hier ist dann der Gutskäufer nicht im Stande, mit Sicherheit den Theil des Gutsertrags zu berechnen, der ihm selbst verbleibt, den er also allein bezahlen darf, wenn er keinen Verlust haben soll. Damit nun Niemand in Schaden komme, werden solche Grundabgaben besser auf gesetzlichem Wege nach ihrem vollen Werthe in fixe Reichnisse verwandelt. Außer den ungemessenen Frohnen gehören besonders hieher das Handlohn und der Zehent.

Gegen das erstere hat man häufig eingewendet, es sey eine Abgabe vom Kapital des Grundholden; dieß ist aber irrig, da eine solche handlohnpflichtige Güter unverkäuflich machen würde. Bey der Handlohnszahlung darf vielmehr ein Gutskäufer sich nicht in üblerer Lage befinden, als beym Kauf eines freyeignen Guts. Dieß ist der Fall, wenn er die Besitzänderungsabgabe als Vorschuß oder Nachzahlung eines Pachtzinses betrachtet *), den ihm das Gut während seines Genusses durch einen Theil seines Ertrags ersetzen muß. Zieht er dann vom Werth des freyen Guts den baaren Werth dieses Antheils am reinen Gutsertrag ab, so kann er keinen Verlust haben. Zu dieser Berechnung ist aber nöthig, die Dauer der Bewirthschaftung des Guts zu wissen, die man doch nie kennt, weil sie zugleich von der Lebensdauer des Erwerbers abhängt. Da man also hier nicht im Stande ist, den angemessenen Abzug am Kaufschilling zu machen, (denn auch bey Annahme mittler Lebensdauer verliert, wer früher, und gewinnt, wer später stirbt, als sie besagt), so wird es räthlich, dieser Abgabe eine Form zu geben, in welcher der Pflichtige die ganze Last, die auf dem Gute liegt, gehörig zu schätzen und sich beym Gutskauf vor Schaden zu sichern vermöge.

*) Dieß rechtfertigt sich durch die Fine, welche noch jetzt die meisten Pächter der englischen und irischen Kirchengüter zahlen.

Eine ähnliche Ursache macht es auch beym Zehent wünschenswerth, daß er in eine fixe Jahresabgabe verwandelt werde. Da er sich nämlich nach dem Rohertrag des Guts richtet, so steigt er, wenn der Landbau mit mehr Kapital betrieben wird, im Verhältniß der größern Jahresauslage. Wüßte man nun die Verbesserungen alle voraus, die sich auf dem zehentpflichtigen Boden machen lassen, so könnte man den Nachtheil gehörig berechnen, den man durch den Zehent erleidet, und auch dafür einen angemessenen Abzug am Kaufschilling machen. Aber dieser Voranschlag ist nicht wohl genau möglich, und daher der Käufer nicht ganz sicher, ob er nicht etwas zu theuer kauft und hintendrein die Theilnahme des Zehentherrn an dem durch die Verbesserung erzeugten Rohertrag ihm Schaden bringt. Daß gleichwohl in der Regel der Käufer eines zehntpflichtigen Grundstücks diesen Nachtheil, so gut er kann, in Anschlag bringen und auch um seinetwillen dasselbe etwas niedriger schätzen wird als ein zehntfreyes von gleicher Beschaffenheit, liegt in der Natur des Tauschverkehrs, der keine Ungleichheiten duldet, und erhellet auch daraus, daß ausserdem der Zehent weit häufiger ein Hinderniß von Bodenverbesserungen und kostspieligeren Arten des Anbaues seyn müßte, als man dieß in Deutschland und England wahrnimmt. Uebrigens tritt diese Beschwerde über den Zehent erst ein, wenn in einem Lande künstlicherer Anbau, der mehr Auslage verlangt, lohnend wird; für die Zeiten der Entstehung der Zehenten und überhaupt so lange man in der Weise das Gut fortbaut, die man beym Kauf der

Berechnung des Gutswerths zu Grund gelegt, findet sie nicht statt. Ist ihr durch Verwandlung des Zehents in eine fixe Jahresabgabe (gleich dem Durchschnitts-Reinertrag desselben für den Berechtigten) abgeholfen, so gilt vom Zehent, was oben von fixen Grundabgaben im Allgemeinen gezeigt worden: er ist bloß eine Art Pachtzins für einen Theil des Grundstücks, den man beym Gutskauf unentgeltlich überkommt. Der Zehentherr bezieht nichts aus dem Einkommen des Zehentpflichtigen, sondern empfängt einen Theil des reinen Ertrags bloß als Vergeltung für den Theil der Bodennutzung, den er zur Gewinnung der Produkte dem Besitzer überläßt. Daß dieser Antheil im Verhältniß zur Gesammtnutzung je nach Verschiedenheit der Fruchtbarkeit und Lage des Bodens bald größer, bald kleiner ist, daher die Vergeltung bald mehr bald weniger vom Gesammtreinertrag wegnimmt, kann den Besitzer nur dann beschädigen, wenn er das Grundstück ohne gehörige Rücksicht auf diese Differenz gekauft und den Zehent im Verhältniß zum ganzen Reinertrag zu niedrig geschätzt hat, was seine Schuld ist. Hat er richtig bemessen, wie sich der Reinertrag zwischen ihm und dem Zehentherrn auch in Fällen einer Verbesserung des Bodens vertheilt, und vom Gutsertrag nichts weiter als käuflich erachtet und bezahlt, als was ihm wirklich selbst verbleiben wird, so befindet er sich im Besitze eines zehentpflichtigen Grundstücks völlig gleich gut, als wenn er mit demselben Kaufschilling ein zehentfreyes erworben hätte: ja sogar vielleicht besser, da es ihm, nach Umständen, lieber seyn kann, ein größeres zehentbares, als ein kleineres zehentfreyes Gut zu bewirthschaften.

Mit welchem Rechte nun der Besitzer eines zehentpflichtigen Feldes, der nur einen Theil seines Ertrags gekauft und gezahlt hat, auch den Theil der Bodennutzung unentgeltlich an sich reissen könnte, welchen ihm bisher der Zehentherr gegen einen Theil am Reinertrag des Bodens zur Benützung überließ, sieht wohl Niemand ein.

Aber Herr von Rotteck sieht es ein und beweist es (S. 155 — 161 dieser Schrift) auf folgende Weise.

Der Zehent ist eine Steuer. Die Geschichte wie die Natur der Zehentlast stellen diesen Satz in ein so klares Licht, „daß ihn bestreiten zu wollen (durch die der Allgemeinheit der Erscheinung entgegengesetzten einzelnen Ausnahmsfälle) eine baare Verkehrtheit ist.“ Der Schuldigkeitstitel des Pflichtigen ist kein Privatrechtsverhältniß, sondern nur das Gesetz; er hat den Zehent (einige vergleichungsweise seltene Ausnahmen abgerechnet) nie freywillig übernommen, sondern zahlt ihn nur gezwungen durch die Staatsgewalt. Diese Zehentsteuer ist nun, weil sie nach Verhältniß des Rohertrags erhoben wird, die allerungerechteste, allerabgeschmackteste und allerdrückendste, mithin die allerverwerflichste Steuer, empörend ungleich, maßlos, hart, entmuthigend und ein Raub am Kapital und an der Industrie des Landmanns. Habe und Persönlichkeit des Pflichtigen wird durch sie theilweise des Zehentherrn Eigenthum, der unglückliche Colone dessen Frohnknecht und Leibeigener; und da bloß er eine solche Steuer zahlt, die heut zu Tage so wohlhabende industrielle Classe und die Kapitalisten ihr nicht unterworfen sind, so ist er zugleich ausgeschlossen vom gemeinen Rechtszustand und zum Druck kommt noch Schmach und Ehrenkränkung. In den wenigen Fällen, wo der Zehent durch Privatvertrag entstanden, mochte er wohl bey einem vor Jahrhunderten zum Anbau überlassenen öden Bezirk *) als nicht übermäßige

*) Das ist eine wundersame Geschichte, die unser Verfasser hier schon zum zweytenmal vorbringt: Vor tausend oder anderthalbtausend Jahren lag alles Land wüste und öde. Da kommt ein Eroberer, „dessen oder dessen Kampfgesellen Schwert (gutes Deutsch!) weithin blinkt,“ und erwirbt dadurch ein — problematisches — Eigenthum über „die weiten aber öden Länderstrecken.“ Der verleiht das öde Land nutznießlich an Colonen, die ihm dafür auf immer Zehent oder dergleichen versprechen. Das geht nun die tausend oder anderthalbtausend Jahre lang ganz gut, bis jetzt Herr von Rotteck beweist, daß sie bloß noch aus Blödsinn den Vertrag halten. Und diese Eigen-

Vergütung für das zugestandene Nutz- oder volle Eigenthum erscheinen; seitdem aber der Anbau künstlicher und kostspieliger geworden, ist ein so abentheuerliches Verhältniß zwischen Empfang und Gegenleistung entstanden, daß der Vertrag wegen Betrugs auf der einen und Irrthums oder vielmehr Blödsinns auf der andern Seite als wucherlich und rechtlich nichtig zu erklären ist. Wenn man also auch hier bey Aufhebung des Zehentrechts dem Pflichtigen einen Ersatz auflegen wollte, so darf es doch nur ein sehr mäßiger Preis seyn. Da indeß diese Verträge, auch wo sie urkundlich vorliegen, meist nur in Verbindung stehen mit der damals ohnehin schon als Regel bestandenen Zehentlast, „die gesetzliche Zehentpflicht gewißermassen also schon voraussetzen," auch die Ausscheidung solcher neben dem Gesetz auch auf Vertrag beruhenden von den bloß gesetzlichen Zehentpflichten äußerst schwierig wäre, so sind alle Zehenten abzuschaffen, ohne von dem Pflichtigen dafür irgend eine Vergütung zu fordern; den Zehentherrn jedoch in den wenigen bemerkten Fällen eine mäßige Entschädigung aus Staatsmitteln zu leisten. Im Wege eines Vergleichs kann man sich noch dazu verstehen, allen reinen Zehentertrag mit 10 oder 12 (keineswegs mit 20, oder gar mit 25, *) wie solches die rücksichtslose Selbstsucht zu verlangen den Muth hatte) zu kapitalisiren und die Hälfte solches Kapitalbetrags dem Staate, die andere Hälfte den bisher Zehentpflichtigen zur Bezahlung zuzuweisen.

Betrachten wir diese neue Lehre vom Zehenten zuerst unter der Annahme, der Zehent sey wirklich ursprünglich eine Steuer, und werde noch jetzt gesetzlich als solche angesehen, so ist er, wie Hr. von Rotteck selbst ganz richtig bemerkt, eine ganz einseitige, bloß auf den Boden gelegte, von welcher Geldkapital frey ist. Wer Boden kauft, verlangt, daß sein Kaufschilling aus dem Ertrag des Bodens sich eben so verzinse, wie es bey gleich sicherer Ausleihung der Fall wäre. Er wird also für ein zehentpflichtiges Grundstück nur so viel zehentfreyes Geldkapital geben, als dem Theil des Reinertrages entspricht, den die Zehentlast übrig läßt. Gäbe z. B. ein Grundstück zehentfrey 100 fl. Reinertrag, so wäre es beym Zinsfuß von 4 0/0 2500 fl. werth. Nimmt nun der Zehent 50 fl. dieses Ertrages hinweg, so kann der Käufer nur mehr 50 fl. als käuflich betrachten und vergelten, d. h. nur 1250 fl. für das Grundstück geben. Dabey ist das Verhältniß zum Reinertrag ganz gleichgültig; denn beträgt der Zehent nur 25 fl., so bleiben 75 fl. Rente für den Käufer; er darf also 1875 fl. bieten. In beyden Fällen hat er dann dieselben 4 0/0 aus seinem Kaufschilling, die sich ihm auch sonst darboten, und zahlt er offenbar von seinem Vermögen keine Zehentsteuer. Der Verkäufer macht ihn durch unentgeltliche Ueberlassung der Hälfte oder des Viertels vom Grundstück steuerfrey. Hat sich dieser gegen seinen Verkäufer gehörig vorgesehen, so war auch er schon steuerfrey und so fort bis auf den zuerst Besteuerten. Dieser allein erlitt durch die Besteurung einen Verlust an seinem Vermögen, indem während seines Besitzes ein Theil des Werths seiner Grundstücke an den überging, der die Steuer auflegte. Sonach tritt also hier factisch ganz dasselbe ein, was wir oben unter der Voraussetzung fanden, der Zehent beruhe auf einem Privatverhältniß. Niemand zahlt den Zehent aus seinem Eigenen, sondern Jeder nur als eine Art Pachtgeld für den Theil seines Guts, den der Staat dem zuerst Besteuerten wie durch Confiscation entzogen. Jede Aenderung desselben wäre auf irgend eine Weise nachtheilig: eine Erhöhung wirkte wie eine Vermögensschmälerung der jetzigen Besitzer; eine Herabsetzung überließe diesen vom Gutsertrag mehr als sie gekauft haben und erhöhte so ihr Einkommen und Vermögen auf Kosten des Zehentherrn.

(Schluß folgt.)

---

schaft wird auch Niemand an den Nachkommen jener Colonen auffallen, die lange das wüste Land vor der Nase hatten, und es doch weder in Besitz nahmen noch anbauten, bis es ihnen der Eroberer nutznießlich verlieh, Wovon diese armen Leute wohl zuvor gelebt haben mögen?

*) D. h. nach dem bisherigen Verkaufswerth.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. October.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



Lehrbuch der ökonomischen Politik von Dr. Carl v. Rotteck ꝛc.

(Schluß.)

Nicht wie beym Erlaß einer wahren Steuer, verbliebe hier den Pflichtigen der Theil ihres Einkommens, den sie bisher dem Staat gegeben, von jetzt an zu eigener Verwendung; sondern es würde ihnen ein Theil des Einkommens geradezu geschenkt, das der Staat bisher aus einem Vermögen genoß, welches im Verkehr längst aus dem Besitzthum der Bürger sich ausgeschieden, und die Natur des Staatsguts angenommen hatte. Ist daher in einem solchen Lande von Abgabenerlaß die Rede, so haben gewiß vorerst diejenigen auf Erleichterung Anspruch, die wirklich aus ihrem Einkommen Steuer zahlen; dieß sind indeß die Zehentpflichtigen keineswegs. Diese können vielmehr erst dann einen Theil des Zehents ihrer Grundstücke unentgeltlich verlangen, wenn es sich von Vertheilung des wirklichen oder factischen Domanialguts unter die Bürger handelt: dann aber sind mit ihnen alle übrigen Bürger zur Theilnahme gleich berechtigt, so daß auch bey Abschaffung des Zehents die Besitzer der Zehentgründe einen Theil seines Werths herauszahlen müßten.

Das einzige, was die Zehentpflichtigen verlangen mögen, ist Fixirung des Zehents. Ist dieß geschehen, so fällt jeder Gedanke an Bedrückung durch den Zehent hinweg, und die Beschuldigungen unseres Verfassers mit ihren großen Worten erweisen sich als gänzlich grundlos.

Es sey uns vergönnt, diese Ansicht auch eines als Steuer eingeführten Zehents durch eine Autorität zu unterstützen, die Herr von Rotteck doch wohl gelten lassen wird. Er selbst spricht nämlich S. 248, von der Ausscheidung eines Domanialguts aus dem Vermögen der Einzelnen und sagt, dieß könne auch „durch Statuirung eines theilweisen Miteigenthums oder des Rechts auf eine Quote des Ertrags (z. B. des Zehents) zu Gunsten der Gesammtheit geschehen.“ Schon hier kann man daher fragen, was denn der Zehent, auch wenn man ihn Steuer nennt, anderes ist, als ein solches Recht anf eine Quote des Ertrags? Indeß unterstützt uns der Verfasser noch besser (S. 315) durch folgende Stelle:

> „Factisch nimmt die Grundsteuer, wenn sie längere Zeit hindurch in einer bestimmten Summe eingefordert wird, die Natur eines auf dem Grunde ruhenden Passivums an, wornach, wie bey andern rein privatrechtlichen Grundlasten, der Kapitalwerth und hiemit auch der Kaufpreis des Grundes sich um das Kapital der jährlichen Steuersumme vermindert. Wäre diese factische Eigenschaft zugleich auch die wahrhaft rechtliche, so würde die Grundsteuer gar nicht mehr unter den Begriff der eigentlichen Steuer fallen, sondern als Ertrag der Domäne, d. h. des privatrechtlichen Staatseigenthums erscheinen.“

Nun wendet aber er selbst gegen diese Einreihung unter das Domanialgut nichts ein, sondern bemerkt blos, die Finanzgesetzgebung mäche dieß dadurch unmöglich, daß sie die Grundsteuer so oft neu regulirt und geändert habe. Allein es fragt sich hier gar nicht, was irgendwo geschehen ist, sondern was vernünftiger Weise geschehen sollte; wo es sich denn wohl nicht läugnen läßt, daß es überall Aufgabe der Gesetzgebung ist, einem geordneten, Niemand verletzenden Zustand, der sich nicht ohne Verwirrung und Beeinträchtigung einzelner Volksklassen abändern

läßt, Rechtsbestand zu geben, auch wenn er sich gegen den Wortsinn älterer Gesetze ausgebildet und befestiget hat. Dazu kommt, daß bey der Zehentsteuer wenigstens die Gesetzgebungen keine Aenderungen vorgenommen haben.

Daher rechnen wir auf Herrn von Rotteck's eigene Zustimmung, wenn wir den Satz aufstellen: auch da, wo der Zehent vom Ursprung an als Steuer betrachtet wurde, ist kein Grund zu dessen Abschaffung vorhanden; man muß ihn vielmehr, seiner factischen Natur gemäß, als ein dem Privatbesitz längst entzogenes und dem Staat überlassenes Vermögen, auch gesetzlich dem Domanialgut einverleiben.

Für diesen Vorschlag spricht übrigens fürs erste die Thatsache, daß in England die Grundsteuer, nachdem sie seit lange die Natur einer Grundlast angenommen, fixirt und abkäuflich gemacht wurde, während man ihr immer noch den Namen Steuer ließ; noch stärker aber ein Finanzgesetz des Cantons Bern, wonach die in dem Gebiet des ehemaligen Bisthums Basel nach französischem Cataster regulirte Grundsteuer als Aequivalent für die im alten Canton bestehenden Grundlasten erklärt und förmlich ins Domanialeinkommen gezogen wurde.

Sind nun aber die Vorschläge unseres Verfassers schon dann unhaltbar, ja schädlich für Ordnung und Eigenthum, wenn man seine eigene Voraussetzung zugiebt, der Zehent sey noch eine Steuer, so ermangeln sie vollends alles Fundaments, wenn sich ergäbe, daß er gegenwärtig nirgend als eine Steuer angesehen wird. Und so verhält sichs denn in Deutschland durchaus. Nicht blos das Privatrecht betrachtet den Zehent als ein Privatrechtsverhältniß *), sondern, was noch mehr ist, die Finanzgesetze und Budgets führen die Staatszehenten durchaus unter den Domanialgefällen und nie unter den Steuern auf. Welches Gewicht nun gegen die jetzigen Gesetze, die überdieß in constitutionellen Staaten in jeder Finanzperiode aufs neue bestätigt werden, der Ursprung des Zehents in alter Zeit haben kann, ist schwer zu begreifen; selbst wenn dieser Ursprung aufs gewisseste historisch vor Augen läge. Aber Herr von Rotteck hat die ursprüngliche Steuernatur des Zehents zwar behauptet, indeß weder hier noch anderswo bewiesen. Vielmehr ist längst durch die gründlichsten Forschungen *) gezeigt, daß der Zehent ursprünglich keineswegs eine Steuer gewesen, sondern theils wie andere Grundrenten aus Privatverträgen entsprungen ist; theils, wo er durch oberherrliche Gewalt angeordnet worden, als Einziehung von Vermögen der zuerst Belasteten betrachtet werden muß, das sofort dem übrigen Privatgut der Herren oder der Kirche sich anschloß. Damit bricht also auch die letzte Stütze der ganzen Argumentation des Verfassers zusammen, und es bleibt als Resultat nichts übrig, als die Verwunderung über die Unbefangenheit mit der er, unumstößlichen Beweisen gegenüber, behaupten konnte, jede andere Meynung über den Ursprung und die jetzige Natur der Zehenten, als die seinige, sey „baare Verkehrtheit!“

Nachdem wir nunmehr auch den practischen Werth der ökonomischen Politik des Herrn von Rotteck genügend gewürdiget haben, schließen wir diese Anzeige mit einer Bemerkung, zu der uns die Lectüre des Buchs allzuoft veranlaßte, als daß wir sie unterdrücken dürften. Der Verfasser spricht seine Ueberzeugung und die Verwerfung der gegentheiligen Ansichten überall in starken Worten aus. Wiewohl nun Ausdrücke, wie Stupidität, Servilität und ähnliche gerade keine Zierde der Rede sind, so hat dieß doch im bloßen Streit der Meynungen weiter nichts auf

*) So z. B. das Badische ausdrücklich, nach Zachariä, die Aufhebung, Ablösung und Umwandlung der Zehenten. Heidelberg 1831.

*) Die rechtliche Natur der Zehenten aus den Grundeigenthums-Verhältnissen des römischen u. fränkischen Reichs, historisch entwickelt von Dr. J. M. F. Birnbaum. Bonn. 1831. Diese, so wie Zachariä's Schrift, ist von Herrn von Rotteck gänzlich ignorirt.

sich, als daß der Schriftsteller sich lächerlich macht, der trotz all seinen großen Worten irrt. Wichtiger aber ist es, und eine ernste Rüge verdient es, wenn ein Autor auf ähnliche schnöde Weise von bestehenden Staatseinrichtungen spricht, die nicht mit seinen Ansichten übereinstimmen. Unter mehreren Beyspielen der Art, die das vorliegende Buch enthält, heben wir nur eines heraus. Der Verfasser ist der Meynung, (die er übrigens nicht begründet, sondern blos behauptet), daß aus den Gesammtdomänen das Privatgut des Fürstenhauses ausgeschieden werden müsse. Behufs dieser Ausscheidung nun schlägt er den Weg des Vergleichs vor, und fügt bey:

„der gegenwärtige Augenblick, in welchem die Aktien des streng oder absolut monarchischen Princips eine sehr große, vor Kurzem nicht einmal geahnete Höhe erstiegen haben, dürfte den fürstlichen Rathgebern als der geeignetste, d. h. ihren Herren vortheilhafteste, erscheinen, einen solchen Vergleich zu schließen; es ist nämlich möglich, daß früher oder später die Aktien, nicht eben des antimonarchischen, wohl aber des dem Volksrechte befreundeten constitutionell-monarchischen Princips wieder steigen dürften, und daß alsdann der Vergleich auf den Fürsten ungünstigere Bedingungen müßte abgeschlossen werden."

Wir überlassen es dem Ermessen des Lesers, ob solche Aeußerungen das Lob verdienen, das sich Herr von Rotteck am Schlusse seiner Schrift selbst ertheilt: stets nur in ruhigem, leidenschaftslosem und inoffensivem Ton geschrieben und die so wichtigen Verhältnisse des öffentlichen Lebens freymüthig, doch mit Bescheidenheit beurtheilt zu haben.

Fried. Bened. Wilh. Hermann.

◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇

Göthe in amtlichen Verhältnissen. Aus den Acten, besonders durch Correspondenzen zwischen ihm und dem Großherzoge Karl August, Geh. Rath v. Voigt u. A. dargestellt von seinem letzten Amts-Gehülfen, Dr. C. Vogel, Großh. Sächs. Weimar. Eisenach. Hofrath, Leibarzt rc. Jena, bey Fr. Frommann, 1834. VII. und 423 in 8.

Modica pars famae ejus apud posteros, in quis carminum gloria praecellit. Tac. Ann. XII. 28.

Man ersieht aber aus der Vorrede, daß Göthe selbst mehrmals den Wunsch geäußert hat, es möchte das Andenken seines amtlichen Wirkens erhalten werden. In der gegenwärtigen Schrift findet sich indessen nur ein Theil dieses Wirkens dargestellt, welcher ganz der zweyten Hälfte seines Lebens, meist sogar den späteren Jahren allein angehört. Weder als Mitglied des geheimen Rathes, noch als Theilnehmer an Geschäften der Kammer, auch nicht als Vorgesetzten des Hoftheaters, und als Vorstand mehrerer Commissionen, worunter eine Kriegscommission, lernt man hier Göthe kennen. Dieß ist um so mehr zu bedauern, je anziehender und lehrreicher die Bekanntschaft mit seinem Thun und Lassen in den erwähnten Verhältnissen seyn müßte, die theils wichtiger, theils schwieriger waren als das einzige, das hier an das Licht tritt, die „Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst." Dem Verfasser dieser Schrift gereicht dieß jedoch nicht zum Vorwurfe; was er giebt, ist immer dankenswerth, und mehr zu geben war er gewiß nicht ungeneigt, sondern abgehalten oder vielleicht nicht im Stande.

Ueber Göthe's Art, Geschäfte zu behandeln im Allgemeinen, dürfte das Ansprechendste in diesem Buche folgendes seyn:

S. 38. In späteren Jahren pflegte Göthe fast Alles, was er selbst resolvirte, auch selbst zu concipiren. Mit sehr seltenen Ausnahmen dictirte er die Concepte; in früheren Zeiten entwarf er solche und selbst ganz unbedenkliche Aufsätze, z. B. ein kurzes öffentliches „Avertissement" wegen Verpachtung eines Gartens, nicht selten eigenhändig.

Wie er den Secretär machte, so scheute er sich auch nicht, nach Umständen den Botenmeister, den Bauaufseher und jede andere Rolle zu spielen, auf welcher die Ausführung einer für ihn bedeutenden Angelegenheit im Augenblick vorzüglich beruhte. Es schmeichelte ihm, wenn auch diese seine subalterne Vielseitigkeit bemerkt wurde, und er wußte sie gelegentlich, besonders gegen nachlässige Untergebene, geltend zu machen.

Der Ansicht, daß „wer seine Leidenschaften, Neigungen, Wünsche, Vorsätze, Plane nicht zu verbergen weiß, in der Welt zu nichts komme", und vielfältig belehrt, daß man die Herumtragerey als eine kleine Zerstreuung betrachte, die man nur Andern übel zu nehmen brauche, vermied er, besonders auch in amtlichen Verhältnissen, sorgfältig, daß jemand, den es nicht unmittelbar anging, von einem Geschäft nähere Kenntniß erlangte.

Bekanntlich huldigte er dem, wie er behauptete, auf Erfahrung gestützten Aberglauben, daß man ein Unternehmen nicht aussprechen dürfe, wenn es gelingen solle. Außerdem war er sich indessen auch reellerer Vortheile des Geheimnisses bewußt, als deren einen vorzüglichsten in amtlichen Verhältnissen er die Möglichkeit ansah, sich selbst reformiren zu können, ohne sich compromittiren zu müssen. Das strenge Geheimhalten seines amtlichen Wirkens brachte für ihn aber auch den Nachtheil mit sich, oft auf einen bloßen Verdacht hin verurtheilt (sollte heißen: getadelt) zu werden, wie auf einen zuverlässigen Beweis. Langjährige Erfahrung hatte in ihm die Überzeugung hervorgebracht, es bleibe nichts geheim, was seinen Gang durch die Kanzleyen nehme. Um den „Kanzleyklatsch," wie er ihn nannte, zu vermeiden, verhandelte er bedenkliche Angelegenheiten am liebsten mündlich. Dem entsprechend äußert er in einem Berichte wegen Wiederbesetzung einer erledigten höhern Stelle: „Überhaupt aber werde ich, vor endlichem Abschlusse dieser wichtigen Angelegenheit, mir einen mündlichen unterthänigsten Vortrag, wie und auf welche Weise Ew. K. H. gefallen möchte, angelegentlichst erbitten. Die mannigfaltigen Complicationen einer seit fünfzig Jahren sich verschiedentlich ausbildenden und verschränkenden Anstalt ist durch eine schriftliche Behandlung nicht darzustellen, so wie auch Manches, welches für die Räthlichkeit der vorgeschlagenen Einrichtung streitet, zwar bey gegenwärtiger Ueberlegung zur Sprache kommen muß, aber weder nöthig noch räthlich ist, daß solche vorübergegange oder vorübergehende Zustände zur Kenntniß der Folgezeit gelangen."

S. 59. Für so vortheilhaft er provisorische Anstellungen, vornehmlich subalterner Beamten ansah, so sehr mißbilligte er im Allgemeinen provisorisch gegebene Gesetze und Anordnungen. „Man publicire nicht dergleichen provisorisch," äußert er sich. „Denn das heißt von vorn anfangen und jedem Einzelnen Zeit und Gelegenheit geben, was ihm unangenehm wäre, anzufechten. Steht doch dem Fürsten auch ohne ausdrücklichen Vorbehalt das Recht zu, solche Einrichtungen zu modificiren."

Von Göthe, als Verfasser von Berichten und Reskripten, bekommt man hier eine Vorstellung, die Vielen unerwartet seyn möchte. Er hält sich an die hergebrachte Form so streng, daß manches jetzt altväterisch klingt: er thut das aber nicht mit Unmuth, sondern wo nicht gern, doch ungezwungen. Einerseits also nimmt er sich in den Geschäften nicht die Freyheit eines Dichters; andererseits gönnt er der trockenen Form so viel von seinem Geiste als sie verträgt. Manchmal erfreut eine geistreiche Aeusserung an Orten, wo man das nicht erwartete. S. 30. (Wo G. in einem Briefe an den Minister v. Voigt, aus Jena im April 1817, von allerley Ungebühr spricht, welche damals die eben errichtete Veterinär-Anstalt von Seiten des gemeinen Volks erlitt.)

„Ich habe der Sache im Stillen zugesehen, weil dieses Vorurtheil von Alters her und nicht mit Unrecht auf solchen Geschäften ruht, ja in früheren Zeiten zum Vortheil der bürgerlichen Gesellschaft begünstigt wurde. Jetzt aber, da wir das Nützliche über alles zu schätzen Ursache haben, weil das Schädliche, Gefährliche von allen Seiten auf uns eindringt, müssen wir solche Anstalten, eben wegen ihrer anrüchigen Verwandtschaft, desto kräftiger schützen."

S. 149. „Die fratzenhafte Anmaßung, daß jeder, den man oft nur als Anfänger in einer Wissenschaft ansehen kann, alles umstellen will...... Dergleichen Thorheiten zerstören sich freylich sehr bald von selbst, und man könnte ruhig zusehen, wenn sie nur nicht indessen die Köpfe verwirrten, die sich vielleicht in ihrem Leben nicht wieder davon erholen."

S. 196. „Ew. K. H. werden beykommende botanische Zeitung gewiß mit Vergnügen durchblättern; sie hat einen eigenen oberdeutschen Charakter, eine gewiße naive Liberalität, anstatt daß unsere lieben Norddeutschen sich in einem gespannten Zustande befinden."

Die Anführung des Verf. S. 41. aus den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon ist in so fern unrichtig, als sie dem Kanzler Daguesseau eine Präcision beylegt, welche dort nicht ihm, sondern seinem Vater nachgerühmt wird. Von diesem, der 1715 als Staatsrath starb, nachdem er viele Jahre Intendant in Limousin und in anderen Provinzen gewesen war, sagt St. Simon (Bd. 14. S. 266.)

„Ein kleiner Mann von anspruchlosem Aeußeren, der nichts Steifes an sich hatte, und von dessen Stirn Gerechtigkeit und Güte leuchtete. Seine Auffassung war so richtig und bündig, daß man aus den Berichten, die er einsandte, nie einen Auszug machen konnte, ob sie gleich alles sagten."

Bekanntlich giebt es auch Vorträge, die aus einem entgegengesetzten Grunde keines Auszuges fähig sind; gleich Seifenblasen haben sie nur Ausdehnung. — Von dem Kanzler Daguesseau hingegen sagt St. Simon (Ebend.) S. 341:

„Er war voll Bedenklichkeiten. Verordnungen und Weisungen von einiger Wichtigkeit machten ihm große Mühe, weil er daran immer änderte und feilte. Er war ein Sklave des Purismus im Ausdrucke, und merkte nicht, daß er durch diese Sucht oft dunkel, sogar unverständlich wurde."

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. October.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



Ueber die fossilen Säugethiere, welche in Würtemberg aufgefunden worden sind, von Med. Dr. Georg Friedrich Jäger. Stuttgart bey Karl Erhard, 1835. 70 Seiten mit 9 Steindrucktafeln in Fol.

Kein Land im ganzen deutschen Staatenbunde hat mit so viel Eifer und zugleich mit solcher wissenschaftlichen Tüchtigkeit seine geognostischen und petrefactologischen Verhältnisse erforscht als Würtemberg, und das vorliegende Werk ist ein neuer Beweis davon. Es ist dasselbe aus zwey Abtheilungen zusammengesetzt, von denen gegenwärtig die erste vorliegt; diese befaßt sich mit allen jenen fossilen Säugthier-Ueberresten, welche bisher in der Molasse, den Bohnerz-Ablagerungen des Jurakalks und in dem Süßwasserkalke von Steinheim aufgefunden sind.

Die Bestimmung dieser Ueberreste hat dem Verf. nicht geringe Schwierigkeiten verursacht. Er hat nämlich keineswegs eine solche Menge von Knochen vor sich gehabt, aus denen das Skelet seinen Hauptheilen nach bey jeder der vorgefundenen Arten hätte zusammengesetzt werden können; er mußte im Gegentheile die Arten gewöhnlich nach einzelnen Knochentheilen, die überdieß nicht selten zertrümmert waren, bestimmen. Ihre Deutung wurde dadurch noch mehr erschwert, daß viele derselben aus den Ordnungen der Walle und Wiederkäuer herrührten, indem bekanntlich bey den ersteren die Skelete noch nicht durchgängig bekannt, und noch viel weniger in einiger Vollständigkeit in den Sammlungen zu finden, mithin die unmittelbaren Vergleichungen fossiler Knochen mit frischen nicht leicht anzustellen sind, während bey den letzteren, den Wiederkäuern, der Knochenbau zwar vollständig gekannt und ihre Skelete keine Seltenheiten in den bedeutenderen Museen sind, dafür aber die Einförmigkeit des Knochengerüstes so groß ist, daß davon specifische Merkmale nur selten mit Sicherheit, und keineswegs nach allen Theilen, entnommen werden können. Wenn es also dem Verf., troß seines großen Talentes und des unverdrossensten Eifers, bey Bestimmung seiner fossilen Säugthier-Ueberreste nicht immer gelungen ist, die Art mit voller Entschiedenheit zu bestimmen, so ist der Grund hievon nur in der Beschaffenheit des Gegenstandes zu finden, der eine unzweydeutige Bestimmung nicht zugelassen hat.

a) Die Säugthier-Ueberreste aus der Molasse, welche der Verf. untersucht hat, rühren von einem Steinbruche bey Baltringen in der Nähe von Biberach her, der angeblich 1700′ über dem Meere und etwa 60 — 70′ über dem Niveau der Riß liegt. Nach den genauen Untersuchungen des Verf. scheinen folgende Thiere ihre nicht sehr zahlreichen und häufig unvollständigen Fragmente in der Molasse zurückgelassen zu haben. Es weisen zuerst mehrere Bruchstücke von Zähnen auf das Wallroß, doch nicht mit voller Sicherheit hin, und Ref. trägt bey Vergleichung der frischen Zähne des Wallrosses mit den Abbildungen (zumal Tab. I. Fig. 1 — 3) allerdings Bedenken, sie für solche zu erklären. Eben so bleibt es problematisch, ob einige Zähne einem Cachelot angehört haben. Mit mehr Wahrscheinlichkeit läßt sich das Bruchstück Fig. 26 als ein Theil des Unterkiefers eines den Wallen verwandten Thieres bestimmen.

Mit noch größerer Sicherheit läßt sich aus einem Schädelbruchstücke auf den Delphin schließen. Das Fragment eines innern Griffelbeins vom linken Hinterfuß giebt offenbar ein Pferd zu erkennen. Drey Sprungbeine rühren von Wiederkäuern aus der Gattung Hirsch und Antilope her. Nach des Verfassers Meinung, die freylich sehr hypothetisch bleiben muß, möchte das eine Sprungbein einem Hirsche, welcher kleiner und der Art nach von dem gemeinen Hirsche verschieden war, angehört haben; das zweyte einer Hirsch- oder Antilopen-Art, die ungefähr die Größe von der Antilope Cervicapra hatte, und das dritte vielleicht einer zwischen den eben angeführten mitten innestehenden Hirsch- oder Antilopen-Art. Aus einem sehr beschädigten Fragment eines zweyten Halswirbels schließt der Verf. auf ein Nagethier, dem Biber verwandt, aber wohl von der Größe des Tapirs. Ref. möchte indeß die Richtigkeit dieser Deutung bezweifeln, da nicht bloß die ansehnliche Größe dieses Wirbels auf eine andere Ordnung als die der Nager hinweist, sondern auch, nach der Abbildung zu schließen, die Aehnlichkeit mit dem Umdreher des Bibers nicht so auffallend scheint. Ein Bruchstück eines obern Backenzahns könnte nach dem Verf. am ehesten mit dem eines Nashorns und noch mehr mit dem des Lophiodon tapiroides übereinkommen. Ein anderes Bruchstück eines Backenzahns erscheint für das Rhinozeros hinlänglich bezeichnend.

Ausser diesen Säugthier-Ueberresten hat der Verf. noch einige Fragmente von Reptilien, zwey Fischwirbel, viele Zähne von 4 — 5 Haifisch-Arten, mehrere Exemplare der Ostrea gryphoides, und aus der Gegend von Ulm eine Muschel, welche mit Plagiostoma Mantellii Aehnlichkeit hat, erhalten. Es ist merkwürdig, daß in der Molasse Land- und Meeres-Säugthiere gemeinschaftlich vorkommen.

b) Die Säugthier-Ueberreste aus den Bohnerzgruben der schwäbischen Alb. Die Höhe der Bohnerzgruben zwischen Biz und Ebingen giebt Schübler zu 2718′, der bey Willmadingen zu 2617′ an; ungefähr dieselbe Höhe mögen die Bohnerzgruben bey Melchingen und Salmendingen haben. Das Bohnerz kommt hier in muldenförmigen Vertiefungen und Spalten vor, und wird durch sogenannten Tagbau leicht gefördert. Gewöhnlich wird aber der braune oder schwärzliche Letten, mit welchem es vorkommt, in einer Tiefe von 15 — 30′ so arm an Erz, daß es der Förderung nicht werth ist, oder die Verengerung der Spalten macht das Tieferdringen ohne besondern Aufwand nicht ausführbar, und es fehlt daher an genauerer Kenntniß dieser Spalten in größern Tiefen. In einigen derselben sind sowohl die Seitenwände als selbst der Boden mit großen Stalaktiten besetzt, zum Beweis, daß die Höhle längere Zeit offen gestanden hatte, bevor sie mit Letten und Bohnerzen ausgefüllt wurde. Die Zähne und Knochen, welche in diesen Ablagerungen enthalten sind, sind mehr oder minder abgerollt; die meisten älteren, manche aber auch, wie zum Theil die Zähne vom Schaf, Wolf und Hund, entschieden neueren Ursprungs. Außerdem findet man die Zähne von Squalus cornubicus, crassidens und hastalis, mehrere sogenannte Bufoniten, einige Zoophyten, namentlich eine Scyphia, eine numulitenähnliche, einerseits ebene, andererseits erhabene und warzige Scheibe, ein Paar Madreporen, deren Substanz mit der des leichteren Bohnerzes übereinkam, und welche also ohne Zweifel dieser Formation eigenthümlich sind. Dagegen gehören die häufig mitvorkommenden Stacheln von Cidarites coronatus den obersten Schichten des Jurakalkes an, und sie sind, nach des Verf. Meynung, eben so gut, als die Exemplare von Terebratulites helveticus und subundatus, Belemnites unicanaliculatus und mehreren verkiesten Ammoniten als zufällige Vorkommnisse anzusehen, die auch wohl von den Arbeitern in der Nähe der Gruben aufgesammelt wurden.

Merkwürdig ist es, daß zugleich mit den Knochenfragmenten auch Kunstprodukte zum Vorschein gekommen sind. Es wurde nämlich bey Salmendingen mitten unter den fossilen Zähnen in einer Tiefe von 10

— 12′ ein kleines, aber in der Mitte sehr breites Hufeisen von eigener Form gefunden. Ebendaher kam aus einer Tiefe von 20′ ein Hufeisen von gewöhnlicher Form, zwey viereckige Pfeilspitzen, und ein eiserner Sporn von eigener Art. In einer noch größern Tiefe von beyläufig 100′ soll mitten im Bohnerze ein Messer gefunden worden seyn, an dessen Heft ein 1‴ weites Röhrchen von Messing steckte. Der Verf. erklärt das Vorkommen dieser Kunstprodukte, zu welchen noch ein Paar Stück von Glasflüssen oder Ofenschlacken hinzukommen, aus der Lage dieser Gruben in der Nähe von Waiden, dem Wallfahrtsort Salmendingen und einer Menge Burgen, welche zum Theil schon von den Römern angelegt worden sind. Die bemerkten Gegenstände konnten also wohl in der Zeit von mehreren Jahrhunderten in eine bedeutende Tiefe gelangen, zumal da ihr größeres specifisches Gewicht und die runde Form des Bohnerzes selbst das Einsinken in dieses erleichterte. Wie es sich auch mit dieser Erklärung des Verf. verhalten möge, so wäre es doch als Beytrag zur Entscheidung der wichtigen Frage, ob das Menschengeschlecht zur Zeit der Sündfluth Europa bereits bewohnte oder nicht, von der größten Bedeutsamkeit, wenn in Folge eines günstigen Ereignisses Naturforschern die Gelegenheit gegeben würde, durch unmittelbare Betrachtung, und nicht erst durch die nur zu oft zweydeutigen Berichte der Arbeiter, die Thatsache festzustellen, ob solche Denkmale des Menschen, gleich andern Fossilien, von den erwähnten Gebilden in einer Weise umschlossen waren, daß sie nicht in späteren Zeiten durch Spalten hinabstürzen konnten, oder ob eine solche Communication von der Oberfläche mit der Tiefe in der That statt hatte, oder mit großer Wahrscheinlichkeit doch einst statt finden konnte, selbst wenn jetzt die Kluft wieder ausgefüllt angetroffen worden wäre. Auch die gefundenen Kunstprodukte wären einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen, um hierdurch vielleicht ebenfalls einen Anhaltspunkt für Bestimmung ihres Alters gewinnen zu können. Doch wir kehren zur Betrachtung der in den genannten Bohnerzgruben gefundenen Säugthier-Ueberreste zurück, bey denen wir uns zunächst nur an die ächt antediluvianischen halten wollen.

Mehrere Fragmente, meist Zähne, gaben das Daseyn von α) Raubthieren zu erkennen, doch waren sie häufig so beschädigt, auch ganze Schädel oder doch vollständige Kiefer nicht auffindbar, daß ihre Bestimmung in mehreren Fällen zweifelhaft bleiben mußte. Mit Wahrscheinlichkeit bezieht der Verf. die wenigen Fragmente auf Fischotter, Wolf, Wiesel, Herpestes, Viverra und den Höhlenbären; letzterer ist wohl am sichersten nachweisbar. Ein Bruchstück des Keims von dem Backenzahn eines reißenden Thieres, (Tab. VIII. Fig. 48 und 49, doch ist erstere Figur daselbst nicht auffindbar), der nahezu dem drittletzten rechten unteren des Wolfes entsprach, ist nach dem Verf. dem Agnotherium antiquum Kaup angehörig.

An β) Nagern hat sich wenig vorgefunden. Fragmente von einem Oberarmknochen und einer Speiche gehören dem Hasen an. Verschiedene Bruchstücke von Zähnen und einem Oberarmknochen weisen auf eine dem Biber verwandte, oder mit ihm übereinstimmende Art hin. Aus mehreren Zähnen schließt der Verf. auf eine eigene Gattung, die er Dipoides nennt, weil er früher der Meinung war, daß sie sich zunächst an Dipus anreihen könnte, während er sie jetzt näher mit Chalicomys von Kaup verwandt hält. Gegen die Aufstellung dieser Gattung ist sprachlich und sachlich zu bemerken, daß sie gegen die alte, von Linné festgesetzte Regel: Nomina generica in oïdes desinentia, e foro (zoologico) releganda sunt, verstößt, und daß die bisher gekannten Reste derselben noch viel zu fragmentarisch sind, als daß auf sie eine neue Gattung gestützt werden könnte.

Auch an γ) Wiederkäuern sind die Bohnerzgruben nicht reich. Ein Zahn mochte einem Schafe oder Ziege angehört haben; andere Stücke gaben mit Bestimmtheit einen Ochsen zu erkennen. Ver-

hältnißweise häufiger kommen die Ueberreste von Thieren aus dem Hirschgeschlechte vor, und könnten vielleicht auf 3 — 4 Arten bezogen werden. Mit einiger Wahrscheinlichkeit läßt sich auch eine große Antilope vermuthen. Einige Zähne und Knochenbruchstücke deutet der Verf. fragweise auf ein Bisamthier, das etwas größer als der Moschus javanicus gewesen wäre.

Am häufigsten sind δ) die einfach käuenden Hufthiere. Am gewöhnlichsten kommen die, freylich meist zerbrochenen Zähne vom Pferd, Nashorn und Mastodon vor. Unter den Backenzähnen hat der Verf. welche gefunden, die theils mehr Aehnlichkeit mit dem gemeinen Pferde, theils mehr mit dem sogenannten Equus primigenius und Asinus primigenius von Hrn. von Meyer hatten.

Einige Zähne weisen auf das gemeine Schwein hin, während andere eher vielleicht einer dem Sus larvatus oder palaeocherus ähnlichen Art angehört haben mochten.

Zwey Bruchstücke eines Backenzahns gaben entschieden den Elephanten zu erkennen. Viele andere gehören unverkennbar dem Mastodon an, indeß „nur wenige dieser Bruchstücke sind groß und deutlich genug, daß sie mit Wahrscheinlichkeit auf die eine oder andere Art von Mastodon gedeutet werden könnten.“ Der Verf. glaubt auf folgende Arten schließen zu dürfen, nämlich: 1) auf Mastodon arvernense, 2) M. angustidens, 3) M. latidens, 4) M. tapiroides. Ein Zahnbruchstück zeigt einige Aehnlichkeit mit dem Backenzahne des kleinen Mastodon aus Sachsen in der Form, ist aber merklich größer und dadurch, so wie zum Theil durch seine Form, dem M. elephantoides näher gestellt. Eben so bleibt es zweifelhaft, ob zwey Bruchstücke von Zähnen dem M. tapiroides, oder einer neuen Art, oder der folgenden Gattung, nämlich dem Dinotherium angehören, von dem zwey deutliche Zahnfragmente das D. giganteum nachweisen.

Das Vorkommen von Lophiodon ist durch mehrere gut erhaltene Zähne aus beyden Kiefern außer Zweifel gesetzt; indeß bleibt die Bestimmung der Arten selbst etwas zweifelhaft, weil die Zähne nie in Verbindung mit dem Kiefer gefunden wurden, und ihre Verschiedenheit nach den Arten nicht besonders erheblich scheint. *)

Als einzige Spur von Anoplotherium (Xiphodon gracile) läßt sich ein Backenzahn anführen; einige andere bezeichnen das Dichobune leporinum. Das Palaeotherium ist durch einige Zähne nachgewiesen, welche vielleicht dem Palaeotherium magnum, dem P. crassum oder isselanum, und dem P. aurelianense entsprechen könnten.

Die Bruchstücke von Zähnen des Rhinozeros wurden noch häufiger gefunden, als die der Mastodonten, und sie zeigen wenigstens 3 auffallende Größenverschiedenheiten, welche vielleicht auf eben so viel verschiedene Arten schließen lassen möchten.

Als Anhang zu diesem Abschnitte folgt noch von S. 39 — 42 eine Betrachtung über zweifelhafte Zähne und Knochen aus den vorhin genannten Bohnerzgruben. Nach des Verf. Vermuthung möchten einige derselben mit großer Wahrscheinlichkeit neuen, oder wenigstens bisher noch nicht aufgeführten Gattungen zuzuschreiben seyn, namentlich einem mit dem Hippopotamus übereinkommenden oder ihm wenigstens verwandten Thiere, das etwa durch den Namen Potamohippos unterschieden werden könnte, so wie einer, wie es scheint, neuen Gattung, dem Tapiroporcus.

(Schluß folgt.)

*) Wir erlauben uns hier eine kleine Berichtigung. Der Verf. ist nämlich (S. 32 in der Anmerkung) der Meinung, daß Cuvier bey der Beschreibung des kleinen Lophiodon canines inférieures statt supérieures gesetzt habe, „indem in dem Unterkiefer des Tapirs ein solcher kleiner Eckzahn fehlt, in dem Oberkiefer aber vorhanden ist.“ Allein Cuvier hat ganz Recht, indem beym Tapir in den beyden Kiefern Eckzähne, und überdieß im unteren größere als im obern, enthalten sind (vgl. Schreber's Säugthiere, fortgesetzt von J. A. Wagner V. S. 374). Sind diese Zähne in einem Unterkiefer verloren gegangen, so ist dieß nur zufällig.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. October.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



Von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, im Lichte der speculativen Philosophie. Von Carl Friedrich Göschel. Eine Ostergabe. Berlin 1835, Verlag von Duncker und Humblot. (XXII und 272 S.)

Auch in dieser, wie in so mancher andern, früheren Schrift desselben Verfassers bewährt sich ein Geist, welcher reichlich ausgerüstet ist mit all denen Kräften, die zum Ersteigen der Höhen der Speculation geschickt machen. Das Lesen eines solchen Buches, wie das vorliegende, erweckt mitten aus dem Gedränge der alltäglichen Erscheinungen unserer Literatur heraus, eine ähnliche Empfindung in der Seele, als das Hinausgelangen aus dem Getöse einer Volk- und Gewerbreichen Stadt in die Stille der Gebirge und Felder. Aber eben bey diesem Hinausgelangen aus dem vielstimmigen Gedränge jener Alltäglichkeit in die Stille der Speculation, fühlt es die Seele jenem alten Denker nach, daß sie nur da allein war, wo sie sich in dem übertäubenden Gedränge befand, nicht aber mehr allein, als sie in die Abgeschiedenheit aus dem Gedränge, als sie in das Denken eintrat. „Denn“, so sagt unser Verfasser S. XX des Vorwortes, „was ist das Denken anders, als die Unterredung des endlichen Geistes mit Gott? wiewohl oft aus großer Ferne: wir wissens auch nur selten wer mit uns spricht. So wirs aber erkennen, so bekennen wir auch, daß solche Unterredung eine große Unterwindung ist: das Denken ist diese Unterwindung, welche dem Menschen, als dem Ebenbild Gottes, eignet: es ist nicht allein. Als allein wird es zur Ueberhebung und fruchtlos. — Das Denken ist lemmatisch, insofern es von dem Denken, von dem allgemeinen Denken, welches schon gedacht ist, borgt: es ist nur insofern ein Monolog, als dem Geiste der Monismus zukommt, weil der Geist zum Geiste spricht: es ist nur insofern ein Soliloquium, als es sich nicht sogleich mit dem gesammten Weltwirrwesen auf einmal in ein Gespräch einlassen kann, sondern sich in die Stille zurückziehen muß, um mit Gott allein zu seyn und seine Offenbarungen in ihren einzelnen Momenten oder Movimenten nach einander zu vernehmen. — Wer wirklich denkt, der ist hiernach niemals allein.“

Und eben hierinnen, daß es der Menschenseele, als dem Ebenbilde Gottes eignet, nicht allein zu seyn, findet dieselbe gleich von vorn herein die einzige, volle Sicherheit für ihre Fortdauer, für ihre Unsterblichkeit (S. XVII); die einzig genügende Antwort auf die Osterfrage: „wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür?“ (S. I.). Der Stein, von welchem hier die Rede ist, ist undurchdringlich und schwer (S. VI). Er ist undurchdringlich, weil er vereinzelt (allein) ist und durch seine Einzelheit Anderes ausschließt (S. XI): er ist schwer, weil er äußerlich ist, weil ihm sein Mittelpunkt fehlt. Die Schwere ist nichts anderes, als das sehnliche Streben nach dem Mittelpunkte, weil dieser fehlt. Es ist das Innere, was der Stein nach seiner Schwere sucht, weil es nicht in ihm, sondern außer ihm liegt. (S. VI) Aber der Stein ist nur ein Bild für alles Irdische; für Alles, was dunkel ist und seufzet: er ist das Endliche überhaupt in seiner Vereinzelung und Entäußerung, oder das Materielle, das Körperliche, welches nach seiner Vereinzelung und Absonderung endlich, nach seiner Aeußerlichkeit unendlich ist, weil ihm das Innere fehlt, in welchem es sich vollenden könnte. In der Verwesung ist

doch noch ein äußeres Lebenszeichen: sie ist das verkehrte, entstellte Surrogat wirklicher Durchdringung; denn sie zersetzt den Leib, um äußerlich sein Inneres zu erreichen; aber im Stein ist die Verzweiflung am Innern ausgesprochen: der Tod alles Lebens, welches, ob auch äußerlich, noch immer von einem Innern zeuget und nach einem Innern ringet, wenn es gleich nicht dazu gelangen kann (S. VII). Desto dringender (S. X und XI) wird nun die Frage: Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür? Wann und wie wird die Schwere und Undurchdringlichkeit selbst aufgehoben werden? — So lange sie nur bey Seite gebracht ist, so lange sind wir noch nicht damit versöhnt. — Wann wird die Trennung und Vereinzelung der einzelnen Wesen, wann wird die Aeußerlichkeit und Schwere, welcher das Innere fehlt, in Gemeinschaft und Innerlichkeit sich verklären? wann werden wir dahin kommen, daß Natur und Leib nicht allein beseelt, sondern im Geiste verklärt, daß Geist und Seele nicht allein mit Leibern angethan sind, um sich wieder davon zu trennen, sondern damit unzertrennlich Eins werden? Ehe daß der Stein von ihm selbst abgewälzt wird, eher ist der Kampf nicht vollendet und der Sieg nicht erstritten, welchen der Geist gegen die Materie behauptet — und Claudianus Mamertus gegen Faustus, Philonous gegen Hylas. Das ganze Gewicht der Osterfrage ruhet deshalb auf dem „Wer" mit dem sie beginnt, denn es ist klar, daß wir allein die Schwere und Undurchdringlichkeit nicht bewältigen können; denn alles was allein ist, das ist selbst schwer, weil es von seinem Innern, wornach es sich gezogen fühlt, und von allem Andern getrennt ist. Auch die Seele des Menschen ist schwer und undurchdringlich, wenn sie einsam und allein sich selbst überlassen ist; schwer, denn es zieht sie nach ihrem Innersten, das sie auch an ihrer Innerlichkeit vermißt; undurchdringlich, denn es verlangt sie nach dem Andern, welches sie ausschließt. Nicht von der Seele demnach, insofern diese selber schwer und allein ist, kann das Schwere, welches die Sorge des Ostermorgens erregte, hinweggenommen werden, sondern nur von Einem, der nicht allein ist, von Gott. Dieser vermag das Werk, weil er nicht allein ist, im Verhältniß zu ihm selber und nicht allein im Verhältnisse zu seiner Schöpfung. Gott ist als Einer in Allem: als der Innerlichste, das absolute Ich, das in Ihm selbst sich unterscheidet und verbindet, seine Schöpfung entläßt und wieder zu ihr sich herabläßt, und eben darum nicht allein ist, sondern persönlich, durchdringend und durchdringlich. Der Geist ist dieses: nicht allein zu seyn, sondern persönlich. Und wie die absolute Persönlichkeit Gottes darin bestehet, in ihm selbst nicht allein zu seyn, und seine Schöpfung nicht allein zu lassen, sondern zu durchdringen und sich von ihr durchdringen zu lassen; so bestehet die Persönlichkeit darin, nicht allein gelassen, sondern mehr und mehr durchdrungen, und hiermit wiederum durchdringlich und durchdringend zu werden. Diese letztere Persönlichkeit beruhet aber ganz in der Gemeinschaft des Menschen mit Gott, in einer Gemeinschaft, bey welcher Gott selbst zu dem Menschen kommt, und wenn der Mensch fällt, mit ihm Fleisch wird, um die unterbrochene Verbindung wieder herzustellen (XVI, XVII). Die Antwort auf die große Frage des Ostermorgens gestaltet sich nun von selber; der Stein wird hinweggehoben, weil Gott persönlich und darum Erlöser und weil der Mensch persönlich und darum erlösungsfähig ist; sie ist in den Worten beschlossen: „Ich lebe und Ihr sollt auch leben."

Aber woran weiß es denn der Mensch so zuversichtlich sicher, daß er nicht allein, und darum erlösungsfähig von der Schwere, von dem Tode, darum ewig und unsterblich ist? — Er weiß es daran, daß er denkt, denn das Denken ist dieses: nicht allein zu seyn, sondern zu durchdringen (S. XVIII); darum, weil der Mensch denkt, wird er von Gott durchdrungen und durchdringet ihn; die Persönlichkeit des Geistes ist die Quelle des Lebens, der Schlüssel, welcher die Thüre des Grabes aufthut; der Hebel, welcher den Stein bewegt und als sein Inneres ihn durchdringt. Daher, aus dem Bewußtseyn des Denkens, kommt jene Uebereinstimmung aller Menschenseelen über die Gewißheit

ihrer Fortdauer, die Uebereinstimmung, welche schon Seneca als kein geringes Argument für die Unsterblichkeitslehre anerkennt. Daß sie aber und nach welchem Gesetz sie denke, das hat die Menschenseele im Verlauf der Zeiten ganz vorzüglich durch die Art gezeigt, wie sie die Frage nach ihrer eigenen Fortdauer zu beantworten suchte. Eine Betrachtung der Beweise für die Unsterblichkeit der Seele, kann demnach selber die Kraft eines dieser Beweise annehmen.

Bey einer genaueren Erwägung zeigt sich, daß der Verstandes-Beweise für die Unsterblichkeit der Menschenseele, eben so wie der Beweise für das Daseyn Gottes, zunächst nur drey sind. Man könnte sie die philosophischen nennen, zum Unterschied von einem vierten: dem historischen, welcher im Voraus die Ueberzeugung schon begründet haben muß, wenn einer von jenen dreyen wahrhaft überzeugend wirken soll (Cic. Disp. Tusc. I, 12, 13, 16). Den drey Verstandesbeweisen für das Daseyn Gottes gehen die für die Unsterblichkeit der Seele vollkommen parallel; so daß man sie Glied vor Glied einander gegenüber stellen kann. (S. 1, 2.)

Der erste Gottesbeweis ist der kosmologische, nach welchem die Welt schon durch ihr unmittelbares (unvermitteltes) Seyn, welches seinen Grund nicht in sich selber trägt, auf eine über ihr liegende Ursache dieses Seyns hindeutet: eine Ursache, welche in sich selber vermittelt und begründet ist, welche als unbedingtes Seyn zugleich als immanentes Denken sich erweiset. Diesem kosmologischen Gottesbeweise entspricht der sogenannte metaphysische Beweis für die Unsterblichkeit der Seele: der von der Einheit derselben hergenommene Beweis, den man auch vorzugsweise den dogmatischen und psychologischen nennen könnte. Das Phänomen des Bewußtseyns, d. h. jenes Seyns, welches sich in sich selber reflectirt, läßt uns im Wesen der Seele eine über die Vielheit der Wahrnehmungen und Aeußerungen liegende Einheit erkennen, welche in sich selber geschlossen, vor aller Zertheilung und Zersplitterung, vor allem Andern und vor dem Uebergehen in Anderes geborgen, hiermit unzerstörbar ist und besteht. — Der zweyte Beweis für das Daseyn Gottes ist der teleologische: Wie die Welt nach außen zunächst unmittelbar oder zufällig, so ist sie dagegen nach innen vermittelt und gegliedert, nur daß das erste, sich selbst bewegende Glied nicht sichtbar ist. Mit andern Worten: die Welt ist, wie sie ist, zu Zwecken bestimmt; hiermit weiset sie auf ein nach Zwecken bestimmendes, d. h. vernünftiges Urwesen hin, welches nicht allein die Welt, sondern auch sich selber bestimmt. Diesem zweyten Gottesbeweise gehet der sogenannte praktische oder moralische Unsterblichkeitsbeweis parallel. Auch die Seele fühlt sich, so wie sie ist, zu Zwecken bestimmt. Der nächste dieser Zwecke ist die Selbstbestimmung: sie fühlt sich, als Inneres, zur Selbstbestimmung bestimmt. Hierdurch weiset sie, wie auf ein sie bestimmendes Wesen, so auf ihr eignes, sich selbst bestimmendes Inneres hin. Aber die Entwicklung der Selbstbestimmung ist unendlich: es liegt mithin in der daseyenden Fähigkeit dazu auch die Bürgschaft für die Zukunft: die Zukunft ist in der Beschaffenheit der Seele schon beschlossen. — Der dritte Beweis für das Daseyn Gottes ist der ontologische, vermöge welchem schon der Begriff des allervollkommensten Wesens, schon der in dem Menschen wohnende Geist, dadurch, daß und wie er den unendlichen, absoluten Geist zu denken vermag, für das Daseyn dieses Geistes zeuget.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die fossilen Säugethiere, welche in Würtemberg aufgefunden worden sind 2c.

(Schluß.)

In einem besonderen Nachtrage von S. 44 — 59 kommen zuletzt die Säugthier-Ueberreste aus den Bohnerzgruben bey Neuhausen vor. Bergmeister Zobel machte nämlich im Jahre 1834 daselbst, wo das Bohnerz in einer Spalte des dolomitischen Jura-

kalkes abgelagert war, einen bedeutenden Fund von Knochen und Zähnen. Er bestätigte dabey die Bemerkung, daß die Thierreste stets nur in solchen Bohnerzen gefunden werden, welche die Spalten im rauhen Jurakalk und im Dolomit ausfüllen, während in den sogenannten Lettenerzen, oder in den Bohnerzen, welche in den ausgebreiteten, unmittelbar unter der Dammerde befindlichen Lagern vorkommen, sich noch keine Knochen gezeigt haben. Am häufigsten finden sich in diesen Gruben Zähne und Knochen vom Palaeotherium, die meistens dem Palaeotherium medium oder vielleicht einer neuen Art zugehört hatten; einige rühren vom P. crassum her, einige andere könnten dem P. magnum und minus zugeschrieben werden. Ob einzelne Knochenstücke dem P. indeterminatum und curtum zuständig seyn möchten, hat nur geringe Wahrscheinlichkeit für sich. Das Vorkommen vom Anoplotherium commune in den Bohnerzgruben von Neuhausen ist durch mehrere sehr gut erhaltene Zähne des Unterkiefers und mehrere noch mit Bruchstücken des Kiefers verbundene Zähne des Oberkiefers erwiesen; andere lassen mit ziemlicher Sicherheit auf das A. secundarium schließen. Außer diesen Ueberresten fanden sich nur noch einige Backenzähne vom Pferde, die vielleicht neueren Ursprungs seyn konnten, und ein ächt antediluvianischer Backenzahn einer Hirschart, der freylich nicht mit der gehörigen Evidenz auf den Cervus Bartholdi von Kaup bezogen wird.

c) Die Säugthier-Ueberreste aus dem Süßwasserkalk bey Steinheim. Diese partielle Ablagerung enthält außer Süßwasser-Conchylien (zu Helix, Pupa, Planorbis, Lymnaea und Paludina gehörig), Süßwasser-Fischen (Leuciscus gracilis, L. Hartmanni und Tinca microptera nach den Bestimmungen von Agassiz), ferner außer den Ueberresten einer größeren Schildkröte (Chelys) und eines größeren Saurier's auch die Ueberbleibsel von mehreren Landsäugthieren, wie Hund, Reh, Hirsch, Ziege, Ochs, Pferd, Schwein und wahrscheinlich auch vom Marder, welche sämmtlich vielleicht den noch bey uns lebenden Arten zugehört haben konnten und zum Theil auch erst in spätern Zeiten in diese Lagerstätten gerathen seyn möchten. Gleichzeitig kommen aber mit ihnen noch andere Ueberreste von Säugthieren vor, die gegenwärtig nicht mehr unter den Bewohnern unseres Welttheils zu finden sind. Dahin gehört zunächst das Nashorn, von dem ziemlich viele Knochen und Zähne vorhanden sind. Aus denselben schließt der Verf., daß das Rhinozeros von Steinheim ungefähr um 1/4 kleiner als das von Moissac, und nicht ganz um die Hälfte kleiner als das große fossile Rhinoceros incisivus war; es ist nicht unwahrscheinlich, daß die verschiedenen Knochen einem einzigen Individuum angehört hatten. Zweifelhaft bleibt es übrigens dem Verf., ob dieses Rhinozeros zu einer Art mit dem von Moissac gehöre, oder eine eigene bilde; nach dem Ermessen des Ref. möchte wohl ersteres der Fall seyn, indem die Größenunterschiede durch Alters- und individuelle Abweichungen sich leicht erklären ließen. Außerdem fand sich noch ein linker Beckenknochen, der am meisten mit dem Palaeotherium übereinstimmt, und seiner Größe nach dem Palaeotherium magnum zuzuschreiben seyn würde.

Hiemit schließt sich diese erste Abtheilung, in welcher der Verf., trotz den großen Schwierigkeiten des Gegenstandes, mit Klarheit und Genauigkeit die merkwürdigen Ueberreste von Säugthieren aus der Molasse, den Bohnerzgruben und dem Süßwasserkalke von Steinheim gedeutet, und in schönen Abbildungen auf 9 Steindrucktafeln zur Anschauung vorgelegt hat. Die zweyte Abtheilung, welche nach der Versicherung des hochgeschätzten Verf. bis Ostern 1836 erscheinen dürfte, soll die Ueberreste von Säugthieren aus den Kalkhöhlen der Alb, aus den verschiedenen Bildungen von Süßwasserkalk aus der Diluvial- und Alluvial-Formation und aus mehreren Torfablagerungen, nebst der Vergleichung der verschiedenen Ueberreste untereinander und mit den ihnen entsprechenden, jetzt lebenden oder untergegangenen Arten von Säugthieren enthalten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. October.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



Von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele ꝛc.

(Fortsetzung.)

Diesem dritten Beweis stehet ebenfalls ein dritter für die Unsterblichkeit der Seele zur Seite, welcher der logische oder ontologische genannt ist; die Seele denkt die Unendlichkeit, denkt ihre Fortdauer, darum muß ihr die Unendlichkeit oder Fortdauer auch inwohnend seyn. Der Fortdauer muß die Realität zukommen. (S. 17—20.)

Aber das Ineinandergreifen, der Parallelismus der einzelnen Glieder jenes dreypaarigen Beweises läßt sich auch noch auf andere Art deutlich machen. Wie nämlich die Welt, durch ihr unmittelbares Seyn von einem in sich vermittelten, nothwendigen Grund und Umfang dieses Seyns, von einem absolut schöpferischen Innern zeuget, so muß ihr auch ein geschaffenes Inneres zukommen, auf welches ihre Aeußerlichkeit als auf seine nothwendige Ergänzung hinweiset. Dieses geschaffene Innere der Welt ist der Mensch; das Innere des Menschen ist die Seele. Als äußerlich ist die Welt Vielheit, veränderlich, theilbar; die Seele als innerlich ist Einheit, unveränderlich, unzertrennlich. — Zweytens: die Welt in ihrem Innern gegliedert und zu Zwecken bestimmt, zeuget von einem absoluten und unbedingten Princip, durch welches sie bestimmt wurde, deutet aber auch zugleich in ihrer Gliederung auf einen letzten, oder Endzweck hin, zu welchem sie bestimmt ist. Dieser „letzte Zweck der Welt ist die menschliche Seele: die Seele ist dieses, selbst zu seyn: der Zweck der Seele ist Selbstzweck. Hiemit ist die Seele, als der eigentliche, in der Schöpfung gewollte Zweck Gottes unendlich, denn der Zweck selbst zu seyn ist unendlich." — Drittens: wie der Begriff des absoluten Geistes Gottes Daseyn verkündet, Gottes Wesen offenbaret, so ist damit zugleich der Begriff des jenes Daseyn denkenden, endlichen Geistes, als Geist, und der diesem inwohnende Begriff seiner Fortdauer gegeben und nach seiner Realität verbürgt (S. 21—23).

Nachdem auf diese Weise der Verfasser die Gränzen für die weitern Untersuchungen über die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele abgesteckt hat, zeiget er von S. 25 bis 81 wie die geschichtlich überlieferten Beweise für die Unsterblichkeit einer aus dem andern sich entwickeln; wie dieselben den ihnen zum Grunde liegenden Begriff von Schritt zu Schritt mehr verklären und durchdringen und zugleich zu der ihm angemessenen Form erheben, ja wie sie von dem Wesen bloßer Beweise für die Unsterblichkeit, zur Unsterblichkeit selber fortschreiten. Ihr Weg, im Allgemeinen, ist dieser, daß sie die Unsterblichkeit der menschlichen Seele erstens in ihrer objektiven und zweytens in ihrer subjektiven Beziehung erkennen, bis sie endlich im ontologischen Beweise die Einheit beyder vorher einseitigen Vorstellungen, hiermit den Begriff selbst erfassen (S. 49). Wir wollen diese historische Entwicklung hier durch einige sie begleitende Züge anschaulich zu machen suchen.

Der Tod, welcher nur da herrscht, wo er trennen und entzweyen kann, hat über die Seele keine Macht, wenn diese in ihr selber unzertrennlich eins ist; diese Einheit der Seele wird aber nach einer alten Lehre, die nach Aristotes schon Anaxagoras aussprach, dadurch

erwiesen, daß die Seele ein sich selber bewegendes Wesen ist (nec habet principium motus, quia se ipse movet animus. Cic. de senect. 78). Näher jenem angemessenern Ausdruck, nach welchem die Seele, weil sie das Denken ist, das nur in der Einheit des Mannigfaltigen besteht, zugleich auch einfach und immateriell ist, führt den metaphysischen Beweis für die Unsterblichkeit schon Plato, denn er erfaßt die Seele nicht dogmatisch als ein Ding, das da ist, sondern als das Denken selber. Der Leib ist nur das Organ, durch welches die Seele, die ihm vorausgeht, sich äußert; diese Aeußerung kann mit dem Leibe abnehmen und verlöschen, nicht die Seele, welche selber nicht äußerlich ist, sondern ein Inneres, das das Aeußere an ihm selbst hat. — Während jedoch dieser erste oder metaphysische Beweis die Seele noch immer mehr als Object betrachtet, wird dieselbe in dem zweyten oder moralischen Beweis zum Subject; nach dem ersteren besteht die Unsterblichkeit darin, daß die Seele zunächst als einfach, unverändert bleibt, was sie ist, nach dem zweyten erscheint sie als eine sich immer steigernde, fortschreitende Thätigkeit. — Vermöge der Bestimmung der Seele zu unendlichen Zwecken findet die Aeußerung derselben in der Zeit, findet die Gegenwart der Seele ihre Ergänzung und Erklärung erst in der Ewigkeit. Die innere, durch das Wesen der Seele selber geforderte Ergänzung der Gegenwart durch die Ewigkeit spricht Plato im Phädon 72 u. 78 in der Lehre von der Präexistenz und der hieraus gefolgerten Postexistenz der Seele aus. Denn die Präexistenz ist selbst nichts anders als die Voraussetzung von Zwecken, wozu die Seele, d. h. das Innerliche da ist, d. h. äußerlich wird und innerlich fortdauert. Diese Zwecke, wozu die Seele da ist, erheischen mithin eben sowohl nach ihrem Ursprunge oder Bestimmungsgrunde die Vergangenheit, als zu ihrer Erfüllung, nebst der Gegenwart die Zukunft: so wie alles Bestimmte ein Woher, als Bestimmendes, und ein Wohin, als Ziel voraussetzt. Darum ist auch die Erinnerung nichts anders als die Energie, wornach die individuelle Seele das für sich wird, was sie actu an sich ist und vorher potentialiter schon seyn mußte (Hegels Werke XIV. 203, 213.). — Aus dem festen Vorgefühl der nahenden Ergänzung des Seyns der Zeit durch das der Ewigkeit erklärt sich jene Erhebung der Seele, von welcher diese zuweilen, im Augenblicke des Todes so freudig bewegt wird; ein Ereigniß, das Plato in dem schönen Vergleich mit dem sterbenden Schwane (Phädon 81.) anschaulich macht, welcher vor seinem Tode am schönsten und lieblichsten singt, nicht aus Furcht vor dem Tode, wie die Menschen wähnen, sondern in der Sehnsucht nach dem ewigen Leben, im Vorgefühle der höheren Güter desselben und in der Freude nunmehr abzuscheiden und zu Gott zu kommen. Auch Cicero sagt, daß die Seele mehr auf das Zukünftige als auf das Gegenwärtige gerichtet sey (Tusc. Disp. I. 14.). In dem ganzen Geschlecht lag von Anfang und liegt noch die Bürgschaft für die Erfüllung, für die Entfaltung eines Keimes der Sehnsucht, dessen Verse der alte Dichter (Virg. Äen. VIII. 200; Eclog. 4; vergl. Dante Purg. XXII.) vielleicht noch tiefer erfaßt hatte, als selbst Lessing in seiner Erziehung des Menschengeschlechts. Jene Bürgschaft für die Ewigkeit, die in Gott ist, ruht vor allem in dem Gottesbewußtseyn der Menschenseele. Hierin erkennt Anselmus (Monol. c. 66 – 72) den unumstößlichen Beweis für die Fortdauer der Seele. Namentlich ist das Gewissen ein Mitwissen mit dem göttlichen Wissen, das der Seele eine Erstattung und Ergänzung des Mangels und der Hemmung ihres gegenwärtigen Seyns in der Ewigkeit verheißet. So entwickelt sich aus dem Gottesbewußtseyn, für jede Menschenseele verständlich, der zuversichtliche Glaube einer zukünftigen Vergeltung, nach dem Princip der in Gott seyenden absoluten Gerechtigkeit. Gott ist ein unendliches Seyn; der geschaffene Geist ist ein unendliches Werden. Auf die unendliche Entwicklungsfähigkeit der Seele deutet, nach einem von Sulzer und Andern oft versuchten physiologischen Beweis, die im Fortgang auch des zeitlichen Lebens stets sich wiederholende Ueberwindung

und Durchdringung der Endlichkeit oder Begränzung, die der Seele in ihrem Leibesleben gesetzt ist.

Die historische Entwicklung der Geschichte des dritten Beweises für die Fortdauer der Seele beginnt mit der Erwägung der Art, in welcher Plato (Phaed. 70 — 72) diesen Beweis auffasset. Alles entsteht aus seinem Gegentheile, und dem was es nicht ist; aus der Negation des Lebens geht das Gegentheil dieser Negation hervor; wie aus dem Leben der Tod entsteht, so entsteht aus dem Tode das Leben. Das Leben bejahet sich selbst, der Tod verneint sich. Er besteht ja eben im Nichtseyn, mithin darin, daß er selbst nicht ist. Dagegen bejahet das Leben auch den Tod, indem sich dieser selbst verneint; es macht aus dem Nein des Todes das Ja des Lebens. — Dieses Hervorgehen und immer wieder Emportauchen des bejahenden Lebens aus der Negation, die Nichts ist, stellt uns schon das Alterthum in dem Bilde des Phönix dar, welcher neu verjüngt aus den Flammen der Zerstörung hervorgeht. Das Seyn kann nur seyn, kein Stücklein der Sichtbarkeit kann, möge es auch in tausendfältige andere Formen sich verwandeln, ganz vergehen. Das Seyn der Seele, welches nicht aufhören kann, ist das Bewußtseyn. In diesem, in dem Selbstbewußtseyn wurzelt dann nicht bloß der dritte, sondern mit ihm auch die andern beyden Beweise. Das Selbstbewußtseyn ist es, worin die Seele als einfach, mithin als unvergänglich sich offenbart; das Selbstbewußtseyn, als Gottesbewußtseyn, gewährt die Bürgschaft für die unendliche Entwickelungs-Fähigkeit, mithin für die ewige Fortdauer der Seele. Der Mensch kann von der persönlichen Unvergänglikcheit nicht lassen, weil er von der absoluten Persönlichkeit, weil er von Gott nicht lassen kann. Drittens, so zeigt sich das Selbstbewußtseyn als Kraft und Seyn der Ewigkeit selber, indem es zum selbstbewußten Gottesbewußtseyn wird. Denn der endliche Geist, welcher Gott denkt, befindet sich hiermit in einer selbstbewußten Beziehung zu dem ewigen Wesen, deren Realität dadurch verbürgt ist; das Denken ist ein Mitseyn mit dem Seyenden, es besteht in inniger Vereinigung mit seinem Gegenstande; mit Gott. So oft wir unsere innerste Seele in ihrem wesentlichen Verhältnisse zu Gott und zu sich selbst fühlen oder erkennen, so oft fühlen oder erkennen wir auch ihre Unvergänglichkeit.

Aus den vorhergehenden Erörterungen der drey Verstandesbeweise für die Fortdauer der Seele ergab sich, daß die Seele in dem ersten und zweyten von ihren beyden Seiten, in jenem als Object, als Einfachheit und hiemit als Denkkraft, in diesem als Subject, als die zu unendlichen Zwecken bestimmte, mithin in fortschreitender Entwicklung begriffene, geschaffene Vernunft betrachtet wurde. In dem dritten Beweis kehren die beyden andern zu ihrer Einheit zurück und bilden auf diese Weise ein abgeschlossenes Ganze, zu welchem und von welchem weder ein wesentliches Glied hinzu, noch hinweg kommen kann. Wenn daher Marsilius Ficinus im fünften Buche seiner theologia platonica 15 Gründe für die Unsterblichkeit anführt, Raimundus de Sabunde in seiner theologia naturalis 5, so zeigt sich bey genauerer Betrachtung immer, daß die einen oder andern nur Wiederholungen oder verschiedene Stadien des einen der 3 Hauptbeweise, oder daß sie aus Vermischung des einen mit dem andern entstanden sind. Namentlich erkennt schon der zuletzt erwähnte Schriftsteller die Nothwendigkeit an, seine 5 Unsterblichkeitsbeweise unter 3 Hauptbezeichnungen zu stellen: in die auf die äußere Welt, oder auf Anderes, nach welcher die Seele als Nicht andres, oder als einfach erscheint, zweytens, in Beziehung auf Gott a) mit dessen ewigen, unvergänglichen Wesen die Seele in Vereinigung treten kann; b) dem sie als Gefäß der Verherrlichung dient; c) von welchem sie vermöge der Ansprüche, welche der Gebrauch des freyen Willens ihr giebt, Vergeltung erwartet. Die letzteren Beweisgründe zeigen sich mithin als verschiedene Stadien oder Auffassungsweisen des vorhin erwähnten zweyten oder subjectiven, während der fünfte Beweis, nach welchem der Mensch drittens, in Beziehung auf sich selber unsterblich erscheint, weil seiner Seele die

Fortdauer wesentlich inwohnt, dem dritten oder logischen Hauptbeweis entspricht.

Ein höchst dankenswerther Zusatz zu dem historischen Abschnitt sind die Stellen, welche der Verfasser aus dem unsterblichen Gedicht des Aonius Palearius über die Unsterblichkeit der Seele (Aonii Palearii Verulani poëma de animarum immortalitate) hinzufügt. Jener hochbegeisterte, zuletzt noch durch den Tod auf dem Scheiterhaufen geläuterte Sänger hebt im ersten Buche seines Liedes mit den Beweisen für das Daseyn der ewigen Gottheit, in ihrer Dreyeinigkeit an; denn von der Ewigkeit Gottes hängt die Unsterblichkeit des Menschen ab. Das 2te Buch besingt die Kräfte der Ewigkeit, welche im Wesen der Seele selber liegen; das dritte jene Hoffnungen auf eine zukünftige Ausgleichung des Ungleichen, die sich auf das Anerkennen einer ewigen Harmonie und Gerechtigkeit Gottes gründen. Auch aus dem fünften Buche des Anti-Lucretius von Polignac, das sich mit der Widerlegung der Scheingründe gegen die Unsterblichkeit der Seele beschäftigt, finden sich einige schöne Stellen ausgehoben; noch gedankenreichere jedoch gewährte zur Auswahl das Gedicht des Isaak Hawkins Browne (Browne, Isaak Hawkins, de animarum immortalitate poëma, Lond. 1754). Zuletzt richtet der Verfasser noch einige Blicke auf die populären Schriften über die Unsterblichkeit drr Seele, in denen namentlich die zwey ersten Verstandesbeweise oder mit ihnen auch der dritte, nach ihren leichter zugänglichen, mehr nach außen liegenden Stadien in der Weise des gebildeten Gefühles mit einander verbunden erscheinen.

Der zwente Hauptabschnitt des Werkes erhebt sich aus den wohlgelungenen historischen Vorarbeiten in eine eigenthümlichere Sphäre, indem er von der Persönlichkeit, oder von der inneren Entwicklung der Seele und ihrer Unsterblichkeit handelt (S. 81 — 153). Das Gegebene, was allein bey diesen Untersuchungen vorliegt, ist die menschliche Seele, die uns als das Denkende gegeben ist, mithin um so weniger den Kategorien des Denkens sich entziehen kann. — Die Frage über die Fortdauer der Seele setzt voraus, daß die Seele fortgeht. Denn wenn die Seele nicht fortgeht, so kann sie auch nicht vergehen, sondern sie bleibt wie sie ist und was sie ist; wenn ihr die Dauer zukommt, so bedarf sie nicht der Fortdauer. Wenn sie hingegen fortgeht oder sich entwickelt, so bleibt sie nicht wie sie ist, und dann ist zuzusehen, ob sie bleibe, was sie ist, d. h. ob sie unter der Veränderung ihrer Erscheinungsweise nach ihrem Wesen fortbestehe, und fortgehend auch fortdauere oder vergehe. Dieß wird aber wieder davon abhängen, wie sie fortgeht oder sich entwickelt. Dieses kann zuvörderst auf keine andere Weise geschehen, als nach dem Grundgesetz des Denkens selber, nach welchem das Allgemeine sich in Unterschiede besondert, welche demnächst wieder zur Einheit sich vermitteln. — Als ein Ganzes ist die Seele zunächst ein unterschiedenes Eins, das sich jedoch theilt und entzweyt um seine Einheit selbst hervorzubringen; als das Denken zuerst das ununterscheidliche, dann das vom Seyn sich unterscheidende, endlich das des Seyns bewußt werdende Denken; als Seyn zuerst ein indifferentes, in welchem das Denken noch verschlossen und unentwickelt ruht, dann ein Für-sich-seyn und hiermit ein Bewußtseyn sowohl des eigenen Selbst für sich, als in seiner Unterscheidung und Entzweyung von und aus dem Andern; endlich ein Bewußtseyn, in welchem das Für-sich-seyn zur Einheit mit dem Andern, mithin zum Geiste geworden ist. Die Fortbewegung der Seele kann hiernach mit den Worten bezeichnet werden: als Seele, Bewußtseyn und Geist, oder als Individuum, Subject und Einheit (des Subjects mit dem Object).

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. October.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

Von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele ꝛc.

(Fortsetzung.)

Hierin wiederholt sich fürs erste die Lehre des Aristoteles von einer ernährenden, selbst in der Pflanze wirkenden, von einer empfindenden, im Thiere lebenden, und von einer verständigen Seele, die im Menschen aus dem Bewußtseyn sich erhebt und, indem sie mit dem Andern sich verständigt, zum Andern kommt, zugleich als Geist oder als Vernunft zu sich selber kommt. Oder auch, es wiederholt sich in jener Dreytheilung der Seele die des ganzen Menschen, in Leib, Seele und Geist, denn die Seele als unmittelbar Ganzes ist zuerst ihr eigner Leib, dient ihr selbst, ohne als Herrscher und Diener sich zu unterscheiden, sie besteht hiemit als Individualität. Mit der Unterscheidung tritt aber auch zugleich die Synthesis ein, das ist das Selbstbewußtseyn oder die Seele der Seele, welche zwischen Geist und Leib, zwischen der unmittelbaren Individualität und der vermittelten Einheit unterscheidend und verbindend waltet. Endlich kommt hierzu als drittes die Einheit, der Geist, der über jene beyde sich erhebt und beyde verklärt, indem er beyde in sich aufnimmt und vermittelt. Bey dem Erwachen oder der Entwicklung der Seele zum Bewußtseyn und des Bewußtseyns zum Geiste, hat sich indeß die Seele immer nur aus sich selber entfaltet, ohne daß etwas Fremdes von außen hinzukam. Auch in ihrer höchsten Entwicklung als Geist hat sie nicht mehr Inhalt denn zuvor, nur daß derselbe entwickelt ist, sie besteht nach wie vor in der Einheit ihres Denkens mit seinem Gegenstand, nur daß diese Einheit vermittelt und zum Bewußtseyn erhoben ist. Das Kind greift nach dem Monde, weil es, als seinen Gegenstand, ihn sich unterworfen und verbunden fühlt; der Jüngling erkennt die Entfernung und Erhabenheit, in welcher das, was ihm vorhin unterworfen war, sich über ihn erhebt; der Mann begreift dasselbe Gestirn, nach welchem das Kind greift, als ein einzelnes Moment der Totalität, welche der Geist ist. Psyche, die zuerst ruhte in der innigen Vereinigung mit dem ungesehenen Gotte, wird durch den Drang zu sehen dieser Vereinigung entrissen, endlich aber wird das Sterbliche wieder mit dem Unsterblichen bekleidet; die Einheit auf ewig hergestellt.

Als Ziel des Weges, welchen die Seele bey ihrer Entwicklung geht, ist zum Voraus der Geist genannt worden, aber es fragt sich nun näher, was der Geist sey, und wie wir auf diesem Wege den Anfang aus Gott und das Ende in Gott, mithin die Ewigkeit der Seele finden können.

Schon Aristoteles, so wie mehrere der griechischen Kirchenväter reden von einer sterblichen Seele, welche mit dem unsterblichen Geiste im Menschen wohne. In der Entwicklungsgeschichte des innern Menschen zum seiner Selbst und Gottes bewußten Geiste, erscheint das Leben der Seele, welches in dem abstrakten Bewußtseyn stirbt, als die unschuldige Naivetät der unmittelbaren Einheit, die kein Fremdes kennt. Aber auch das abstrakte, im Zwiespalt beruhende Bewußtseyn stirbt und wird verklärt im Geiste, welcher die Versöhnung des Subjects mit dem Objecte ist. Es ist übrigens immer nur der Geist, welcher erst im Da-

seyn und demnächst im Bewußtseyn der Seele verborgen waltet, bis er endlich als er selbst erscheint. Sein Anfang war unmittelbar; er weiß nicht woher er ist. Aber eben dieser zufällige Anfang des Geistes in ihm selber, weiset auf einen Anfang außer ihm hin, der um ihn weiß; denn da der Anfang zum Denken führte, so muß er auch aus dem Denken kommen; das Bewußtseyn kann nicht aus dem Bewußtlosen kommen. Hiemit knüpft der Anfang sich an das Ende an. Dieses Ende, in welchem der Geist sich vollendet, ist die Vermittlung mit Andrem. Das Andere ist dem Geiste, auf den es sich bezieht, entweder untergeordnet oder gleichgestellt — in beyden Fällen fehlt ihm selbst sein Anfang, — oder es ist das, worin der Geist rückwärts seinen Anfang, vorwärts sein Ziel findet. Die Vermittlung als Wesen des Geistes bestehet dann in dem Erkennen seiner Selbst als des unendlichen Geistes, in der Beziehung und Einheit mit dem absoluten Geiste, in welchem der endliche seine Wahrheit und Bedingung findet. So hat sich die Seele zum Geist, d. h. zu ihrer bewußten Einheit mit Gott und Welt entwickelt, sie ist jedoch endlicher Geist; hat ihren Anfang in der Zeit. Der absolute Geist aber setzt sich selbst in Ewigkeit; durch ihn ist der endliche. Jener ist der Geist, der seinen eigenen Grund und hiermit auch den des endlichen Geistes in ihm selbst hat, woraus die Gemeinschaft des endlichen mit dem absoluten folgt. Gott vollzieht in jedem endlichen Geiste sich selbst, indem die Entwicklung desselben damit endigt, daß er Gott als den absoluten Geist erkennt, unter dessen Voraussetzung er selbst erst Geist ist. Der Geist ist dieses, causa sui zu seyn, d. h. der Geist kann nur im Geiste, mithin in ihm selber seine Voraussetzung haben. Darin liegt es auch schon, daß es die Bestimmung des endlichen als Ebenbild aus dem absoluten geschaffenen Geistes sey, das successive aus ihm selbst zu werden, wozu er geschaffen ist. Hierzu gehört aber nichts so sehr als Persönlichkeit, d. h. die flüßige Verbindung des endlichen mit dem absoluten Geiste. Diese Persönlichkeit ist die Einheit des Geistes oder des Denkens; d. h. der

Geist ist dieses, einzig zu seyn, indem er erstens das allein Wirkliche und zweytens nur Einer und persönlich derselbe ist. Weil nun hiernach der endliche Geist mit dem absoluten, als seinem Grunde und Wesen fortgehend verbunden ist, so schreibt er sich nothwendig auch eine Präexistenz, oder vielmehr eine Essenz vor der Existenz, ein Seyn vor dem Daseyn zu, mittelst welchem er, jedoch nicht durch sich selbst, allererst aus dem Allgemeinen mittelst des Besonderen zum Individuum sich entwickelt haben muß, ehe er zu der weitern Entwicklung durch das Bewußtseyn gelangen konnte. Die Seele gehört somit ihrer Existenz nach der Schöpfung an, welche als Entäußerung und Gegensatz des göttlichen Wesens nicht ewig ist, sondern in die Zeit fällt. Eben so hat auch die Seele ihrer Existenz nach ihren Umfang in der Zeit, ihrem Wesen nach aber quoad potentiam, ist sie vor ihrer Zeit, vor ihrer Existenz in Gott gewesen. Wenn jedoch die Seele, ihre Existenz nach ihrem Umfang in der Zeit hatte, so hat sie auch ihrer Existenz, ihrer Aeußerlichkeit nach, ihr Ende in der Zeit zu erwarten. Nicht aber ihrem Wesen nach, welches das reine Seyn ist, aus welchem der Inhalt, das Ende der Seele sich entwickelte. Es kommt daher alles darauf an, ob der Inhalt, welcher sich entwickelt hat, wiederum das reine Seyn ist, womit er vor der Existenz angefangen hat. Das reine Seyn ist aber das unentwickelte Seyn, das Ende ist das zum Geist entwickelte Seyn der Seele. Es muß demnach gesagt werden: was die Seele unentwickelt aus der Ewigkeit erhalten, das nimmt sie entwickelt wiederum mit in die Ewigkeit zurück. Die in der Mitte liegende Zeit ist die Entwicklung, und diese Entwicklung ist die nothwendige Folge des Geschaffenseyns oder der Kreatürlichkeit, welche auf einer Entäußerung in die Zeit beruhet. Hierbey ist die Seele zuerst Individuum, Eins gegen Vieles; dann Subjekt oder Bewußtseyn, welches seiner selbst und des Anderen, des Subjects und des Objects sich bewußt ist, das Object aber auch in sich selber, wie in dem Andern das Subject erkennt und so bis zum Gottesbewußtseyn sich steigert. Wann

endlich das Bewußtseyn die Wahrheit seiner selbst in dem Andren, nämlich in dem höchsten Bewußtseyn ergreift, da ist das Subject selber von dem höchsten Subjecte, welches anfänglich der Gegensatz war, durchdrungen: es erhebt sich so zur Persönlichkeit, welche sich als Durchdringlichkeit zu bewähren hat. So gelangt das Subject als Person zur Gemeinschaft mit dem, was vorher als ein Anderes gegenüberstand, es wird zum Geiste, welcher wesentlich dieses ist, für den Geist zu seyn. Der Geist ist als solcher Subject und Object, Alles in Allem. Was nicht Geist ist, ist auch nicht wirklich, sondern es besteht nur in Momenten der Wirklichkeit, in Bruchstücken des Geistes. Hiermit ist der Unterschied zwischen der Natur und dem Geiste gefunden: die Natur besteht nur in einzelnen Bruchstücken, in einzelnen Theilen dessen, was der Geist ungetheilt ist: der Geist ist Eins, er faßt auch die entäußerte Natur in sich zusammen, was sie selbst nicht kann. So wird die Seele das, wozu sie geschaffen worden; der Inhalt der sich aus ihr entwickelt, ist der Geist. Der Geist aber besteht eines Theils in der Identität der Seele mit ihrem Leibe, andrerseits in der Identität des Geistes selbst mit Anderem. Die Identität der Seele mit ihrem Leibe, die sich als Empfindung erweiset, ist es, wodurch die Seele ihre Individualität und Subjectivität in ihrer Persönlichkeit bewahrt. Die Identität des Geistes mit allem Anderen ist es, wodurch der Geist wieder seine Persönlichkeit in ihrer Freyheit bewahrt weiß. So folgt aus der Persönlichkeit des endlichen Geistes seine Freyheit. Die Persönlichkeit ist aber Durchdringlichkeit, d. h. die Beschaffenheit des endlichen Geistes, welche diesen mit dem absoluten Geiste und durch ihn mit allen Andern in die innigste Verbindung und lebendigste Wechselwirkung versetzet. Denn der endliche Geist durchdringet Alles, weil er selbst von dem absoluten Geiste durchdrungen ist. Wenn aber auch der endliche Geist von dem absoluten sich bestimmt weiß, so ist dieser bestimmende dem bestimmten gegenüber nicht mehr ein fremder, bloß objectiver, sondern kraft seiner Persönlichkeit der absolute Geist. Die Freyheit bleibt hierbey zugleich mit der Persönlichkeit, zu deren Begriffe sie gehört, bewahrt, denn die Persönlichkeit des Geistes ist eben dieses, daß ihr die Vorderglieder, aus welchen sie selbst hervorgeht (Individualität oder Unzertrennlichkeit und Bewußtseyn) erhalten, und nur verklärt werden. Das Unzertrennliche ist zwar durchdringlich, das Individuum ist Person geworden, das aber, was dnrch und durch dringt, wie Licht durch Glas, ist dem Individuum nicht fremd, darum auch nicht zerstörend. Das Bewußtseyn könnte nur in seinem Gegentheile, im Seyn, sich verlieren, aber das Bewußtseyn ist dem Seyn entwachsen, indem es selber zum entwickelten Seyn, zur Wahrheit des Seyns geworden ist; es kann jetzt nur in das allgemeine Bewußtseyn übergehen, aber in diesem wird es nur um so heller und verklärter, wie die Farbe im Lichte.

Indem die Fortdauer der menschlichen Seele, als des endlichen Geistes wesentlich als persönlich sich erweiset, ist sie nach ihrem eigensten Begriffe Erinnerung. Die Erinnerung ist die Wahrheit der Empfindung, welche als die unvergängliche Basis des Ansichseyns, eben so wie die Vernunft als Basis des Fürsichseyns erscheint. So sind Freyheit, Unsterblichkeit und Erinnerung die näheren Bestimmungen der Persönlichkeit, aus denen selbst die kindliche Vorstellung eines Wiedersehens nach dem Tode begreiflich sich entwickeln und bewähren läßet. — Aber eben so wie die Vorstellung von dem Wiedersehen, so bewährt sich aus der bisher gegebenen Entwicklung des Begriffes der Persönlichkeit auch die Lehre von der Auferstehung. Der Geist als persönlich, durchdringet Alles, weil er selbst vom Geiste durchdrungen ist. Mit dem Tode aber ist noch nicht Alles durchdrungen, denn der Leib stirbt als nicht durchdrungen; für ihn muß das Moment der Durchdringung noch kommen; dieß ist die Auferstehung. Mit dieser erst ist die Seligkeit der Seele vollendet, denn es ist nun nichts mehr fremd und undurchdringlich und alles Feindliche ist getilgt. Doch hiermit ist die Seligkeit nur negativ bezeichnet, positiv ist sie —

nicht das pure Licht, sondern — die Fülle der Farben im Lichte, welche sich gegenseitig durchdringen, die Verklärung des Leibes mit der Seele im Geiste. Zu ihr ist der Mensch ursprünglich berufen, denn seine Bestimmung, nach der Schöpfung und ihrer Continuation (Erhaltung) ist es, persönlich, d. h. in Gemeinschaft mit Gott und der Schöpfung zu seyn. So weit er als geschaffen, noch nicht durchdrungen ist, ist er doch durchdringlich werdende Person. Undurchdringlich wird er nur, insofern er nach der mit der Persönlichkeit inwohnenden Freyheit der Durchdringlichkeit sich widersetzt, von ihr abfällt, und in diesem Abfall verstockt. Die Verstockung im Abfall ist das Böse, das Gegentheil der Durchdringlichkeit. Sie ist näher als das Fleisch bezeichnet, d. h. das Verhältniß des Leibes zur Seele hat sich umgekehrt; jener herrscht nun, statt zu dienen, er verstockt die Seele, statt sich von ihr durchdringen zu lassen. Die Folge hievon ist die Entäußerung oder Verstoßung der Seele aus der durchdringlichen Gemeinschaft, aus der Einheit des Geistes mit der Schöpfung im Schöpfer: Zwiespalt zwischen Seele und Leib im Fleische, so wie Unfreyheit und Ungehorsam. Mit dem Leibe zugleich ist auch die Seele verfinstert; das dienende Moment, ihm selbst zum Schaden, ist zum Herrn erhoben; die Seele ist in schmähliche Knechtschaft versenkt, bis die erlösende Persönlichkeit, als Gnade sich herniederlassend, am Ende auch diese Verstockung und Finsterniß durchdringt, und die Seele zur Seligkeit, den Leib zur wahren Leiblichkeit, d. h. zur Freyheit des Gehorsams wieder herstellt; denn Leiblichkeit ist Gehorsam, und, als mit der Seele Eins durch die Persönlichkeit, durch die Gemeinschaft mit Gott und Welt, Freyheit. So bewährt sich nach allen Richtungen hin die Entwicklung oder Vermittlung der menschlichen Seele als eine stetig fortgehende Schöpfung, als eine durchdringliche Gemeinschaft des absoluten Geistes mit dem endlichen, und insoferne diese Gemeinschaft menschlicher Seits gestört ist, erweist sich die fortgehende Schöpfung als Erlösung und Versöhnung.

Wenn auf dem bisher durchmessenen Wege die Unsterblichkeit und die Ewigkeit der Seele im nothwendigen Zusammenhang mit der Persönlichkeit erkannt wurden, so kann es auch auf der andern Seite nicht uninteressant erscheinen, noch einen vorübergehenden Blick auf den Grund fallen zu lassen, aus welchem die Zweifel an der persönlichen Fortdauer der Seele und mithin der Fortdauer überhaupt hervorgegangen sind. Dieser Grund ist kein anderer als daß dem Seyn die Superiotät, die Priorität der Zeit und dem Wesen nach, hiermit die Herrschaft über das Denken, nach Ursprung und Ende zugeschrieben wird, während das Erste und das Letzte nicht das Seyn, sondern das Denken, oder deutlicher gesagt das im endlichen Bewußtseyn sich offenbarende absolut persönliche Bewußtseyn Gottes ist, von welcher alles Denken aus- und in welche alles Denken zurückgeht. Das endliche Bewußtseyn ist aber dieses, daß es sich zuerst als Eins mit dem Seyn weiß, hiernächst in Leib und Seele, in Anderes und Selbst sich zertheilt, und zuletzt als Person, von Gott und Welt durchdrungen, in Gott sich aufgehoben und geborgen weiß. Hierbey ist der Geist als Herrscher erklärt, während die Läugnung der persönlichen Fortdauer darauf beruhet, daß der Natur die Uebermacht über den Geist ausdrücklich oder heimlich, bewußt oder unbewußt eingeräumt wird, wodurch dieselbe sich ihrem Grunde nach als eine Läugnung des Geistes, nach seinem wesentlichen Begriff, kund giebt. Aber es ist auch dadurch, daß dem Denken, daß dem Geist die angemessene Stellung gegeben wird, zugleich ein anderer Irrthum vermieden, nach welchem das Seyn als vom Denken ausgeschlossen erscheinen könnte. Die Seele, welche wirklich denkt, ist auch wirklich; das innerliche (nicht das rohe, äußere) Seyn gehört dem Denker an, wie der Leib der Seele, und ist im Geiste mit ihm eins, denn hier feyert es seine Verklärung, indem es seine ihm angemessene Form findet.

(Schluß folgt.)

Berichtigungen zu Nr. 3. u. 4.

S. 23 Z. 4 v. unten und S. 24 Z. 8 v. oben statt: Pocles lies: Pockels. S. 27 Z. 10 u. o. statt: haufigen lies: häutigen. S. 27 Z. 11 von oben und S. 32 Z. 5 v. o. statt: Arrudiment lies: Urrudiment. S. 29 Zeile 16 statt: ertheilen lies: zertheilen.

Gelehrte Anzeigen

München: herausgegeben von Mitgliedern 27. October.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

Von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele ꝛc.

(Schluß.)

Während jedoch erkannt wird, worin die Annahme einer Priorität des Seyns vor dem Denken, dem Wesen nach irrt, darf auch nicht verschwiegen werden, worin sie, dem Scheine nach recht hat. Die absolute Persönlichkeit Gottes ist die Wirklichkeit des absoluten Denkens; sie ist daher nicht allein das Ende oder Ziel, in welchem der endliche Geist als in seinem Elemente zu sich selber kommt, sondern auch der Umfang, welcher der mit der menschlichen Seele anfangenden Entwicklung vorausgeht. Das Denken ist demnach das Urprincip oder das Erste. Dagegen ist das Seyn der Anfang, womit wir zu seyn und zu denken anfangen, der Anfang, womit das Endliche, das unentwickelte Denken, beginnt. Aber im Verhältnisse zu dem aus ihm sich entwickelnden Denken des endlichen Geistes, welches sein Inhalt ist, ist das Seyn das Erste, hingegen in der Beziehung auf das absolute Denken das Zweyte, oder das Bedingte und Geschaffene. Es bleibt somit Grundwahrheit aller Erkenntniß: das Denken ist das Princip, das Seyn der Anfang, den das Denken in seiner Entäußerung macht; der Grund, welchen das Princip in der Schöpfung legt und nach dem ihm inwohnenden Inhalte bis zum Denken entwickelt. Für uns hat der Geist die Natur zu seiner Voraussetzung, aber er ist darum doch die Wahrheit der Natur, das absolute Erste derselben: das Denken ist die Wahrheit des Seyns. Hiernach gehört es nur der Sphäre der Zeit an, daß das Ansichseyn dem Fürsichseyn und dieses dem An- und Fürsichseyn vorausgeht. Das Prius der Zeit ist das Absolute, in welchem die genannten drey Kategorien als Trinität nicht nach einander folgen, sondern mit- und in einander sind; einander gleichzeitig (von Ewigkeit) angehören. Das Absolute ist nach seinem Begriffe wesentlich Denken, und als solches persönlich, durchdringend und durchdrungen: es ist hiermit in jedem Moment es selbst, persönlich, ist Einheit oder Einanderheit: Eins mit dem Andern. Ohne die absolute Persönlichkeit sinkt der Begriff der Schöpfung in die der Emanation herunter; jene absolute Persönlichkeit ist nicht in der Schöpfung, sondern vor dieser im Schöpfer begründet, während außerdem Gott nur in der geschaffenen, menschlichen Seele, und die menschliche Seele nur in dem natürlichen SeynGrund und Boden findet.

Die Theilnahme, welche der Verfasser schon in den vorhergehenden Abschnitten seines gedankenreichen Buches für den Gang seiner Untersuchungen zu erwecken und beständig rege zu erhalten wußte, steigert sich noch beym Lesen des dritten Hauptabschnittes, der von der Triplicität der Beweise für die Unsterblichkeit, im Lichte der Speculation handelt. Die erste, rohe Vorstellung von der Einfachheit der Seele erscheint durchaus todt, ja ungedenkbar. Die Seele kann allerdings als einfach nicht sterben, denn das Einfache ist das Todte, und Todtes kann nicht sterben. Deshalb hat jede besonnene dogmatische Vorstellung die Einfachheit der Seele als die Einheit ihrer unterschiedenen Bestimmungen aufgefaßt. Auch die aus der Einfachheit hergeleitete Folgerung: daß die Seele immateriell sey, kann der Betrachtung nicht ge-

nügen; so lange sie, als bloße Negation, der Seele den Leib absprechen und hierdurch ihre Unabhängigkeit vom Leibe behaupten will. Denn ohne Leib kann die Seele nicht bestehen; die Wahrheit ist, daß die Seele von ihr selbst ihren eigenen Leib hat: daß Leib und Seele im Geiste Eins, weil beyde des Geistes sind. Der Leib ist hiermit der Seele immanent: sie hat ihn nicht von außen, sondern, weil er ihre Aeußerung ist, so kommt ihr diese Aeußerung von innen, und darum ist sie unverwüstlich. Es kann gesagt werden, daß die Seele ihr eigner Leib, ihr eignes Organ ist, und ihr Leib ist wieder sie selbst. Der äußere Leib der Seele ist ihre ὕλη, der innere Leib ihr ὑποκείμενον. Mit diesem innern Leibe ist die Seele als Geist Eins, während sie sich von ihrem äußern Leibe im Tode trennt, weil dieser äußere Leib als sichtbar schon von ihr unterschieden wird, oder mit andern Worten, weil er ihr noch ein Anderer ist. Denn als solcher (als Materie) ist er die Gränze, welche dem endlichen Geiste für jetzt im Denken beschieden ist, mithin liegt nur in der Materie jene Negation, welche durch die Behauptung, daß die Seele immateriell sey, in diese gelegt werden sollte. Der Tod besteht darin, daß sich die Seele von ihrem Andersseyn trennt, bis sich ihr dieses wieder aneignet, indem seine Aeußerlichkeit sich verinnert. Dieses Werk der Verinnerung kann aber nicht durch das Aeußere selbst, sondern nur durch das Innere, durch die Seele vollbracht werden, denn diese ist es auch, welche im Tode den Leib verläßt, von ihm sich trennt. So ist denn das Erste, daß die Seele, als Monas, in ihrer Unabhängigkeit vom äußern Leibe als ihr eigner Leib, im Tode den Sieg davon trägt: das zweyte ist die Auferstehung und Verklärung des äußern Leibes, zu seiner Wiedervereinigung mit der Seele, welche nur in einer Durchdringung des Leibes mit der Seele im Geiste bestehet. Die Wahrheit dieser Vorstellung entwickelt sich bestimmter aus dem genetischen Begriffe der Aeußerlichkeit. Das Aeußere oder das Andere ist nur das Außereinander der einzelnen Momente des Begriffes, deren Einheit und Totalität der

Geist ist. In dieser Vereinzelung bilden die äußern Erscheinungen disjecta membra, zerstückte Gliedmaßen des Innern, Selbstthätigen. So hat auch die einzelne Seele an ihrem Leibe ihre Gliedmaßen, wie die Menschheit an der Natur: aber diese Gliedmaßen sind ihr noch äußerlich. Das Aeußerliche, welches das Sichtbare ist, verliert im Tode für die Seele seinen Schein; das Sichtbare ist das Scheinbare; das Aeußere wird der Seele verinnert, was im eigentlichen Sinne in der Auferstehung geschieht. Denn das, was sich in der Geschichte des Leibeslebens äußerlich und gegenständlich, hiemit gleichsam vor dem Subjecte, als dem Beschauenden, zu begeben scheint, das ist nur die innere Selbstbewegung des Subjectes selber, welches sich dabey im Objecte, wie in einem Spiegel, auch äußerlich sichtbar wird. Eben darum ist das Leben nur Eins; es giebt kein anderes Leben, kein Jenseits, sondern es ist dieses Leben, welches fortdauert, so wie es nicht ein Anderer ist, welcher fortdauert, sondern derselbige.

Die Seele ist nach dem metaphysischen Beweis für ihre Fortdauer, ihre eigene Selbstbewegung und Selbstbestimmung. Diese Selbstbestimmung aber wird in dem 2ten, im moralischen Beweise ihr wieder abgesprochen; denn nun finden wir die Seele, wie sie ist, bestimmt, und zwar nicht durch sich selbst, sondern durch Gott, zu Zwecken bestimmt, wiewohl die ihr vorgeschriebene Bestimmung, bey welcher sie sich passiv verhält, keine andere ist, als daß sie sich demnächst activ entwickele. Dennoch ist der Widerspruch, in welchen hiebey die Aussagen der beyden Beweise gerathen, nur scheinbar; denn Gott ist kein Fremder, sondern der absolute Geist, welcher als persönlich oder durchdringlich den endlichen Geist schafft und erhält, d. h. stetig durchdringt, so daß er durchdrungen und durchdringend selbst als persönlich sich beweiset. Die Fortdauer ist nun selbst nichts andres, als fortgehende Schöpfung, welche die Persönlichkeit, die stetig fortlaufende Thätigkeit des absoluten Geistes zur Voraussetzung, und die Persönlichkeit, die Fortentwicklung des endlichen Geistes zur

Folge hat. Beydes zusammen ist erst die Fortdauer der Seele, als des endlichen Geistes, welcher unter dem stetigen Zuflusse aus dem ewigen Quell des göttlichen Lebens und Denkens sich in sich selbst immanent entwickelt. So hat hiermit der zweyte Beweis den ersten schon in sich aufgenommen. Die Seele ist da, folglich geschaffen. Ihre Schöpfung setzt den intellectus in Deo conceptus voraus und dieser hat wieder den concursus Dei continuus zur Folge. Das heißt, was Gott einmal gedacht, hiemit geschaffen hat, das bleibt und besteht in Ewigkeit. Die in dem absoluten Geiste aufbewahrte Erinnerung des geschaffenen, endlichen Geistes ist zugleich die Erhaltung desselben. In dem absoluten Lebeu Gottes werden auch die endlichen Geister vollendet, hiermit lebendig und selbstbewußt erhalten. Darum, wer Gottes, als des absoluten Lebens des Geistes, wirklich gewiß geworden, der ist hiermit auch seines Lebens in Gott gewiß geworden.

Weil der Mensch geschaffen ist, Geist zu seyn, ist er geschaffen, ewig zu seyn. Der Gedanke, als der Geist, ist selbst das Höchste, das Ewige, Unzerstörbare. Er bedarf nicht erst noch des Seyns, als eines andern außer ihm, um zu seyn. Dieser dritte Beweis scheint, seinem wesentlichen Inhalte nach zur Sphäre des zweyten Beweises zu gehören, denn jener, wie dieser sagen aus, daß der Seele nach ihrer eigensten Bestimmung das Siegel der Unsterblichkeit aufgedrückt und der Begriff der Fortdauer einverleibt sey. Der Unterschied zwischen beyden beruht nur darin, daß im zweyten Beweis die Entwicklungsfähigkeit als objective Eigenschaft der daseyenden Seele aufgefaßt, mithin von dem Wesen des Seyns auf dessen Zukunft geschlossen wird, während im dritten Beweise der Begriff der Fortdauer als das Denken gefaßt und von diesem erst auf das Seyn der Fortdauer, von dem subjectiven Denken zu dessen objectiver Realität übergegangen wird.

Wie die Triplicität der Beweise für die Unsterblichkeit in ihrem nothwendigen innern Zusammenhange dem Grundgesetze alles gesunden Denkens gemäß sey, das zeigt uns das Leibnitzische System. Dieses geht scheinbar eben so, wie das des Epicur, von Atomen aus; führt uns aus dem Zusammengesetzten auf das Einfache zurück und beginnt mithin mit dem Inhalte des ersten Beweises; hierauf führt es uns durch alle Ordnungen der Monaden, bis zur vernünftigen Monas, zuletzt bis zur göttlichen Urmonas, in welcher alles lebt, webt und ist, damit ist der Kern des zweyten Beweises getroffen; zur Urmonas, in welcher Alles besteht und überall nichts vergehen kann, so gelangen wir zum dritten Beweise.

Aber nichts ist so wichtig, als dieses, daß wir in der stetigen Fortbewegung der Beweise von Moment zu Moment, von Glied zu Glied, die physiologische Bedeutung in voller Bestimmtheit auffassen lernen. Die Entwicklung der Seele ist physiologisch; sie besteht wesentlich in dem intimen Verhältniß der Seele zum Leibe: es ist zu sagen, daß die Seele nicht sowohl sich selbst in ihrer Abstraction, sondern ihr Verhältniß zum Leibe entwickelt, verklärt, durchdringt. Deßhalb blieb selbst die Wolf'sche Schule in der Sphäre ihres metaphysischen Beweises nicht bey der abstrakten Einheit stehen, sondern fand erst in der physiologischen Entwicklung derselben die Fortdauer des Selbstbewußtseyns begründet. Die Einverleibung der Seele ist der Act der Schöpfung, in dessen ununterbrochener Fortsetzung der physiologische Proceß besteht. Die Unzertrennlichkeit der Seele von dem ihr eingebornen (innern) Leibe folgt unmittelbar aus dem Begriff der Schöpfung; aus dem Wesen Gottes, welcher sie so erhält, wie er sie geschaffen hat. Der Tod des Leibes ist hier noch nicht als Entleibung der Seele zu fassen; sondern der Tod des (äußern) Leibes ist vielmehr Verjüngung des (innern) Leibes: Transformation. Wie nun auf die Verbindung der Seele mit ihrem Organe, mit dem Leibe, das Bewußtseyn beruht, so erklärt sich jetzt auch die Fortdauer des Bewußtseyns, die Erinnerung physiologisch. Im Tode erfolgt Transformation, immer innigere Durchdringung des Leibes und der Seele, wo-

durch auch das Bewußtseyn, als Erinneruug immer klarer sich einbildet. Somit gelangt die Seele vermöge ihrer Perfectibilität von einer Klarheit zur andern. Die Seele erwartet kein anderes Leben, sondern dieses in fortgehender Entwicklung, Läuterung, Erinnerung und Verklärung; sie geht nicht in Anderes über, sondern bleibt im Andern bey ihr selbst und sie selbst. Hiemit erweiset sich die geschaffene Persönlichkeit als unsterblich; und es ist nicht bloß eine Versetzung der Worte, es ist ein wirklicher Uebergang des Adjectivums in das Substantivum, und des Substantivums in das Adjectivum, wenn sich in solcher unmittelbarer Anschauung die persönliche Unsterblichkeit in unsterbliche Persönlichkeit erklärt.

„Es ist jetzt noch übrig," so beginnt der Verfasser den letzten Hauptabschnitt seines Buches, von den wesentlichen Momenten des Geistes (S. 231 u. f.); „es ist jetzt noch übrig, diese Momente, in denen der Geist zu ihm selber und Andern kommt, als Verhältnisse näher ins Auge zu fassen." Das Erste ist, daß sich der endliche Geist, obwohl endlich, dennoch in seiner Selbstständigkeit; das Zweyte, daß er sich in seiner Gottesständigkeit, als in Gott zu stehen erweiset, womit er zugleich als in Bewegung sich bewähret (movetur et se movet). Die Verbindung dieser beyden Momente ist das Dritte; die Gemeinschaft des endlichen Geistes mit dem absoluten Geiste, denn der Geist ist des Geistes. Hiemit rettet der endliche Geist seine unantastbare Integrität im Verhältniß zu der ewigen Gottheit, welches durch keinen, vom physiologischen Standpunkte aus erhobenen Zweifel gestört werden kann. Der Sitz der Seele ist das Hier, das Jetzt; das Hier und das Jetzt realisiren sich nur dadurch, daß Hier nicht hier, Jetzt nicht jetzt ist, sondern beyde fortgehen. Das Hier ist nach seinem innersten Wesen das Innere des Aeußern; darum feyert es auch erst im Tode seinen Triumph; erst im Tode kommt es zu seiner Wahrheit, indem hiermit das Aeußere verinnert wird. Die Seele sucht zuletzt in dem Andern doch nur ihren Anfangspunct: Gott, und dieses ewige Suchen des ewigen Gottes ist ihre Unsterblichkeit. Wäre der menschliche Geist unfähig, Gott zu erkennen, so müßte er auch der Unsterblichkeit unfähig seyn. Unsterblichkeit und Gotteserkenntniß ist Eins, beydes das Erbtheil des Menschen; die Bürgschaft für ihre ewige Fortdauer, welche die Menschenseele hat, ruht auf der Bestimmung und hiermit zuversichtlichen Hoffnung derselben, Gott zu schauen. Um Gott zu sehen, ist das Subject so nöthig, als Gott; das Subject siehet, weil es gesehen wird; Gott wird gesehen, weil er siehet. Hiermit ist auch in Gott, weil er gesehen wird, eine Passivität, aber sie ist auch sofort wieder überwunden, weil das Subject nur aus Gott und in Gott siehet. Das Resultat ist immer, daß der endliche Geist in der Gemeinschaft mit dem absoluten seine Wahrheit, hiermit seine Bewährung, d. h. seine Unsterblichkeit findet.

Dieses möge genügen, um die Aufmerksamkeit unserer Leser auf eine Schrift zu lenken, welche die Fragen der Menschenseele über ihre Fortdauer eben so zur Ueberzeugung des Verstandes als zur Beruhigung des Herzens beantwortet. Allerdings würden, dieß sagt diese Schrift selber, schon in ihrem Eingange, alle Beweise, die der Verstand darreicht, unsrem Forschen noch kein Genüge gewähren, wenn uns nicht vor und über diesen Beweisen noch ein anderer, der historische, in der Offenbarung gegeben wäre. Dennoch ist und bleibt es eine eigenthümliche Bestimmung der Menschenseele, von dem ewigen Gegenstande ihres Erkennens nnd Denkens nicht bloß erfaßt zu werden, sondern ihn selber zu erfassen: das was dem Auge des Geistes offenbar ward, auch mit dem Verstande zu begreifen. Denn dieses Erkannte soll nicht bloß den Geist, sondern samt ihm die Kräfte der Seele, ja selbst den Leib durchdringen, erneuern und vollbereiten. Was diese Durchdringung sey, das hat unser Verfasser nicht nur in seiner Schrift besprochen, sondern hat es, so wie er sich uns gab, an seinem eigenen Beyspiele, durch die That gezeigt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. October.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



Organisation in der Richtung des kleinsten Raumes. Dritter Beytrag. Vorgetragen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Jahre 1832 mit einigen neueren Zusätzen von C. G. Ehrenberg. Berlin bey Dümmler. 1834. 192 S. und XI Kupfertafeln. Kl. Fol.

Die Arbeiten Ehrenberg's über Infusionsthierchen, von denen im vorigen Jahre das vorliegende dritte sehr reichhaltige Heft erschienen ist, gehören zu den wichtigsten und einflußreichsten, nicht bloß für einen speziellen Zweig der Thiergeschichte, sondern für die gesammte organische Naturlehre. Cuvier sagt von der Entdeckung der zusammengesetzten Strukturverhältnisse dieser kleinsten mikroskopischen Wesen: „cette découverte change entiérement les idées et renverse surtout bien des systèmes; elle est du nombre de celles, qui font époque dans les sciences.“ Die früheren Berichte Ehrenberg's über seine Untersuchungen haben auch bereits eine allgemeine Verbreitung gefunden, die Richtigkeit derselben ist von vielen Seiten, wenn auch vielleicht meist ohne eigene genauere Prüfung, anerkannt worden, und nur von Wenigen theilweise, von Bory St. Vincent allein, wie es scheint, gänzlich bestritten worden. Ich selbst bin vielleicht der erste gewesen, der Ehrenberg's Untersuchungen theilweise geprüft und die Resultate dieser Prüfung öffentlich bekannt gemacht hat (s. Isis 1832). Ehrenberg gedenkt dieser Arbeit auch in seinem dritten Beytrage S. 2. Damals arbeitete ich noch mit unvollkommenen Instrumenten, welche nicht erlaubten, in das feinste Detail der Untersuchung einzugehen; ein seit dieser Zeit fortgesetzter Gebrauch der besten Mikroscope hat mich in den Stand gesetzt, diesen Entdeckungen weiter prüfend zu folgen und wenn ich auch einen verhältnißmäßig nur kleinen Theil der Ehrenberg'schen umfassenden Untersuchungen über Infusorien mittelst eigener Beobachtung wiederholte, so waren es doch gerade solche, welche, wenn auch weniger für die systematische Kenntniß der einzelnen Formen, in der es Ehrenberg zu einer gleich staunenswerthen Vollendung gebracht hat, doch für die allgemeine Physiologie die wichtigsten Resultate gewähren. Auch haben in der letzten Zeit die Arbeiten von Ehrenberg und mir sich auf vielen andern Puncten z. B. über die feinere Struktur der Gewebe, über den Bau der Polypen u. s. w. berührt, so daß ich mich vielleicht mehr als mancher Andere für berufen, ja selbst für verpflichtet halten darf, über die hieher gehörigen Hauptentdeckungen und die von dem mir befreundeten, hochverehrten Forscher daraus gezogenen Resultate, mit Rücksicht auf die Einwürfe Anderer, ein umfassendes und freymüthiges Urtheil abzugeben. Es handelt sich hier am Ende um die Feststellung der wichtigsten Principien der Physiologie, in denen wir den heterogensten Ansichten noch heut zu Tage begegnen. Ich muß, um die Leser hier auf den richtigen Standpunkt zu stellen, einen kurzen Rückblick auf den Inhalt der beyden früheren Hefte werfen, ehe ich von den, in dem vorliegenden dritten Beytrag mitgetheilten wichtigen Untersuchungen und Betrachtungen berichten kann.

Wie Ehrenberg den Zustand der Kenntniß von den Infusionsthierchen antraf, als er seine Untersuchungen begann, dürfte am besten anerkannt werden, wenn wir die kurze Charakteristik dieser merkwürdigen

Thierklasse aus dem vielverbreiteten Lehrbuche eines besonders in früheren Zeiten sehr einflußreichen Naturforschers wörtlich hieher setzen. „Der Charakter dieser Classe," sagt Oken 1821 in seiner Naturgeschichte für Schulen S. 575, „besteht darin, daß ihre Thiere nichts sind, als eine einfache Schleimblase ohne alle andere Organe oder Eingeweide. Wenn irgendwo im Wasser Schleim gerinnt, so wird er ein solches einfaches Thier, welches man Infusionsthier nennt, weil sie jedesmal entstehen, wenn man auf lebendige Theile Wasser gießt und diese faulen läßt. Die Fäulniß ist nichts anderes, als eine Trennung der organischen Masse in lauter kleine Kügelchen oder Puncte, welches eben die Infusionsthierchen sind. Wenn sie wieder zusammenkleben, so entstehen höhere Pflanzen oder Thiere daraus, so daß man das Fleisch betrachten muß als einen Haufen vieler zusammengewachsener Infusionsthierchen, die daher gleichsam der Samen für das ganze Thierreich sind" rc. Wenn auch in den Folgerungen nicht alle Naturforscher mit Oken übereinstimmten, so war man doch im Allgemeinen darüber einig, daß die Infusorien selbstbewegliche, strukturlose Schleimkügelchen seyen und daß sie sich mittelst Anziehung der im Wasser aufgelösten organischen Stoffe durch ihre äußere Haut ernährten. Die vielen Andeutungen, welche der genaueste Forscher unter den älteren Systematikern, Otto Friedrich Müller gegeben hatte, so wie die scharfsinnigen Beobachtungen von Nitzsch über Cerkarien und Bacillarien blieben ohne besondere Beachtung. Höchstens hielt man die im Innern liegenden, durchschimmernden Bläschen größerer Infusionsthiere für Junge oder für einfache Magenhöhlungen. Schon vor 15 Jahren, als Ehrenberg sich zu seinen Reisen in Egypten vorbereitete, konnte sich derselbe mit diesen Ansichten nicht befreunden. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ein wirklicher Ernährungsapparat vorhanden seyn müsse, kam er auf den Einfall, ob man die Infusionsthierchen nicht bewegen könnte, farbige Nahrung aufzunehmen. Die ersten Versuche mißlangen, weil dazu metallische Farben gewählt worden waren, welche die Thiere verschmähten. Nun wendete Ehrenberg reine Pflanzenfarben, Indigo, Karmin und Saftgrün an. Der Versuch gelang auf das Glücklichste; vor den Augen des staunenden Beobachters verschluckten die Thierchen die fein im Wasser vertheilten Farbetheilchen und füllten damit ihren Darmkanal an, der dadurch wie injicirt erschien und wegen der Durchsichtigkeit des Körpers seine ganze Form erkennen ließ. Deutlich sah man die Mundöffnung, mit beweglichen Wimpern besetzt, welche die im Wasser schwebenden Farbetheilchen in strudelnder Bewegung dem Munde zuführten; häufig war eine gesonderte Afteröffnung erkennbar, durch welche die Farbestoffe wieder ausgeworfen wurden. Der Darmkanal zeigt verschiedene Formen, bald ist er gerade, bald zieht er sich spiral- oder kreisförmig durch den Körper und an ihm sitzen eine Menge runder oder flaschenförmiger Blinddärmchen oder Mägen, wie sie Ehrenberg nennt. Selbst die so außerordentlich kleinen Monaden von $\frac{1}{1500}$ bis $\frac{1}{2000}$ Linien Größe nahmen Farbe auf und zeigten mehrere Magensäcke. Sehr leicht lassen sich diese Beobachtungen wiederholen; ich selbst habe bey einer Menge Formen die Richtigkeit erkannt, und die auf diese Weise gefütterten Thierchen in meinen Vorlesungen gezeigt. Das glückliche Resultat der ingeniösen Beobachtungsmethode mußte Ehrenberg zu weiteren Forschungen veranlassen. In einer Anzahl Thesen, als Anhang zum ersten (1830 erschienenen) Beytrag, stellte Ehrenberg die Hauptergebnisse zusammen, machte auf die durch seine Untersuchungen widerlegten, bisher herrschenden Annahmen aufmerksam und erhob gegen andere Ansichten Zweifel. Als bewiesen konnte nun gelten, daß auch die kleinsten Infusionsthierchen einen inneren Ernährungsapparat besitzen und sich die Nahrungsstoffe nicht mittelst Aufsaugung durch die äußere Haut aneignen. Zum nächsten Vorwurf der Untersuchung wählte sich Ehrenberg den Beweis des Satzes: „omne vivum ex ovo." „Nie sah ich," heißt es S. 79 am Schlusse des ersten Heftes, „bey 12jähriger angestreng-

ter Beobachtung das plötzliche Entstehen eines ausgebildeten Infusoriums aus Schleim oder Pflanzenzellen, wohl aber unzählige Male das Gebähren der Eyer und das Ausschlüpfen der Jungen aus den größeren von diesen. Auf solche Erfahrungen gestützt bin ich der Meynung, daß diese Thiere durch Generatio primitiva nicht gebildet werden, sondern aus Eyern entstehen. Ob nun die freyen Eyer nur zum Theil das Produkt des Gebährens, zum Theil aber das Produkt einer Generatio primitiva sind, ist noch nicht reif zur Entscheidung.“

Im zweyten Beytrag, welcher 1832 erschien, wird eine Reihe sehr interessanter Versuche mitgetheilt; Ehrenberg setzte einzelne Infusorien isolirt in kleine Gläschen, welche mit Wasser gefüllt waren, das die mikroskopische Untersuchung als völlig infusorienfrey ergab. Dieser Versuch zeigte, daß einzelne Individuen eine Lebensdauer durch mehrere Wochen hindurch haben und dabey eine ungeheuere Productivität in der Fortpflanzung äußern, indem durch Eybildung und Theilung von einem einzigen Infusionsthierchen binnen einer Woche ganze Generationen entstehen, deren Individuenzahl eine Million übersteigt. Ehrenberg schließt diese Beobachtungen mit dem Satze (a. a. O. S. 12): „Zur Erklärung der Entstehung zahlloser Mengen von Infusorien in höchst kurzer Zeit bedarf es keiner Generatio primitiva mehr und wenn in meinem letzt vorhergegangenen Vortrage über die Infusorien die Generatio primitiva bis auf die Bildung der Eyer zurückgewiesen wurde, so nöthigen diese neuesten Beobachtungen ihr auch diesen Stützpunct zu entziehen, indem sie nun als eine unnöthige, durch keine sichere Beobachtung erwiesene Hypothese erscheint.“ Unter allen Behauptungen Ehrenberg's hat diese die meisten Gegner gefunden und vielleicht von keinem einzigen Beobachter eine unbeschränkte Annahme erhalten. Er sah sich deshalb genöthigt, am Anfang des vorliegenden dritten Beytrags „Betrachtungen über die Existenz und Möglichkeit der Wahrnehmung einer selbstständigen organischen Urmaterie vom Standpuncte der Beobachtung“ niederzulegen, worin der Gegenstand mit Rücksicht auf die gemachten Einwendungen ausführlich geprüft wird. Ich werde weiter unten auf diesen sehr wichtigen Punct zurückkommen.

Außerdem enthält nun dieser dritte Beytrag andere sehr wichtige Entdeckungen, weitere, durch fortgesetzte noch schärfere Beobachtung gewonnene Ausführungen desjenigen, was früher nur angedeutet war. So wurde bey vielen, selbst sehr kleinen Infusionsthierchen ein wirklicher Zahnapparat mit einem Schlundkopf erkannt; die Zähnchen sind zu einem hohlen Cylinder verbunden, den Ehrenberg mit einer Fischreuse vergleicht und der mir noch mehr mit einer Trepankrone vergleichbar scheint. Eine andere merkwürdige Entdeckung betrifft das Vorhandenseyn großer kontraktiler Blasen, neben den Magenblasen. Ich selbst hatte schon vor 3 Jahren, also gleichzeitig mit Ehrenberg, ohne von ihm zu wissen, diese Blasen bey Paramaecium gesehen; sie ließen sich deutlich von den Magenblasen unterscheiden. Ich habe sie damals auch Herrn Professor Andreas Wagner (jetzt in München) gezeigt, wußte aber nicht, was ich daraus machen sollte. Ehrenberg hat nun diese Gebilde nach seiner gründlichen Weise bey 24 Arten verfolgt; es sind deren 2 bis 3, nicht immer in gleicher Gruppirung. Bey einigen Gattungen (Paramaecium und Ophryoglena) sah er von diesen Blasen aus sternförmig eine Anzahl (bis auf 8) Kanäle nach allen Körpergegenden hinlaufen; diese Kanäle erweitern sich beym Zusammenziehen der Blasen und werden dann erst recht sichtbar. Ehrenberg vergleicht diese Blasen mit den kontraktilen, männlichen Ejakulations-Organen der Räderthiere und deutet sie vorläufig als leitende Samenorgane. Die Ansicht, welcher Johannes Müller seinen Beyfall schenkt, als wären es Herzen, scheint mir mit Ehrenberg weniger annehmbar. Außer diesen Blasen zeichnet Ehrenberg auf den Tafeln noch runde Körper, welche er als Hoden deutet. Häufig ist die ganze Leibeshöhle, außer dem Ernährungsapparat, mit kleinen Kügelchen gefüllt, welches die Eyer sind. Wahrscheinlich ist auch hier nur die

außerordentliche Kleinheit schuld, daß man an diesen kleinen Kügelchen nicht die wesentlichen konstitutiven Theile wahrer Eyer — Chorion, Dotter, Keimbläschen und Keimschicht wahrnimmt. Somit ist also allerdings die Duplicität des Geschlechts höchst wahrscheinlich.

Nach den neuesten Untersuchungen Ehrenbergs existiren nun auch bey den Infusorien eigenthümliche Sekretionsorgane, die zu jener Klasse von Absonderungen gehören, welche wir bey verschiedenen Gattungen aller Klassen finden und die mit der besonderen Lebensweise und dem Bedürfniß des Thiers im directen Zusammenhange stehen. Bey Nassula elegans findet sich ein Häufchen violetter Kügelchen (vielleicht eine beerenförmige Drüse), von welchem ein Ausführungsgang abgeht, der sich wahrscheinlich mit dem Ende des Darms verbindet. Das Sekretum ist ein sehr schöner violett gefärbter Saft.

Am Schluße der anatomischen Beobachtungen spricht Ehrenberg vom Nervensystem der Infusorien, als welches er nicht hypothetisch, sondern erfahrungsgemäß für diese kleinsten Thiere in Anspruch nehmen zu können glaubt. Allerdings läßt es sich nach dem bis jetzt schon erkannten zusammengesetzten Bau, nach der Auffindung so vieler anderer Organe und bey der so vollkommenen lebhaften willkührlichen Bewegung kaum mehr bezweifeln, daß auch Nerven vorhanden sind. Die zahlreich aufgefundenen einzelnen Pigmentflecken, welche man als Augenspuren deutet und die ihrer ganzen Lage und Ansicht nach mit den wahren Augen der kleinen Würmer und Krustenthiere übereinkommen, sprechen ebenfalls dafür. Indeß wäre es doch nicht unmöglich, daß diese Pigmentflecken, die rothen Punkte u. s. w. eine andere Bedeutung hätten und die exacte Behandlung der Physiologie fordert durchaus erst die Nachweisung des Zusammenhangs mit einem Nerven.

Ich habe hier absichtlich nur von Ehrenbergs Beobachtungen über die eigentlichen Infusorien gesprochen, aus welchen derselbe eine eigene Klasse — **Magenthierchen, Polygastrica** — bildet. Die Räderthiere, welche Ehrenberg mit gleicher Ausführlichkeit behandelt, bilden bey ihm eine abgesonderte Klasse und dürften in der Folge vielleicht eine Abtheilung der Gliederthiere ausmachen, da sie denn doch eine große Verwandtschaft mit vielen Entomostraken haben. Bey ihnen haben schon ältere Beobachter den inneren Bau unvollkommen erkannt, der nun durch Ehrenbergs Bemühungen bis in das feinste Detail verfolgt ist.

Im Anhange zu diesem dritten Beytrag werden übrigens 34 neu aufgefundene Arten von Räderthierchen und 101 neue Arten Infusorien auf das Genaueste beschrieben, und auf den beygegebenen eilf Tafeln wurden die physiologisch interessantesten Formen sehr schön abgebildet. Die Zahl der bekannten Räderthiere und Infusorien beträgt an sechshundert. Ehrenberg hat neuerdings ein vollständiges systematisches Werk angekündigt, in welchem sämmtliche Formen mit allem Structurdetail und der Darstellung der Entwicklungsstufen vom Ey an bis zum vollkommenen Thiere abgebildet und beschrieben werden sollen.

Ich will nun auf die Resultate und Fragen eingehen, welche sich aus den vorliegenden Untersuchungen für die allgemeine Physiologie ergeben. In der vergleichenden Anatomie, welche mit Recht allgemein als einer der Hauptpfeiler der Physiologie betrachtet wird, hat sich bey allen wissenschaftlichen Forschern das Bedürfniß einer genetischen Behandlung herausgestellt. Diese Behandlungsweise ist auch für die Wissenschaft die gewinnreichste, wenn schon auf der andern Seite gerade in derselben der Phantasie ein weites Spiel gestattet ist, das auch von denjenigen Physiologen, welchen man so gerne den Namen der geistreichen zu geben pflegt, in großem Umfange getrieben wurde.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	29. October.
Nro. 21.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.	1835.

Organisation in der Richtung des kleinsten Raumes. etc.

(Fortsetzung.)

Man begann mit einer gewissen Summe von Thatsachen, deren Richtigkeit als unbestritten galt, fieng an zu zimmern und zu bauen, und wirthschaftete damit nach Geschmack und Bedürfniß; wo Lücken vorhanden waren, nahm man die Analogie zu Hülfe; man verglich, suchte das Wesentliche vom vermeintlich Unwesentlichen zu scheiden, und versuchte so den inneren Zusammenhang zu finden und die Gesetze der thierischen Organisation zu erkennen. Es wurde bey diesen an sich löblichen Bestrebungen mit mehr oder weniger Umsicht und Behutsamkeit verfahren, je nachdem der Einzelne mehr oder weniger empirische Kenntnisse besaß, je gezügelter oder freyer die Phantasie ihr Spiel trieb und je größer oder geringer die Lust war, sogenannte großartige Anschauungen zu gewinnen und Systeme zu bauen. So entwickelten sich allmählig in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts früher überkommene und mit Lust gepflegte oder selbst erfundene Fundamental-Ideen, welche in besonderen Schriften behandelt wurden und von da in die Lehr- und Handbücher übergiengen.

Ein fast allgemein geltender Satz war die Annahme einer stufenweisen Entwicklung der Organisation. Man wußte z. B. — um an einem Organe ein Exempel zu geben — daß vielen Thieren ein Gehörwerkzeug abgeht, daß es bey anderen in der einfachsten Form auftritt: — ein Säckchen mit Wasser gefüllt, mit einem Nerven in Verbindung, also ein dem Vorhofe des Labyrinths höherer Thiere entsprechendes Gebilde, geeignet die Schallwellen auf das Nervensystem fortzupflanzen und den Eindruck zur innern Perception zu bringen. Bey den Fischen treten Bogengänge hinzu, bey den Amphibien und Vögeln die Schnecke, bey den Säugethieren das äußere Ohr. Dieser Entwicklungsgang eines einzelnen, zum thierischen Leben nicht absolut nothwendigen Organs, wurde auf die gesammte Organisation ausgedehnt. Es sollten daher bey den Infusorien, als den unvollkommensten, niedrigsten Thieren alle besonderen Organe fehlen; sie wurden zu beweglichen Schleimklümpchen gemacht; bey ihnen, so wie bey den Polypen, Medusen sollte noch keine Differenzirung der einfachen homogenen Körpersubstanz stattfinden. So sagt Oken a. a. O. S. 573: „Die erste Stufe oder die der Keimthiere begreift lauter gallertartige Thiere unter sich von ganz einfachem Bau, denen nicht nur alle Sinnorgane fehlen, sondern auch alle Eingeweide. Sie sind nur Röhren, oder Bläschen, oder gar nur Körner, bald mit, bald ohne einen Mund. Die einzigen ausgezeichneten Organe sind Fühlfäden und bisweilen besondere Bläschen mit Eyern. — Man kann sie daher in jeder Hinsicht mit den Fortpflanzungssäften vergleichen, da sie auch überdieß die Grundmasse des Thierreiches sind, aus der sich die übrigen Thiere zusammensetzen.“ Dieser ganzen Ansicht ist nun, was die Infusorien betrifft, für immer ein Ende gemacht; es bleibt für dieselbe nur bey den Polypen, Medusen etc. eine Zuflucht übrig, und in der That wurde auch eine solche von ausgezeichneten Naturforschern in Anspruch genommen. So sagt Carus, einer der entschiedensten Verfechter dieser sogenannten philosophischen Behandlung unter den Neueren, in seinen Erläute-

rungstafeln Heft III. (183) S. 4. Anm.: „So wichtig auch die trefflichen Untersuchungen Ehrenberg's über Infusorien sind, so würde man sie doch falsch verstehen, wenn man sich verleiten ließe zu glauben, daß nun auch in den niedrigsten Organismen die Mannigfaltigkeit der Organe höherer Thiere immer vorhanden seyn müsse und nur durch ihre Feinheit sich oft dem bewaffneten Auge entzöge. Anfangen muß nun einmal Alles und so auch das Thierreich, und zwar mit höchst einfachen Formen. Wenn man eine Rhizostoma Cuvieri von 1 Fuß Durchmesser vor sich hat und auch in dieser Masse nichts als einige Nahrungshöhlen und Kanäle in der sonst homogenen Eystoffmasse ausgehöhlt findet, so wird man sich überzeugen, daß es nicht die Kleinheit ist, welche uns das Erkennen von Nerven, Muskeln, Drüsen, Zähnen und doppelten Geschlechtsorganen unmöglich macht." Indeß hat Ehrenberg neuerlich gezeigt, daß den Medusen eine weit zusammengesetztere Struktur zukommt, als man bisher annahm; und in der That, wenn man bey lebenden Seesternen die fünf rothen Punkte an der Spitze der Strahlen, die eigenthümliche Haltung derselben betrachtet und die der Medusen damit vergleicht, so kann man sich kaum erwehren, sie für Augen zu halten. Was die Polypen betrifft, so sprechen meine neuesten, am Meere angestellten Beobachtungen auf das deutlichste für einen zusammengesetzteren Bau. So habe ich, um nur eins zu erwähnen, bey den Aktinien (die man jetzt allgemein zu den Polypen rechnet) neben den Eyerstöcken, welche deutlich wahre Eyer mit Chorion, Dotter, Keimbläschen, und Keim zeigen, männliche Organe oder Hoden mit Samenthierchen gefunden. Es scheint also somit auch bey den sogenannten niedersten Thieren eine gewisse Summe von Organisation vorhanden zu seyn, die sich nach dem Lebensbedürfnisse der einzelnen Gattungen richtet. Namentlich sprechen alle Beobachtungen jetzt dafür, daß die 4 Grundprocesse des thierischen Lebens — Empfindung, Bewegung, Ernährung, Zeugung, immer bestimmte differenzirte Organe haben. Es scheint sogar, daß die Duplicität des Geschlechts durch alle Thierklassen durchgeht und daß überall, wo man männliche Organe vermißte, Mangel hinreichend scharfer Beobachtung schuld ist. Hierdurch beantwortet sich auch eine Hauptfrage in der Physiologie, nämlich: giebt es eine bestimmte Thätigkeit in der Natur ohne materiellen Träger? Diese Frage dürfte wohl jetzt mit Nein beantwortet werden. In der geschaffenen Welt ist jede bestimmte Thätigkeit an ein bestimmtes Organ gebunden und kann ohne dasselbe nicht bestehen. So erscheint die Seele selbst auf Erden nur im Kleide der Leiblichkeit.

Andere, mit Ehrenberg's Untersuchungen in sehr nahem Zusammenhange stehende wichtige Fragen in der organischen Naturlehre sind folgende: Giebt es einen unmittelbaren Uebergang des Pflanzen- und Thierreichs in einander? berühren sich beyde organische Reiche auf ihren untersten Stufen wirklich? Giebt es Formen und Körper, von denen man in Zweifel seyn kann, ob man sie den Thieren oder Pflanzen zuzählen soll? Diese Fragen werden von der Mehrzahl der Naturforscher bejahend entschieden. So sagt Carus ganz neuerlich (Zootomie 2. Aufl. 1834. S. 12): „Vorauszuschikken ist jedoch hier, daß man keineswegs den Unterschied zwischen Pflanzen- und Thierwelt zu schroff und unbedingt auffassen darf, denn eben so wenig, als diese Organismen etwas total Verschiedenes sind von dem Organismus der Erde und der Gestirne, eben so wenig ist auch der Organismus der Pflanze etwas absolut Verschiedenes von dem des Thieres; beyde unterscheiden sich nur durch ein Mehr oder Weniger, durch ein so oder so Potenzirt-seyn gleicher Elemente. Das Thier strebt zur Einheit der Selbstbestimmung durch ein Nervensystem wie zur Einheit der Ernährung durch einen Darmkanal; dahingegen die Pflanze sich nie zur Selbstbestimmung erhebt und mittelst einer mehr oder weniger allgemeinen Auffaugung ohne Mund und Darmkanal sich ernährt und fortbildet. Es giebt nun eine ganze Reihe organischer Phänomene, in welcher Pflanzen- und Thiernatur noch so wenig geschieden sind, daß der am Ende doch nur conventionelle Name von

Thier oder Pflanze ihnen noch keineswegs unbedingt beygelegt werden kann, sondern daß man am besten thut, dieselben unter dem Namen der ursprünglich Lebendigen oder Protorganismen in einem Mittelreiche zwischen Pflanzen- und Thierreich zusammen zu fassen." Ich habe mich nie mit solchen Ansichten befreunden können, und dieß scheint eben so wenig bey Ehrenberg der Fall zu seyn. Was ich dagegen vor 4 Jahren öffentlich aussprach, hat eine längere Erfahrung nur bestätigt. Allen jenen angeblichen Uebergängen von Konferven in Infusorien und umgekehrt liegt überall sicherlich Täuschung zu Grunde. Wenn man die momentan beweglichen Keimkörner der Konferven Monaden nennen will, so kann man dieß mit demselben Rechte bey den Brown'schen Molekülen thun. Alle meine eigenen Beobachtungen lassen mich den Ausspruch Ehrenbergs unterschreiben: „Die activen Bewegungen und Contractionen bey Pflanzen und ihren Theilen, besonders bey Algen, sollten, wenn sie auch infusorielle oder thierische Bewegungen genannt würden, nicht die Idee von Thierheit erwecken. Innere Ernährungsorgane und nachzuweisende bestimmte Mundöffnung, zur Aufnahme selbst fester Stoffe, scheiden die scheinbar einfachsten Thiere von den Pflanzen. Nie, auf vielfache Versuche, habe ich einen beweglichen Algensamen die geringste feste Nahrung zu sich nehmen gesehen, und so unterscheidet sich die fruchtstreuende Alge von der sie umschwärmenden Monade, wie der Baum vom Vogel."

Jenes Zwischenreich, welches zwischen Pflanzen- und Thierreich bestehen soll, ist eine Geburt französischer Phantasie. Bory St. Vincent, ein an genauen Beobachtungen eben so armer, wie an flüchtigen Arbeiten und Hypothesen reichhaltiger Naturforscher, gründete das Reich dieser Organismen, denen er den Namen der Psychodiaires gab. Alle jene organischen Körper, aus welchen man das Reich der Protorganismen, zwischen Pflanzen- und Thierreich, bilden will, lassen sich zu einem von beyden bringen und finden hier verwandte Formen. Will man die Sterne „belebt" und den Unterschied zwischen Thier und Pflanze einen „conventionellen" nennen, dann giebt es keinen geschlossenen Begriff mehr und aller Sprachgebrauch hört auf. Vollkommen begreiflich scharf läßt sich der Unterschied zwischen Pflanze und Thier angeben, eben weil er ein reeller ist, und zwar allerdings auf genetische Weise. Höchst zufällige und unrichtige Merkmale der Unterscheidung stellen die berühmtesten Naturforscher auf. So sagt Blumenbach in seinem Handbuche der Naturgeschichte: „die organisirten Körper sind von einer doppelten Verschiedenheit. Die einen nämlich saugen einen sehr einfachen Nahrungssaft, vorzüglich mittelst zahlreicher Zasern, die sich am untern Ende ihres Körpers befinden, ohne merkliche willkührliche Bewegung in sich. Dahingegen die andern eine meist einfache Hauptöffnung am obern oder vordern Ende ihres Körpers haben, die zu einem geräumigen Schlauche führt, wohin sie vom inneren Gefühle des Hungers getrieben ihre Alimente, die von sehr verschiedener Art sind, mittelst willkührlicher Bewegung bringen. Jenes sind die Pflanzen, dieses die Thiere." Oken sagt a. a. O. S. 563: Der Unterschied zwischen Pflanze und Thier besteht darin, daß jene sich nur durch den Einfluß der äußeren Elemente, dieses aber sich durch seine eigenen Organe bewegt. Die Pflanze muß von außen gereizt werden, um sich zu bewegen, das Thier aber kann sich durch seine Nerven selbst zur Bewegung reizen."

Thiere und Pflanzen sind völlig verschiedene organische Wesen. Der Lebensproceß der Pflanze ist einfacher und gliedert sich nach einer doppelten Richtung. Um sich als Individuum erhalten zu können, bedarf sie des Ernährungsprocesses, um sich als Gattung fortzuerhalten, ist ein Zeugungsproceß nöthig; es finden sich daher bey den Pflanzen nur Ernährungs- und Zeugungsorgane, als die einzig nothwendigen, um die zeitliche Existenz zu sichern und ein selbstständiges (d. h. organisches) Leben zu führen. Diese beyden Grundrichtungen der organischen Thätigkeit finden sich im Thiere nothwendig wieder und bilden dessen vegetative Sphäre; seit alten Zeiten hat man dieser letztern

die animalische Sphäre entgegengesetzt, welche sich ebenfalls nach zwey Grundrichtungen gliedert und die Processe der Empfindung und willkührlichen Bewegung begreift. Die Organe dieser beyden Lebensprocesse sind die materiellen Träger der Seele; eben daß das Thier eine Seele hat, empfindet und sich bewegt, unterscheidet dasselbe völlig von der Pflanze, bey welcher niemals ein Nervensystem, Sinnesorgane und willkührliche Bewegungen vorhanden sind. Auf diese Weise zeigt sich die verschiedene Gliederung der Organisation in der Pflanze und im Thier als eine wesentliche. Der Unterschied ist keineswegs ein „conventioneller", sondern ein ewiger, nothwendiger, durchgreifender, bey allen einzelnen Formen beyder Reiche nachweisbarer. Den Menschen stellen wir nicht als Ordnung in die Klasse der Säugethiere und distinguiren ihn etwa von den Affen, wie Oken a. a. O. S. 573 durch die kurze Charakteristik: „17te Zunft. Augenvolke. Menschen. Vorn Hände, hinten Sohlen." Er bildet ein Reich für sich, obwohl er allerdings den gesammten organischen Lebensproceß involvirt, der sich auch bey ihm in die vegetative und animale Sphäre theilt.

Ich gehe nun zur Lehre von der Generatio aequivoca s. originaria über, wo Ehrenberg's Ansichten die ausführlichsten Diskussionen veranlaßt haben. Es war bisher allgemein angenommen, daß manche kryptogamische Pflanzen, die Infusorien und Eingeweidewürmer ohne elterliche Zeugung, durch sogenannte freywillige oder Urzeugung entstehen können, daß sie aber einmal gebildet sich dann auch durch Samen und Eyer weiter fortzupflanzen vermögen.

Ehrenberg entdeckte bereits vor einer Reihe von Jahren die Fortpflanzung der Pilze und Schimmel aus Samen. Oben habe ich schon die neueren Arbeiten Ehrenberg's angeführt, welche ihn veranlassen, die Annahme einer Generatio aequivoca gänzlich zu verwerfen. Hier muß ich denn meine entschiedene Differenz von Ehrenberg's Ansichten offen bekennen. Ich will durchaus nicht behaupten, daß die Generatio aequivoca ein völlig bewiesener Satz sey, aber ich läugne, daß Ehrenberg's Beobachtungen für das Gegentheil beweisend und seine daraus gezogenen Schlüsse folgerecht sind. Dadurch, daß Ehrenberg nachgewiesen hat, daß von einem einzigen Infusionsthierchen als Mutterthier binnen kurzer Zeit eine sehr große Menge von Individuen entstehen könne, wird die Möglichkeit der Urzeugung nicht widerlegt; es geht vielmehr daraus nichts weiter hervor, als daß bey diesen Thieren eine außerordentliche Fruchtbarkeit stattfindet. Folgende Thatsachen sprechen unter anderen vorzüglich für eine generatio aequivoca, wie ich aus zahlreichen eigenen und fremden Beobachtungen weiß: 1) Setzt man frisch gekochte organische Stoffe z. B. Fleischstückchen oder Pflanzentheile in Gläschen, welche mit kochendem Wasser gefüllt und fest verstopft wurden, so erzeugen sich darinn Infusorien; 2) man beobachtet Monaden und andere Infusorien in den Sporen von Konferven, in den unverletzten Eyern von Thieren, deren Inhalt in Fäulniß übergegangen ist; 3) man findet Eingeweidewürmer in Embryonen und außerdem an solchen Stellen im menschlichen und thierischen Körper, wie z. B. in der Muskelsubstanz, im Auge, wo kein Zugang von Außen möglich ist. Durch diese und einige andere Thatsachen wird die generatio aequivoca zwar nicht direkt bewiesen; dieß ist aber auch unmöglich, da sie nicht Gegenstand direkter Beobachtung seyn kann, ihre Annahme vielmehr nur eine Erklärungsweise für ein dunkles Phänomen ist; sie wird daher immer Hypothese bleiben, kann aber auch nur durch bessere Erklärungsweisen verdrängt werden. Ehrenberg greift selbst zu anderen hypothetischen Ansichten; so nimmt er an, daß in jenen Infusionen, in denen man anfangs keine Thierchen findet, später aber welche erscheinen, Eyer enthalten waren. Dieß ist aber bey ausgekochten Substanzen nicht möglich, da durch den Siedegrad des Wassers jedes Thierisch-lebendige und am allerleichtesten die zarten Infusorien getödtet werden. Kein Ey behält, dem kochenden Wasser längere Zeit ausgesetzt, Keimungsfähigkeit, wie man sich täglich überzeugen kann.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Oktober.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

Intelligenzblatt.



Ueber den Graphit und verwandte Gegenstände. Von dem Akademiker und Conservator Dr. J. N. Fuchs.

(Gelesen in der Akademie der Wissenschaften in München am 11. July 1835.)

Obwohl über den Graphit schon viele Untersuchungen angestellt worden, so ist er doch in gewisser Hinsicht immer noch ein problematischer Körper, und er hüllt sich besonders in ein tiefes Dunkel, wenn man ihn mit dem Demant vergleicht, mit welchem er bey der Verbrennung das nämliche Produkt (Kohlensäure) liefert. Es findet dabey nur der Unterschied statt, daß der Demant ohne allen Rückstand verbrennt, der Graphit hingegen stets mehr oder weniger Asche hinterläßt

Da diese Asche immer eisenhaltig gefunden wurde, so glaubte man lange, daß das Eisen ein wesentlicher Bestandtheil des Graphits sey und seine Abweichung vom Demant verursache, obwohl schon der unsterbliche Scheele dasselbe für einen bloßen Gemengtheil erklärt hatte. Dieses bewies auch vor einigen Jahren Karsten mit der ihm eigenthümlichen Gründlichkeit, indem er zeigte, daß der Graphit keine wesentliche Veränderung erleidet, wenn ihm das Eisen durch Salzsäure entzogen wird, und daß es darin nicht metallisch, sondern in oxydirtem Zustande enthalten ist, und schon deshalb nicht als ein Bestandtheil desselben betrachtet werden kann. Zum Ueberfluß beweiset dieses auch die nachstehende, von mir unternommene Untersuchung des Graphits von Wunsiedel, welcher so viel wie kein Eisen enthält.

Mit Sorgfalt unter der Muffel verbrannt, gab er nicht mehr als 0,33 Procent Asche. Diese Asche war höchst locker, hatte eine blaß isabellgelbe Farbe und reagirte alkalisch. Vor dem Löthrohr mit Phosphorsalz zusammengeschmolzen, gab sie ein nur schwach von Eisen gefärbtes Glas, worin einige unaufgelöste Flocken zu bemerken waren. Aus diesem Verhalten ließ sich auf die Gegenwart von Kalk, Eisenoxyd und Kieselerde schließen. Weitere Versuche konnten damit wegen der geringen Menge nicht gemacht werden.

Dieser Graphit zeigt weder äußerlich noch innerlich eine Spur von Krystallisation.

Das specifische Gewicht desselben fand ich = 2,14.

Auf frischem Bruche ist er matt (erdig) und rein schwarz, bekommt aber sogleich vollkommenen Metallglanz und dunkel stahlgraue Farbe, wenn man mit den Fingern über die Bruchfläche fährt. — Es läßt sich damit sehr gut schreiben. — Im stärksten Feuer erleidet er, wenn er in Kohlenpulver eingehüllt ist, nicht die mindeste Veränderung.

Er kommt in kleinen eckigen Stücken im Urkalkstein vor, welcher in der Nähe von Wunsiedel ein großes Lager im Glimmerschiefer bildet und stellenweise von fein eingemengtem Graphit schwarz gefärbt ist. *) Neben dem Graphit sind hin und wieder äußerst kleine Schwefelkies-Krystalle und sehr dünne krystallinische Krusten von Quarz zu bemerken, wovon ohne Zweifel die Spuren von Eisenoxyd und Kieselerde in der Asche des Graphits herrühren.

Der Graphit von Wunsiedel ist demnach von allen Varietäten, welche bisher untersucht wurden, die reinste und er bestätigt vollkommen, was schon mehrmals behauptet wurde, daß dieses Mineral seinem Wesen nach

*) Wird dieser schwarze Kalkstein in Salzsäure aufgelöst, so bleibt ein wenig schwarzes Pulver zurück, welches ganz mit dem Graphit übereinkommt.

nichts Anderes sey als reiner Kohlenstoff; denn die geringe Menge von Rückstand, insbesondere die schwache Spur von Eisenoxyd, welche er bey der Verbrennung gab und offenbar von Einmengung herkam, kann doch gewiß nicht in Betrachtung kommen.

Wenn wir aber nun mit dem Graphit von der einen Seite, der chemischen nämlich, aufs Reine gekommen sind, so erscheint er uns um so räthselhafter von der andern, der physikalischen, wenn wir ihn dem Demant gegenüber betrachten, welcher auch nichts Anderes als Kohlenstoff ist. Denn abgesehen von der Härte und dem specifischen Gewicht, worin diese beyden Körper sehr verschieden sind, weichen sie auffallend darin von einander ab, daß jener alle Eigenschaften besitzt, welche den Metallen zukommen, dieser hingegen gar nichts davon wahrnehmen läßt, und als ein vollkommener nichtmetallischer Körper erscheint. Es fragt sich nun: wie ist diese große physikalische Verschiedenheit zu erklären?

Poggendorf spricht in seinen Annalen der Physik und Chemie (B. VII. S. 528) die Vermuthung aus, daß vielleicht der Grund hievon im Dimorphismus zu finden sey. Da wir Beyspiele haben, daß die nämliche Substanz, wenn sie in zwey generisch verschiedenen Krystallformen erscheint, auch in den übrigen Eigenschaften mehr oder weniger verschieden ist, so könnte man dieser Ansicht allerdings beystimmen, wenn nur erst erwiesen wäre, daß der Graphit ein krystallinisch gebildeter Körper sey. Dieses muß ich sehr bezweifeln, weil gar nichts von Krystallisation wahrzunehmen ist an dem so reinen Graphit von Wunsiedel, dessen Vorkommen auch von der Art ist, daß man dabey am ersten Krystalle erwarten sollte, da andere Mineralien, wenn sie so vorkommen, nämlich eingewachsen in das Muttergestein, in der Regel am ausgezeichnetsten krystallisirt sind. Und wenn auch der Kalkstein, in welchem er inne liegt, die Krystallbildung nach außen verhindert hätte, so wäre doch nicht einzusehen, warum er nicht wenigstens ein krystallinisches Gefüge annahm, wenn überhaupt die Krystallisationskraft bey seiner Bildung wirksam gewesen wäre.

Allein es ist doch fast in allen mineralogischen Werken die Rede von Krystallen des Graphits, und Mohs, der ihm in seinem Systeme einen Platz beym Glimmer angewiesen, nennt ihn nach der vermeintlichen Krystallisation „rhamboedrischen Graphitglimmer." Es möchte daher sehr gewagt scheinen, die Krystallisation dieses Minerals in Zweifel zu ziehen. Gleichwohl ist sie mir höchst zweifelhaft; und ich glaube, daß die beobachteten Graphit-Krystalle entweder dem Glimmer nachgebildete Pseudokrystalle oder Molybdänglanz waren, der bekanntlich öfters mit Graphit, mit welchem er die größte Aehnlichkeit hat, verwechselt wurde, und so krystallisirt ist, wie von diesem angegeben wird. Beudant sagt in seinem Traité élément. de Minéralogie (T. II. p. 262) hierüber Folgendes: „Man hat Graphit in kleinen sechsseitigen Tafeln krystallisirt angegeben, allein die Stücke, welche mir unter diesem Namen in die Hände kamen, zeigten mir nichts Anderes, als Schwefelmolybdän." Daß sich der Graphit bisweilen dem Glimmer nachgebildet habe, ist darum sehr wahrscheinlich, weil er sich nicht selten unter den nämlichen Verhältnissen findet, unter welchen auch dieser oft vorkommt und dessen Stelle er oft einnimmt. So treffen wir ihn im Gneuse und Glimmerschiefer, wo er den Glimmer zum Theil verdrängt und die schuppige Form desselben angenommen hat. Dieses Gestein ist gewöhnlich sehr verwittert und der darin befindliche Graphit mit Eisenoxyd und erdigen Theilen sehr verunreinigt, welche bey der Zerstörung des Glimmers zurückgeblieben sind. Unter diesen Verhältnissen kommt er sehr häufig im Paßauischen vor, wo er oft so unrein ist, daß die erdigen Theile die Graphitmasse weit überwiegen und diese oft nur als färbender Gemengtheil von jenem zu betrachten ist. *) Eben so könnten auch unzerstörte Glimmer- oder Talk-Krystalle von Graphit gefärbt vorkommen; und letztere könnten, wenn sie nicht chemisch untersucht würden, um so leichter für wirkliche Krystalle von Graphit gehalten werden, da sie die Weichheit desselben besitzen.

*) Wird dieser unreine Graphit sorgfältig geschlämmt, so erhält man ein höchst zartes Pulver, was ganz matt und nicht schuppig ist, und erst beym Reiben Glanz bekommt.

Der Rückstand, welchen er, wenn er so gereinigt worden, beym Verbrennen giebt, beträgt nur 5,1 Procent und ist bloß röthlichbraun gefärbt.

Die sogenannte schwarze Kreide ist auch als ein sehr unreiner, mit sehr viel Thon innig gemengter Graphit zu betrachten. Ich untersuchte die von Ludwigsstadt im Bayreuthischen. In verschlossenem Tiegel ausgeglüht, verlor sie 6,3 Procent Wasser; nach Verlust desselben unter der Muffel verbrannt, gab sie einen graulichweißen Rückstand, welcher 81,23

Es ist demnach mehr als wahrscheinlich, daß der Graphit kein krystallinisch gebildeter Körper ist und diejenigen, welche ihn krystallisirt gesehen zu haben glaubten, auf irgend eine Weise getäuscht worden sind; wozu insbesondere der Wunsch, eine mißfällige Lücke in der Charakteristik dieses merkwürdigen Minerals auszufüllen, und die irrige Meinung, daß alle feste Körper krystallinische Gebilde seyen, sehr viel beygetragen haben mag. Man hat ja sogar an den durch Zerklüftung entstandenen zufälligen Formen des Anthracits Krystalle erkennen wollen, die doch gewiß von Krystallisation eben so wenig wissen als die Basaltsäulen.

Wäre der Graphit ein krystallinischer Körper, so müßte es auch die vegetabilische Kohle seyn; was gewiß nicht der Fall ist, und, meines Wissens, auch noch nie behauptet wurde. Es findet zwar einiger Unterschied zwischen ihnen statt, allein er berührt nicht ihre wesentlichen Eigenschaften, bezieht sich hauptsächlich nur auf die Aggregation und Cohärenz der Theile, worin auch die Kohlen selbst sehr merklich von einander abweichen, und hat wahrscheinlich seinen Grund in der verschiedenen Entstehungsart. Was den Graphit vorzüglich von den vegetabilischen Kohlen unterscheidet, ist die Mildigkeit und Fettigkeit beym Anfühlen, auch hat er eine etwas lichtere Farbe als die meisten Kohlen. Dieses rührt ohne Zweifel bloß von der außerordentlichen Feinheit seiner Masse her; denn wenn man eine schwammichte Kohle, wie die des gereinigten Korks ist, nachdem sie stark ausgeglüht worden, unter Wasser feinreibt, und dann stark preßt, so kommt sie in den genannten Eigenschaften dem Graphit sehr nahe, und der feine Rahm, welcher sich beym Reiben bildet, gleicht ihm hinsichtlich des Glanzes und der Farbe vollkommen. Daraus ist zu schließen, daß der Graphit, wie schon gesagt, aus höchst feinen Theilen besteht, die nicht wie bey der Kohle des Holzes und der, vor der Verkohlung schmelzenden Körper durch Cohäsion, sondern bloß durch Adhäsion vereinigt sind — in der Art, wie die Theile des Thons, der bekanntlich auch um so milder und fetter ist, je feiner seine Theile sind, auch erdigen Bruch hat und erst durch Reiben Glanz bekommt.

Der Graphit und die Kohle sind dem zu Folge dem Wesen nach höchst wahrscheinlich Eins — sind beyde amorpher Kohlenstoff; und darin liegt der Grund der physikalischen Verschiedenheit derselben vom Demant, welcher krystallisirter Kohlenstoff ist. Wenn wir daher reinen Graphit oder eine andere reine Kohle zum Krystallisiren bringen könnten, so könnten wir Demant machen. Dieses ist schon öfters versucht worden, aber alle Versuche sind bis jetzt mißlungen; und obwohl es nicht für absolut unmöglich zu halten ist, so ist doch wenig Hoffnung vorhanden, daß es je mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln gelingen werde; und dieß um so weniger, weil der Kohlenstoff, nach dem zu urtheilen, was wir bis jetzt von ihm wissen, nur eine sehr geringe Neigung zum Krystallisiren haben muß, so daß, wenn wir auch die Kohle schmelzen könnten, es doch noch zweifelhaft wäre, ob sie beym Erstarren Krystallform annehmen oder nicht vielmehr wieder als Kohle oder Graphit erscheinen würde. Hätte er nur einiges Streben zur regelmäßigen Gestaltung, so würde er doch manchmal beym Austritt aus seinen Verbindungen, wenn auch nicht in deutlichen Krystallen, doch als krystallinisches Pulver sich zeigen und nicht immer amorph zum Vorschein kommen. Hiemit haben wir auch einen Beweis, daß in der Schöpfung Alles gut und weise eingerichtet ist; denn hätte der Kohlenstoff größere Neigung zum Krystallisiren, so müßte die ganze organische Natur, von welcher er das Fundament ausmacht, allmählig untergehen, er würde sich nämlich kraft dieser Neigung von den volatilen Stoffen, womit er darin verbunden ist, losmachen, um seine eigenthümliche Gestalt anzunehmen, und durch die Krystallisationskraft gefesselt, als Demant, den organischen Körpern völlig unzugänglich seyn und nicht wieder in das belebte Naturreich zurückkehren können. Nur frey von dem Hange sich für sich zu gestalten, nur frey von diesem Egoismus, wenn ich mich hier dieses Ausdrucks bedienen darf, kann er die wichtige Rolle spielen, welche ihm zugewiesen ist, und sich in

---

Procent betrug; wornach die Graphitmasse nur 18,77 Procent ausmachte. Die Analyse des Rückstandes gab von 100 Theilen

Kieselerde	—	75,60
Thonerde	—	16,96
Bittererde	—	0,75
Kali	— (natrumhaltig)	5,15
Eisenoxyd	—	1,14
		99,60

Von der Thonerde verdient besonders angeführt zu werden, daß sie mit Schwefelsäure übergossen schön gelb wurde, und die Auflösung derselben in dieser Säure mit Weinsteinsäure versetzt, eine blauliche Farbe annahm. Dieses Verhalten deutet auf die Gegenwart von Vanadium oder Chrom hin.

die manichfaltigen Verbindungen und zahllosen Formen fügen, welche wir in der organischen Natur bewundern.

Der Kohlenstoff liefert in seinen zwey Zuständen ein höchst interessantes Beyspiel von Verschiedenartigkeit der nämlichen Substanz, wenn sie amorph und krystallisirt erscheint. Besonders auffallend ist, daß der amorphe Kohlenstoff alle Eigenschaften, wodurch sich die Metalle auszeichnen, besitzt, und in so fern allen Anspruch hat, den Metallen beygezählt zu werden. Daß die Holzkohle die Wärme schlecht leitet, rührt lediglich von ihrer Lockerheit her; denn wenn sie sehr stark ausgeglüht wird, wobey sie an Consistenz merklich zunimmt, *) so leitet sie, wie Berzelius zuerst bemerkte, die Wärme fast besser als das Platin. Nur hinsichtlich des specifischen Gewichts bleibt er weit, selbst hinter den leichtesten Metallen — dem Antimon, Tellur, Chrom und Titan zurück. Allein da man in neueren Zeiten sogar Körper, die specifisch leichter als Wasser sind, wie Kalium und Natrium, zu den Metallen setzte, so wäre dieß kein Grund, den amorphen Kohlenstoff davon auszuschließen, wenn es nicht der Demant verlangte, der jedenfalls den Nichtmetallen beygesellt werden muß und dem auch jener folgen muß, indem der nämliche Stoff doch nicht zugleich in zwey Classen zu stehen kommen kann.

Wäre uns aber der Demant oder sein chemisches Wesen noch unbekannt, so würden gewiß diejenigen, welche bey der Classification der chemischen Elemente die Dichtigkeit nicht berücksichtigen, durch das metallische Ansehen geblendet, den amorphen Kohlenstoff längst bey den Metallen eingereiht haben.

Hier finde ich eine schickliche Gelegenheit über die Grundlagen der Alkalien und Erden — leichte Metalle, auch Metalloide genannt — Einiges zu sagen; wobey ich einstweilen nur das Kalium und Natrium als die bekanntesten vorzüglich ins Auge fassen will. Ich frage zuvörderst: Sind sie nicht vielleicht wie der Graphit amorphe Körper, und würden sie nicht das metallische Ansehen verlieren, wenn wir sie krystallisirt und ganz frey von amorpher Masse darstellen könnten? Mir ist dieses gar nicht unwahrscheinlich, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie ein so geringes specifisches Gewicht haben, was sogar geringer ist, als das ihrer Verbindungen mit Sauerstoff. Dieß läßt sich nur durch den Amorphismus erklären; indem wir wissen, daß alle amorphe Körper merklich specifisch leichter sind als die krystallisirten von dem nämlichen materiellen Substrat. Hierzu liefert uns der Kohlenstoff das auffallendste Beyspiel, indem das specifische Gewicht desselben im amorphen Zustande = 2,1 und im krystallisirten = 3,5 ist. Ein ähnlicher Unterschied müßte sich zwischen dem amorphen und krystallisirten Kalium und Natrium zeigen, wenn die Anomalie, welche dabey hinsichtlich dieser Eigenschaft besteht, begreiflich werden soll.

*) Dieses hat man für eine Annäherung der Kohle zum Demant betrachten wollen, was aber für sich als so unrichtig in die Augen springt, daß es keiner Widerlegung bedarf.

Daß der Amorphismus die Eigenschaften herbeyführen kann, welche die Metalle auszeichnen, dafür spricht auch, abgesehen von der Kohle, das amorphe Schwefelquecksilber (Quecksilbermohr), welches nebst dem metallischen Ansehen in einem hohen Grade die Eigenschaft besitzt, die Elektricität zu leiten, während das krystallirte Schwefelquecksilber (Zinnober) sie nicht im mindesten leitet, wie jüngst Munk of Rosenschoeld dargethan hat. *)

Der schwarze Phosphor, welcher wahrscheinlich ein amorpher Körper ist, möchte sich in dieser Hinsicht wohl auch verhalten, wie der Quecksilbermohr.

Dagegen wird man aber sagen, daß man beym Kalium öfters krystallinisches Gefüge beobachtet und Pleischl es sogar in Würfeln krystallisirt erhalten habe, und dabey nicht bemerkt worden sey, daß ihm das metallische Anschein gemangelt habe. Ich ziehe diese Beobachtungen gar nicht in Zweifel, erlaube mir aber zu bemerken, daß das Kalium, so wie das Natrium allem Anschein nach sich lieber in amorphen als krystallinischen Massen bilde, und folglich diese schwer ganz frey von allen amorphen Theilen werden erhalten lassen, welche, wenn sie auch nur in sehr geringer Menge vorhanden sind, doch dem Ganzen ein metallisches Ansehen geben können; was wahrscheinlich auch die beobachteten Krystalle und krystallinischen Stücke daher hatten. Am besten könnte hierüber das specifische Gewicht entscheiden, indem die Krystalle,

*) S. Poggendorf's Annalen der Physik und Chemie. Jahrg. 1835. B. 24. St. 3. S. 437.

wenn sie auch nicht ganz frey von amorphen Theilen wären, doch merklich schwerer seyn müßten als durchaus amorphe Stücke. Deßhalb ist sehr zu wünschen, daß diejenigen, welche so glücklich sind, Krystalle von Kalium oder Natrium zu erhalten, nicht versäumen, ihr specifisches Gewicht zu bestimmen. Man hat vielleicht schon öfters krystallinische Stücke unter den Händen gehabt, ohne daß man es wußte; und vielleicht ist die grauliche Masse, in welche sich das Kalium beym längern Aufbewahren unter Bergöl bisweilen verwandelt und die man als ein Suboxyd betrachtet, nichts Anderes als durch Krystallisation verändertes Kalium?

Daß feste amorphe Körper sich zu krystallinischen allmählig umgestalten können, dafür liefert die glasartige arsenichte Säure ein Beyspiel.

Uebrigens muß ich bekennen, daß, wenn sich auch die Ansicht, welche ich eben dargelegt habe, nicht bewähren sollte, ich mich doch nie dazu verstehen könnte, das Kalium und die übrigen sogenannten Metalloide mit den eigentlichen Metallen in einer Classe zu vereinigen, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Streitet dagegen das specifische Gewicht, was meines Erachtens bey der Eintheilung der einfachen Körper vorzugsweise in Betrachtung gezogen werden muß. Es ist mir in der That unbegreiflich, wie man hierbey eine der wesentlichsten Eigenschaften der Körper — die Dichtigkeit — unberücksichtigt lassen, und bey Bestimmung der Metalle sich lediglich an solche Eigenschaften halten konnte, welche auch einige andere Körper insgesammt, wie z. B. die Kohle, und viele andere theilweise besitzen. Die Körper bilden zwar in dieser Hinsicht eine solche Reihe, daß ein zu machender Abschnitt ganz willkührlich scheinen mag; allein wenn man dabey unbefangen und mit der nöthigen Umsicht zu Werke geht, und zugleich auch einige andere Verhältnisse zu Rathe zieht, so ist der Abschnittspunct nicht schwer zu finden, wie er denn früher schon richtig gefunden worden. Und wenn auch ein oder zwey Körper zweifelhaft blieben, so hätte dieses nicht viel zu bedeuten. Welche Eintheilung trifft übrigens nicht der Vorwurf, daß hin und wieder Willkühr herrsche, und gewisse Puncte des Systems gegen das gewählte Classificationsprincip anstoßen, oder eine Ausnahme von der Regel machen? Meines Erachtens kann man keinen Körper schicklich den Metallen beyzählen, dessen specifisches Gewicht nicht über 5 geht. Wenn einige Metalle und Nichtmetalle sich in dieser Hinsicht ziemlich nahe kommen, so ist dieses kein größerer Uebelstand als die Annäherung anderer hinsichtlich der übrigen Eigenschaften. Jod, Selen, Boron und Silicium, die gegenwärtig allgemein als nichtmetallische Körper anerkannt werden, kommen in den optischen Eigenschaften fast ganz mit den Metallen überein, und umgekehrt nähern sich auch einige ausgezeichnete Metalle in gewisser Hinsicht den Nichtmetallen, als: das Arsenik als schlechter Leiter für die Electricität, das Platin als schlechter Leiter für die Wärme, und das Gold, wenn es sehr dünn ist, in Hinsicht der Durchsichtigkeit. Ich besitze in einem Glase eine, durch Präcipitation erhaltene, sehr dünne Lage von Gold, welche beym Daraufsehen sich vollkommen metallisch zeigt, d. i. die Farbe und den Glanz des Goldes hat, beym Durchsehen aber sehr schön saphirblau erscheint.

Hier verdient noch besonders hervorgehoben zu werden, daß die Metalloide, wo nicht alle, doch gewiß bey weitem die meisten specifisch lichter sind, als ihre Producte mit Sauerstoff; was bey keinem Metalle der Fall ist.

2) Bringt die Vereinigung der Metalloide mit den Metallen gar keinen Vortheil für die Wissenschaft, sondern veranlaßt nur mancherley Uebelstände. Denn ihre Verbindungen mit Sauerstoff, besonders diejenigen, welche bisher Alkalien und alkalische Erden genannt wurden, haben so viel Eigenthümliches, haben einen so wichtigen und ausgedehnten und zugleich so ähnlichen Wirkungskreis in der Chemie, daß man es sehr zweckmäßig und bequem finden muß, wenn sie zusammengestellt und nicht mit den Metalloxyden vermengt werden; um so mehr, da sie oft bey gewissen Reactionen zusammengenannt werden müssen.

Dieser Vortheil wird bey der neuen Anordnung aufgegeben, und man verliert dabey zugleich einige sehr gute Orientirungspuncte in dem so weiten Felde der heutigen Chemie. Zudem wird, wenn die Grundlagen der Erden und Alkalien den Metallen zugeworfen werden, diese Classe gegen die andere unverhältnißmäßig groß; was gewiß kein kleiner Mißstand ist. Fast mit demselben Recht, mit welchem die Metalloide bey den Metallen stehen, könnten ihnen noch einige andere Stoffe beygesellt werden, allein das System würde dann das Ebenmaß völlig verlieren. Die Vortheile, welche man bey einer Classification bezwecken will, verschwinden beynahe ganz, wenn eine Abtheilung fast alle Gegenstände umfaßt, und die

andere nur sehr wenig enthält. Ein solches System, möchte ich sagen, ist so viel wie Keines. *)

3) Verträgt sich diese Vereinigung nicht mit der üblichen Nomenclatur: Die Benennungen, „Alkalien und Erden" wären dann nicht mehr schicklich und könnten nicht mehr beybehalten werden, indem wir nur Metalloxyde hätten. Die Namen, „Kali, Kalk, Thonerde" ꝛc. müßten umgeändert werden in Kaliumoxyd, Calciumoxyd, Aluminiumoxyd ꝛc. Auch dürften wir nicht mehr von Salzen mit alkalischen und erdigen Basen sprechen, denn wir hätten nur Metallsalze. Ob damit für die Chemie etwas gewonnen sey, will ich dahin gestellt seyn lassen, und nur zu bedenken geben, daß dabey nicht bloß der Chemiker, sondern auch der Mineralog und Techniker interessirt ist.

4) Endlich spricht gegen diese Anordnung gewissermassen die von der Natur getroffene Einrichtung. Sie hat die Metalle, das Eisen allein ausgenommen, nur sparsam erzeugt, und ihnen fast durchgehends besondere Lagerstätten angewiesen, wodurch sie von den Nichtmetallen, die sie zwar überall begleiten, wenn auch nicht im Einzelnen, doch im allgemeinen abgesondert sind. Die meisten Nichtmetalle hingegen hat sie in ungeheueren Massen hervorgebracht, um damit den Erdkörper zu bilden, den man doch nicht wohl als eine Metallmasse betrachten kann. Ich wenigstens bin nicht im Stande, den sublimen Gedanken zu fassen, daß das vor mir liegende Alpengebirg eine Niesen von Metallen und das Meer eine Metallauflösung sey. Eine solche Ansicht würde auch schwerlich jemals im gemeinen Leben Eingang finden, eben so wenig wie die einiger Mineralogen, daß die atmosphärische Luft ein Mineral sey.

*) Ich finde die Eintheilung der einfachen Körper nach folgendem Schema sehr bequem und zweckmäßig:
A. **Nichtmetalle** (mit Einschluß der Metalloide):
1) negative, 2) positive:
B. **Metalle**:
1) negative, 2) positive.
Die Aufstellung der Stoffe in einer continuirlichen Reihe oder in einem Kreise, welche gegenwärtig sehr beliebt ist, kann ich nicht billigen, weil sie zu diffus und einseitig ist und dabey alle allgemeine Begriffe und Gesichtspuncte verloren gehen.

Bücher-Anzeige.

Carsten Niebuhr's Reise nach Arabien ist bekanntlich unter den Werken **deutscher** Reisebeschreiber, bis auf Alexander von **Humboldt**, das berühmteste und ruhmwürdigste. Nicht nur behauptet es jetzt noch seinen ganzen Werth; es wird ihn ohne Zweifel, seiner ungemeinen Gründlichkeit wegen, auch für die Folgezeit behalten, wie **Chardin's** Reise nach Persien neben so manchen, um hundert Jahre späteren, gleich hochgeschätzt bleibt. Es ist oft gewünscht worden, daß Niebuhr's Werk durch einen dritten Band, zu welchem der Stoff vorlag, beschlossen werden möchte. Dieß soll nun laut einer Ankündigung des Hrn. Friedrich **Perthes** geschehen, welche wir hier einrücken, wobey wir aus der Bekanntmachung der Herausgeber folgendes ausheben:

Der dritte Band beginnt mit den Bemerkungen über Haleb und dem Journal der Reise von da über **Martaban**, **Antaki**, **Scanderone**, nach **Larneca** auf Cypern, wohin die dänische Regierung den Reisenden um der Inschriften willen sandte, die durch **Pococke's** Berichte die Aufmerksamkeit des gelehrten Europa in hohem Maße erregt hatten. Von Larneca geht die Reise über **Jafa** nach **Jerusalem**. Für die genauere Kenntniß dieses ohne Vergleich merkwürdigen Locales giebt es bis heute keine belehrenderen Mittheilungen, als die von **Niebuhr**. Auch Bethlehem wird besucht. Dann folgt die Rückreise über **Jafa**, **Acka**, **Sor**, **Seida**, **Damask**, **Tripolis**, **Ladakia**, nach Haleb, und über Antaki und Scanderone, durch ganz Kleinasien nach **Constantinopel**. Namentlich werden **Adene**, **Konie**, **Kara Hissar**, **Kutahja** und **Brusa** berührt; eine Route, die in unsern Tagen als Kriegsschauplatz neues Interesse gewonnen hat. Grundrisse der bedeutendsten Städte und Reisecharten werden, wie früher, jedoch der Verringerung des Preises wegen, lithographirt beygegeben.

Das hier angekündigte Werk wird von der Familie des Verfassers theils um dessen Andenken zu ehren, theils wegen des wissenschaftlichen Werthes der Arbeit selber, herausgegeben; zu welchem Behuf es Männern, die in die Kenntnisse des Orients eingeweiht sind, anvertraut wurde, und von welchen einer, Herr K. N. Gloyer, vieljähriger Hausfreund des sel. Carsten Niebuhr war.

Gewinn wird bey dieser Herausgabe nicht erstrebt; jedoch gestatten die Verhältnisse auch nicht Opfer zu bringen, welche Gefahr vorliegt, beym Druck eines dritten Theils, von welchem die beyden ersten vor sechzig Jahren erschienen sind.

Deshalb wird hiermit Subscription eröffnet. Die Deckung der Kosten erfodert 400 Subscribenten, der Druck soll aber schon beginnen, wenn 300 sich gesammelt haben; finden diese sich nicht, so unterbleibt die Herausgabe.

Dieser dritte Theil wird 60 Bogen Quartformat stark werden, Druck und Papier wie die ersten beyden Theile, und 12 bis 16 Abbildungen enthalten; der Subscriptionspreis 5 Thaler Sächsisch — der künftige Ladenpreis 7 Thlr. 12 Gr.

Die beyden ersten Theile, sonst im Preis 16 Thlr., können jetzt zu 7 Thlr. überlassen werden.

Alle soliden Buchhandlungen nehmen Subscription an.

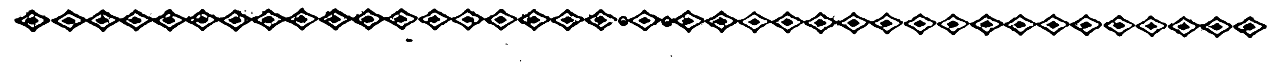
Gotha, im April 1835.

Friedrich Perthes von Hamburg,
im Namen der Hinterlassenen des sel. Carsten Niebuhr.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. November.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



1. Correspondance d'Orient 1830—1831 par M. Michaud, de l'académie française, et M. Poujoulat. Vol. I—VI. Paris 1833—1835.

2. Souvenirs, Impressions, Pensées et Paysages, pendant un voyage en Orient 1832—1833, ou Notes d'un voyageur, par M. Alphonse de Lamartine, membre de l'académie française. Tom. I—III. Paris 1835.

Erster Artikel.

1. Reisebeschreibungen, Berichte, Correspondenzen, Sitten- und Landschafts-Gemälde aus dem Morgenlande werden das lesende Publikum in Europa niemals ermüden. Nachrichten von den Wundern des Nilstromes und der Pyramiden, aus Palästina und Arabien, von den Cedern des Libanon und den Gärten in Damascus, aus Mesopotamien und Iran; die Namen Balkh, Bagdad, Palmyra, Balbek und Jerusalem werden das Gemüth der Europäer noch lange bewegen wie Anklänge aus den Jahren unserer Kindheit und der ersten erwachenden Gefühle, wie Erinnerungen an eine längst verlassene aber nicht vergessene Heimath, an ein verlornes Land der Glückseligkeit, auf dessen Wiederauffindung der Mensch vergeblich sinnt. Neugierig drängt man sich um jeden, der von jenen Himmelsstrichen zurückkehrt, um zu erfahren, ob er jenes friedliche und selige Daseyn, welches man in Europa durch hundert Umwälzungen noch nicht erringen konnte, vielleicht auf Sion oder in den Thälern des Libanon gefunden habe. Die Wißbegierde geht in das Unendliche, umfaßt das Höchste wie das Geringste. Nicht nur die Menschen und ihre Sitten, ihre Leidenschaften, ihre Trachten, die Art ihres Daseyns, ihre täglichen Lebensgewohnheiten und die Wendungen ihrer Rede, sondern in gleicher Weise die Natur des Bodens, den Schimmer der Sonne, das farbige Spiel der Abendröthe, die Cypressen des Hermon, die Eichenwälder von Samaria, die Brunnen von Sichem, die Windungen der Bergpfade und die schöngeformten Hügel mit ihrem Schmucke will man bis in die kleinste Verzweigung gezeichnet sehen. Daher kommt es, daß unter den Erzählenden die Stimme derjenigen den bleibendsten Eindruck zurückläßt, die von gemeiner Handelsspeculation und irdischer Gewinnsucht am weitesten entfernt, auch nicht ausschließlich auf Notizen für Bücher-Ausgaben und Mehrung alter Gelehrsamkeit, sondern vielmehr darauf bedacht sind, wie sie diese Ungeduld des menschlichen Gemüthes stillen und das über die ganze Christenheit ausgegossene sehnsuchtsvolle Verlangen nach der Urheimath des menschlichen Geschlechtes befriedigen mögen. In diesem Sinne betrachtet, wird der Reisebericht des Herrn Michaud unter den zahlreichen Schriften über Jerusalem und den semitischen Orient einen der ersten Plätze einnehmen. Hr. M. ist als Verfasser des ausgedehnten und berühmten Werkes über die Kreuzzüge des Mittelalters ein würdiger Nebenbuhler des Deutschen Wilken. Um den Schauplatz der Begebenheiten, die er beschrieben, wie einst Thucydides und Polybius, mit eigenen Augen zu sehen, besonders aber Fehler zu verbessern, die sich aus Unkunde der Oertlichkeiten etwa in seine Schilderung der Einnahme Jerusalems durch Gottfried von Bouillon eingeschlichen hatten, unternahm er seines vorgerückten Alters ungeachtet die mühevolle Wanderung in das Morgenland, und wollte nach seinem ursprüngli-

chen Vorhaben die Resultate seiner Beobachtungen in einem gelehrten und systematisch eingerichteten Werke nach Art vieler seiner Vorgänger niederlegen. Allein die voraus nicht geahnte Länge der Zeit und Größe der Beschwerden, welche mit einer wissenschaftlichen Untersuchung des Orients verbunden sind, Erschöpfung, Versiegung der Hülfsquellen und Melancholie über den Ruin der Bourbonen älterer Linie, welche sein gelehrtes Unternehmen mit frommen Sinn und reichlicher Spende begünstigten, bewogen ihn, die Reise abzukürzen und als Endergebniß eine auf sieben Bände berechnete „Morgenländische Korrespondenz" mit seinen Freunden — bekannt zu machen. Es werden wenige Leser seyn, die diese ohne philosophisches Wortgepränge und poetische Empfindeley, aber mit Geschmack und Anmuth geschriebenen Briefe nicht mit Vergnügen von Anfang bis ans Ende lesen und mit Referenten der Meynung seyen, ein nachträglich zu Paris ausgearbeitetes, mit Citaten und gelehrtem Flitterwerk umflochtenes und von Polemik nicht freyes Werk hätte kaum dasselbe lebendige und frische Farbenspiel dargeboten, wie diese unter dem ersten und ungeschwächten Eindrucke unbekannter Sitten und Himmelsstriche verfaßten charakteristischen Gemälde des Morgenlandes. Hr. Michaud besitzt die Gabe der Beobachtung in einem seltenen Grade, und seine Darstellung gleicht einem vollen, zwischen anmuthigen Ufern fortrinnenden Strome, voll Wahrheit, Kraft und Leben. Welchem politischen oder religiösen Bekenntniß man auch immer angehören mag, so ist es unmöglich, Hrn. Ms. christliche Gesinnung zu tadeln; ja es ist unmöglich, sie nicht zu lieben und ihre allgemeine Herrschaft zu wünschen. Das tiefe Gefühl jenes Mittelalters, im Bunde mit dem aufgeklärten Sinn und den menschenfreundlichen Gefühlen eines gesitteten Zeitalters, leuchten überall hervor, und das düstere Kolorit in seinen Betrachtungen über den Verfall des menschlichen Geschlechts, über das Hinschwinden des lebendigen Gefühles und religiösen Sinnes der mittleren Zeiten, über das flache, farblose, kühle und selbstsüchtige Leben der europäischen Völker, erhöht nur den Reiz derselben und kann selbst auf einen flüchtigen Leser nicht leicht seines Eindrucks verfehlen. Insofern die Bourbonen das Gegentheil der unmeßbaren Beweglichkeit im neuern Staatsleben darstellen, sieht Hr. M. nur in ihrem Fortbestande das Heil seines Vaterlandes und der Welt. Und weil sein Gemüth schon bey der Abreise von den französischen Küsten von bangen Vorgefühlen der herannahenden Revolution erfüllt war, nahm er den Stoff zu seinen Briefen häufig aus dieser Quelle, färbte die Beobachtungen im Orient mit denselben melancholischen Tinten, zog aus der Vergangenheit herbey, was mit seiner Gemüthsstimmung und seinen Besorgnissen im Einklange war; er stellt Vergleiche an, meditirt, blickt in die Zukunft, möchte den Strom in seinem Laufe und die umrollende Erde selbst gleichsam in ihrer Bewegung hemmen. In diesem Sinne meynt er auch wahrscheinlich (V, 241), es wäre beynahe besser, wenn die Kopten ihren alten Landesgöttern Osiris, Phta und Amun treu geblieben, als daß sie von der allgemeinen Kirche abgefallen und zu der Lehre des Eutyches, Arius u. a. übergegangen wären. Und bey der Warnung, Mohammed-Ali's Lobrednern in Europa nicht zu trauen, weil sie von ägyptischen Mißbräuchen leben, fügt er (VI, 315) die etwas bittere Bemerkung hinzu, daß jene Lobredner vielleicht die Wahrheit sagten, wenn die Wahrheit ihre Bekenner bereicherte, allein unser Zeitalter der Aufklärung habe es noch nicht so weit gebracht. Wir erinnern uns auf Chios gehört zu haben, daß der Ruin dieses schönen Eilandes hauptsächlich der Lesung der Schriften Voltaire's beyzumessen sey: der Lehrer *** habe sie in's Land gebracht und Begriff und Sinn der jungen Insulaner dermaßen verwirrt und verkehrt, daß sie Wohl und Wehe des Vaterlandes nicht mehr zu unterscheiden vermochten, und durch leichtsinnige und thörichte Unternehmungen alles ins Verderben stürzten. Herrn M. hat man auf Chios wahrscheinlich dieselbe Bemerkung gemacht. Die Verödung einer glückseligen Insel, der Fall der Bourbonen, und Mohammed-Ali's von vielen liberalen Europäern gepriesene fiska-

lische Tyranney, meynte er, da seht nun die Früchte unseres „siécle de lumières“! Hiezu noch der aus den Revolutionen hervorgegangene Verfall des hl. Grabes und der katholischen Missionen im Orient, der Ruin von Carmel und Jerusalem, dem Mittelpunkte der Studien und frommen Gefühle des Verfassers: — kann man ihn bey einer solchen Ideenverbindung tadeln, wenn er bisweilen in seinen vertraulichen Mittheilungen mit Feinheit und französischer Urbanität die Thorheiten der Zeit bezeichnet und den Menschen im Allgemeinen mehr Mäßigung und Ständigkeit in ihren Weltverbesserungen anempfiehlt? Dagegen wird Jedermann, der in solchen Dingen aus eigner Ansicht und Erfahrung urtheilen kann, die Wahrheit und Schärfe bewundern, mit welcher Hr. M. seine Meynung über die Gestaltung Neugriechenlandes, über die Annäherung des Mohammedanischen Orients zur europäischen Gesittung, über Sultan Mahmuds Reform und die verabscheuungswürdige Staatswirthschaft des Satrapen von Aegypten und über das wahrscheinliche Schicksal der Türkey in der nächsten Zukunft darstellt. Hierin liegt nach unserm Dafürhalten eine der Hauptzierden der ganzen „Korrespondenz“. Athen, Smyrna Stambul, Jerusalem, Kahira und Damascus sind die Centralpunkte und Hauptquellen, aus welchen der Verf. und sein junger Begleiter und Schüler, Herr Poujoulat, ihre Schilderungen und Ansichten schöpften. Für den eigentlichen Zweck ihrer Reise, d. i. Forschungen über den Marsch der Kreuzheere durch Kleinasien und Syrien, über ihre Streifzüge und Gefechte in Palästina, und besonders über das Oertliche bey Erstürmung der heiligen Stadt anzustellen, ist im Grunde wenig oder nur Unbedeutendes geschehen, wenn man die durch Hrn. P. vollbrachte nähere Bestimmung der Ruinen von Magnesia am Mäander (Tom. 3. pag. 368 ff.) und der Höhle Odollam in Palästina (tom. 5. pag. 199.) ausnimmt. Ueberhaupt flößen diese beyden talentvollen Reisenden nicht mehr dasselbe Vertrauen ein, sobald sie das Feld politischer und religiöser Betrachtungen, der Landschaftsgemälde und Sittenschilderungen verlassen und in das Gebiet der Geograpyie und Chronologie herabsteigen. So beweint z. B. Hr. Michaud auf seiner Fahrt von Nauplia nach Athen (tom. I. pag. 141.) das Loos von Hydra während des Aufstandes: die Bevölkerung, sagt er, wurde niedergemetzelt, das Eiland vom Grunde aus verwüstet und besonders in der Stadt Hydra kein Stein auf dem andern gelassen.“ Jedermann weiß aber, daß Hydra nie einen Feind gesehen, und Stadt und Bevölkerung nicht das geringste Ungemach erlitten haben. Ref. kam zwey Jahre nach Hrn. M. auf die Insel und wohnte im Marmorpalaste eines der vornehmsten Archonten derselben. Hr. M. muß ja dicht an den Häusern der Stadt Hydra vorübergesegelt seyn, hat er sie denn nicht gesehen? Eben so irrt Hr. P. in der Zeitbestimmung der jüdischen Machabäer um etwas mehr als tausend Jahre, da er eine Familie, die in den letzten Zeiten des Achäischen Bundes und nach dem Tode Hannibals blühte, (IV. 229.) zu Zeitgenossen des Hector und Achilles im trojanischen Kriege macht.

Verum ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura.

Dieser junge Gelehrte darf hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, da einerseits seine glänzenden Talente, andererseits aber die bedeutende Anzahl der von ihm verfaßten und im Werke eingeflochtenen Reisebriefe die Aufmerksamkeit des Lesers auf ihn lenken. Er ist Hrn. M.s Schüler und Gefährte, dem die schwierigern und mühevollern Partien der Reise übertragen waren. Während die religiösen und politischen Grundsätze, die überall hervorleuchten, in M's Briefen aus der innersten Natur ihres Verfassers, aus seiner langen Erfahrung und seinen tiefen Studien hervorgehen, sieht man in den von Hrn. Poujoulat verfaßten Artikeln, daß sie ihm von Aussen gekommen sind, daß er die Kopie seines Lehrers und Meisters ist.

Deßwegen sind sie auch von übermäßigem Reichthum poetischer Bilder nicht jedesmal ganz frey. Hr. Michaud ist ihm noch zu heidnisch, hat ihm zu viele Vorliebe für homerische Scenen, für Achilles und Patroclus Leichenbegängnisse. Hrn. Poujoulat ist Erzvater Jacobs Leichenzug aus dem Lande Gossen nach Kanaan feyerlicher als Alles, was der trojanische Krieg und der abgöttische Sänger Homer bieten. Ein Beduinenweib bey Hebron ist für Hrn. P. eine Königin, die sich in der Wüste verbirgt, ihre Augen sind ihm funkelnde Sterne in dunkler Nacht (V. 218, 228). Die Tulpen, die Lilien, Narcissen und Rosen schimmern auf den grünen Gefilden Saron, wie die Gestirne in den weiten Himmelsräumen (V. 361); in Damascus ist ihm die frische Natur ein Lächeln der Gottheit auf der Erde (VI. 146), und in dem mohammedanischen Bethause zu Ibna athmet Hr. P. den Duft der alten Erinnerungen der französischen Kreuzritter (V. 374). Endlich (V. 231) sinkt die Welt zusammen, wir sind Menschen der letzten Zeiten, Bewohner einer alternden Welt, die in Trümmer fällt, „hommes des derniers âges, habitants d'un vieux monde qui s'écroule." Kolorist, wie sich Lamartine ausdrückt, ist Hr. Poujoulat, die Phantasie der Wüste und die Bildersprache der jüdischen Propheten, besonders Ezechiels und des Verfassers der Klagelieder, die Sprüche arabischer Dichter und des Korans haben seinen Styl geschwängert. Wie liebenswürdig jedoch erscheint dem Leser dieser junge Gelehrte mit seinem lebendigen Glauben und dem glänzenden Spiele seiner Phantasie, und wie glücklich ist er im Vergleiche eines andern seiner Landsleute, der um dieselbe Zeit als erklärter Atheist ohne Hoffnung eines andern Lebens in der Blüthe seiner Jahre zu Bombay verschied! Diese, aus der „Korrespondenz" selbst entlehnten, Charakterzüge sollen hinreichen, um die Männer zu schildern, deren Reisebericht in sechs Bänden vor uns liegt.

Man kann Hrn. Ms Unternehmen eine Seereise um die östliche Hälfte des Mittelmeeres nennen, auf welcher er nur einzelne Punkte an der Küste berührte, als da sind: Navarin, Nauplia und Athen in Griechenland; Smyrna, Troja, Dardanellen, Cyzicus, Konstantinopel und die Sporadischen Inseln mit den gegenüber liegenden Küstenstrecken Kleinasiens bey Assos, Ephesus und Halikarnaß; dann gieng es über Rhodos und Cypern nach Jean d'Acre, und von da an der Küste fort nach Jerusalem, wo sich die beyden Reisenden trennten, in der Art, daß Hr. M. zur See nach Aegypten, Hr. P. aber zu Lande nach Syrien zog, Damascus und Antiochia erreichte, während Hr. M. in Kahira und Mansurah das Theater seiner Beobachtungen aufschlug. Von der Seeküste nach Damascus rechnet man ungefähr dreyßig Wegstunden, zwölf von Jaffa nach Jerusalem und etwa sechs und dreyßig von der Nilmündung nach Kahira, welches man aber bekanntlich auch zu Wasser besuchen kann. Tiefer ins Innere sind sie nirgends vorgedrungen. Wir wollen die beyden Reisenden auf ihrer Pilgerfahrt begleiten, hie und da einige Merkwürdigkeiten hervorheben und den Bericht mit einem fortlaufenden, meistens morgenländische Philologie betreffenden, Fehlerverzeichnisse mit beygefügter Verbesserung schließen.

Die Briefe des ersten Bandes gehen vom Tage der Abreise aus Toulon bis zur Ankunft auf der Stelle des alten Troja. Die des zweyten Bandes handeln von den Ufern des Hellesponts und der Stadt Konstantinopel. Im dritten Bande wird noch immer von Konstantinopel und dann von den Küsten Kleinasiens bis Halicarnassus und den umliegenden Inseln gesprochen. Der vierte Band enthält Bemerkungen über Rhodus, Cypern, Jean d'Acre und Jerusalem. Der fünfte und sechste Band endlich theilen Hrn. Poujoulats Briefe über Palästina und Syrien, und die Hrn. Michauds über Aegypten bis zu seinem zweyten Eintreffen zu Mansurah im Delta mit.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. November.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

1. Correspondance d'Orient, 1830—1831, par M. Michaud etc.
2. Souvenirs, Impressions, Pensées et Paysages pendant un voyage en Orient 1832—1834 etc.

(Schluß des ersten Artikels.)

Ende May 1830 zu gleicher Zeit mit der Expedition nach Algier segelte Hr. M. aus Toulon, sah im Vorbeygehen Ajaccio, „die Heimath des Genius unserer bewegten Zeit, des Riesen der Weltstürme, des Meteores, welches man nicht beerbt, des Ungewitters, welches keine Dynastie gründet", und genoß in einer heitern Sternnacht das herrliche Schauspiel des brennenden Berges Stromboli auf den liparischen Inseln:

„Die Nacht senkte sich eben, als wir den flammenden Gipfel des Stromboli erblickten; es war eben die günstige Stunde, um den Vulkan mit seiner Feuerkrone zu betrachten. Zuerst zeigt sich von Moment zu Moment ein leuchtender Punkt, dann wird es ein Berg, der in Brand geräth, zuletzt leuchtet der ganze Horizont im Wiederschein der vom Schlunde heraufsteigenden Feuersäule. Eine allgemeine Beleuchtung in unsern Städten, ein Waldbrand auf den Höhen der Alpen wäre nur ein schwaches Bild von dem, was wir sahen. Windstille hielt uns in der Nähe des Feuerberges fest, er dröhnte, brüllte die ganze Nacht, schleuderte ohne Aufhören Schwefel, Harz und Felstrümmer in die Luft, das Meer war unbeweglich, die Sterne schimmerten in stiller Majestät über unsern Häuptern, Alles in der Natur war in tiefer Ruhe, ausgenommen Stromboli."

Wer den armseligen Zustand der Insel Sicilien in unsern Tagen kennt, wird nicht ohne Ueberraschung (S. 25) lesen, daß der König dieses Eilandes im zwölften Jahrhundert gegen Ablieferung eines massiv goldenen, zwölf Fuß langen und anderthalb Fuß breiten Tisches, dann eines seidenen Gezeltes für zweyhundert Krieger, achtzig silberner Schalen, achtzig silberner Scheiben, sechzig Ladungen Waizen, sechzig Ladungen Gerste, eben so vieler Ladungen Wein und zweyhundert vollkommen ausgerüsteter Schiffe mit Lebensmitteln auf zwey Jahre von Richard Löwenherz Frieden und Freundschaft erkaufte.

Die Fahrt von Toulon bis Navarin hatte nur fünf Tage gedauert; M. konnte sich beym Anblick der verlassenen gelben Gestade Moreas der Traurigkeit nicht erwehren, und Griechenland verlor schnell einen Theil der Reize, welche ihm die Erinnerung aus den classischen Studien liehen.

„Röthlicher, unter den Füßen brennender Sand, der Horizont in Flammen, die Hitze zum Ersticken und etliche armselige Bazarhütten am Ufer mit dem Auswurf von Europa gefüllt, waren die ersten Gegenstände, die ihm Hellas zeigte. Gebüsch, Pflanzen, Gras wächst im verlassenen Mauerumfang von Pylos oder Alt-Navarin; Schlangen, Schildkröten und Heuschrecken sind seine letzten Bewohner."

Der Kontrast war um so größer, da kurz vorher die frischen Waldungen und üppigen Gegenden Siciliens auf sein Gemüth den angenehmsten Eindruck hervorgebracht hatten. Der Anblick des Mainotischen Küstenstrichs, der neugriechischen Bürger von Nauplia, ihr Schmutz, ihre Bettelhaftigkeit, sowie die moralische Schlechtigkeit ihrer Häuptlinge waren hinreichend, die letzten Vorurtheile abzustreifen, und ihm Griechenland in seiner wahren Gestalt zu zeigen.

„Nur schauerliche Abgründe, einen mit Felsenspitzen gespickten Boden, nackte und ausgebrannte Höhen mit armseligen Steindörfchen sieht der Schiffer längst der Mainotischen Küste. Um Kap Matapan wird die Gegend noch wilder, starre Felsenmassen, wildes Geklüfte, Abgründe, kein Baum, keine Vegetation und

doch hier Menschen, schmutzig von Angesicht, mit eisernen Plattmützen auf dem Kopfe und Kleidern von Erdfarbe, um ihre Nähe bey räuberischen Ueberfällen nicht zu verrathen! Mit Schießscharten versehene Wohnungen, befestigte Höhlen, Krieg von Haus zu Haus, von Höhle zu Höhle, wenn kein Raubzug nach Außen. Einst auch Priester, Weiber und Kinder auf Schaluppen, um zu plündern."

So lernt Hr. M. aus Büchern, Erzählungen und eigener Ansicht Maina und seine Einwohner kennen und fragt, ob denn dieses die Nachkommen der alten Hellenen seyen? „Wer sind diese Wilden im Mainotischen Gebirge, und welches Schicksal hatte diese Gegend und die große Stadt Lacedämon während der mittlern Zeiten?" M. fühlt, daß zwischen dem alten und dem heutigen Peloponnes sich eine unermeßliche Kluft aufgethan habe, kann aber den Uebergang aus der alten in die neue Zeit nicht finden. Ref. glaubt durch seine Geschichte von Morea, besonders durch die letzte akademische Abhandlung über diesen Gegenstand einiges Licht verbreitet und einige nützliche Andeutungen gegeben zu haben. M. war voll poetischer Täuschungen nach Griechenland gekommen und zweifelte gar nicht, allenthalben noch wenigstens Ueberreste und deutliche Spuren seines Ruhmes, seiner Größe, seiner Künste und seiner stolzen Bewohner und malerischen Formen zu finden. Lassen wir ihn selbst seine Ankunft in Nauplia, damals Hauptstadt des Landes und Sitz des Präsidenten Kapodistrias, schildern; I. 75:

„Unser Schiff hatte kaum auf der Rhede von Nauplia Anker geworfen, als sich uns drey mit blinden Griechen und einigen Kindern angefüllte Barken näherten, um Almosen zu begehren; die blinden Greise schlugen in die Hände, streckten die Arme gen Himmel und riefen in einem kläglichen Ton: Christos, Christos, Franzose, Franzose gut. Ihr Kopf war rund geschoren und einige Haarflechten hiengen über die Schultern herab; ihre Kleider schmutzig und zerlumpt, der Bart eckelhaft. Einer der Greise hatte eine schwarze, halbzerbrochene Geige und fuhr planlos mit einem schlechten Bogen auf abgespannten Saiten hin und her. Die eindringenden grunzenden Stimmen der jungen Bettler, das Geschrey der Alten und der Ton eines barbarischen Instrumentes bildeten ein Concert, welches Herz und Ohren zerriß."

Schmutz, Faulheit und Müssiggang, meint Hr. M., haben in der aus allen Gegenden Griechenlands zusammengewürfelten Bevölkerung Nauplias ihren Sitz aufgeschlagen; Abenteurer, Bettler, Unglückliche aller Art, Leute mit abgehauenen Händen, ausgestochenen Augen, ausgerissener Zunge, Palicaren, Sollicitanten und fremde Glücksjäger erfüllen Gassen, Häuser und öffentliche Plätze. Dazu kommen noch die Häuptlinge des Revolutionskrieges, die ebenfalls der größeren Zahl nach in Nauplia seyen und sich alle gegenseitig tödtlich hassen. Diesen Menschentroß wollte damals Kapodistrias, als Vorläufer des muthmaßlichen Königs Leopold von Coburg, an europäische Sittenpolizey nnd Lebensordnung gewöhnen. M. bemerkt aber sehr gut, „daß die Civilisation eines Volkes aus seinem eigenen Genius hervorgehen und ein Ergebniß des von der Natur ihm aufgedrückten Charakters seyn müsse; Griechenland könne niemals gedeihen mit „Griechen, die heute Franzosen, morgen Deutsche oder Engländer und in gewissen Momenten sogar Türken sind." (I. 100.) Wie aber Hr. M. bey einer Audienz, die er bey Kapodistrias hatte, an diesem Manne bald den edeln einfachen Phocion, bald den philosophischen Staatsmann aus der träumerischen Schule Platons, bald wieder den eiteln Hellenen in einer und derselben Person und Zeit erkennen mochte, ist nicht recht zu begreifen, da derselbe Präsident bey andern Gelegenheiten oft und laut genug Aristides und Phocion für Narren und Platon für einen Schwindler, Tugend und Uneigennützigkeit überhaupt für Lächerlichkeiten, wo nicht gar für staatsgefährliche und schädliche Eigenschaften erklärte. Und ich glaube immer, der Präsident wollte in Hrn. Michauds Klage über die allgemeine Arbeitsscheue der Griechen nur scherzhaft einstimmen, wenn er ihn versicherte, er wolle dem Volke durch Abschaffung der Fustanella und Einführung einer bequemen Kleidertracht mehr Geschmack und Geschick für Thätigkeit einflößen (I. 87). Oder wird Jemand, der die Menschen kennt, Kapodistrias für einen frommen Büßer und heiligen Einsiedler halten, weil er, wie Ref. auf Aegina hörte, bey einem für russische Seeof-

ficiere veranstalteten Dejeuner nur trocken Brod, Käse, Oliven, rohe Zwiebel, frisches Wasser und geschnittenen Tabak auf Tellern mit Papierfetzen zu Cigarren auftragen ließ? Kapodistrias war ein Mann, der nicht an die Tugend glaubte und der Meynung war, man könne alle Menschen entweder bestechen oder betrügen.

Auf dem Wege von Nauplia nach Smyrna kehrten unsere Reisenden auch in Athen ein, welches damals noch von den Türken besetzt war. Den Zugang zum Parthenon versagte ihnen der Disdar, d. i. der Schloßbefehlshaber, und die untere Stadt war ohnehin nur ein Haufe Ruinen, aus welchen das seines Daches und Fußbodens entkleidete Theseum, — dieses „correcte, sublime, aber kleine und frostige Spielwerk der Kunst“, wie es Lamartine nennt, — sammt einigen Säulen hie und da hervorragte. Was sollte damals ein Fremder in dem ausgebrannten Athen bewundern, wenn er die schönsten Ueberbleibsel des Alterthums nicht besuchen konnte? Unsere Wanderer verbreiten sich, nach ihrer Gewohnheit, über das Athen des Mittelalters, über Otto von Laroche und die Katalonier, die es einige Jahrhunderte beherrschten; ihre Notizen sind aber mangelhaft, unzusammenhängend und nicht ohne Mißgriffe, auf die wir im Fehlerverzeichnisse aufmerksam machen wollen. Zuletzt wird noch den Osmanli eine Lobrede gehalten, daß sie „mitten in der allgemeinen Zerstörung zwey große Monumente, das Parthenon von Athen und die Kirche des heiligen Grabes in Jerusalem noch aufrecht erhalten haben.“ Hr. M. meynt nämlich, der Minerva-Tempel auf der Akropolis habe durch die Türken nichts gelitten, und sey, — Morosini's und Lord Elgins Beschädigungen desselben abgerechnet, — so ziemlich in seiner antiken unverletzten Gestalt auf unsere Zeiten gekommen. Unterdessen ist heute allgemein bekannt, daß Reschid Pascha's Batterien viele Wochen lang auf den Peristyl dieses größten aller Kunstwerke spielten und nicht unbedeutende Verheerungen anrichteten. Ref. bedauert, daß Hr. M. über diese wundervolle Ruine nicht als Augenzeuge schreiben konnte; gewiß wäre sein Bericht hierüber durch das Vollendete in der Darstellung eine der vorzüglichsten Zierden des ganzen Werkes geworden.

◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇

De phaenomeno generali et fundamentali motus vibratorii continui in membranis cum externis tum internis animalium plurimorum et superiorum et inferiorum ordinum obvii. Commentatio physiologica. Scripserunt Prof. Dr. Joh. Ev. Purkinje et Dr. G. Valentin, Wratislavienses. Wratislaviae sumpt. Aug. Schulz et socii. 1835. 4. 95 pag.

Die vorliegende Schrift giebt die genaue Geschichte einer der allerwichtigsten Entdeckungen in der Physiologie, von welcher beyde Verfasser bereits im vorigen Jahrgange von Johannes Müller's Archiv eine vorläufige Mittheilung gegeben hatten.

In älteren und neueren Zeiten hatte man schon öfters die merkwürdige Eigenthümlichkeit von Oberflächen gewisser thierischer Theile bemerkt, daß sie, mit flüssigen Stoffen in Berührung gebracht, in denselben eigenthümliche Strömungen hervorzubringen im Stande sind. Längs der Oberfläche z. B. der Kiemen von Froschlarven (wo man das Phänomen am öftesten gesehen), sah man unter dem Mikroskop zitternde Bewegungen; kleine Partikelchen, im Wasser suspendirt, wurden angezogen und abgestossen und in eine rotirende Bewegung versetzt. In den Lungen von Fröschen und Salamandern war auch mir das merkwürdige Schauspiel sehr aufgefallen. Drückt man dieselben unter dem Mikroskope zwischen zwey Glasplatten, wodurch das Blut aus den Gefäßen tritt, so werden die frey gewordenen Blutkörperchen in eine lebhafte Bewegung versetzt, sobald sie sich der Oberfläche der Schleimhaut nähern. Ich vermuthete, daß diese sonderbaren Erscheinungen mit dem Respirations-Proceß in nahem Verhältniß stünden und vielleicht von dem dadurch er-

höhten Lebensreiz der Blutkörperchen bedingt wären. Die Beobachtungen von Purkinje und Valentin haben aber diesen und anderen Vermuthungen ein Ende gemacht, indem sie die höchst merkwürdige Thatsache feststellten, daß die Oberflächen jener thierischen Theile, an welchen man diese Flimmerbewegungen wahrnimmt, immer mit sehr feinen Härchen oder Wimpern besetzt sind, durch deren rasche Bewegung die Strömungen in den umgebenden flüßigen Medien hervorgerufen werden. Wir wollen nun eine Uebersicht des interessanten Werkes nach der Ordnung des Inhalts geben.

Aus der in den ersten 31 Paragraphen gegebenen historischen Uebersicht geht hervor, daß schon im 17ten Jahrhundert das Phänomen von de Heide, Leeuwenhök und Swammerdam zuerst bey Muscheln gesehen worden ist. Es fällt also die erste Beobachtung mit der ältesten Anwendung der Mikroscope zusammen.

Im dritten Kapitel sprechen die Verfasser von der allgemeinen Ansicht der Flimmerbewegungen und von der Methode der Beobachtung. Wenn man einen mit Wimperchen besetzten Theil unter dem Mikroscop fixirt und kleine im Wasser suspendirte Partikelchen damit in Berührung bringt, so zeigt sich das Strömen längs der ganzen berührenden Fläche. Die suspendirten Theilchen gleiten bald einfach längs der Oberfläche fort, oder drehen sich um ihre Achse, oder springen von einer Seite zur andern u. s. w., je nach der Stellung, Größe und Stärke der Wimpern. In einigen Fällen wird die rotirende Strömung der Flüßigkeit schon mit bloßen Augen wahrgenommen, so z. B. bey den Muschelthieren; zur genaueren Beobachtung ist jedoch immer das Mikroscop nothwendig; zuweilen reicht schon eine schwächere Vergrößerung hin, in den meisten Fällen bedarf es jedoch einer 300 bis 400 fältigen Vergrößerung und besonderer Vorrichtungen. Man schneidet nämlich mittelst einer feinen, nach den Blättern gebogenen Scheere ein Stückchen von der vibrirenden Haut (es sind meist Schleimhäute, wo sich das Phänomen zeigt) aus und biegt es so über sich selbst um, daß die Wimpern an der Umbiegungsstelle frey betrachtet werden können; man bringt dann einen Tropfen Wasser darauf, in welchem etwas Pigment, z. B. vom Auge, oder Kohlen- oder Farbetheilchen suspendirt sind und deckt ein Glasblättchen darüber. Die Verfasser empfehlen hierzu den von Purkinje angegebenen mikrotomischen Quetscher, womit man den Druck der Glasblättchen ganz in seiner Gewalt hat. Obwohl die Bewegung noch lange nach dem Tode anhält, so bedient man sich doch zur sicheren Wiederholung der Beobachtung am besten frisch getödteter Thiere.

Im vierten Kapitel ist eine Uebersicht der Thiere gegeben, bey welchen bisher Flimmerorgane entdeckt sind, wobey die einzelnen Beobachter angeführt werden; in sehr vielen Fällen, so namentlich bey den Säugethieren, sind es die Verfasser allein, welche die Beobachtung gemacht haben. Nach dieser Uebersicht zeigen sich die Flimmerbewegungen bey allen Thierklassen, mit Ausnahme der Fische, wo bisher noch nichts aufgefunden war, — eine merkwürdige Thatsache, welche jedoch nach den neuesten, noch nicht weiter bekannt gemachten Forschungen der Verfasser wieder aufgehoben wird, indem sie auch in der Klasse der Fische das Phänomen erkannten. Uebrigens scheinen auch bey den Insekten die Flimmerbewegungen gar nicht, oder sehr beschränkt vorzukommen.

Das fünfte Kapitel beschäftigt sich mit der Aufzählung derjenigen Organe und Systeme, in welchen die Flimmerbewegungen bis jetzt wahrgenommen wurden. Merkwürdig bleibt, daß sie alle der vegetativen Sphäre angehören: die äußere Haut, der Darmkanal, die Respirations- und Genitalschleimhäute. Die Verbreitung ist übrigens vielen Verschiedenheiten unterworfen; so ist zu einer bestimmten Zeit die ganze Haut der Larven von Batrachiern mit Wimpern bedeckt; bey vielen Mollusken, Polypen, Infusorien flimmert die ganze Haut, bey andern stehen die Cilien nur an bestimmten Stellen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. November.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



De phaenomeno generali et fundamentali etc.

(Schluß.)

Bey den Mollusken flimmert die ganze innere Fläche des Darmkanals, bey den Amphibien nur Mund und Rachenhöhle u. s. w. Am allgemeinsten finden sich die Flimmerorgane auf den Respirationsschleimhäuten, so bey den Säugethieren in der ganzen Nasenhöhle (dagegen gar nicht in der Mundhöhle) und auf der Trachealschleimhaut bis in die feinste Verzweigung der Bronchien. Ganz gleich verhalten sich die Vögel; hier vibriren aber auch die Luftsäcke auf ihrer inneren Wand. Bey den Larven der Amphibien flimmern auch die äußeren Kiemen. In den Lungenhöhlen der Schnecken sahen die Verfasser nichts, wohl aber flimmern die Kiemen der Muschelthiere. Sehr entwickelt sind die Wimpern auf der innern Fläche der weiblichen Genitalschleimhaut bey den Säugethieren (hierauf Eyleiter, Uterus und Scheide), Vögeln und Amphibien; dagegen fehlen die Wimpern auf der Schleimhaut der männlichen Genitalien.

Nach den Altersstufen zeigen sich merkwürdige Verschiedenheiten, wie wir im sechsten Kapitel hören. So fehlen die Wimpern in den Genitalien der Neugebornen und scheinen erst bey einer gewissen Reife sich zu entwickeln, dagegen sind sie schon bey den Embryonen auf der Schleimhaut der Athemwerkzeuge vorhanden. Bey den Mollusken rührt die merkwürdige Rotation im Ey davon her; die Verfasser fanden ähnliche Rotationen auch bey den Amphibien.

Immer werden diese Flimmerbewegungen, wie die Verfasser im siebenten Kapitel verfolgen, durch feine Wimpern verursacht; am ersten sieht man dieß, wenn sie ruhen, weil sonst die rasche Bewegung eher das Ansehen von einer strömenden Flüssigkeit hat und man die einzelnen Cilien mit dem Blick nicht fixiren kann. Die Struktur der Wimpern ist bey den verschiedensten Thieren dieselbe; es sind dünne, durchsichtige, farblose, gleichmäßige, etwas glänzende, kurze Fäden, die mit der Spitze frey, mit der Basis auf die Oberfläche der flimmernden Membran geheftet sind. Die Länge derselben wechselt sehr; sie schwankt zwischen $\frac{1}{1000}$ bis $\frac{1}{1300}$ Zoll. An der Basis sind sie meist breiter, seltener umgekehrt, wie z. B. hie und da an den Kiemen der Malermuscheln; ihre Masse ist durchaus gleichmäßig, man bemerkt weder eine Höhlung, noch Körnchen in ihnen; ihre Stellung am Körper scheint eine regelmäßige, in bestimmten Verhältnissen bleibende zu seyn, die bey verschiedenen Thieren verschieden ist und an die Gesetzmäßigkeit in der Blattstellung bey den Gewächsen erinnert, da sie meist spiralförmig ist. Die Art der Bewegung wechselt; meist ist sie trichterförmig, d. h. jede Wimper beschreibt mit der freyen Spitze einen Kreis um die als Achse feststehende Basis; in andern Fällen biegt sich die Wimper wellenförmig, wie der Schwanz eines Samenthierchens, oder sie krümmt sich an der Spitze hackenförmig und schnellt wieder zurück; die Hauptbewegung geschieht auf die erst genannte Weise, welche allmählig in eine oscillatorische übergeht. Die Verfasser vermuthen, daß eine Art irritabler Substanz in der Wurzel der Wimpern, oder eine feine Faserlage auf der Oberfläche der Häute die nächste Ursache der Bewegung ist.

Das achte Kapitel enthält interessante Angaben über die Ausdehnung, Schnelligkeit und Richtung des Wimperschlags mit zahlreichen mikrometrischen Messungen, die man in der Schrift selbst nachsehen muß. Wie lange die Flimmerbewegung noch nach dem Tode anhält, darüber giebt das 9te Kapitel Nachricht; es verhält sich dieß bey verschiedenen Thieren verschieden, am längsten dauert sie wohl bey den Mollusken, wo die Verfasser bey Flußmuscheln noch 12 Tage nach dem Tode die Wimpern selbst an Theilen und Stückchen in lebhafter Bewegung sahen, welche zerrissen und ganz in Fäulniß übergegangen waren. Aehnlich ist es auch bey den Schildkröten. Bey einer Emys europaea hält die Wimperbewegung in den Lungen 13, im Schlunde selbst 15 Tage nach dem Tode an, so daß nur die gänzliche Fäulniß derselben ein Ziel setzte; auch die Muskeln behielten bis zum 7ten Tage ihre Irritabilität. Bey anderen Amphibien erlischt das Phänomen schon 1 bis 2 Stunden nach dem Tode; bey Vögeln und Säugethieren dauert es $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Stunden im Eyleiter, 1 Stunde in der Luftröhre, 4 Stunden in der Nase. Die Jahreszeit übt einigen Einfluß auf die Dauer; in der Hitze hält es länger an.

In den folgenden Kapiteln werden sehr interessante Experimente mitgetheilt, um auszumitteln, welche Erscheinungen mechanische, physikalische und chemische Einflüsse hervorrufen. Stoß und leichter Druck wirken belebend; die bloße Erschütterung des Tisches, worauf das Mikroskop steht, reicht schon hin, die Wimperbewegung zu beschleunigen und, wo sie stille steht, wieder hervorzurufen; das Licht scheint keinen Einfluß zu haben, wenn dadurch die Temperatur nicht erhöht wird; bey warmblütigen Thieren erlischt das Phänomen auch schneller bey verändertem Wärmegrad; elektrische Schläge sind ohne Einfluß, galvanischer Reiz nur in so fern er zersetzend wirkt; die Wirkung ist dann rein lokal, chemisch; die berührten Wimpern werden zerstört, die nebenanliegenden schwingen fort. Sehr zahlreich und umsichtig sind die Versuche mit Reagentien. Stoffe, welche so heftig lähmend auf das Nervensystem wirken, wie Blausäure (mit Wasser verdünnt), Morphium, Strychnin u. s. w. äußern nicht den geringsten Einfluß. Nur korrodirende, organische Theile zerstörende Mittel tödten auch die Flimmerbewegung, wie z. B. die Mineralsäuren, Essigsäure, die kaustischen Alkalien, der Sublimat u. s. w.; in geringerem Grade die Salze, das Chinin, der Alkohol u. s. w. Diese Mittel wirken aber eben so, wie starker mechanischer Druck; da wo sie berühren, zerstören sie die Wimpern, während die neben anliegenden, unberührt bleibenden, fortfahren sich zu bewegen. Gewöhnliches oder destillirtes Wasser verhindert zwar die Bewegung nicht absolut, vermindert sie jedoch allmählich, namentlich warmes Wasser. Höchst wunderbar ist der Einfluß thierischer Flüssigkeiten auf das Phänomen, wie es die Verfasser angeben. Das Blut wirkt auf die Flimmerbewegung im höchsten Grade belebend und erhaltend ein. Wenn man die ausgeschnittenen Theile von Vögeln und Säugethieren in geschlagenes Blut legt, so erhält sich das Flimmern drey Tage lang, während es im Wasser nach einer oder einigen Stunden aufhört. Höchst sonderbar aber ist es, daß das Blut der Wirbelthiere die belebende Kraft nur auf diese selber äußert, auf die wirbellosen dagegen gerade umgekehrt wirkt, indem es hier, wie ein heftiges Gift, die Flimmerbewegung auf der Stelle sistirt und völlig aufhebt. Einen ebenfalls belebenden, aber minder kräftigen Einfluß üben andere organische Flüssigkeiten in folgender Ordnung aus: Milch, Eyweiß, Eydotter, im geringsten Grade der Harn. Galle wirkt auf die Flimmerbewegung bey Wirbelthieren und wirbellosen hemmend ein. Bey Thieren, im Winterschlaf getödtet, zeigt sich die Flimmerbewegung im normalen Zustande.

Am Schlusse geben die Verfasser eine Uebersicht über die Hauptresultate. Sie betrachten die Flimmerbewegung als ein morphologisches Grund- oder Urphänomen, das den vegetativen Organen der ganzen Thierwelt eigenthümlich ist und das weder vom Willen des Thieres abhängt, noch überhaupt als vom Ner-

ven= oder Muskelsystem ausgehend betrachtet werden kann. Im Pflanzenreiche erscheint die Bewegung der Oscillatorien als ein analoges Phänomen.

Unter den wenigen Nachträgen verdient vorzüglich die Beobachtung der Flimmerbewegung beym Menschen eine Erwähnung. Die Schleimhaut der Luftröhre wurde 30 Stunden nach dem Tode untersucht; es zeigte sich, nachdem die Schleimhaut der Nase und Luftröhre mit Venenblut begossen war, zwar keine Bewegung, aber die Wimpern selbst erschienen so klar und deutlich, daß über Vorhandenseyn der Flimmerbewegung im Leben gar kein Zweifel seyn kann.

Ich habe mich im Vorstehenden begnügt, einen einfachen Auszug aus dieser höchst wichtigen Schrift zu geben. Ich will nun Einiges nach eigener Beobachtung und Ansicht hinzufügen. Ueberall, wo ich die Angaben der Verfasser prüfen konnte, habe ich sie richtig befunden; wer das wunderschöne Phänomen zuerst beobachten will, der möge es an Muschelthieren aufsuchen, wo es sehr leicht wahrzunehmen ist; die Lungen und Kiemen der Batrachier eignen sich unter den Wirbelthieren am besten hierzu. Unter den einheimischen Thieren habe ich es nirgends schöner und prachtvoller gefunden, als bey Cyclas cornea, einer kleinen, in Teichen lebenden Muschel, wo die Wimpern sehr groß sind. Die Verfasser beklagen, daß sie keine Seethiere untersuchen konnten. Ich habe kürzlich bey einem Besuche der Nordseeküste einige Beobachtungen, mehr gelegenheitlich als absichtlich, über Flimmerbewegung angestellt; an den Kiemen von frisch getödteten Rochen und Haifischen konnte ich, auch nach der Befeuchtung mit Blut, nichts davon entdecken. Dagegen zeigt sich eine höchst ausgedehnte Verbreitung bey der Abtheilung der Zoophyten Cuvier's. So habe ich bey Seesternen die ganze äußere Fläche des Magens, der in den Strahlen liegenden Blinddärmchen, des Eyerstocks, die äußere Körperfläche dicht mit Wimpern besetzt gefunden; bey den Aktinien flimmern die Häute des Eyerstocks so gut als die von mir aufgefundenen Hoden u. s. w. Sollte diese allgemeinere Verbreitung nicht damit im Zusammenhange stehen, daß das Wasser in die ganze Höhle des Körpers aufgenommen wird, und die Eingeweide unmittelbar umspühlt, wodurch die Respiration, mit welcher das Phänomen so allgemein verknüpft ist, gleichsam ein allenthalben und auf allen häutigen Flächen vorgehender Proceß wird? In der That aber bestätigen die wenigen Versuche, welche ich am Meere angestellt habe, die Allgemeinheit dieses Phänomens. In einigen Fällen muß ich jedoch bezweifeln, daß man richtig beobachtet hat. So ist es mir unwahrscheinlich, daß die Eyer mancher Zoophyten mittelst Wimperbewegung frey umherschwimmen, wahrscheinlich waren dieß noch wenig entwickelte Junge. Ob ferner die Wimpern der Räderthiere und der meisten Infusorien hieher gehören, ist um so zweifelhafter, als dieselben wie willkührliche Bewegungsorgane fungiren, während sonst überall, wo Flimmerbewegung vorkommt, dieselbe der Willkühr nicht unterworfen ist; auch die ganze Construction der wimpernden Räderorgane ist verschieden von der Wimperbildung auf häutigen Flächen.

Schon jetzt lassen sich manche physiologische Erscheinungen mittelst dieser Entdeckung erklären, wie die Verfasser bereits erwähnen. So kann man nun begreifen, wie der Samen durch die weiblichen Genitalien bis zum Eyerstocke gelangen kann, wie sich ferner das kleine Eychen in den Tuben weiter schiebt, wie die kleinen Schleimpartikelchen auf den Schleimhäuten, z. B. aus den feinsten Branchial=Verzweigungen bis in den Stamm der Luftröhre, von wo wir den Schleim erst willkührlich herausbefördern können, weiter gelangen u. s. w.

Es drängen sich bey der Betrachtung dieser ganzen wunderbaren Erscheinung unabweisbare Fragen auf. Ist es wirklich ein Phänomen des organischen Lebens? Ist es nicht vielmehr ein physikalischer Proceß, da das Leben so wenig Einfluß darauf hat, daß es selbst noch bey faulenden, zerrissenen Theilen öfters in gleicher Kraft fortbesteht? Gehören die Flimmerorgane zu jener Reihe organischer Gebilde, wie die

elektrischen Organe der Fische, die Leuchtorgane der Insekten, welche die Träger physikalischer Processe sind? Ist die von Brown entdeckte Molekularbewegung wirklich, wie die Verfasser annehmen, eine gar nicht damit verwandte Erscheinung? Ehe wir diese und andere sich aufdrängende Fragen zu beantworten versuchen, wird es besser seyn, auf dem Wege umsichtiger Beobachtung fortzufahren, wozu diese reichhaltige Schrift einen so schönen Anfang gemacht hat. Gewiß ist es, daß sich hier eine neue, wunderbare Tiefe der organischen Natur öffnet, deren Umfang und Verbindung bisher dem sterblichen Auge verborgen war.

Rudolph Wagner.

Leben und Denkwürdigkeiten Johann Mathias Reichsgrafen von der Schulenburg, Erbherrn auf Emden und Delitz, Feldmarschalls in Diensten der Republik Venedig. Aus Originalquellen bearbeitet. Erster Theil. XVIII. und 552 S. Zweyter Theil. VIII. und 336 S. gr. 8. Leipzig in der Weidmann. Buchhandlung. 1834.

Der berühmte Mann, dessen Laufbahn dieses Buch sehr umständlich beschreibt, war 1661 zu Emden im Mageburgischen geboren. Nachdem er als Freywilliger zwey Feldzügen gegen die Türken, auch der Einnahme Belgrads, beygewohnt hatte, trat er in den Braunschweig-Wolfenbüttelischen Dienst als Hauptmann. Während des französischen Krieges, den der Friedensschluß zu Ryßwick endigte, rückte er zum Oberst vor und wurde auch zu Unterhandlungen an mehreren Höfen gebraucht, wozu ihn, außer den natürlichen Gaben, auch die gründlichen Studien, denen er als Jüngling sich ergeben hatte, geschickt machten. Nach dem Frieden nahm er Dienst bey dem Herzog von Savoyen als General-Major und wurde in der Schlacht bey Chiari, 1701, schwer verwundet.

„Obgleich der Herzog von Savoyen versicherte, daß er mit ehestem seine sämmtlichen Truppen commandiren sollte, resolvirte er dennoch, mit den Franzosen nicht ferner gegen seine Nation, die Deutschen, zu dienen, wozu kam, daß ihm S. M. der König von England hatte wissen lassen, wie daß sie ihn gar zu aufrichtig kennten, als daß er länger unter Frankreich und Savoyen dienen würde, er überdieß versichert seyn könnte, daß er jederzeit bey J. M. willkommen sey; als quittirte er die savoyischen Dienste nicht ohne großen Widerwillen des Herzogs; da aber der General im Begriff war, nach Kaiserswerth zu gehen, um der Belagerung beyzuwohnen, folglich sich zu Hochgedachter Majestät zu verfügen, starben selbige.“ I. S. 83.

Diese Stelle aus einer eigenen, jedoch unvollendeten, Lebensbeschreibung Schulenburgs läßt auf die Achtung schließen, in die er sich bey dem Könige Wilhelm III., dem größten Manne seiner Zeit, gesetzt hatte. Jetzt bestimmte ihn vornehmlich die Aussicht, mit einem sächsischen Hülfsheere die Franzosen bekämpfen zu können, zum Eintritte als General-Lieutenant in den Dienst des Churfürsten August II., der auch König von Polen war, und um diese Krone zu behaupten, bald darauf seine ganze Macht gegen Carl XII. von Schweden kehren mußte. Schulenburg führte daher die Truppen, mit welchen er nur kurze Zeit bey der Reichsarmee in Oberdeutschland gestanden war, 1704 nach Polen. Dort, mitten in dem Unglücke der sächsischen Waffen, erwarb er den ersten Kriegs-Ruhm, da Carl XII., der ihn bey Puniz angriff, mit Verlust weichen mußte. Der Rückzug nach Sachsen, den Schulenburg gleichwohl anzutreten genöthigt war, brachte ihm, vortrefflich ausgeführt, noch größere Ehre. Darauf erhielt er den Oberbefehl über das ganze Fußvolk. Durch die Feigheit eines großen Theiles seines Heeres, das, wie er in seinem Berichte sagt: „weder Herz noch Hand gebrauchen wollte,“ verlor er 1706 die Schlacht bey Fraustadt und hatte, da er den Wahlplatz verließ, nur zwey Begleiter.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. November.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

1. Correspondance d'Orient, 1830—1831, par M. Michaud etc.

2. Souvenirs, Impressions, Pensées et Paysages pendant un voyage en Orient 1832—1833 etc.

(Fortsetzung.)

Zweyter Artikel.

Smyrna war eigentlich die erste morgenländische Stadt, welche unsere Reisenden sahen, und obgleich Niemand aus diesem so oft und vielfeitig beschriebenen Hauptstapelplatz des Morgen- und Abendlandes irgend einen neuen Umstand von Wichtigkeit von einem Pilger im J. 1830 erwarten kann, so liest man Hrn. M.'s Bemerkungen an seine Freunde über diese Seestadt doch nicht ohne Vergnügen, weil der vorzüglichste Gegenstand seines Studiums allenthalben die Menschen sind. Smyrna ist ein großes „Caravanen-Haus", in welchem Leute aus allen Weltgegenden einkehren und wo man die Sprachen beynahe aller Völker der bewohnten Erde sprechen hört.

„Was einem Europäer bey seiner Ankunft in Smyrna am ersten auffällt, ist die Mannigfaltigkeit der Völker, welche dieselbe Stadt bewohnen; ihre Religion, ihre Sprache, ihre Gebräuche, ihre Sitten und Kleidertracht, alles ist verschieden. Jede Nation hat ihre Ceremonien, ihre Feste, ihren Kalender. Oft begibt es sich, je nach den Vorschriften, die sich jeder Glaube gegeben hat, daß man der Freude und der Ruhe in einem Quartiere fröhnt, während man sich im andern casteyet und der Arbeit ergiebt. Freytags hält der Türke seine Bude geschlossen, Sonnabends der Jude; Griechen, Armenier und Franken öffnen die ihrigen Sonntags nicht. Alle diese Nationen vereinigen sich in keinem Punkte, nur auf dem Bazar findet man sie alle. Die Liebe zu Geld und Gewinn ist das einzige gemeinsame Band, die einzige Sympathie, die sie einander nähert. Der einzige Gegenstand, worüber man ungefähr einer Meynung ist, ist der Preis der Baumwolle oder des Opiums, der Cours eines Plasters oder eines Thalers. Der Unterschied in Sitten und Gebräuchen ist bey den Weibern noch entschiedener als bey den Männern. Die Hälfte der Weiber in Smyrna lebt in gänzlicher Zurückgezogenheit und entzieht sich dem Auge des Publikums; die andern erfreuen sich aller Freyheiten, welche man ihnen in den europäischen Gesellschaften gestattet. Aus der Sorgfalt, mit welcher ein Weib in Smyrna ihr Angesicht entweder verbirgt, oder dem Blicke der Menschen aussetzt, erkennt man gleich, zu welcher Nation sie gehöre. Griechische und fränkische Weiber gehen mit unverhülltem Antlitz; bey jüdischen und armenischen sieht man nur die Hälfte, die türkischen aber sind ganz verschleyert. Die griechischen tragen nicht nur keinen Schleyer, sondern geben sich auch noch Mühe, sich ja sehen zu lassen. Die sittsamsten unter ihnen würden glauben einen Tag verloren zu haben, wenn sie nicht mehrere Stunden im schönsten Schmucke am Fenster oder auf dem Balkon zugebracht, um die Vorübergehenden zu sehen und auch von denselben bemerkt zu werden. Unbeweglich und schweigend sitzen sie da, wie Porträte in ihren Rahmen; und wenn man gewisse Straßen, z. B. die Rosenstraße durchwandert, glaubt man in einer Bildergallerie zu seyn." —

Türkisch, griechisch, armenisch, spanisch (die herrschende Sprache der Juden), italienisch, englisch, französisch, russisch, slavonisch, persisch, arabisch, sogar holländisch und deutsch kann man täglich in Smyrna sprechen hören und zwar von Eingebornen der Stadt, besonders Juden und Armeniern. Hr. M. besuchte alle Menschenklassen, besonders aber Türken, von welchen ihm einer (es war ein Ayan oder Gemeindebevollmächtigter der türkischen Bevölkerung) auf die Frage: „Welche Ueberlieferungen über die historische Vorzeit Smyrnas die Türken hätten", die bemerkenswerthe Antwort gab, daß die türkischen Einwohner

beynahe gar keine historischen Traditionen hätten, weil sich selten eine Familie bis auf die dritte Generation erstrecke. Ref. hat in seiner Geschichte von Morea irgendwo in Beziehung auf die europäischen Griechen und besonders die Konstantinopolitaner der mittlern Zeiten dieselbe Bemerkung gemacht. Für Hrn. M., wie für die meisten Europäer, war es ein Bedürfniß, Besuche mancher Art und bey verschiedenen Individuen derselben Menschenklasse zu machen, um zu forschen, zu fragen, zu lernen, Neues zu hören und über Politik zu sprechen. Er sah türkische Efendi, Ayan, Cadi, Mutsellim u. s. w., fand aber zuletzt, daß, wer einen Türken gesehen, alle gesehen, und daß man Zeit, Geld und Neugierde umsonst geopfert hat; denn, sagt Hr. M. I. 237:

„alle Türken sind sich gleich. Ich war besonders begierig, ihre Ansicht über Sultan Mahmuds Reformen zu erfahren, und wenn ich sie über diesen Punkt befragte, antworteten sie mir nicht besser, als wenn ich sie um das Befinden ihrer Weiber und Töchter befragt hätte. Die Politik ist bey den Osmanli, wie die Geheimnisse des Harem. Die Antwort eines Türken ist gewöhnlich einsylbig; vermuthlich weil er sich gar nicht bekümmert, seiner Rede wegen bewundert zu werden; der eitelste unter den Ulema würde nicht ein einziges Haar von seinem Barte geben, um als ein Mann von Geist citirt zu werden; er hat durchaus kein Verlangen, seine Gelehrsamkeit auszukramen, überdieß ist er nicht neugierig und liebt nicht, Fragen zu thun. Die einzige Eitelkeit, die ich an Türken bemerkte, besteht in ihrem Streben, für klug und besonnen zu gelten; ein Grund mehr, um wenig zu sprechen. Sie geben sich nicht einmal die Mühe, das Wort an ihre Sclaven zu richten, sie ertheilen ihre Befehle durch Zusammenschlagen der Hände. Ein Türke der höhern Klasse ist mehr oder weniger angesehen, je nachdem er sich den Gebrauch der Beine, der Arme, der Stimme und sogar des Denkvermögens versagt. Auch findet man in jedem wohlhabenden Hause eine große Menge Diener. Kommt man daselbst an, muß man durch eine Reihe von Sclaven und Aufwärter passiren, und beym Weggehen muß man denjenigen bezahlen, der die Pfeife gebracht, jenen, der das Handtuch hingehalten, und endlich alle jene, die während der Visite gegenwärtig waren. In dieser Weise kostete das Vergnügen, einen auf seinem Divan ausgestreckten und von seinen Sclaven umgebenen Osmanli zu sehen, jedesmal mehr als eine Loge in der Oper. Ich merkte endlich, daß mich die Visiten zu Grunde richteten, ohne meine Kenntnisse bedeutend zu vermehren."

Wenn diese Bemerkungen über türkische Gleichgültigkeit und Schweigsamkeit im Allgemeinen sehr viel Wahres enthalten und so zu sagen ganz richtig sind, insoferne sie sich auf Personen im öffentlichen Dienste oder socialer Bedeutsamkeit beziehen, so wird der berühmte Verfasser doch auch zugestehen, und Ref. kann es aus eigner Erfahrung bezeugen, daß Türken, zumal wenn man sich in ihrer Sprache auszudrücken versteht, nach und nach doch auch zutraulich und gesprächig und manchmal sogar neugierig seyn können. Leute im öffentlichen Dienste sind freylich nirgends discreter, umsichtiger, klüger und schweigsamer als in der Türkey.

Zu Köikle, einem armseligen Dorfe der trojanischen Küste, wohin unsere Wanderer von Smyrna wegschiffend, die Iliade und die Aeneide in der Hand, gekommen sind, sah H. M. das erstemal Türken ihr Gebet verrichten. Jedermann weiß, daß die Mohammedaner innerhalb vier und zwanzig Stunden fünfmal beten sollen und von den Kirchthürmen herab durch die Stimmen öffentlich bestellter Ausrufer daran erinnert werden. Dieses Gebot erfüllen aber nur die besonders andächtigen, die Mönche und überhaupt solche, die von der Frömmigkeit Profession machen. Gewöhnlich begnügt man sich mit zwey- bis dreymaliger Befolgung dieser Vorschrift. Mohammedaner, die längere Zeit mit Europäern umgehen, ahmen diese bald nach in gänzlicher Vernachläßigung aller äußern Zeichen der Gottesverehrung, wenn sie etwa nicht in den Umgebungen besondere Veranlassung erblicken, ihren Glaubenseifer zu beurkunden, wie es zu geschehen pflegt, wenn Renegaten mit gebornen Mohammedanern in Gesellschaft von Christen reisen. Bekanntlich muß der Moslim vor dem Gebete Hände und Füße waschen, diese bis an die Knöchel, erstere bis an den Ellenbogen. Dann wird eine Matte oder ein Teppich, oder, in Ermanglung dieser beyden, das Oberkleid auf dem Boden ausgebreitet, wo der Rechtgläubige seine fromme Handlung aufzuführen gedenkt. Dann zieht er die Schuhe

aus, ordnet seinen Anzug, bringt den ganzen Körper in Schwung und tritt auf den Teppich, wie ein Schauspieler, der seine Rolle beginnt, oder wie ein Redner, der die Tribüne betritt, mit dem Antlitz gegen Mekka gewendet. Dann drückt er beyde Hände mit Zeigefinger und Daumen dicht zu oberst an den Kopf, so daß der Daumen am unteren Ende des Ohres anliegen muß, gleichsam als wollte er den Luftstrom in die Ohren leiten, und spricht in dieser Stellung das Tekbir, d. i. das Magnificat, (كبير kebir, groß; تكبير tekbir, verherrlichen), welches in etlichen Worten besteht und mit Allahu ekber, الله أكبر, Gott ist groß, Deus est maximus, beginnt. Hierauf senkt der Moslim seine Hände auf den Bauch herab, die linke unter der rechten, und recitirt in dieser Stellung einige Verse aus dem Koran. Nach diesem neigt er Haupt und Körper, indem er die Hände an den Knieen anstemmt, und spricht ein neues Gebet, worauf er wieder eine gerade Stellung annimmt und noch einmal das Tekbir betet. Dann legt er sich auf den Boden, daß Nase, Mund und Stirn die Erde berühren. Diese Bewegung macht aber der Gläubige nach Vorschrift des Propheten langsam," um nicht dem Hahne zu gleichen, der nach Gerstenkörnern pickt." Vom Boden richtet er sich in eine knieende Stellung, legt die Hände flach auf die Schenkel und recitirt noch einmal das Tekbir; steht auf, salutirt links und rechts die beyden Schutzengel, die ihm nach moslimischer Vorstellung während des Gebetes zur Seite standen. Sind mehrere Gläubige in einem geräumigen Orte beysammen, stellen sie sich bey der Ceremonie gleich in Reih' und Glied, einer als Anführer und Vorbeter voran, bücken, erheben, prosterniren und bewegen sich mit solcher Gleichmäßigkeit und Zusammenstimmung, als wären sie militärisch eingeübt und abgerichtet worden. „Die Wipfel der Bäume, sagt Hr. M., und die Kornähren des Feldes neigen sich mit weniger Gleichförmigkeit als die Mohammedaner beym Gebet." Dabey sind die Augen auf die Erde gesenkt, der Geist versammelt und von irdischen Dingen völlig getrennt, weil nach ihrer Meynung die geringste Zerstreuung, jede unvorschriftmäßige Bewegung, jeder profane Gedanke das Gebet unfruchtbar und vor Gott nichtig machen würde. Nicht einmal gähnen dürfen sie während der Verrichtung, „damit nicht der Teufel die Gelegenheit benütze und in den Leib des Betenden eingehe." (Tom. 1. p. 350). — Wer je im Orient war, wird bemerkt haben, daß bey Mohammedanern die Außenseite in Haltung, Gesticulation, Blick, Miene, Gruß, Bewegung und Phraseologie nach zurückgelegtem zehnten Lebensjahre, ohne Unterschied des Standes und des Alters sich überall in wunderbarer Gleichförmigkeit zeigt. In dieser Beziehung waren die Anhänger des Propheten schon vor mehr als tausend Jahren vollkommene Taktiker. — Es ist vielleicht nicht jedem Leser bekannt, daß die Mohammedaner ihre Leichen im Geschwindschritte zur Ruhe bringen und daß man sich zum Bahretragen mit großem Eifer hindrängt. Hr. M. erklärt uns (T. 1. p. 463.) beydes: „Ist der Todte von der Zahl der Auserwählten, spricht der Prophet, so ist es gut, ihn ungesäumt an den Ort seiner Bestimmung zu bringen, ist er aber unter den Verworfenen, so ist es ebenfalls gut, sich seiner so schnell als möglich zu entledigen."

(Fortsetzung folgt.)

◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇

Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias Reichsgrafen von der Schulenburg, rc.

(Schluß.)

Mit den schwachen Ueberresten dieses Heeres konnte er, da Carl XII. in Sachsen einrückte, keinen Widerstand versuchen, doch rettete er dieselben, indem er sie nach Franken führte. Bald nach dem Frieden mit Schweden begab er sich zu den vereinten Heeren Oesterreichs und Englands nach Flandern und nahm zuerst als Freywilliger, dann als Befehlshaber über die sächsischen Hülfstruppen, gleich hochgehalten von

Eugen und Marlborough, an drey Feldzügen Theil. 1711 verließ er den sächsischen Dienst, weil der Oberbefehl dem General Fleming, seinem alten Widersacher, übertragen wurde. Einige Jahre brachte er nun auf Reisen zu. 1715 ließ ihm die Republik Venedig, welcher die Türken den Krieg erklärt hatten, die Stelle eines Feldmarschalls antragen. Er nahm sie an, ob ihn gleich früher Marlborough vor diesem Dienste gewarnt hatte. So entschlossen als besonnen, und so gewandt als offen, überwand er die mancherley Schwierigkeiten dieser neuen Stellung. Im Sommer 1716 vertheidigte er die Stadt Corfu mit einer wenig versprechenden Besatzung gegen ein zahlreiches türkisches Heer, und schlug am 19. August den Hauptsturm mit solchem Nachdrucke ab, daß der Feind alsbald von der Belagerung abstand. Diese Waffenthat machte ihm einen Heldennamen in der ganzen Christenheit. Er ward nun von mehreren Königen in ihren Dienst begehrt, blieb aber dem getreu, in welchem er den unsterblichen Ruhm erstritten hatte. Sein Alter war bis an die letzten Jahre rüstig und heiter. Er starb zu Verona 1747. Zu den Männern, die ihn kannten und hochschätzten, hatte Leibnitz gehört.

Das mit großer Bemessenheit geschriebene Buch giebt schätzbare Beyträge zur Geschichte der Kriege Anfangs des vorigen Jahrhunderts, vornehmlich aus des Grafen hinterlassenen Papieren, welche jedoch, wie aus Stellen, wie I. 315, zu schließen, noch viel merkwürdiges enthalten, dessen Mittheilung wünschenswerther, als die mancher wenig erheblicher Actenstücke, gewesen wäre. Wir schließen mit einigen Stellen aus Schulenburgs Bericht über Carl XII., den er dreymal in seinem Hauptquartier zu Altranstadt gesprochen hatte. Man wird darin über diesen Meister in der Kriegskunst, die man vielleicht die psychische nennen könnte, Einiges finden, das Voltaire, wahrscheinlich mit Absicht, übergangen hat.

— „Etant entré en discours, le Roi lui parla des affaires de guerre, qu'ils avaient eues ensemble, commençant ensuite à se mettre de bonne humeur, même à rire contre son ordinaire et à plaisanter le plus gracieusement du monde. — On alla ensuite à diner, où le Général Schulenburg était placé tout auprès du Roi. Pendant le diner, qui ne dura pas plus d'une demi-heure, le Roi n'ouvrit la bouche, il avait même changé de physionomie, tenant la tête baissée sans regarder quasi personne. Le bouilli, le rôti et les fruits étaient servis à la fois. Le Roi ne but que de la petite biere, mangeant peu, mais plus de beurre que de toute autre chose. — Dès qu'il s'était levé de table, ses trabants au nombre de 30, qui étaient toujours de garde dans son antichambre, se mettaient à la table pour manger le diner que le Roi venait de quitter. Le Roi de Suède n'avait point d'autre garde d'infanterie, ni même la moindre sentinelle; il n'avait que deux chariots de bagage, point de robe de chambre, ni malles. — Il était grand, bien fait, avec de beaux yeux, une belle physionomie; il savait plusieurs langues, mais il n'aimait pas d'en parler d'autre que l'Allemand. Il était fort secret en tout ce qu'il faisait, et savait peut-être autant dissimuler que personne se piquant de tenir parole. — Quoique fort dévot, on ne laissait pas de dire, qu'il donnait dans quelque spéculation, de même qu'en quelque inspiration d'en haut. — Ce prince s'amusait à composer et à projetter les exercices luimême. Il les couchait même par écrit de sa propre main en ayant rempli plusieurs volumes. — Il administrait la justice sans aucun égard des personnes. Son infanterie était si bien en ordre qu'elle imposait à ceux qui la voyaient de près; et il y avait une si grande discipline et dévotion qu'on en était édifié, et quoique cette armée était de plusieurs nations, on n'a jamais vu un seul déserteur. — Le Roi de Suède ne manquait jamais la prédication ni les prières, et lorsqu'il y assistait, il se mettait à genoux et faisait connaître la plus grande dévotion du monde. — La discipline était si grande, et les punitions si sévères parmi ces troupes, que les habitans de Saxe n'avaient pas besoin de serrer leurs effets, vu que les Suédois ne leur ont jamais enlevé la moindre chose. Il est vrai, qu'ils étaient largement payés en Saxe et qu'ils avaient de quoi se nourrir de reste. — La fornication était châtiée chez eux très-rigoureusement; pour le moindre excès il en fallait faire la pénitence publiquement dans l'église devant l'autel; ni Généraux ni autres officiers n'en étaient dispensés.“

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. November.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

1. Correspondance d'Orient 1830—1831 par M. Michaud, etc.

2. Souvenirs, Impressions, Pensées et Paysages, pendant un voyage en Orient 1832—1833, etc.

(Fortsetzung.)

Mit dem Bahretragen aber ist ein bestimmter Ablaß verbunden. Denn wer vierzig Schritte geht mit dieser heiligen Last beschwert, dem werden nach der mohammedanischen Lehre vierzig Sünden im ewigen Buche ausgestrichen. — Weil hier ohnehin von türkischen Sitten die Rede ist, wollen wir gleich aus dem III. Bande der Korrespondenz eine Stelle hieher setzen, in welcher der junge P. die Tagesordnung der Bewohner eines türkischen Dorfes Baba an der Küste Kleinasiens, Mitylene gegenüber, beschreibt, weil sie in den Hauptzügen auf das ganze türkische Reich anwendbar ist. „In Baba, schreibt Hr. P., steht man auf, sobald der Gebetausrufer vom hohen Minaret herab, und der Hahn in der Hütte die Wiederkehr des Morgens verkünden; kaum erhellt sich der Horizont gegen Pergamus und Adramitty durch die erste Klare des Tages, und noch schimmern einige Sterne im dunkeln West, und die Türken drängen sich schon um den Brunnen, um die Unreinigkeiten der Nacht abzuwaschen, und begeben sich dann allesammt in die Moschee, wo sie der Imam schon erwartet. Hier preisen sie den großen Baumeister der Welt, den, der das Firmament über unsern Häuptern ausgespannt und die Erde unter unsern Füssen befestigt, den Sternen ihre Bahn angewiesen; den, der Nacht auf Tag und Tag o i Nacht folgen läßt, den wahren König des Auf- und Niedergangs, den gütigen und barmherzigen Gott. Nach dem Gebete strömen die Türken in die beyden Kaffeehäuser in Baba, letzen sich am schwarzen Nectar und bewaffnen sich mit dem langen Pfeifenrohr, diesem göttlichen Instrumente türkischer Glückseligkeit. So beginnt der Tag. Einige gehen dann auf das Feld, aber der größere Theil bleibt im Kaffeehause, besonders im Herbste, wenn die Ernte — Trauben und Oliven — eingebracht ist. Zu den vorgeschriebenen Gebetstunden kehren sie in die Moschee zurück. Feigen, getrocknete Weintrauben, eingesalzene Oliven, sauere Milch mit Reisbrey gemischt bildet ihre gewöhnliche Nahrung; Hammelfleisch essen sie manchmal, und zu Zeiten bringen Barken Fische von Mitylene herüber. Die Abende werden wieder im Kaffeehause zugebracht, wo man oft bis Mitternacht einem Geschichtserzähler zuhört. Die Bewohner von Baba scheinen einer einzigen Familie, einer religiösen Gemeinschaft anzugehören, die stillschweigend dieselben Geschäfte thut. Keine Neuigkeit aus der Ferne, kein Geräusch der Welt erreicht diesen friedlichen Erdwinkel. Hier giebt es keine Abwechslung, keine Mannigfaltigkeit, keine Aenderung; hier sind alle Tage einander gleich, das Leben ist ein einförmiger Kreis, ein unbewegliches Blatt, welches man niemals umwendet." —

Was Hr. M. über die Lage des alten Troja, über die Bäche Simoïs und Skamander, über die Burg, über das Skäische Thor, über Homers und Virgils Gesänge schreibt, wird man mit Vergnügen lesen und

die volle Bestätigung finden, daß über die Oertlichkeiten der Stadt des Priamus keine Ungewißheit weiter bestehe, aber selbst die Ruinen derselben verschwunden seyen. „Quellen, Berge und Felsen allein dienen noch als Zeugen. Die Plattform der Citadelle von Troja ist jetzt eine mit verdorrtem Grase, Dorngebüsch, Heidekraut, kleinem Gesteine und zerbrochenen Töpferscherben bedeckte Fläche." Neu-Ilion und später Alexandria in Troas wurden bekanntlich aus den Trümmern Alt-Ilions in der Nachbarschaft angelegt, und mußten ihrerseits das Material für viele Bauten in Stambul liefern, so daß heute vom ersten und zweyten Ilion nichts und vom dritten nur wenig mehr zu sehen ist. Die Steine von Ephesus und dem Dianatempel mit denen vieler andern Städte der Jonischen Küste sind denselben Weg gegangen, und die Baumeister der Moscheen Sultan Achmed und Sultan Suleiman beuteten die Häuser der griechischen Götter und der verfallenen Seestädte Asiens als Stein- und Marmorbrüche aus. Auf der andern Seite muß man den Minervatempel von Kap Sunium, die Steinblöcke des Piräus, der langen Mauer, der Stadt Argos und vieler andern Küstenorte Griechenlands am Steindamme von Malamocco und an den Palästen der Dandoli und Falieri in Venedig suchen, wohin sie nach Angabe venetianischer Berichte gegen Prämie als Ballast geladen wurden. In gleicher Weise hat man das verlassene Cäsarea und Ascalon als Baumaterial für Jaffa, Lydda und die Festung St. Jean d'Acre benützt. Die Städte wandern wie ihre Bewohner. Nur Jerusalem wurde immer wieder aus seinen eigenen Ruinen aufgerichtet, weil Nebuchadnezar und Titus daselbst nicht, wie Mummius zu Korinth, aus Rache auch die Steine zermalmt hatten, etiam lapidibus in pulverem comminutis.

Von der Stelle, wo Simoïs und Skamander sich in den Hellespont ergießen, wurde längs der Meerenge theils zu Lande, theils zu Wasser bis zur Halbinsel Artaki, dem alten Cyzikus, fortgezogen. Ref. weiß nicht, ob Hr. M. auf seiner Reise in jener Gegend nicht wahrgenommen, daß der von Süd heraufkommende Wanderer bey seiner Ankunft auf jener Stelle des Hellespont, wo sich beyde Welttheile am nächsten sind, plötzlich in ein anderes Klima versetzt zu seyn glaubt. Das lebendige, dunkle Grün der Landschaft, die dichten Laub- und Nadelholzwaldungen Anatoliens, der frische Lufthauch und das dunkle Blau des Firmaments contrastiren wunderbar mit den weiter südlich gelegenen Himmelsstrichen, den syrischen, caramanischen und jonischen Küsten und den Sporadischen Inseln, deren Nacktheit und Mangel an Schatten in den Augen eines Nordländers immer als ein wesentlicher Fehler erscheinen, der durch hundert andere Schönheiten nicht verdeckt werden kann. Mitten im Hellespont ändert sich die Scene, vermuthlich weil

Mundus ut ad Scythiam, Ripaeasque
arduus arces
Consurgit, premitur Lybiae devexus in
Austros.

So fand es wenigstens Ref., der einige Jahre später, gerade in derselben Jahrzeit mit Hrn. M., d. i. Anfangs August durch „den fluthenden Hellespont" schiffte. Dagegen vernahm Hr. M. allenthalben bey der griechisch redenden Bevölkerung Klagen über den unaushaltbaren Druck ihrer türkischen Gutsherren mit der Drohung, in das „freye und glückliche" Morea auszuwandern. In Morea und Rumili dagegen hörte Ref. dieselben Klagen in umgekehrtem Sinne; Griechen drohten in die Türkey auszuziehen, um dort glücklich zu seyn. Uns steht es nicht zu, näher zu prüfen, welche von beyden Partheyen ihre Drohungen wirklich ausgeführt habe.

Man möchte glauben, es sey unmöglich, über Konstantinopel noch etwas zu sagen, was Andere nicht schon längst vor uns gesagt haben. Und doch findet Hr. M. in seiner glänzenden Einbildungskraft die Mittel, dieses Hauptquartier des Islam, auf welches jetzt die Augen der Welt gerichtet sind, in mancher Beziehung unter ein neues Licht zu stellen. Uns scheint, Hrn. M.'s Bericht ist der letzte, der aus dem orientali-

schen Stambul nach Europa gekommen ist. Die alten Formen schmelzen, verwandeln, nivelliren sich zusehends, seitdem der Friede von Adrianopel die türkische Hauptstadt den Europäern und ihren Staatsreformen geöffnet hat. Wer von dieser Stadt noch als von einem außereuropäischen, von unsern Hauptstädten verschiedenen Gebilde reden will, der eile sie zu sehen, sonst findet er vielleicht heute nicht mehr dort, was er gestern in einem Buche gelesen hat. Das Porträt wird übermalt, nur der Rahmen wird ewig derselbe bleiben. Denn, bemerkt (II. 145) Hr. M. ganz gut:

„Dieses große Bild von Stambul ist nicht allein aus den Häusermassen, den Moscheen und ihren Thürmen, den Anhöhen und Thälern und dem goldenen Horn, was sich zunächst dem Auge darbietet, zusammengesetzt: alles was in der Entfernung noch in den Gesichtskreis fällt, ist ein Theil desselben; der Bosporus und seine bezaubernden Ufer, die verlassenen Felder Thraciens, das Marmormeer und die Küsten Asiens bis zum bithynischen Olympus scheinen in dem weiten Umfang dieser Stadt eingeschlossen."

Das schönste Panorama derselben gewährt unstreitig der neue Thurm von Galata:

„eine ungemessene Zahl mehr oder weniger zusammenhängender Flecken und Dörfer über Gestade, Hügel und Thäler ausgegossen, blendend weiße Gebäude, roth-, grau-, dunkelbraun bemalte Häuser, große mit Schutt und Trümmern bedeckte Räume; mitten unter den bevölkertsten Quartieren Baumgruppen, öde Strecken; allenthalben, besonders auf den sieben Bergspitzen Moscheen mit ihren Kuppeln und schlanken Thürmen; außerhalb des Mauerumfangs umgeben die Cypressenwälder der Begräbnißplätze die Stadt mit einem Leichengürtel";

so erscheint dem Fremdling beym ersten Anblick von der Höhe des Galatathurms Stambul. Unsere Reisenden blieben über zwey Monate in der Hauptstadt des türkischen Reiches und verwendeten die ganze Zeit sorgfältig, diese unermeßliche Stadt in allen ihren Theilen und Beziehungen kennen zu lernen. Um den Leser in den Stand zu setzen, über Methode, Plan und Umfang ihrer Beobachtungen selbst zu urtheilen, wollen wir das Rubrum aller aus Stambul nach Paris geschriebenen Briefe in einer Reihenfolge hier anfügen: Brief I. Erster Anblick von Konstantinopel, das Serail. Bf. II. Denkmäler des Alterthums zu Konstantinopel. Bf. III. Türkische Häuser, Feuersbrünste und Kleidertrachten. Bf. IV. Polizeyanstalten von Konstantinopel. Bf. V. Spaziergänge von Pera, Kaffee, Tabak und Opium, die Hunde von Stambul. Bf. VI. die Bazare von Konstantinopel. Bf. VII. Ueber die verschiedenen Nationen von Konstantinopel. Bf. VIII. Therapia und Bujuk-Dere. — Sitten der Griechen vom Bosporus. Bf. IX. Die Begräbnißplätze. Bf. X. Fischereyen im Bosporus. — Mündung des schwarzen Meeres. Bf. XI. Letzter Tag der Janitscharen. Bf. XII. Aussehen von Stambul nach dem Fall der Janitscharen. Bf. XIII. Der Riesenberg, das Thal oder die Kaiser-Scala, die süßen Wasser Asiens, die beyden Schlösser Anadoli und Rumili. Bf. XIV. Türkische Reform. Bf. XV. Die Gartenhäuser (Kiosk) am Bosporus. Bf. XVI. Die süßen Wasser auf europäischer Seite, Wasserbehälter und Leitungen von Belgrad, Dorf Belgrad, Lady Montague. Bf. XVII. Sultan Mahmud. Bf. XVIII. Mahmuds Minister und Günstlinge. Bf. XIX. türkische Diplomatie. Bf. XX. Pera und Scutari. Bf. XXI. Sclaven-Markt. Bf. XXII. Ein Wort über türkische Sclaverey. Bf. XXIII. und XXIV. Visiten. Bf. XXV. und XXVI. Ueber die Bibliotheken von Stambul. Bf. XXVII. die kaiserliche Druckerey. Bf. XXVIII. die türkischen Weiber. Bf. XXIX. Türkische Gelehrsamkeit. Bf. XXX. Türkische Schulen. Bf. XXXI. Der äußere Mauerumfang von Konstantinopel, und über die Eroberung der Stadt durch Kreuzritter und Türken. Bf. XXXII. Belagerung und Eroberung von Konstantinopel durch Mahommed II. Bf. XXXIII. Wohlthätigkeits-Anstalten bey den Türken. Bf. XXXIV. Ueber Aerzte und Arzneyen von Stambul. Bf. XXXV. Literatur der Türken. Bf. XXXVI. Visite bey einem Naïb. Bf. XXXVII. Anstalten zur Abreise von Konstantinopel. — Diese sieben und dreyßig, das ganze türkische Leben und Seyn in Konstantinopel umfassenden, Abhandlungen mit dem richtigen Sinn und der stylistischen Anmuth des Hrn. M. geschrieben, geben

eine genußreiche Lectüre. Mehreres darin ward Referenten, der ebenfalls einige Zeit in der Hauptstadt des türkischen Reiches war und seine Zeit daselbst auch nicht verloren hat, beynahe ganz neu; dagegen hat er Einiges gesehen, was Hrn. M. verschlossen blieb, wie z. B. das Innere aller großen Moscheen, namentlich St. Sophia, die Grabkapellen mehrerer Sultane und eine ganz getreue Darstellung der Stadt Mekka, ihrer Heiligthümer und Umgebungen aus bemaltem Holze verfertigt und in der prachtvollen Begräbnißkuppel Suleiman I. aufgestellt. Die Aussenseite von St. Sophia mit allen den Anbauten, Hülfsmauern, Strebepfeilern und ihrem türkischen Flickwerk macht allerdings einen widerlichen Eindruck, und überdieß steht dieses Gebäude am Ende des Serailhügel-Abhanges, gleichsam schon im Thale, wogegen die übrigen von den Türken nach dem Muster der Sophia erbauten Moscheen die Bergspitzen der Stadt einnehmen und weit über das Häusermeer hervorragen. Dagegen das Innere, die drey kolossalen von einem Vorbau bedeckten ehernen Tempelthore, die Porphyrsäulen, die Serpentinen, der Fußboden, die Kolonnaden in der Höhe, die Kuppel, die wunderbare Symmetrie und Einfachheit des ganzen Baues machen einen überraschenden, tiefen und lange anhaltenden Eindruck. Als Ref. dieses berühmte Gotteshaus betrat, saßen oder lagen verschiedene Gruppen von Moslimen in gewissen Entfernungen von einander auf dem Fußboden; jede Abtheilung hatte einen Priester in ihrer Mitte, der Stellen aus dem Koran erklärte. Von den vier kolossalen, nach der türkischen Eroberung Stambuls mit Kalk übertünchten, Evangelisten auf beyden Seitenwänden sind einige Theile unter dem Kalke noch deutlich zu erkennen, so wie die größere Hälfte eines Engelflügels zu oberst in der Kuppel. Statt der vier Evangelisten prangen jetzt die Namen der vier ersten Chalifen in riesenlangen goldenen Buchstaben, und vorne, wo einst der Hauptaltar, glänzen jetzt die Namen Allah und Mohammed in Gold. — Stambuls Moscheen sind aber, wie Hr. M. gar nicht überflüßig bemerkt, nicht etwa nur Denkmäler der Frömmigkeit und Prachtliebe ihrer Erbauer, und einzig zum Gebete der Gläubigen bestimmt: mit den meisten derselben stehen Bibliotheken, höhere und niedere Schulen, Spitäler für Kranke und Speisehäuser für Arme in Verbindung, alles in geräumigen Gebäuden und mit reichlichen Stiftungen der ersten Erbauer und Vermächtnissen frommer Moslimen unterhalten. Dieses Volks-, Kirchen- und Armengut hatte bisher noch immer eine abgesonderte, von der Regierung ganz unabhängige, uncontrollirte Verwaltung, und Mahmud Sultan, der nichts verschont, hat es noch nicht gewagt, seine Hand nach diesem Heiligthum auszustrecken, wie sein gewissenloserer Nebenbuhler am Nilstrom.

Was M. (III. 99, Brief LVII.) über türkisches Schulwesen schreibt, wird manches Vorurtheil europäischer Leser über Vernachlässigung türkischer Jugend zerstören. Stambul hat gegen zwölfhundert Primärschulen, wo Kinder vom sechsten bis ins dreyzehnte Jahr Lesen, Schreiben, Rechnen und die Elemente der Religion nach einer gleichförmigen unabänderlichen Methode lernen. Die Kinder der Visire und der Wasserträger sitzen in einer Reihe und erhalten denselben Unterricht, der sich zugleich über die äußeren bey Osmanlis üblichen Höflichkeitsformen und über schickliches Benehmen in der Gesellschaft erstreckt. Unterricht in der Syntax und Rhetorik, im Arabischen und Persischen, in Weltweisheit, Gottesgelahrtheit und Rechtskunde ertheilt man in den sogenannten Medressen oder Kollegien der Hauptmoscheen, aus deren Grundvermögen sowohl Sold der Lehrer als Wohnung und Unterhalt der Studierenden bestritten wird. Die Verwaltungsbehörde der Moscheen ernennt die Lehrer und der Mufti bestätigt sie. Die Lectionen beginnen nach dem Mittagsgebete. Die höheren Classen, die nach Syntax, Rhetorik und feinerer Ausbildung in der Muttersprache folgen, sind nur wenig besucht; und die Begriffe, die ein Türke von diesen höheren Studien hat, sind so streng, daß man die Hochschüler Softa, d. i. Gebrannt, Ausharrend nennt (III. 102).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. November.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

1. Correspondance d'Orient, 1830—1831, par M. Michaud etc.

2. Souvenirs, Impressions, Pensées et Paysages pendant un voyage en Orient 1832—1833 etc.

(Fortsetzung.)

Bey den Türken, sagt Hr. M., ist der Primär-Unterricht, der sich über die ganze Volksmasse erstreckt, in einer bewunderungswürdigen Vollkommenheit; die höhere Ausbildung dagegen weniger begünstigt und weniger gesucht und gleichsam nur das Eigenthum weniger Auserwählten. In Frankreich sey gerade das Gegentheil, da die allgemeine Erziehung völlig vernachlässigt, und nur die höhere mit Sorgfalt betrieben werde, wie eine Pyramide, die auf der Spitze steht, während sie in der Türkey auf ihrer breiten Grundlage ruht. Hierin sey eine der vorzüglichsten Quellen der socialen Unordnungen Frankreichs zu suchen. — Ref. theilt Hrn. Ms. Erwartung, daß man in den kais. Bibliotheken Stambuls, besonders im Serail, einst noch wichtige Entdeckungen alter literärischer Schätze machen werde, da die Osmanli bey Eroberung der griechischen Hauptstädte die Schriften der Ungläubigen nicht vertilgten, sondern wie geheimnißvolle Talismane und Zauberformeln, die zur Macht verhelfen, mit Sorgfalt und Eifersucht verschlossen. Eben so müssen im Centralarchive der griechischen Patriarchalkirche manche alte Documente zur Aufhellung des mittlern Zeitalters verborgen liegen, da Ref. allenthalben in den griechischen Klöstern des Orients hörte, man habe alles, was an alten Diplomen, Stiftungs-Urkunden, Urbarien, Lagerbüchern, selbst Mirakelbildern und andern Gegenständen des Alterthums in den christlichen Gotteshäusern und Mönchswohnungen der Diöcesen Konstantinopel und Antiochia vorräthig war, dem ökumenischen Patriarchen schon vor langer Zeit einliefern müssen. Arabische, altsyrische und griechische Documente mannichfacher Art sind wahrscheinlich im Archive des Phanar noch vergraben und vergessen. Vieles ist vielleicht auch durch Feuer vernichtet worden. Jene Centralisations-Maßregel hat sich natürlicher Weise auch über die Inseln des Archipelagos, über Griechenland und die übrigen griechischgläubigen Provinzen der europäischen Türkey erstreckt.

Jedoch treten diese literarischen Wünsche und Aussichten auf Ergänzung defecter Classiker, so wie die übrigen Nachrichten über Sitten, Gebräuche, Spiele, Lebensordnung, Haus, Familie und Landschaft der Osmanli als Materien zweyter Ordnung ganz in den Hintergrund vor der großen Frage türkischer Reform, mit deren Lösung man sich eben jetzt in Stambul beschäftigt. Der Verfall des türkischen Reiches ist kein Geheimniß; jedermann, selbst der Sultan, ist lebhaft von diesem Gefühl durchdrungen, nur die türkische Nation selbst weiß nichts davon. Und hierin liegt ein schlimmes Prognosticon für die Zukunft. Die Quelle türkischer Reformen liegt nicht im Innern, nicht in einem allgemein gefühlten Bedürfnisse, seine Institutionen zu verbessern und mit den Einrichtungen auswärtiger Völker in Einklang zu bringen. Das Volk im Ganzen ist mit den bestehenden Gesetzen, mit der alten Sultansherrschaft, mit der Art seines eigenen politischen Daseyns zufrieden, und ist überzeugt, die eroberten Länder gegen die Angriffe der Feinde mit

Hülfe seiner alten Künste zu behaupten. Der Hof allein begreift die Gefahr, die das Reich von Aussen bedroht, und will das Volk überreden, es müsse die Kriege nicht mehr nach alt-türkischem Gebrauche führen, sondern die Ungläubigen nachahmen und sich von ihnen belehren lassen, wenn sie nicht unterjocht und vertrieben werden wollten. Die Reform geht in der Türkey allein vom Hofe aus, der seiner Seits durch die Siege der Russen dazu verleitet wurde, und ist dem Volke darum doppelt verhaßt. Keine morgenländische Nation glaubt, daß irgend eine Regierung irgend eine Maßregel nur im Interesse allgemeiner Wohlfahrt unternehme.

Auch der Sultan versteht unter Staatsverbesserung nichts anderes als Wiederbelebung des erstorbenen militärischen Geistes der Osmanli und ihres Uebergewichtes über die Ungläubigen. Der Gedanke, den Zustand des Volkes selbst zu verbessern, kann gar nicht in seinen Sinn kommen. Befreyung von der lästigen Kameradschaft der Janitscharen und Aufstellung europäisch-bewaffneter und eingeübter Infanterie-Regimenter ist die Summe alles dessen, was er einführen will. Die neue Kopf- und Fußbedeckung und der veränderte Kleiderschnitt, jenes in den Augen der Europäer so lächerlich-widerliche Zwitterding zwischen Orient und Occident, sind theils natürliche Folgen des Hauptplanes, theils auch nur muthwillige Einfälle Sultanischer Allmacht, und, ihrer anscheinenden Geringfügigkeit und Gleichgültigkeit ungeachtet, doch von großer Bedeutung, weil nach der Meynung der Volksmasse Glück und Unglück eines Reiches ganz von solchen Kleinigkeiten abhängt. Curtius (B. III. Cap. 3.) erzählt, Darius Kodoman, letzter König von Persien, habe im Beginne seiner Regierung die persische Schwertscheide nach griechischem Muster umzuändern befohlen, und gleich hätten die Chaldäer, (die Ulemas von Persien), geweissagt, die Macht der Perser werde auf diejenigen übergehen, deren Waffen Darius nachgeahmt habe. So ungefähr denkt man in der Türkey auch heute von Sultan Mahmud und seinen Neuerungen.

Wird aber dieser Monarch seinem Volke den alten kriegerischen Geist wieder einhauchen, aus den Osmanli zum zweyten Mal ein eroberndes Volk machen, und sie gleichsam wieder auf den Eingang ihrer Laufbahn zurückversetzen, nachdem sie das natürliche Lebensstadium bis ans Ende durchlaufen haben? Dieses ist unmöglich, und wäre das erste Beyspiel in der Geschichte. Könnte dieß ein Europäer auch wünschen? Ref. weiß, daß man Bestand und Erstarkung der Türkey zur Aufrechthaltung des europäischen Gleichgewichts für höchst nöthig hält, und er überläßt es ganz der Weisheit jener Staatskünstler, die sich schmeicheln, die Geschicke der Völker wie den Lauf eines Bächleins zu lenken, das Heilmittel zu entdecken, welches einem schon in der Auflösung begriffenen Körper wieder Gesundheit und Lebensfrische geben kann. Ein griechisches Reich hat sich schon gebildet, und warum soll nicht bald auch ein Serbisches, ein Bulgarisches, ein Bosnisch-Slavonisches und ein Albanisches aus den Trümmern des zerfallenen Riesen erstehen? Wären diese nun auf europäischem Boden allein entstehenden neuen Staaten nicht hinreichend, die europäische Politik zu beschäftigen? Wenn Sultan Mahmud sich taufen läßt, den Koran mit der ganzen bürgerlichen und religiösen Gesetzgebung Mohameds abschafft, das Evangelium einführt, wenn die Nation der Osmanli christlich wird, und in ihren bisher verachteten christlichen Unterthanen Brüder in Christo erblickt, dann glaube man an die Wirksamkeit der Reformen Mahmuds und an den Fortbestand eines großen türkischen Reiches. Religion, Gesetz, die ganze glorreiche Vergangenheit, ihren Nomadencharakter, ihr ganzes Wesen, sich selbst müssen die Osmanli vernichten, um das zu werden, was wir in Europa unter einem civilisirten Volke verstehen. Ist Sultan Mahmud der Mann, der eine solche Revolution erzeugen, leiten und bis ans Ende durchführen wird? Müßte nicht ein zweyter Prophet aus Mekka aufstehen, ein Gottbegeisterter, ein wenigstens in den Augen der Menge mit überirdischen Kräften ausgerüstetes

Wesen, um einen solchen Umschwung zu vollbringen? Nach moslimischer Vorstellung wäre dieses ein unermeßlicher Rückschritt auf der Bahn zeitlicher und ewiger Glückseligkeit. Denn wenn man nur die Aussenseite der von ihrer Religion ganz durchdrungenen und mit ihr gleichsam identisch gewordenen Osmanli mit dem öffentlichen Leben der christlichen Europäer vergleicht, so erscheinen letztere als eine aller Religion und Gottesfurcht ermangelnde, dem Trunke und den Ausschweifungen ergebene Sammlung von Völkerschaften, die sich aus Neid, Mißgunst und Haß beständig selbst unter einander zerfleischen. Daher man auch jeden Augenblick im Munde gemeiner Türken den Spruch hört: Turktsche bilmes, Allahdan korkmaz,*) d. i. Wessen Muttersprache nicht das Türkische ist, der hat keine Gottesfurcht. Und die Unterrichteten wiederholen der blinden Menge oft genug die Worte des Propheten: „Derjenige, welcher die Ausländer zu Freunden macht, wird ihnen gleich, und Gott ist nicht der Hort der Verkehrten.“ Und doch ist dieser christliche Greuel der einzige Strebepfeiler der neuen Ordnung Sultan Mahmuds, in der Nation selbst hat sie nirgends Wurzel gefaßt. Man hat diesen Fürsten bald mit Peter I., bald mit, ich weiß nicht welchem berühmten Gesetzgeber alter und neuer Zeiten verglichen. Es mag immer hie und da eine zufällige Aehnlichkeit seyn. Sein wahres Ebenbild aber ist Michael Paläologus I., welcher einst in derselben Stadt durch eine kirchlich-politische Reform ein Reich verjüngen wollte, welches durch keine menschliche Weisheit vor der Auflösung zurückzuhalten war. Höflinge und andere Leute, die sich durch Vortheile des Augenblicks in ihren Meynungen und Handlungen lenken lassen, fügten sich in die neue Ordnung des byzantinischen Reformators; die Masse des Volkes konnte niemals erwärmt werden, sie zog es vor, ihr Schicksal zu erfüllen, und im Genusse der alten Gebräuche und Lehrmeinungen unterzugehen. Sehe man zu, daß es mit Mahmud und seinem Volke nicht derselbe Fall sey.

„Die Osmanli, sagt H. M., haben durch ihre Eroberungen sich an die Stelle einer civilisirten Rasse gedrängt, ohne irgend etwas in ihrer Barbarey zu verbessern, sie haben sich in einer großen Stadt niedergelassen mit ihren Gesetzen, die ursprünglich für kriegerische Horden und Wanderstämme gemacht waren. Sie haben in ihren Gewohnheiten nichts geändert; ihre alte Wildheit bildet noch bis heute die Grundlage aller jener Einrichtungen, die man jetzt erneuern und verbessern möchte. Die Provinzen werden noch immer militärisch regiert; die Rechtspflege der Kadi ist noch immer ambulatorisch, wie in den Tagen ihres Nomadenlebens, und die Polizey von Stambul verfährt noch immer, als wäre diese Stadt ein Feldlager und ihre Einwohnerschaft ein in Waffen stehendes Heer.“

Auch hat sich die neue Kleider- und Exercier-Ordnung ausserhalb der Hauptstadt noch eigentlich nirgends festgesetzt; die Provinzen, wohin des Sultans Augenmerk nicht unmittelbar gerichtet ist, bieten ganz denselben Anblick, wie vor der Vernichtung der Janitscharen und dem Beginne der übrigen Umwälzungs-Projecte. Wie es in den Kernländern des türkischen Reiches, östlich vom Hellespont, in dieser Beziehung steht, wollen wir mit Michauds eigenen Worten hersetzen:

„In Anatolien sind die alten Meynungen noch in ihrer ungeschwächten Kraft; zu Brusa, welches nur zwanzig Lieues von Konstantinopel entfernt ist, tragen alle Osmanli noch den Bart, das weite Gewand und den Turban, wie vor der Revolution. Je mehr man gegen den Taurus vorgeht, um so größeren Widerwillen gegen die rothe Plattmütze und die übrigen Zeichen der Reform bemerkt man in der Bevölkerung. Die Türken Kleinasiens, abergläubischer und unwissender als die des übrigen Reichs, erblicken in der Reform ein verderbenbringendes Vorzeichen; sagt man ihnen, der Sultan von Stambul, der Statthalter des Propheten, der Schatten Allahs, kleide sich wie die Ungläubigen, so können sie sich einen solchen Umschwung der Dinge nur durch den Gedanken erklären, daß das Ende der Welt nahe sey; die reizbarsten und eifrigsten dieser kleinasiatischen Türken sehen, um in unserer Sprache zu reden, in Sultan Mahmud den Antichrist, dessen Erscheinung das Ende der Zeiten verkündet; schon glauben sie zu sehen, wie die Sonne ihren Lauf ändert und im Westen aufgeht, um sich östlich nieder zu senken, wie es im Prophe-

*) ترکجه بلمز اللهدن قورقمز

ten angedeutet ist; und alle diese Gerüchte von Veränderungen und Umwälzungen sind ihnen nur unheilvolle Vorläufer des Weltuntergangs und des letzten Gerichts" (T. II. p. 303.).

Das schlimmste bey der Sache ist, daß selbst die wenigen Türken, die ein richtiges Urtheil in solchen Dingen zu fällen die Fähigkeit haben, die Wiederbelebung ihres alternden Reiches für unmöglich halten. Das merkwürdigste Beyspiel dieser Art enthält der LXIV. Brief (T. III. p. 223), worin Michaud seine Unterredung mit einem, des Französischen vollkommen kundigen Unterrichter (نايب, naïb) in Konstantinopel beschreibt. Dieser Naib sprach über verschiedene Gegenstände der Gesetzkunde mit einer Gewandtheit, Klarheit und Einsicht, wie man sie überall nur bey wenigen Menschen findet.

Auf die Frage um die Ursache des hartnäckigen und beynahe unbesiegbaren Widerwillens der Türken gegen alle Verbesserung gab er ungefähr folgende Antwort:

„Man hat das Uebel in dem undisciplinirten Geiste der Janitscharen, in der Unzufriedenheit des Volkes und der Ulema gesucht; man hat in dieser Weise die Symptome der Krankheit für die Ursachen gehalten, durch welche sie herbeygeführt wurde. Der wahrhafte Grund dieses Widerstandes entspringt einzig aus dem Geiste, den man bey uns dem Religionsgesetze gab. Ein allgemeines Gesetz, indem es im Grunde immer dasselbe bleibt, kann durch Anwendung und Auslegung bis in's Unendliche modificirt werden. Unter den Völkern, die den Islam angenommen, wurden einige gebildet, andere blieben in der Barbarey, einzig weil man den Koran auf abweichende Art deutete und verstand; nun aber ist der Koran, so wie er von den Türken erklärt und verstanden wurde, das größte Hinderniß der Civilisation, die man uns geben will; es ist unter den Menschen mit dem Gesetze Gottes, wie mit dem Thau, der vom Himmel fällt; wenn sich der Thau, diese Wohlthat des Schöpfers, mit dem Wasser einer klaren Quelle vereinigt oder einen Fluß anschwellt, verbreitet er rundumher Frische, Leben und Fruchtbarkeit; fällt er aber in einen Sumpf, verdirbt er selbst, verbreitet Unfruchtbarkeit um sich und erweitert die Grenzen der Wüste. Daß aber die Türken den Koran nicht in einer für die Gesittung günstigen Weise verstanden haben, ist ein Uebel, welches mit ihnen von den Gebirgen der Tatarey gekommen ist. Dann hat es sich entwickelt und ist gewachsen durch die Stellung, welche das Schicksal den Türken angewiesen hat. Man muß nie vergessen, daß die Osmanli auf der Vorhut des Islam standen, und mehrere Jahrhunderte daselbst verblieben, fast ununterbrochen im Kriege mit den Nationen der Christenheit. Die Maximen des Koran, deren Sinn sie gegen die Ungläubigen erhitzte, mußten ihnen immer gegenwärtig bleiben und sich mit ihrem ganzen Fühlen und Denken verschmelzen. Jede Generation unseres Volkes ward genährt und aufgezogen in Haß und Verachtung eben dieses Europa, welches man uns heute als Muster vorstellt; die blutigen Kämpfe haben zwar aufgehört, aber die Vorurtheile sind nur um desto hartnäckiger geworden, man hat heute mehr Abneigung gegen alles, was aus der Christenheit kommt, als zur Zeit Mohammed II; denn unter Mohammed II. eroberten die Türken Konstantinopel mit der in der Christenheit erfundenen Artillerie, mit Hülfe von Feuerschlünden, welche Ungläubige gossen und bedienten; heute empört sich das ganze Reich gegen die Einführung des Bajonettes in der Armee. Und was unsern Verfall noch beschleunigt, ist, daß wir nicht daran glauben. Sobald ein Volk von der Höhe seines Ruhmes herabfällt, sollte man in ihm auch das Andenken an die vorigen Zeiten auslöschen können, denn nichts schadet ihm mehr als das Bewußtseyn seiner ehemaligen Größe. Sultan Mahmud nennt sich im Eingange seiner Reskripte wohlweise nicht mehr „Beherrscher aller Völker und Könige des Erdballs;" allein die Osmanli haben auf nichts verzichtet und glauben noch immer zu seyn, was sie ehemals waren."

Ref. will Hrn. Michauds Klugheit nachahmen, und die Frage über den Erben des absterbenden Osmanischen Reichs hier unberührt lassen. — Von Konstantinopel gieng die Reise wieder nach Smyrna zurück. Auf Mitylene, welches sie unterwegs besuchten, erkannten sie an den Weibern Physiognomie und Züge, wie man sie auf Bronzen und Marmorn des alten Mitylene dargestellt findet. Ref. würde dieses kleinen Umstandes kaum erwähnt haben, wenn er in seinem Tagebuche vom Jahre 1833 nicht gleichsam buchstäblich dieselbe Bemerkung und eben darin die Beruhigung gefunden hätte, daß er sich in dieser Beobachtung nicht etwa durch seine Vorliebe für die hellenische Rasse habe bethören lassen, Schein für Wirklichkeit zu nehmen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. November.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

1. Correspondance d'Orient 1830—1831 par M. Michaud, etc.
2. Souvenirs, Impressions, Pensées et Paysages, pendant un voyage en Orient 1832—1833, etc.

(Schluß des zweyten Artikels.)

Auf der Fahrt von Smyrna nach Cypern besuchten sie einige der bedeutendern Inseln, so wie mehrere Punkte der Küste Kleinasiens, wo sich Hr. Poujoulat eifrig bemühte, Aufklärungen über die Heereszüge Gottfrieds von Bouillon, Konrads und Ludwigs VII., so wie Friedrich Barbarossa's zu sammeln; wir sehen aber diese Forschungen für den weniger interessanten Theil ihrer Nachrichten an, theils weil Hr. Poujoulat zu wenig weit in das Innere eindringen konnte, theils weil über denselben Gegenstand Wilken und andere Fleiß und Mühe verschwendet haben, theils auch weil es eben so schwer und manchmal auch eben so nutzlos ist, den Zug jener undisciplinirten Haufen durch Kleinasien zu verfolgen, als wenn jemand die Fährte des Löwen in der Sandwüste oder den Flug des Adlers durch die Räume des Himmels verfolgen wollte, inextricabilis error. Am meisten Befriedigung gewährt noch, was der junge P. über die Marschlinie des französischen Heeres von Ephesus bis Satalia, theils nach eigener Localeinsicht, theils aus Forschungen Anderer erzählt (S. T. III. p. 417).

Auf Rhodus wurde nur wenige Stunden verweilt, aber Cypern — die Insel ohne Baum, ohne Fluß, ohne Bach — mit etwas mehr Sorgfalt besehen, und Altes und Neues, besonders aber Mittelalterliches zur Belehrung zusammengestellt. Den Mangel dunkler Waldungen und überhaupt an Bäumen bemerkt der Nordländer schon auf den Bergen um Triest und sofort südwärts über Griechenland und den größern Theil des Morgenlandes, selbst den Libanon und viele Gegenden Kleinasiens nicht ausgenommen. Und doch hat man urkundliche Angaben, daß die Höhen aller oben genannten Landschaften bis in die späten Zeiten herab dicht mit Holz bewachsen waren. Die Entdeckung Amerika's und der erhöhte Handelsverkehr einerseits, anderseits aber das Vordringen der Osmanli gegen Europa scheinen den Waldungen hauptsächlich verderblich gewesen zu seyn. Von Ponteba bis Triest waren einst dichte Eichenwaldungen (S. Archeografo Triestino, Tom. I. Abhandlung von Dr. Rosetti). In Attika war nach ungedruckten Chroniken der Hymettus und die ganze Umgegend der Stadt Athen holzbewachsen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, und auf Cypern war, nach einer Nachricht des Eratosthenes bey Strabo, wegen Menge und Ueppigkeit der Waldungen, selbst auf der Ebene der Ackerbau sehr erschwert. Heute ist dieß Alles kahl und ausgebrannt; nur vereinzelte Oasen, wie der Ort Chyträa unweit Nicosia im Innern des Eilandes geben dem Wanderer noch einen Begriff der alten Pracht des cyprischen Bodens. Hr. Michaud scheint diesen lieblichen Ort nicht besucht zu haben, obgleich er kaum zwey Wegstunden von der Hauptstadt entlegen ist. Aus einer Schlucht der langen, schwarzen Bergkette im Norden der Insel zieht sich diese liebliche Oase in die unabsehbare baumlose Getraidfläche von Mesorea herab;

eine üppige, drey Viertelstunden lange und eine Viertelstunde breite Waldgegend voll Schluchten, Terrassen, Plattformen, verschlungener Wege, Laubholz und rinnender Wasser. Außer Oel-, Feigen- und Maulbeerbäumen aller Art sind Platanen, Quitten, Palmen, Cypressen, Birnen-, Apricosen- und Limonienbäume mit dichten Weinstöcken der vorzüglichste Schmuck dieser kleinen Insel der Glückseligkeit. — Was Michaud (IV, 68.) von den Vorrechten des Erzbischofs von Cypern und der Hinrichtung sämmtlicher Erzpriester des Eilandes im Jahre 1821 erzählt, ist auch nicht ganz vollständig und richtig. Ein jeweiliger Erzbischof von Cypern genießt vier Privilegien: er ist keinem der vier Patriarchen des Orients unterthan, sondern αὐτοκέφαλος und heißt Ἐπίσκοπος πάσης Κύπρου; er trägt beym Hochamte den kaiserlichen Purpur und als Bischofsstab das alte byzantinische Reichsscepter mit der Weltkugel, und darf in seinen Privat- und öffentlichen Briefen mit rother Dinte unterschreiben. Er ist zugleich das Haupt der griechischen Bevölkerung der Insel und hat als solches Sitz und Stimme in allen Divan-Sitzungen des türkischen Statthalters, in der Art, daß keine Verordnung desselben Gesetzeskraft hat, wenn der Erzbischof nicht sein amtliches Siegel beygesetzt hat. Zu allen Steuerumlagen ist seine Einwilligung gesetzlich erforderlich, aber selten oder niemals ohne Lebensgefahr zu verweigern. Er haftet mit seinem Kopfe für Ruhe und Gehorsam der Insulaner seines Glaubens. Im ersten Jahre des griechischen Aufstandes fürchtete die Pforte für die Sicherheit des Eilandes und schickte an Kutschuk Mehmet, damaligen Statthalter, den geheimen Befehl, an einem bestimmten Tage den Erzbischof mit seinen drey Suffraganen von Kerynias, Larnaca und Baffo, und alle griechischen Primaten zu verhaften und hinzurichten. Viele sahen das Ungewitter schon lange voraus und flohen; auch der Erzbischof wurde häufig sogar von freundlichen Türken gewarnt, auf seine Sicherheit zu denken, und ein Aga von Nicosia erbot sich sogar, ihn als Frauenzimmer verkleidet mit seinem eigenen Harem aus der Stadt zu bringen. Er beachtete aber keine dieser Warnungen, oder wiederholte vielmehr immer, man werde einen andern Erzbischof ernennen, wenn er die Flucht ergreife, er wolle als Erzbischof von Cypern leben und sterben. Und überdieß hatte ihm der Statthalter eidlich angelobt, er werde niemals sein Blut vergießen. Was von den Primaten nicht entflohen, ward an einem Tage erschlagen, und die vier Oberpriester in einem Zimmer des Regierungs-Palastes in Gewahrsam gebracht. Auf dem Weg zum Richtplatze ermahnte ein türkischer Aga den Erzbischof, Mohammedaner zu werden, weil er nur so sein Leben retten könne. Ein Blick der Verachtung war die ganze Antwort. Die Execution geschah nicht im Hofraum des Palastes, wie Michaud sagt, sondern außerhalb unter der großen Platane; auch wurden die vier Schlachtopfer nicht alle erdrosselt; die Cavassen schnitten den drey Bischöfen mit ihren langen Messern die Köpfe ab, wobey der von Cerynias als ein fetter und kurzhalsiger Mann nach Angabe von Augenzeugen eine gräßliche Metzeley ertragen mußte; der Erzbischof, dessen Blut dem Schwure gemäß nicht fließen durfte, wurde an einen Ast der Platane hingehängt; er segnete vorher den Strick kirchlich ein und überließ sich dann ruhig dem Nachrichter. In der nämlichen Stunde noch wurden die Nachfolger der vier hingerichteten Oberpriester ernannt und in die ausgeplünderten Wohnungen eingeführt, so daß die christliche Gemeinde der Insel nicht einen Augenblick ohne kapitulationsmäßige geistliche Obrigkeit blieb. —

◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇

Proceedings of the zoological Society of London. Part. I. 1833. London. 1834. 148 p.

Unter den vielen und thätigen gelehrten Gesellschaften, welche sich in England die Pflege der Naturwissenschaften angelegen seyn lassen, nimmt die zoologische Gesellschaft, nächst der geologischen, unstreitig den ersten Platz ein. Man kann sich einen Begriff von der außerordentlichen Ausdehnung und der wirklich großartigen Thätigkeit dieser lediglich von Privatpersonen gegründeten Gesellschaft machen, wenn man weiß, daß sie nach zwey Jahren ihres Bestehens (1828) eine jährliche Einnahme von 12000 Pfund Sterling (12,358 Pfund im Jahre 1828) hatte, welche ganz auf die Menagerie und die Sammlung verwendet wurden. Wenn man den Pflanzengarten in Paris ausnimmt, so dürfte vielleicht im ganzen übrigen Europa

auf alle öffentlichen zoologischen Museen zusammengerechnet keine solche Summe verwendet werden. Im April 1826 wurde die Gesellschaft gestiftet; es wurden Ländereyen angekauft, um eine große Menagerie lebender Thiere anzulegen, und Gebäude, um die Sammlungen aufzustellen; im Januar 1829 zählte die Menagerie 430 lebende Säugethiere und Vögel, das Museum 600 Arten Säugethiere, an 4000 Vögel, 30,000 Insekten u. s. w. Große Schenkungen an Naturprodukten und Geldbeyträgen kommen von den mehr als 1000 Mitgliedern der Gesellschaft in London; die korrespondirenden Mitglieder, auf englischen Schiffen und Kolonien in allen Welttheilen und Meeren verbreitet, sendeten die seltensten Thiere ein, von denen viele noch nicht auf den Kontinent von Europa gekommen waren; die dadurch entstandene Menagerie zog einheimische und fremde Zuschauer an, welche gegen einen geringen Eintrittspreis zugelassen wurden, wodurch in einem Jahre an 3000 Pfund Sterling eingiengen; es wurden Tauschverbindungen mit den bedeutendsten Museen in Europa eingeleitet; die umgekommenen Thiere wurden zergliedert, die Skelette und Bälge aufgestellt; in einer wöchentlichen Sitzung vereinigten sich die Mitglieder zu den wissenschaftlichen Vorträgen und Mittheilungen; endlich beschloß man eine Uebersicht dieser Verhandlungen zu geben und hieraus giengen die Proceedings of the Committee of Science and correspondence of the zoological Society of London hervor, wovon zwey Bände erschienen sind; der erste giebt eine Uebersicht der Arbeiten von 1830 bis 1831, der zweyte von 1832. An die Stelle dieser Sammlung von Protokollen, womit eine eigene zu dem Zweck gewählte Commission beauftragt war, sind nun diese Proceedings of the zoological Society getreten, welche eine ganz in gleicher Einrichtung und in gleichem Sinne redigirte Fortsetzung jener früheren bilden. Bis jetzt ist uns nur der erste, 1834 erschienene Jahrgang zugekommen, welcher die Protokolle der Satzungen vom 8. Januar 1833 bis zum 24. December desselben Jahres enthält; die Fortsetzung für 1834 ist wahrscheinlich noch nicht erschienen, da wir solche auf wiederholte Bestellung nicht erhalten konnten.

Die Gesellschaft versammelt sich jeden zweyten und vierten Dienstag im Monat; der Vorsitz wechselt in jeder Sitzung. Die Berichte sind sehr zweckmäßig abgefaßt, kurz und gedrängt; es scheint, daß jeder Vortragende einen Auszug aus seiner Mittheilung schriftlich abgiebt, was sehr zweckmäßig ist; von den neuen Thieren werden ganz gleichmäßig abgefaßte Diagnosen in lateinischer Sprache gegeben. Auf diese Weise ist es möglich, in wenig Raum eine große Menge interessanter Thatsachen zusammenzudrängen und es können diese Berichte als wahre Muster gelten. Die wichtigeren und ausführlicheren Arbeiten, aus denen hier bloß die Hauptresultate mitgetheilt werden, und die theils zoologischen, theils vergleichend anatomischen Inhalts sind, werden mit den nöthigen Kupfertafeln in die besonderen: Transactions of the zoological Society aufgenommen, wovon im vorigen Jahre der erste Band in zwey Abtheilungen, der zweyte in diesem Jahre erschienen ist; wie fast bey allen englischen Werken der Art, ist auch hier die Ausstattung prachtvoll; die Kupfer sind aber so naturgetreu als künstlerisch vollendet, und die Illumination ist viel sorgfältiger, als man sonst bey englischen naturhistorischen Werken zu sehen gewohnt war.

Die Mittheilungen in diesem Bändchen sind natürlich von ungleichem Werthe, die wichtigsten sind von folgenden Mitgliedern: Owen, Martin, Yarrell, Grant, und von diesen vorzüglich zootomische; mehr zoologische von: S. T. Bennet (außer welchem noch zwey andere Bennet aufgeführt sind), Broderip, Gould, Gray, Ogilley, Sowerley, Telfair, Thompson und Vigors. Zu den interessantesten und gründlichsten vergleichend anatomischen Arbeiten gehören immer die von R. Owen, so namentlich über die Brustdrüsen des Schnabelthieres, über die merkwürdige zusammengesetzte Magenbildung der Semnopithecus, der Bau von Terebratula und Orcicula etc. Ein Theil dieser Beobachtungen sind weitläuftiger im ersten Bande der Transactions beschrieben und mit vortrefflichen Abbildungen begleitet.

R. W.

Rapport sur les besoins du Muséum d'histoire naturelle pour l'année 1835, et sur la Bibliotheque royale, présenté au Ministre de l'instruction publique. Paris de l'Imprimerie royale. 1834. 64 S. 4.

Die beyden Berichte, welche von dem Museum der Naturgeschichte und von der königlichen Bibliothek

verfaßt sind und die Bedürfnisse dieser zwey Institute für das Jahr 1835 darlegen, sind wohl für alle Leser, denen das Gedeihen der Wissenschaften am Herzen liegt, zumal aber denen, die mit diesen großartigen Anstalten unmittelbar bekannt geworden sind, von Interesse, und es werden daher einige Notizen daraus hier eine schickliche Stelle finden.

Die Anfertigung des Etats für das Museum ist von Cordier, Geoffroy St. Hilaire und A. de Jussieu ausgegangen, und alle hieher gehörigen Sammlungen sind, um die jährlich anwachsenden Bedürfnisse decken zu können, mit ansehnlichen Erhöhungen bedacht. Die Säugethiere, welche jetzt 6 Säle füllen, und die Vögel, die in 60 Glasschränken stehen, unter welchen 3 allein 1497 Vögel enthalten, sind mit einer Erhöhung von 2400 Fr. für die materiellen Bedürfnisse, mit 1800 Fr. zur Vermehrung des Arbeitspersonals, und mit einem außerordentlichen Zuschuß von 1600 Fr. beantragt. Für die Menagerie, einen der schönsten und lehrreichsten Bestandtheile des Museums, ist eine Erhöhung von 4000 Fr. vorgeschlagen. Eine andere für Reptilien, die jetzt 1180 Arten in 2950 Individuen, so wie für die Fische, die 4700 Arten in 18,400 Individuen zählen, ist auf 1500 Fr. für das Material und 1000 Fr. für einen neuen Gehülfen angesetzt. Für die Insekten und Crustazeen wird eine Vermehrung des Fonds um 2500 Fr., für die Mollusken und Zoophyten um 1600 Fr., und für die anatomische Sammlung um 1000 Fr., so wie noch für letztere Anstalt ein außerordentlicher Zuschuß von 4000 Fr. verlangt.

Der botanische Garten nimmt eine Erhöhung von 10,200 Fr. für das Materiale, und 5000 Fr. für das Personal, so wie 3000 Fr. für das Herbarium in Anspruch. Letzteres ist allein im vorigen Jahre mit 16000 Arten bereichert worden.

Die geognostische Sammlung bedarf eines Zuschusses von 3500 Fr.; die mineralogische, welche am 1. November 1833 an numerirten und einregistrirten Exemplaren 7286 Stück zählte, erfordert 3000 Fr. für das chemische Institut; insbesondere aber zur Anlegung einer Sammlung chemischer Produkte, wird eine Erhöhung von 8500 Fr. nachgesucht.

Die Bibliothek, welche dem Museum zukommt und allein für dessen litterarische Bedürfnisse zu sorgen hat, ist zwar durch den Ankauf von Cuviers Bibliothek ansehnlich bereichert worden, doch kann sie den nothwendigen Anforderungen, bey dem immer mehr anwachsenden Umfange der naturwissenschaftlichen Litteratur, nicht mehr genügen, und bedarf daher einer Erhöhung von 3400 Fr., so wie außerdem für einen neuen Diener 1000 Fr.; für die Anfertigung von Zeichnungen wird eine Fondserhöhung von 2000 Fr. beantragt.

Folgende Tabelle giebt eine Uebersicht über die Etatsbestimmungen des Museums:

	Etat von 1834.	Beantragter Etat für 1835.
Gehalt von 13 Professoren à 5000 Fr. . .	65,000 Fr.	65,000 Fr.
Gehalt des übrigen Personals	124,000 „	139,000 „
Gratificationen . . .	3,000 „	3,000 „
Unterhalt von 8 Reisenden in Indien u. Persien rc.	25,000 „	25,000 „
Gallerien (Kosten für Anschaffungen bey den vorhin genannten Sammlungen)	44,000 „	75,000 „
Garten (Taglohn, Kosten für die Häuser, Geräthschaften, Sämereyen, frische Pflanzen rc.) .	27,000 „	33,200 „
Menagerie	43,000 „	47,000 „
Ateliers u. Unterhaltung	24,000 „	24,000 „
Holz zum Heizen der Glashäuser, Gallerien rc.	8,600 „	12,600 „
Im Ganzen:	364,000 Fr.	425,000 Fr.

Der zweyte Bericht, den Etat der königlichen Bibliothek betreffend, ist von Letronne, dem Direktor derselben gefertigt. Sie steht an Reichhaltigkeit dem Museum nicht nach, und gehört nebst jenem zu den wichtigsten Nationalschätzen, die Frankreich aufzuweisen hat.

Trotz der großen Summe von 239,000 Fr., die der Bibliothek bereits als jährlicher Fonds zugemessen war, hält sie doch, um allen literarischen Anforderungen genügen zu können, eine Vermehrung ihres Einkommens um 30,000 Fr. für nothwendig, und stellt daher den Antrag: ihren Etat für das Jahr 1835 auf 269,000 Fr. zu fixiren.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. November.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adjecit **Christianus Walz**, Professor Tubingensis. Stuttgartiae et Tubingae sumtibus I. G. Cottae, Londini apud Black, Young et Young, Tavistock Street. Lutetiae apud Firmin Didot. MDCCC XXXII — IV. Vol. I. XII. 658. Vol. III. IV. 748. Vol. IV. X. 846. Vol. V. IV. 620. Vol. VI. XVI. 644. Vol. VII. pars I. VI. 696. pars II. 697 — 1352.

Deutschem Eifer und deutschem Fleiße verdanken wir in neuerer Zeit sämmtliche großartige Erscheinungen im Gebiete der Literatur zur Kunde und Aufhellung des Alterthums; mit seltener Aufopferung, wie sie nur Liebe zum Studium verleihen kann, hatte bereits im vorigen Jahrhunderte J. J. Reiske eine Sammlung der attischen Redner in einer früher nicht geahnten Gestalt geliefert, in unsern Tagen hat diese J. Bekker mit den vorzüglichsten Hülfsmitteln der Bibliotheken Europas aufs reichlichste ausgestattet, Aug. Böckh durch Mitwirkung der preußischen Akademie der Wissenschaften, welche zugleich die Bearbeitung des Aristoteles dem J. Bekker und Chr. A. Brandis übertragen, die griechischen Inschriften gesammelt und erläutert, G. B. Niebuhr die neue Ausgabe der Byzantiner begonnen, die nach dessen Ableben der preußischen Academie neues Leben verdankt, Fr. Lindemann, unterstützt von dem königl. sächsischen und preußischen Ministerium, durch die Bearbeitung der sämmtlichen lateinischen Grammatiker einem längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen. Diesen großartigen Erscheinungen stellen wir das Erscheinen der griechischen Rhetoren durch Prof. Walz zur Seite, welche nicht nur unsere Kenntniß durch vieles Neue erweitern, sondern noch mehr schon Bekanntes von anderer wenig oder gar nicht beachteter Seite erklären und deren Herausgabe um so wünschenswerther ist, als die bis jetzt erschienenen Bände zur Genüge zeigen, daß das Meiste noch nie, Anderes aber seit 1509 nicht wieder durch den Druck verbreitet worden ist.

Kein Studium erfreute sich im Alterthume größerer Aufnahme und Pflege, als die Beredtsamkeit, sie war das unentbehrliche Mittel, sich im Staate geltend zu machen und frühe schon, nach Beendigung der Perserkriege, erscheint das Bestreben, nicht mehr nur dem innern Drange und Gefühle zu folgen, sondern der menschlichen Natur die Gesetze abzulauern, wodurch man vermögend wird, die Zuhörer anzuziehen, zu fesseln und nach Belieben zu lenken. Während man in Griechenland hiebey stets den Gegenstand und die Sache verfolgte, hatte die sicilische Schule — Gorgias an der Spitze — durch besondern Schmuck und Prunk imponirt und war durch äußern Glanz, da sie der Form den Inhalt zum Opfer brachte, allgemein beliebt; sie gefiel sich in zierlichen, genau und schroff gegenüberstehenden Antithesen, wie wir sie, doch schon in weit mäßigern Gebrauche bey Isokrates lesen; noch besitzen wir ein nicht unbedeutendes Bruchstück einer Leichenrede des Gorgias, auch von spätern nachgeahmt, das einzige, was von ihm unbezweifelt ächt ist — wir verdanken es nur der Sammlung unserer Rhetoren Vol.

V. pag. 548. vgl. Artium script. p. 78. — Diese dem Redner leichte und bequeme, dem Zuhörer angenehme Art der Darstellung hat auch für uns den Vorzug großer Verständlichkeit; was nicht genau sich gegenüber entspricht, ist entstellt und da man den Gedanken kennt, ist es gewöhnlich nicht schwer, die richtige Form zu finden, wie in dem erwähnten Fragmente des Gorgias in den Worten: οὗτοι γὰρ ἐκέκτηντο ἔνθεον μὲν ἀρετὴν: ἀνθρώπινον δὲ τὸ θνητόν, πολλὰ μὲν δὴ τὸ παρὸν ἐπιεικὲς τοῦ αὐθάδους δικαίου προκρίνοντες, πολλὰ δὲ νόμου ἀκριβείας λόγων ὀρθότητα. Aufmerksam gemacht auf das eigene dieser Sprache wird man in dem ungeeigneten Participium παρὸν, das dem αὐθάδους entgegengesetzte Adjectiv πρᾶον nicht verkennen.

Die theoretische Behandlung wurde mit Eifer und Erfolg betrieben; weniges nur wissen wir von den ältesten Zeiten aus Plato; am willkommensten würde uns Isokrates Theorie seyn; ein Mann, der so großen Einfluß auf seine jüngern Zeitgenossen übte, daß aus seiner Schule alle bedeutenden Redner und Geschichtschreiber der folgenden Periode, nach Cicero's Sprache, wie die Griechen aus dem trojanischen Pferde, traten, muß in seiner Belehrung — war er auch sonst noch so beschränkt — fruchtbar gewesen seyn; sonst wäre ihm diese Anerkennung nicht allgemein zu Theil geworden. Unsern Rhetoren war dessen τέχνη nicht unbekannt, ein bedeutendes Bruchstück (Ref. hat zuerst darauf aufmerksam gemacht) lesen wir Vol. V. p. 469. Wir, die wir dieser entbehren, sind genöthigt, die vielen in seinen Reden zerstreuten, nicht unbedeutenden Aussagen über die Behandlung der Rhetorik zu sammeln und durch deren Zusammenstellung manches noch nicht Bemerkte zur Erinnerung zu bringen.

Im Allgemeinen war das Glück uns günstig, daß wenigstens eine Schrift, welche dem Charakter der frühern treu geblieben ist und uns ein wahres Bild dessen, was jene Zeit erdacht hat, liefert, gerettet worden, die unter den Werken des Aristoteles befindliche sogenannte Rhetorica ad Alexandrum, nach allen Kennzeichen von Anaximenes.

Eine neue Periode beginnt mit Aristoteles; das eigene der Behandlung, die Anknüpfung der Rhetorik an Philosophie, das Zurückbringen der Beweisführung auf Principien, die Topik des Schlusses, die Nachweisung der Paralogismen, alles dieß zeigt den Unterschied von seinen Vorgängern, der auch offen genug angekündigt und ausgesprochen ist, den höhern Werth der Schrift für Erkenntniß der Rhetorik, aber auch das Ungenügende für die wirklich angehenden Redner; das möchte überhaupt der größte Unterschied von den frühern Technikern seyn, daß Aristoteles die Rhetorik als solche vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtete, die andern, sämmtlich selbst Redner, nur für den angehenden praktischen Redner und dessen wesentliche Bedürfnisse sorgten, daher selten die Sache für sich behandelten und zur Höhe der Philosophie erhoben. Kein Wunder also, wenn spätere, oft selbst Peripatetiker, vielfach zu dem praktischen Verfahren der frühern zurückkehrten und dieses in sich aufnahmen; überdieß hatte die Auffindung der στάσεις in der gerichtlichen Rede der Rhetorik eine neue, vordem kaum geahnte Richtung gegeben, die durch strenge Behandlung und Aufstellung der Topik sowohl die Erkenntniß des Gegenstandes förderte, als auch dem Redner selbst völlig genügte; um diese wendet sich fast alle Thätigkeit der folgenden Zeit.

Unsere Sammlung hat, außerdem daß viele bedeutende Fragmente in ihr allein enthalten sind, den großen Werth, daß alles Technische, was die Alten darüber gedacht und aufgefunden haben, hier niedergelegt ist; daraus sieht man recht deutlich, daß die rhetorischen Werke des Alterthums selbst von den spätern mit ganz andern Sinn und Geiste betrachtet worden, als von uns, die wir staunen und bewundern, wo wir prüfen und erkennen sollen; sie waren weit entfernt, alles zu glauben, was der Redner sagte, selbst historische Fragen wurden auf das Gebiet der Rhetorik ge-

zogen, um ihre Lösung zu finden; ich erwähne aus der Rede für den Ctesiphon die Abschickung der atheniensischen Gesandten an die Griechen, um gegen Philippus zum Kampfe aufzumuntern, als bald hernach die Athenienser, vorzüglich auf Demosthenes Betrieb, obwohl er es auf das Entschiedenste von sich weiset, Friedensunterhandlungen mit dem Könige Philippus eingiengen; der Redner läugnet jene Absendung an die Griechen, was in neuester Zeit von Winiewsky pag. 74. seq. zuerst betrachtet worden, unglücklich, weil man sich von dem Gedanken nicht trennen konnte, Demosthenes müsse als Demosthenes im Einzelnen, wie im Ganzen, die Wahrheit auf seiner Seite haben und dieser Chimäre zu lieb alle historische Ueberlieferung übersieht — nicht so die Alten, die doch gewiß ihren Demosthenes nicht zu wenig achteten; Hermogenes sagt geradezu, der Redner habe absichtlich, selbst mit Wissen seiner Zuhörer Falsches gesprochen und das Wahre geläugnet, pag. 423.

Πότε ῥήτωρ ψεύσεται συνειδότων τῶν ἀκροατῶν ὅτι ψεύδεται; ὅταν τὸ ψεῦδος συμφέρῃ τοῖς ἀκούουσι· διὰ γὰρ τὸ οἰκεῖον λυσιτελὲς οὐκ ἐλέγχουσι τὸν ῥήτορα· οὕτω Δημοσθένης ἐψεύσατο ἐν τῷ περὶ τοῦ στεφάνου· Αἰσχίνου γὰρ λέγοντος ὅτι οἱ Ἀθηναῖοι ὑπὸ τὸν αὐτὸν καιρὸν, πρέσβεις πρὸς Φίλιππον ἔπεμψαν περὶ εἰρήνης καὶ πρὸς τοὺς συμμάχους περὶ συμμαχίας κατὰ Φιλίππου, καὶ τοῦτο πεποιηκότων Ἀθηναίων, φησὶν ὅτι καὶ διαβάλλει τὰ μέγιστα τὴν πόλιν ἐν οἷς ψεύδεται· εἰ γὰρ ὑμεῖς ἅμα τοὺς μὲν ἄλλους ἕλληνας εἰς πόλεμον παρεκαλεῖτε, αὐτοὶ δὲ περὶ εἰρήνης πρὸς Φίλιππον πρέσβεις ἐπέμπετε, Εὐρυβάτου πρᾶγμα, οὐ πόλεως ἔργον, οὐδὲ χρηστῶν ἀνθρώπων διεπράττεσθε. Solches von dem ersten Redner des Alterthums auszusagen, hat noch kein Kritiker unserer Tage gewagt! Doch hat Hermogenes Unrecht, ein besonderes Kapitel zu Lügen einzuräumen; in dem betreffenden Falle wird das Herbe und Unangenehme einigermaßen gemildert, wenn man bedenkt, daß die vom Redner erwähnte Thatsache bereits vor sechzehn Jahren sich ereignet hatte, also nur wenige der Zuhörer mit der kaum beachteten und längst vergessenen Sache vertraut waren und man damals nicht über Alles diplomatische Genauigkeit einholen konnte; überhaupt ist chronologische Geschichte in diesen Untersuchungen ein Mittel, welches uns weit über den Standpunkt eines Hermogenes und seiner Zeitgenossen erheben kann, so viel wir auch im Rhetorischen noch von ihnen zu lernen haben; letzteres können wir jetzt ohne Schwierigkeit erkennen und dadurch uns ihnen gleich stellen, ersteres wird, da die Alten historische und antiquarische Untersuchungen in zusammenhängender Folge selten geübt haben, und bey der großen Masse des Vorhandenen weniger die Nothwendigkeit fühlten, wir aber gerade durch die vielen Lücken und die Mängel zur Forschung aufgefordert und genöthigt werden, immer unser eigenes Verdienst bleiben.

Der erste Band dieser Sammlung enthält die Progymnasmata, vom Herausgeber mit Recht zu Anfang gestellt; sie sind die Einleitung und Vorschule zur eigentlichen Rhetorik; schon vor Cicero geschieht ihrer Erwähnung, man übte nach bestimmten gegebenen Vorschriften und Regeln in einfachen Erzählungen, Schilderungen von Charakteren, gab einem Gedanken vielfache Wendungen im Ausdrucke und Stellung und bildete durch methodische Behandlung leichter Themate unmerklich den Uebergang zur wirklichen Rhetorik. Wir finden hier die Progymnasmata des Hermogenes p. 1 bis 54, des Aphthonius p. 55 — 136, des Theon p. 137 bis 262; den übrigen Inhalt bilden praktische Uebungen, nach jener Theorie von Nicolaus, Nikephorus, Adrianus, Severus, Georgius Pachymeres p. 263 bis 648. Ueber die Bearbeitung dieses ersten Bandes hat sich manche Stimme vernehmen lassen und wir halten es deßwegen nicht nöthig, davon zu sprechen; dagegen hat die bedeutendste dieser Schriften, Theon, unerwartet einen neuen Bearbeiter an einem Freunde des Herausgebers Hrn. Dr. Finkh gefunden, die ihrer Vorzüge wegen nicht übergangen werden darf:

Theonis sophistae Progymnasmata. Typis re-

petenda curavit, adnotationes selectas Joachimi Camerarii, Johannis Schefferi, Christiani Walzii editas, Johannis Henrici Lederlini ineditas, scholia graeca et indices necessarios addidit Christoph. Eberhardus Finckh, phil. Dr., AA. LL. M. Stuttgartiae, sumtibus C. G. Löfflundii. MDCCCXXXIV. XXII. 182.

Theon, σοφιστής, anderswo πλατωνικός, richtiger τεχνογράφος genannt, gehört noch jener Zeit an, wo man das Trockene abstrakter Regeln durch Anwendung und Nachweisung an den Werken der Alten, lebendig und fruchtbar zu machen verstand; er ist der lehrreichste Schriftsteller dieser Gattung, hätten wir ihn vollständig, gerne würden wir dafür die übrige Masse des ersten Bandes, die von geringen und untergeordnetem Werthe ist, geben; der dritte Theil des Ganzen fehlt, wie die Einleitung, welche den Inhalt, Zweck und Nutzen des Buches darlegt, zeigt; aber noch der Verfasser der Scholien zu den Reden des Aristides p. 437 Dind. hatte das Werk vollständig, er führt aus dem Schlusse eine nicht unbedeutende Stelle an. Eine Erwähnung des Theon in den Scholien zu Hermogenes Vol. VI. p. 456, bezüglich auf die Eintheilung der Rhetorik in vier Genera (vergl. τεχνῶν συναγωγή pag. 185) hat gewiß nicht in den Progymnasmata ihre Stelle gefunden.

In dem Vorhandenen ist große Umstellung der Artikel und Unordnung, die Hr. Dr. Finckh zuerst richtig bemerkt und nachgewiesen hat. Wir lesen nämlich am Schluße des Kapitels περὶ μύθου §. 24. p. 43. οἱ δ' αὐτοὶ τόποι χρήσιμοι καὶ πρὸς τὴν τῶν διηγημάτων ἀνασκευήν τε καὶ κατασκευὴν und werden dadurch schon im Voraus auf die Ausführung dieser unter dem Artikel διήγημα hingewiesen; unmittelbar folgt das Kapitel περὶ διηγήματος, welches p. 71 mit den Worten endet: καὶ περὶ μὲν τῶν τρόπων τῆς γυμνασίας τοσαῦτα, wodurch nicht der völlige Schluß, sondern nur die Fortsetzung angekündigt wird, welche mit deutlicher Beziehung auf erstere Stelle p. 89 folgt: περὶ δὲ ἀνασκευῆς καὶ κατασκευῆς εἴπομεν, ὅτι οἱ αὐτοὶ τόποι χρήσιμοι οἵπερ καὶ πρὸς τοὺς μύθους. indessen ist die ganze Abhandlung der χρεία pag. 71 — 89 zwischen jenes μὲν und δὲ geschlüpft und hat den letzteren Theil, die κατασκευή und ἀνασκευή, von dem διήγημα getrennt, völlig verwaist gelassen. Solche Umstellungen sind nicht selten, wir werden eine ähnliche in den Büchern des Hermogenes nachweisen.

So wie Hr. Finckh zuerst diese Versetzung richtig bemerkt hat, so gebührt ihm überhaupt das Lob einer genauen, fleißigen und sorgfältigen Bearbeitung dieser angenehmen und lehrreichen Schrift. Versehen mit dem kritischen und exegetischen Apparate des J. H. Lederlin, ehmaligen Professor in Straßburg, der eine Ausgabe des Theon beabsichtigte und größere Kenntniß der rhetorischen Werke besaß, als man seiner Zeit zutrauen sollte, hat er durch besondere Berücksichtigung der Sprache viele Stellen hergestellt oder gesichert; große, manchmal selbst ängstliche Behutsamkeit hat ihn von jedem übereilten Urtheile fern gehalten; eine schöne Verbesserung ist p. 123: λευκόπτεροι nach Herodot statt des unhaltbaren λευκότεραι; eben so ist p. 127, wo die vollständige Topik der Thesis gegeben und dann durch ein praktisches Beyspiel die Anwendung gezeigt ist, richtig bemerkt, daß dort wie die Ausführung lehrt, die Worte καὶ ἐκ τοῦ ὅλου ausgefallen; umgekehrt fehlt in der Ausführung p. 131 §. 24, zu Anfang, was den p. 127 angegebenen Worten der Topik entspricht, εἰ γὰρ τὸ ἐναντίον οὐ πρακτέον, τοῦτο πρακτέον. Theon ist in dieser ganzen Ausführung zu consequent und giebt jedem oben aufgestellten Satze die Anwendung, als daß man diesen Fall von ihm übergangen annehmen könnte. Was Ref. einst vermuthete, in den Worten 1, 18. εὕροις δ' ἂν καὶ παρὰ Ἰσοκράτει ἐν τῷ πανηγυρικῷ τὰ ἐν Λυσίου ἐπιταφίῳ καὶ τῷ Ὀλυμπικῷ. sey nicht Lysias, sondern Gorgias vielberühmte Rede, der auch sonst das Vorbild des Isokrates gewesen, zu verstehen, wird außer dem Unangenehmen der Stellung auch dadurch entkräftet, daß wir jetzt aus Hermogenes pag. 395 Ὀλυμπικοὶ λόγοι des Lysias kennen lernen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. November.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores etc.

(Fortsetzung.)

Nur eine Stelle bleibt im Theon noch immer unverständlich, 2, 21. Worte des Epicurus, getadelt wegen ihres reichlichen und metrischen Rythmus: λέγε δή μοι Πολύαινε συναπέρι μὲν μεγάλη χαρὰ γένηται. wäre nicht die Stellung des Pronomen zu gesucht und unhaltbar, den jonischen Rythmus mit jambischen Ausgange würde die Aenderung σύ, ἵνα περί με μεγάλη darbieten.

Die übrigen Bände III — VII umfassen Hermogenes und dessen Commentatoren in ungleicher Bearbeitung, doch durchgehends bleibt dem Herausgeber das Lob, bey schon bekannten durch Vergleichung wichtiger Manuscripte eine Menge Lücken ergänzt und die Herstellung erleichtert zu haben, in fast jeder Beziehung vollkommen genügend ist der letzt erschienene dritte Band, Hermogenes; die zahllosen Stellen aus attischen Rednern sind mit höchst lobenswerthem Fleiße nachgewiesen, und schon dadurch allein ist das meiste zum Verständniß des Rhetor beygetragen; denn die immer wenigen Worte aus irgend einer Rede wollen im Zusammenhange erkannt und geprüft werden. Die kritischen Hülfsmittel bilden eine Münchner Handschrift des XIII., eine Wiener des XV. Jahrhunderts, nebst den Ausgaben des Aldus und Fr. Portus; mit der ältesten Pariser des X. Jahrhunderts, sind nur die stases p. 1 — 64 vollständig verglichen, zu den folgenden Büchern hat der Herausgeber, weil die bedeutenden Abweichungen am Rande stehen, diese allein ausgehoben. **) Von andern Handschriften sind einzelne Proben geliefert. Nach diesen hat der Text eine bedeutende Umgestaltung erlitten; Fr. Portus war ein kenntnißvoller Herausgeber, aber er hatte wie Küster zu Suidas, alle von Hermogenes angeführte Stellen aus den Schriften der Alten nach den damals gangbaren Ausgaben dieser geändert, und dadurch, untauglich zu kritischem Gebrauche, schon den ehrlichen Reiske genöthigt, seine Zuflucht zu der Editio princeps des Aldus zu nehmen.

Wir durchgehen die einzelnen Schriften des Hermogenes und erwähnen bey jeder zur bessern Uebersicht die dazu gehörigen Scholien. Hermogenes, unter der Regierung des Kaisers Marcus Aurelius, hatte das Glück, Exegeten zu finden, die ihm an Kenntniß und Verstand weit überlegen waren, und wir tragen kein Bedenken zu gestehen, daß in diesen oft wichtigere Aufschlüsse, als im Texte zu finden seyen. Was ihm

*) Weniges ist entgangen z. B. pag. 152. Demosth. Chers. p. 95. cf. V. 424. p. 238. Demosth. pag. 52. p. 331. 14. Demosth. p. 297. pag. 449, 11. Isocrat. Plataicos Anfang.

**) Zu bedauern ist, daß die vollständige Collation dieses Pariser Codex fehlt; diese Bücher haben auch für die Kritik der Redner einen nicht geahnten Werth; weil sie das gangbare Lehrbuch Jahrhunderte bildeten, finden wir an Demosthenes Stellen nicht selten die nämlichen Abweichungen, welche die verschiedenen Recensionen des Redners bieten und wünschenswerth wäre es, überall zu wissen, was die älteste vorhandene Quelle des Textes von Hermogenes enthält.

hervorragendes Uebergewicht vor andern gegeben, ist, da wir die Schriften seiner Vorgänger nicht kennen, nicht genau zu bestimmen; die Theorie war vorhanden, alle verfolgten dieselbe Bahn, die Abweichung und Verschiedenheit war unbedeutend, ähnlich den Compendien der Logik oder Mathematik; die Erklärer erwähnen besonders Minucianus, gegen dessen Bearbeitung Hermogenes an vielen Orten ohne ihn zu nennen, sich wendet, und doch war gerade dieser es nebst Apsines, welchem er nach Georg. Pletho VI, p. 583, das meiste verdankte. Was wir von ihm noch haben — er schrieb auch Erklärungen zu Demosthenes Reden, die frühe untergegangen scheinen, vergl. VI. p. 330 — umfaßt das wichtigste der Rhetorik in einzelnen Abhandlungen. Die 4 Bücher περὶ εὑρέσεων enthalten die Bearbeitung des Stoffes, die zwey Bücher περὶ ἰδεῶν, nebst der Zugabe περὶ μεθόδου δεινότητος die Darstellung durch die Sprache, elocutio; das Buch περὶ στάσεων den schwierigsten Punct der gerichtlichen Rede; sie ist die erste Schrift des Hermogenes.

I. περὶ στάσεων p. 1 — 64. bildet den Anfang, weil dieser Gegenstand, der am meisten von den Alten besprochen war, als der wichtigste galt; er gehört streng genommen zur Inventio und bildet auch hier nur einen Theil der gerichtlichen Rede, daher Hermogenes sich dort περὶ εὑρέσεων III. 4. darauf bezieht. Den status causae aufzufinden war nothwendig, weil die ganze Beweisführung, und so mit das Gelingen des Processes davon abhängig war. Da die vorkommenden Fälle unter sich unendlich verschieden sind und sich dafür nicht geradezu allgemeine Regeln aufstellen ließen, wie für Exordium, Narratio, Epilogus, so schied und sonderte man zuerst alle möglichen controversen Gegenstände gerichtlicher Art in bestimmte Gattungen, betrachtete diese einzeln und erfand zu ihrer Bearbeitung die nöthigen Hülfsquellen, die Topik, durch deren Anwendung der Redner jede ihm übertragene Streitsache leicht behandeln und alles was dafür und dagegen zu sprechen war, erkennen konnte. Wir wählen zur klarer Anschauung ein allgemein bekanntes Beyspiel der römischen Beredtsamkeit.

Milo hatte den Clodius getödtet, diese Thatsache konnte nicht geläugnet werden; wenn auch zufällig von den Sclaven verübt, wie Cicero es darstellt, die Schuld fiel auf den Herrn. Brutus hatte als Uebungsstück Milos Vertheidigung allein von dem Standpuncte aus, daß Clodius Tod dem Staate vortheilhaft gewesen, versucht; Cicero hat dieses nicht übergangen, (extra causam §. 72 — 92 pars assumptiva im Gegensatze von de causa; pars absoluta); aber er fühlte das unzulängliche solcher Bemühung und suchte überdieß einen rechtlichen Anhaltspunct, von dem aus die Ueberredung leichter zu führen wäre; er fand ihn in dem Einwurfe und der Gegenrede, daß von Clodius Nachstellung gelegt, von Milo nur Nothwehr gebraucht worden wäre; das entgegengesetzte behaupteten die Clodianer, und die Frage von der die letzte Entscheidung der Richter abhängig wurde, das κρινόμενον, die judicatio, ist: uter utri insidias fecerit. Nun theilen sich alle Fälle von selbst in solche, worin die That von dem Beklagten geläugnet wird, und dann von dem Kläger zu erweisen ist (στάσις στοχαστική, an sit, constitutio conjecturalis) oder 2) zugestanden wird und die Frage ensteht, jure an injuria. (cf. pro Mil. §. 8. quid sit, quale sit, constitutio juridicialis). Dem gemäß fällt Milo's Sache in die zweyte Classe, da aber der Einwurf von Nothwehr die Frage hervorgerufen, wer von beyden Nachstellungen gelegt habe, so wird die judicatio selbst conjecturalis, στοχαστική. Hatten nun die alten eine feste und strenge Norm, die zur Durchführung aller hierher gehörigen Fälle einen methodischen Weg verfolgte, aufgefunden, so durfte der Redner den gegebenen controversen Gegenstand nur an die Topik legen, um alles seiner Sache günstige und geeignete zu erkennen. Daß dieß geschehen sey, beweist die nähere Betrachtung der vorhandenen Reden. In der Rhetorik des Verfassers an den Herennius II,

2 — 8 — anerkannt älter als Ciceros Schriften — finden wir jene Topik genau für unsern Fall vorgezeichnet und von Cicero vollkommen beachtet; das Verfahren war folgendes: Man begann von dem geringsten und steigerte allmählig, so daß durch die Zusammenstellung vieler, einzeln ungenügender Gründe der höchste Grad der Wahrscheinlichkeit, oft völlige Gewißheit dessen, was der Redner wollte, enstand:

1) probabile. Man machte die Sache wahrscheinlich:

a) ex vita. Aufzählung des bisherigen Lebenslaufes des Gegners, aus dem erwiesen wird, daß er einer solchen That, wie die in Frage stehende, nicht fremd gewesen, vielleicht schon öfter vollführt habe. Diese Lebenszeichnung fehlt bey den Römern nie, und steht fast immer am Anfange der Beweisführung, die Griechen liefern sie gewöhnlich nach.

b) ex causa. Beweis aus der Sache selbst, daß Veranlassung zur Vollführung der That gewesen, dieser Vortheil, Gewinn, dem Clienten aber Nachtheil und Schaden gebracht habe. Cicero beginnt seine Untersuchung mit dem probabile ex causa §. 32 — 35. und geht zu dem probabile ex vita über §. 36 — 43.

2) collatio. Durch ersteres wurde nur gezeigt, daß der reus die That thun konnte, was immer mit vielen andern gemein war; hier kam es darauf an, die große Schranke zu verengen und zu zeigen, daß niemanden außer ihm jener Vortheil und Gewinn zufloß, also er allein der Thäter sey. Cicero hat dieses mit ersterem, dem probabile ex causa, verknüpft, wie in der Anwendung beyde gewöhnlich nicht zu trennen sind.

3) signa. Dahin gehören folgende Puncte: locus, tempus, spatium, occasio, spes perficiendi, spes celandi.

4) argumenta. Beyde bey Cicero §. 44 — 60., einiges ist besonders hervorgehoben und lebendig vor Augen gestellt, wie tempus §. 49 — 52, locus §. 53 — 54. Selbst die technischen Ausdrücke werden am Schlusse genannt: cum res ipsa tot tam claris argumentis signisque luceat.

5) consecutio, das Benehmen des Beklagten nach der That; dieser moralische Beweis galt den Römern von besonderer Wichtigkeit und Cicero versäumt nicht §. 61 — 66, hierbey alles zu Gunsten des Milo hervorzuheben.

6) approbatio, Schluß und Summirung der ganzen mit besondern Gemeinplätzen.

Dieß ist die einfache technische Anordnung bey den Römern, in Fällen, wo der Gegner nicht zugesteht, sondern bestreitet; eine sorgfältige Vergleichung, die diesem Verfahren geeigneten Vorschriften wie wir sie in den Büchern ad Herennium lesen, mit den Reden selbst wird die Ueberzeugung geben, daß der Redner auch in dem minder bedeutenden sich an die gegebene Theorie gehalten hat; sie war von Jugend auf erlernt und durch häufigen Gebrauch so tief eingeprägt, daß man nur mit Mühe sich von der angewöhnten Methode los sagen konnte und die Erzählung, Milo habe in seiner Verbannung die zweyte (uns erhaltene) Bearbeitung der Rede mit Verwunderung gelesen und ausgerufen, er würde, hätte Cicero so gesprochen, nicht in Marseille im Exil leben, kann, wenn sie anders wahres enthält, nicht die Beweisführung gegen Clodius, Gründe und deren Anordnung, sondern höchstens die Form und lebendige Darstellung durch die Sprache betreffen.

Dieß ist eine στάσις, die στοχαστικὴ, wie die Römer sie zum praktischen Gebrauche ausgearbeitet hatten; die Griechen, die eigentlichen Urheber, wichen vielfach davon ab. Man stritt sich um die Zahl dieser στάσεις, die einen hatten zwey, andere drey, Hermagoras sieben, Minucianus dreyzehn, Hermogenes vierzehn aufgestellt, ohne dadurch die Sache selbst zu

ändern; die Zahl stieg oder sank, je nachdem man coordinirte, oder subordinirte, und die frühern, welche drey στάσεις annahmen, weichen von jenen mit 13 oder oder 14 in der Hauptsache nicht ab. Die besten historischen Aufschlüsse über diese Verschiedenheit verdanken wir Quintilian's dritten Buche, die durch unsere griechischen Rhetoren theils bestätigt, theils ergänzt und erweitert werden. Was nun Hermogenes gegeben, ist in seiner Ausdehnnug, wie seinem Ursprunge nicht dessen Erfindung, für uns aber wichtig, weil wir unbekümmert um die einzelnen Abweichungen von seinen Vorgängern, das Verfahren der Griechen im ganzen Umfange kennen lernen.

Scholien. 1, σχόλια εἰς στάσεις. Vol. IV. p. 1 — 846. Verfasser: Syrianus, Sopater, Marcellinus, von Aldus 1509 zuerst, seitdem nicht wieder bekannt gemacht, jedoch nicht die ächten Commentare dieser, sondern nur Auszüge. Hr. Prof. Walz fand in Venedig einen vollständigen Syrianus *) und Sopater; letzterer ist im V. Bande p. 1 — 211 besonders gedruckt, von Syrianus ist die vollständige Abweichung von dem Auszuge unter dem Texte gegeben; man hat daher — unbequem genug — das ächte und vollständige nur in den Noten, nicht in dem Texte zu suchen; doch ist durch diese Bekanntmachung manchem Uebelstande abgeholfen; wir lernen nämlich daraus, daß der, welcher die Compilation veranstaltete, (die übrigens schon in einer Pariser Handschrift des XII. Jahrhunderts existirt) außer vielen Abkürzungen ohne Rücksicht auf Verfasser alles untereinander geworfen, so daß z. B. p. 506 Syrianus selbst von sich folgendes spricht: διαφυλακτέον ὡς καὶ Συριανός φησιν, ἐν τοῖς τοιούτοις; es ist nämlich die ganze Erklärung von p. 305, 3. womit Syrianus schließt, bis p. 508, 16, da sie nicht im Sopater steht, vom Marcellinus. Von diesem letztern fand Hr. Prof. Walz in keiner der vielen Bibliotheken, die er untersuchte, den vollständigen Commentar. Reiske, der das Verdienst hat, zuerst diese Schriften vollständig für Demosth. benützt zu haben, hält den Marcellinus — vielleicht derselbe von dem Thucydides Leben — für der vorzüglichsten Exegeten (Appar. Demosth. II. p. 166.) multo ille mea quidem sententia elegantior atque literatior Hermogenis interpres, quam reliqui esse videntur, ein Urtheil, das wir an sich nicht bestätigen möchten, denn die Stelle, die Reiske zu jenem Ausspruche Veranlassung gegeben, ist zwar vorzüglich, aber auch ganz allein stehend, und jetzt, nachdem vieles neue von Syrianus bekannt geworden, geradezu widerlegt wird; diesem gebührt der entschiedene Vorzug, nicht nur des Alters, auf ihn beruft sich Sopater p. 317. 482. und Marcellinus, wie oben bemerkt, sondern auch der Gediegenheit und Kenntnisse, aus dem die folgenden sich bereicherten, ihm verdanken wir die vielen historischen Aufschlüsse; Marcellinus ist später als Sopater und widerlegt diesen p. 58. Zu dem zweyten Capitel des Hermogenes scheint Syrianus nichts geschrieben zu haben und von p. 207 — 295 finden wir nur in der unzuverläßigen Compilation dessen Namen; von p. 605 — 609 wird nur Marcellinus, nichts von Syrianus und Sopater erwähnt. Zu bemerken ist, daß wir an zwey Stellen p. 397. 526 Noten des Porphyrius finden, der selbst einen vollständigen Commentar zu den stases geschrieben (VII. 921) dessen auch Syrianus p. 65 erwähnt; ferner p. 463 von Epiphanius, endlich unbekanntes mit der Aufschrift ἐξ ἀνεπιγράφου p. 455. 463; dem Epitomator stand also auch anderes für uns verlornes zu Gebot. Nicht hieher gehörige spätere Zusätze sind p. 626. 795. 813.

(Fortsetzung folgt.)

*) Auch die Münchener Bibliothek (Cod. CXXIII.) enthält ein Exemplar des vollständigen Syrianus, worauf Ref. συναγωγὴ τεχνῶν pag. 186. aufmerksam gemacht hat.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. November.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores etc.

(Fortsetzung.)

Von diesem Bande hat der Herausgeber nur den Abdruck, keine Recension besorgt, daher kein Blatt, auf welchem nicht manches nothwendig und leicht zu ändern, um verständlich und lesbar zu werden; die Vorrede weist sorgfältig nach, daß die Pariser Handschrift die Quelle der vorhandenen Compilation sey, ihre Vergleichung würde sehr förderlich gewesen seyn; nur selten ist ihrer Erwähnung gethan. Häufig sind die unbemerkten Lücken, die nur der Zusammenhang der Gedanken aufdeckt, einiges läßt sich aus andern Scholien, wo das nämliche sich wiederholt, ergänzen, z. B. p. 26, 19 aus VI. 18, oder p. 27, 1 aus VI. 19. Falsche Wörter aus ungenauen Compendien entstanden, wie *τὰ δημόσια* statt *τὸν Δημοσθένην*, *Λακεδαιμονία* für *Μακεδονία*, *ὦ Θηβαῖοι* oder *ὦ θεοὶ* statt *ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι* sind nicht selten und wird jeder aufmerksame Leser von selbst herstellen; vielleicht daß der Hr. Herausgeber in einem Nachtrage der Mühe anderer zuvorkommt.

Diese Commentare haben eine interessante und lehrreiche Einleitung p. 1 — 38 mit historischen Erläuterungen über Rhetorik, die anderswo nicht erwähnt werden. Sie dem Syrianus zuzuschreiben, wie man verleitet werden könnte, verbietet der Codex Venetus (p. 30.); wahrscheinlich ist sie aus einer der vielen verloren gegangenen Schriften älterer Zeit, da Umfang, Inhalt und Ausdruck sie in die Reihe des bessern stellen, genommen; wir haben noch viele der Art, fast jeder Commentar giebt einigen Aufschluß über die Beredtsamkeit, im ganzen lästige Wiederholungen, doch im einzelnen manches neue, wodurch die Geschichte der Rhetorik bereichert wird; V. 212 — 230. 590 — 597. 605 — 610. VI. 4 — 55. VII. 1 — 51.

2) *Ἀνωνύμου σχόλια εἰς στάσεις.* Vol. VII. p. 104 — 696. Scholien, die strenge sich an die Sache halten, daher im technischen manche Abweichung und Verschiedenheit des Hermogenes von andern, besonders von Minucianus, nachweisen, viele Einwürfe ungenannter (*ἠπόρησέ τις, ἠπόρησάν τινες*) beseitigen und im ganzen eine Vertheidigung des Hermogenes und Zurechtweisung seiner Gegner beabsichtigen, ohne aus dem reichhaltigen, damals noch vorhandenen Sprachsatze des Alterthums jenes Material in ihren Kreis zu ziehen, durch welches sie uns erst recht lehrreich und anziehend würden. Nur eine nicht unbedeutende Bereicherung, aber auch die einzige in dem weitläufigen Commentare lesen wir p. 286, nähere Nachweisung über Lysias Rede *πρὸς Σμικρίνην*: *) *οὕτω καὶ Λυσίας ἐν τῷ πρὸς Σμικρίνην καὶ ἐξ ὧν ἐποίησε καὶ ἐξ ὧν οὐκ ἐποίη-*

---

*) Der Name lautet in den Handschriften an dieser Stelle außerdem noch *Σμιρίνην* und *Μικρίνην*; es ist dieselbe Rede, welche die Hypothesis zu Antiphons Tetralogie erwähnt p. 13. Bkk. *τῷ Λυσίου λόγῳ τῷ πρὸς Μικίνην.* Sopater in unserer Sammlung IV. 405. *Λυσίας ἐν τῷ πρὸς Μικρίνην*; in dem eigentlichen Commentare des Sopater V. 138 ist dieses übergangen. Aus dieser und mehreren ähnlichen Stellen wird die Vermuthung rege, daß vielleicht auch

ξεν ἀποδεικνύειν πειρᾶται· φησὶ γὰρ ὅτι τὴν νύκτα ἐκάθητο ἐν τῷ ἱερῷ τὴν ὄψιν κατακαλυψάμενος· ἔτι δὲ ἀφ' ὧν οὐκ ἐποίησε λέγων ὅτι οἱ μὲν ἄλλοι συγγενεῖς παρεγένοντο, μόνος δ' ἀπελείφθη· καὶ ἐν τούτῳ πειρᾶται δεῖξαι πεποιηκότα τὸν φόνον. Noch mag als hieher gehörig erwähnt werden, was in Planudes Compilation unseres Werkes steht Vol. V. p. 343, eine Anekdote des Thrasybulus, des Befreyers der Athenienser, dessen Antrag alsbald nach der Rückkehr des Volkes dem Redner Lysias seiner Verdienste um den Staat wegen das Bürgerrecht zu ertheilen, weil er die Form verletzte und nicht durch den Senat — den es damals noch nicht gab — an das Volk gebracht worden war — ἀπροβούλευτον ψήφισμα — abgewiesen und er selbst in eine Geldstrafe verurtheilt wurde, χρημάτων κατεδικάσθη, der im gerechten Zorne über solchen Undank ausgerufen haben soll: οὐ μὰ Δία, (χρημάτων) ἀλλὰ θανάτου· τί γὰρ τοιούτους ἔσωζον. Was sonst von Bedeutung erwähnt wird, ist, außer einigem Technischen von Belang, aus Syrianus, Sopater, (welcher p. 247 erwähnt wird) und Marcellinus hinreichend bekannt.

Oefters geschieht eines Rhetors Paulus Erwähnung, als Vorgängers wahrscheinlich Lehrers des Verfassers, daher ὁ ἡμέτερος Παῦλος, der sehr gepriesen und gelobt wird z. B. τὸ δὲ τῆς ῥητορικῆς ἄγαλμα, Παῦλος; ihm wird das richtige Verständniß von vielen allein zugeschrieben p. 235. 528. 619. 624. Daraus erkennen wir, daß die Προλεγόμενα τῶν στάσεων VII. p. 34 — 49, wo Paulus auf gleiche Art gerühmt wird, denselben Verfasser haben. Die innere Einheit und der strenge Zusammenhang des Commentars verschwindet gegen das Ende und geht in eine Zusammenstellung aus mehreren über, wir lesen den Namen Γεωργίου p. 655. 676. 690, und das Zeichen γρ. vielleicht mit derselben Bedeutung p. 650. 654. 687. Unbekanntes mit der Aufschrift ἀνεπίγραφου p. 665. εἰ ἄλλοις οὕτως p. 687. Jenes ist Georgius Diaereta, dessen Erklärungen zu den Stases der Herausgeber in Florenz fand, ohne über ihr Verhältniß zu dem Vorhandenen und Bekannten nähern Aufschluß zu ertheilen. p. 246. 655.

jenes nicht das vollständige Ganze sey, welches dem Epitomator des vierten Bandes zu Gebot gestanden habe.

Herr Prof. Walz hat das Verdienst, diesen nicht ganz unbedeutenden Commentar aufgefunden und nach zwey Pariser Handschriften des X., einer des XIV., und einer Münchner des XV. Jahrhunderts zuerst bekannt gemacht und genügend bearbeitet zu haben. Mit diesen sind passend auch die scholia minora, welche am Rande sich fanden, verbunden worden.

3. Μαξίμου τοῦ Πλανούδου σχόλια εἰς στάσεις Vol. V. 212 — 363. Hier zum erstenmal herausgegeben, aber größtentheils nur Excerpte aus obigem Werke und den kleinern, dort befindlichen Randscholien; Planudes hat nichts eigenes aus sich, sein Wissen besteht nur im Abschreiben, Verkleinern und Verkürzen des von andern geleisteten.

II. Ἑρμογένης περὶ εὑρέσεων, vier Bücher Vol. III. p. 65 — 188. an Marcus Julius, wie der Anfang des dritten Buches lehrt, behandeln nicht, was der Titel erwarten läßt, die Auffindung, sondern nur die Theile der Rede, das erste das Exordium, das zweyte die Narratio, das dritte die Argumentatio, das vierte — nicht was es soll, die Conclusio, sondern einiges über die Darstellung und den Ausdruck der Rede. Hermogenes ist weitläufig, denn er verweilt stets im einzelnen und verliert sich in diesem; zu einem vollständigen Ganzen erhebt er sich nicht, seinen Schriften fehlt die Einheit, daher manche wichtige Beyträge und einzelne Bemerkungen zur Rhetorik, die auch den Reiz der Neuheit an sich tragen, wie über die προκατασκευή, doch die Rhetorik selbst ist nicht aus ihm zu lernen. In diesem Verfahren scheint er seine Vorgänger weit hinter sich gelassen zu haben; überhaupt hat die spätere Theorie der Grie-

chen, nach dem Vorbilde philosophischer Schulen, sich in eine Fülle von Schematismen und Topik aufgelöst und dadurch oft das Verständniß der einfachsten Gegenstände erschwert; die praktischen Römer verstanden das wichtige und bedeutende hervorzuheben, und zu einem Ganzen zu verbinden. Schon der Autor ad Herennium klagt über die Weitläufigkeit der Griechen, seiner und der frühern Zeit, die gewiß noch weit von der Breite und Ausdehnung ihrer Enkel entfernt waren. Doch die Zurückführung der Regeln in ihrer Anwendung auf die alten Redner, vorzüglich Demosthenes, und sämmtlich aus diesen gezogenen Beyspiele beleben diese Bücher und machen das weitläufige vergessen; muß auch die eine oder andere Stelle sich wider Willen neuen Erfindungen fügen, an die der Redner nicht dachte, so ist dieses doch selten, und da diese Techniker so vieles Ueberlieferte aufgenommen, der alten Rhethorik selbst noch nahe gestanden, und diese weit richtiger als wir aufgefaßt haben, so haben ihre Schriftten für uns, die wir hierin wahre Anfänger sind, Unterrichtendes und Belehrendes genug, um ehe wir Tadel und Geringschätzung aussprechen, erst unsere Unkenntniß zu entfernen und nicht zu verkennen, daß der Grund zu jenen mehr in den Beurtheilenden, als dem Beurtheilten liege.

Das dritte Buch enthält eine Anordnung, die wie sie jetzt besteht, ganz willkührlich ist, jedes Verhältniß der Theile zu einander aufhebt und unmöglich in dieser Folge bestehen kann. Der προκατασκευή, Eintheilung und kurzen Angabe dessen, was die vollständige Beweisführung enthalten soll, divisio, folgt 2) περὶ βιαίου, 3) περὶ κεφαλαίων, 4) περὶ ἐπιχειρημάτων, 5) περὶ ἐνστάσεως καὶ ἀντιπαραστάσεως, 6) περὶ ἐργασίας ἐπιχειρημάτων, 7) περὶ ἐνθυμήματος. Auch nur äußerlich betrachtet sieht man, daß das ἐπιχείρημα und die ἐργασία, die Bearbeitung des Epichirema, zusammengehören und unangenehm durch die ἔνστασις und ἀντιπαράστασις getrennt seyen; aber wer wird mit dem βίαιον, einem einzelnen Theile der Confutatio, seine Argumentation beginnen? welche Theorie, ohne lächerlich zu werden, solches vorschreiben? und doch fängt Hermogenes mit den Worten an: Ἔστι καὶ τρίτον γένος λύσεως, τὸ παραδοξότατον καὶ ἰσχυρότατον καὶ νικητικώτατον ὃ καὶ βίαιον κέκληται, mit deutlicher Hinweisung, daß schon zwey andere Arten, deren eine dritte hier folgt, vorausgegangen seyen. Das βίαιον nämlich gehört zur Widerlegung des Gegners und bildet mit der ἔνστασις und ἀντιπαράστασις die gesammte Confutatio, λύσις. Diese Confusion ist zu auffallend, als daß sie den Scholien, die sie bereits vorfanden, entgehen konnte. VII. p. 743 — 745. 804 — 805. V. 392. Sie erkennen die Schwierigkeit, wundern sich und suchen nach ihrer Art, d. h. schlecht genug, sie zu rechtfertigen.

Portus hat daher eine andere Ordnung in seiner Ausgabe befolgt und das Capitel περὶ βιαίου der ἔνστασις und ἀντιπαράστασις nachgestellt. Es lehrt die Sache unwiderlegbar, daß diese Verbindung unumgänglich nothwendig sey; überall, von Aristoteles an bis zu unserm Techniker herab, besteht die λύσις aus diesen Theilen und Hermogenes deutet in der Exposition des βίαιον klar genug an, daß die ἔνστασις vorausgegangen. Ob übrigens Portus dieß aus eigener Kentniß genommen, ist zu bezweifeln, da dieselbe Folge, obschon der Herausgeber von den Handschriften des Hermogenes schweigt, nach seiner Angabe Vol. VII. 742 der Codex Venetus darbietet. Am deutlichsten aber bezeugen dieß die Auszüge aus Hermogenes von Pletho VI. 559 und Matthäus Camariota VI. 639, die stets in strenger Folge ihren Autor excerpiren, und dieselbe Ordnung mit Portus befolgen, sie also in ihren Handschriftn vorgefunden hatten. Diese Herstellung ist, wenn auch diplomatisch einigermassen begründet, so richtig die Verbindung der untrennbaren drey Theile der λύσις, doch nicht vollständig, sondern gemacht, und offnen Uebelstand zu beseitigen und die Wunde ist nur verdeckt, nicht geheilt. Es lehrt nämlich die Theorie und in diesem Falle, was

für manche noch überzeugender seyn mag, Hermogenes selbst die genaue Folge und Anordnung; das Vorwort des dritten Buches weist nach, wovon und wie gehandelt wird: τὸ τρίτον μοι σύνταγμα τουτὶ γέγονεν . . . τοῦ κορυφαίου τῆς ῥητορικῆς μέρους· ἔστι δὲ

1) ἥ τε τῶν κεφαλαίων εἰσαγωγὴ καὶ οἱ τρόποι τούτων (καὶ) δι᾽ ὅσων γίγνονται.

2) εἶτα περὶ τῶν λύσεων καὶ ἐξ ὅσων συνίστανται.

3) εἶτα ἐπιχειρημάτων καὶ τῶν τόπων, ἐξ ὧν λαμβάνονται.

4) εἶτα ἐργασιῶν αἳ καθέκαστον τῶν ἐπιχειρημάτων ἐκλαμβάνουσαι ἐργάζονται.

5) καὶ μὴν καὶ τῶν ἐπὶ τούταις ἐνθυμημάτων ἐμοὶ παρευρεθέντων.

Also wie jede andere Rhetorik und die Natur der Sache lehrte, zuerst die Confirmatio, κεφάλαια, dann die Confutatio, λύσεις als die wichtigsten Theile der Rede, denen die Lehre von den Schlüssen, dem Epichirema und Enthymema beygefügt wird. Demgemäß ist folgende Ordnung herzustellen; der προκατασκευὴ p. 99 — 104, 6 als vorläufigen Eingang schließt sich die Lehre περὶ κεφαλαίων an p. 106 — 111, 2; diesem die Capitel περὶ ἐνστάσεως καὶ ἀντιπαραστάσεως p. 120, 1 — 121, 17 und περὶ βιαίου p. 104 — 106; dann περὶ ἐπιχειρημάτων p. 111 — 119, dessen Anfangsworte auf das frühere weisen εἴτ᾽ οὖν εἰσάγοιμεν ἡμεῖς κεφάλαιον (i. e. περὶ κεφαλαίων, confirmatio) εἴτε τεθὲν λύοιμεν (i. e. περὶ λύσεως, confutatio), δεῖ ζητεῖν τὰ ἐπιχειρήματα; dann in treffender Reihe περὶ ἐργασίας ἐπιχειρημάτων, περὶ ἐνθυμήματος etc.

Scholien. 1) Ἀνωνύμου σχόλια Vol. VII. 697 — 860 von H. Prof. Walz aus denselben Handschriften, welche den Commentar zu den Stases Nr. 2. enthalten, zum erstenmale bekannt gemacht; eine Sammlung verschiedener Exegeten, welche zugleich die Bücher περὶ ἰδεῶν umfaßt, wo wir den Charakter und die Wichtigkeit dieser Scholien näher bezeichnen werden.

2) Μαξίμου τοῦ Πλανούδου Vol. V. 363 — 435; nur Auszüge obiger Samlung, schon in der Aldiner Ausgabe: den Namen Planudes fügte H. Prof. Walz aus seinen Handschriften hinzu. Oft ist das Wichtigste übergangen z. B. die Verse des Archilochus, die in Nr. 1. zuerst sich finden.

Πάτερ λυκάμβα, ποῖον ἐφράσω τόδε;
τίς σὰς παρήειρε φρένας;
αἷς τὸ πρὶν ἠρήρεισθα, νῦν δὲ δὴ πολὺς
ἀστοῖσι φαίνεαι γέλως.

3) Γεωργίου τοῦ διαιρέτου Vol. VI. 505 — 543, hier zum ersten mal aus einer Wiener, Vaticaner und Mediceer Handschrift mitgetheilt; nur der Commentar zum ersten Capitel des ersten Buches, wonach man den Umfang des ganzen leicht ermessen kann. Vieles stimmt mit der Sammlung Nr. 1. überein und ist aus jener übertragen, anderes sucht man dort vergebens. Der Herausgeber hätte das bedeutende und eigene des ganzen Commentars geben, oder wenn eigenes und würdiges sich nicht findet, darüber nähere Nachweisung ertheilen sollen; oft sind in dieser Gattung von Schriften viele Blätter nutzlos und plötzlich finden wir eine merkwürdige Nachricht, die bald neues liefert, bald vorhandenes ergänzt; denn die Compilatoren hatten alte Commentare verschiedener Verfasser, und je nachdem die Auszüge gemacht sind, findet sich nichtiges oder bedeutendes; daher konnte vielleicht was von Wichtigkeit, in wenigem gegeben werden; jetzt bleibt die Vermuthung und Sehnsucht rege, es möge mit diesen Scholien des Diaereta (und jenen zu den Stases) das nämliche Verhältniß obwalten, wie mit den des Johannes Siceliota zu den Büchern περὶ ἰδεῶν:

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. November.
Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores etc.

(Fortsetzung.)

III. Ἑρμογένους περὶ ἰδεῶν pag. 189—401. So wie die vorhergehenden Schriften den Inhalt und die Behandlung des Materiellen beabsichtigen, so sollen diese zwey Bücher das Formelle der Rede umfassen, ihre Composition in den verschiedenen Gestalten und Formen, deren sie durch die Sprache fähig ist; bey keinem der alten aber tritt die Rede so monigfaltig auf, fern von der Einförmigkeit eines gesuchten Schmuckes des Isokrates, oder niedriger Einfachheit des Lysias, Aeschines und anderer, als bey Demosthenes. Gerade diese Verbindung und Vermischung der verschiedenen und entgegengesetzten Arten der Darstellung, wornach das ganze bey ihm als Werk eines Gusses ohne sichtbare Fugen und Uebergänge erscheint und überall die von der Sache gebotene Stimmung auch in Worten sich ausspricht, ist es was ihn vor den andern Rednern vorzüglich auszeichnet. Durch genaues Studium dieser Demosthenischen Reden, die Principien und Regeln, nach welchen sie bearbeitet sind — daß dieß mit Bewußtseyn und Kenntniß, und nicht bloß durch Naturgabe und Uebung geschehen sey, wird vorausgesetzt — aufzufinden, und andern zugänglich zu machen, hält Hermogenes für das schwierigste; seine Vorgänger hätten diese Untersuchung großentheils übergangen, und die, welche sie berührten, ihrer eigenen Einsicht mißtraut und weniges geleistet; übrigens habe man nur durch die Analyse einzelner Stellen den Versuch gewagt, sich zur Betrachtung des allgemeinen zu erheben, und eine Theorie des Stils zu gründen, habe man nicht vermocht.

Hiermit kündigt sich der Verfasser als originell an und allerdings, wenn in seinen Schriften sich eigenes findet, so ist das meiste hier oder nirgends zu suchen; doch wird mit Unrecht das was andere vor ihm geleistet, verkannt nnd auf Dionysius von Halicarnaß ein verächtlicher Seitenblick geworfen. Lange schon vor diesem Rhetor war die Trennung des Stils in die drey Charaktere, den erhabenen, mittleren und geringen Ton der Rede nachgewiesen und jedem sein eigenes Gebiet, so wie dessen Abart zuerkannt; auch war nicht weniges zur Betrachtung gekommen, wie und wodurch die Rede in diesen oder jenen Charakter übergehen könne.

Es ist wahr, Hermogenes hat davon wenig gesprochen und vieles scheinbar übergangen, aber es war nicht so schwer, nach solch' gegebenem eine Umarbeitung zu liefern, die durch den Schein der Neuheit blendete und in ihrem Wesen doch nur auf das vorgefundene gebaut war, ja man wird den Charakter und Stil der Rede der Alten im allgemeinen weniger aus Hermogenes, als aus den schlichten Bemerkungen seiner getadelten Vorgänger erkennen. Sein Verfahren ist dieses. Er sucht die verschiedenen Formen, unter welchen die Rede auftreten kann, bearbeitet jede dieser nach gleichen Regeln und glaubt dadurch sein Ziel erreicht zu haben; nach ihm sind es folgende Charaktere: 1) σαφήνεια, 2) μέγεθος, 3) κάλλος,

4) γοργότης, 5) ἦθος, 6) ἀλήθεια, 7) δεινότης; Diese Begriffe richtig erkannt, geben ihm das Product vollendeter Rede; erkannt aber wird jede dieser Eigenschaften durch Anwendung desselben methodischen Verfahrens: 1) ἔννοια, 2) μέθοδος, 3) λέξις, 4) σχήματα λέξεως, 5) κῶλα, 6) συνθήκη, 7) ἀνάπαυσις, 8) ῥυθμός. Hermogenes legt allen Werth auf diese Anordnung und glaubt durch diese ihm vielleicht ganz oder doch großentheils eigenthümliche Form nicht weniger, als die Erfinder der Stases bewirkt zu haben; wir finden das bedeutende nicht in diesem Schematismus, sondern in den einzelnen schönen und trefflichen Bemerkungen, die großentheils, wie wir in einigen noch vollständig nachweisen können, nicht Eigenthum des Verfassers, sondern Erbtheil der früheren Zeiten sind; doch darf in Behandlung eines so schwierigen Gegenstandes als die Composition der Rede ist, jeder nicht ganz verunglückte Versuch als ein werther Beytrag zur weiteren Aufhellung betrachtet werden. Diese Bücher des Hermogenes wurden ihrer Wichtigkeit halber vielfach erläutert und erklärt und wir besitzen umfassende Scholien zu diesen.

1. Συριανοῦ εἰς τὸ περὶ ἰδεῶν, Vol. VII. pag. 90 — 103. Nur Einleitung, deren Inhalt die Nachahmung des Stils der Alten, welche von vielen Gegnern für unmöglich, überdieß auch für unnütz gehalten worden, bestehend aus ἀπορίαι und λύσεις, beide für uns gleich unterrichtend und belehrend, da wir die gemachten Einwürfe kennen lernen; nebst andern was die Alten bey Einleitungen für unumgänglich hielten, darunter die Untersuchung über die Aechtheit der zu commentirenden Schrift, p. 99, 25 εἰ γνήσιον τοῦ ἀρχαίου τὸ βιβλίον (nicht τοῦ βιβλίου). Syrianus war der erste, der diese Bücher erklärte, daher finden wir seinen Namen in der Sammlung Nr. 4. als ältesten Träger voranstehend: Συριανοῦ καὶ ἑτέρων. Aus dieser Schrift lernen wir zum erstenmal entschieden p. 93, daß die Abhandlung περὶ ἑρμηνείας, die man gewöhnlich dem Demetrius Phalereus zugeschrieben, nicht diesen, sondern einen spätern, nach Dionysius lebenden unbekannten Demetrius zum Verfasser habe.

Das Interessante dieser kurzen Vorrede hatte Ref. bereits vor sieben Jahren bewogen, solche als Anhang seiner Schrift τεχνῶν συναγωγή aus einer Münchner Handschrift bekannt zu machen. Hr. Prof. Walz hat aus bessern Quellen vieles hergestellt, anders was noch geblieben, wird der Leser ohne Mühe ordnen; die Bemerkungen aber selbst des Syrianus finden sich einzeln nur in dem Codex Venetus, sonst ist dessen Erklärung nebst denen anderer in die große Sammlung aufgenommen, wo der Herausgeber die Abweichungen, wie sie in der Venediger Handschrift liegen, angegeben hat; wo wir also dort die Bezeichnung cod. Ven. lesen, hat man sich die ächten Bemerkungen des Syrianus zu denken (Vorrede VII. pag. V.). Weit einfacher und richtiger wäre das umgekehrte Verfahren gewesen, die Scholien des Syrianus als des ersten und ältesten Exegeten nach dem Venetus zu geben, und wo diese sich in der großen Sammlung wiederholen, auf jene zu verweisen, jetzt fällt es oft schwer zu sehen, was ihm gehört oder nicht.

2. Ἀνωνύμου σχόλια Vol. VII. p. 860 — 1087.

3. Μαξίμου τοῦ Πλανούδου σχόλια Vol. V. p. 427 — 561.

Dieß ist die erwähnte Sammlung mehrerer Commentatoren zu den Büchern περὶ εὑρέσεων und περὶ ἰδεῶν, unschätzbar ihrem Inhalte nach dadurch, daß sie so viele Bruchstücke des Alterthums gerettet, eine Sammlung, deren Werth vollends zu würdigen, nicht zu übersehen ist, daß bedeutendes nach der nicht zu billigenden Anordnung des Herausgebers nicht in diesem, sondern dem fünften Bande unter dem Namen des Maximus Planudes besteht, der selbst nur Auszüge veranstaltet, das werthvollste nach seiner Art oft abgekürzt und mit Weglassung wichtiger Notizen gegeben hat. Dieser Auszug ist von Aldus 1509

gedruckt, die vollständige Sammlung zuerst bekannt gemacht zu haben, ist das Verdienst des Hrn. Prof. Walz.

Die Namen der Verfasser lernen wir hier nicht kennen; doch sind es meistens alte Exegeten, die sich auf ihr Alterthum beschränken, und höchst selten finden wir Christliches beygemischt, z. B. p. 1080, auch sind die Codices nicht gleich; die Pariser enthalten mehrere Zusätze christlicher Hand. p. 956 — 57. 960. An einer Stelle finden wir bey Exposition der δριμεῖα λέξις drey Erklärungen, welche mit wenig verschiedenen Worten dasselbe wieder geben p. 888, also drey Commentare zugleich gesammelt; anderswoher (Vol. VI. p. 125) erfahren wir, daß die erste, die bedeutendste und Quelle der andern Eigenthum zweyer, des Syrianus und Phoebammon ist. Auch sonst läßt sich die Verschiedenheit der Verfasser nicht verkennen; so viel ihnen auch damals noch aus dem Alterthume zu Gebot stand, es fehlte gleichwohl die Schrift des Hermogenes zur Demosthenes Rede gegen Androtion, worin nähere Nachweisung und Aufschluß ertheilt war, daß der Redner hier und sonst nirgends absichtlich von Anfange herein nicht ohne Spott die Manier und Form des Isokrates nachgeahmt habe, weil Androtion, ein Schüler des Isokrates, sich in dessen Style besonders gefiel. p. 1037, 14. der Verfasser klagt über den Verlust dieser Schrift: εἴθε περισώζεσθαι καὶ τὴν θεωρίαν ταύτην ἐνῆν, ὅπως ἐντεῦθεν ἡμῖν περιεγένετο καὶ τὴν Δημοσθενικὴν καταλαβεῖν ἀκριβῶς· ἀφανισθείσης γὰρ αὐτῆς οὐκ οἶδα, εἴ τις ἠδυνήθη τοῦ προλεχθέντος ἀνδρὸς γνῶναι δεόντως τὴν περὶ τοὺς λόγους διοίκησιν· ἐπιδιαλυσάτωσαν ἡμῖν τὴν ζήτησιν ταύτην οἱ δεινοὶ σοφισταὶ καὶ μέγα φρονοῦντες ἐπὶ τῇ τοιαύτῃ προσηγορίᾳ . . . παράλογον γὰρ ὡς ἀληθῶς πεποίηκεν ὁ ῥήτωρ ἐν τοῖς πρακαταρκτικοῖς τῇ τοιαύτῃ παρισώσει χρησάμενος, ὃ μηδαμοῦ φαίνεται πεποιηκέναι· ἀλλὰ καὶ αὐτὸς Ἰσοκράτης ὁ χαίρων ἐν τοῖς τοιούτοις σχήμασι φεύγει τὴν τοιαύτην ἐν τοῖς προοιμίοις παρίσωσιν. *) Mit den folgenden Worten V. 24 ἀλλὰ καὶ τοῦτο beginnt die Lösung dieser ἀπορία von so einem σοφιστής nicht nach historischer Ueberlieferung und Tradition, diese fehlte, sondern nach eigenem Gutachten und Meynung und die ganze Erklärung ist offenbar von einem andern weit spätern Verfasser, der die Verlegenheit und Unkunde seines ältern Vorgängers wegzuräumen und aufzuhellen bemüht ist.

Auch erkennt man Männer, die der Sache völlig gewachsen sind und ihren Autor in seinen Irrthümern und Fehlgriffen nicht selten derb genug zurechtweisen; so betrachtet Hermogenes p. 292 den rhetorischen Rythmus der Clausel und findet es tadelhaft, wo dieser statt spondeisch jambisch endet, wie in dem Demosthenischen Beyspiele: ἐγὼ δὲ ὅτι μὲν τινων κατηγοροῦντα πάντας ἀφαιρεῖσθαι τὴν δωρεὰν τῶν ἀτοπωτάτων ἐστὶν, ἐάσω. wozu in den Scholien V. p. 521 die ergötzliche Bemerkung zu lesen: τὸ ἐάσω, Ἑρμόγενες, οὐ βραχείᾳ παραλήγεται ἀλλὰ μακρᾷ συλλαβῇ καὶ εἰ βούλει, τοὺς γραμματικοὺς ἐρώτα. Ebendaselbst wird, wo Hermogenes einen ähnlichen Tadel gegen Demosthenes ausspricht und sogleich etwas Besseres substituirt, dieser Verbesserung Unkunde der attischen Syntax nachgewiesen: ἐντεῦθεν δείκνυται, Ἑρμόγενες, ὅτι πάνθ' ὅσα λέγεις περὶ ποδῶν, ἀπίθανα λέγεις· καὶ γοῦν ἐπειδήπερ αὐτὸς ἐρωτᾷς, τοῦ χάριν οὐκ εἶπεν ὡμολόγησα συνειπεῖν, ἀλλ' ὡμολόγησα συνερεῖν, ἐγώ σοι λέγω, ὡς εἶπερ εἶπεν, σολοικισμὸν πάντως ἐποίει · vergleiche III, 230. VI, 243. VII, 1079. Eine Anmerkung entgegengesetzter Art treffen wir P. 1042 οὐκοῦν οὐκ ἔστιν ἀναστροφή, κἂν οἱ γραμματικοὶ διαρρήγνυνται τὴν ἄλλως ληροῦντες, οὐ γὰρ ἴσασι τὸ ἴδιον τοῦ τοιούτου

*) Wir haben die Stelle vollständig nach der Münchner Handschrift gegeben; im Drucke sind einige Worte ausgefallen, wodurch das Ganze unverständlich wird.

σχήματος, und so begegnen sich öfter in diesem bunten Gemische von Scholien Grammatiker und Rhetoren.

Die Wichtigkeit und das Alterthum dieser Sammlung zu erkennen, genüge im Allgemeinen die Bemerkung, daß den Verfassern die Gedichte der Sappho und des Simonides zur Hand waren, von ersterer lesen wir VII, 883 drey neue liebliche Hexameter, ferner daß sie die Theorie der Beredtsamkeit des Isocrates kannten, aus der nachgewiesen wird, daß Hermogenes solche ohne sie zu nennen, benutzt und manches aus ihr genommen habe, überdieß die Reden des Aristogiton, die sämmtlichen Schriften des Dionysius, Tiberius, Longinus, aus welchen insgesammt mehrere belehrende Stellen angeführt worden, die unsere Kenntniß des Alterthums um Vieles befördern.

4. Ἰωάννου φιλοσόφου τοῦ Σικελιώτου ἐξήγησις. Vol. VI. p. 56—504; auch unter dem Namen Δοξοπατρὶ, nicht vor dem XII. Jahrhunderte ein armer Mönch, der über Verfall der Studien und Mangel an Sinn für diese bey hohen und niedern, häufig klagt, worüber die Vorrede die treffenden Stellen giebt, charakteristisch ist die Klage p. 444: ποῦ βασιλεὺς Μάρκος ἢ Ἀντωνῖνος ἢ Ἀδριανὸς ἢ πατριάρχης ἢ ἄλλος τις προέχων, ἔργοις ἀλλ᾽ οὐ λόγοις ἐπὶ ταῦτα προτρέπων; πάντες γὰρ ὡς εἰπεῖν δημοβόροι καὶ τοὺς ἀρχομένους ἐπὶ τὸ ἴσον ὑπάγοντες καὶ τὴν αὐτὴν ἀλογίαν, ὥσπερ δεδιότες καὶ αἰσχυνόμενοι μὴ κρειττόνων ἄρχωσιν. Betrachtet man den Werth dieser Sammlung und ihr Verhältniß zur vorhergehenden, so ist ein Hauptunterschied, daß Johannes Sicil. vom christlichen Standpunkte aus die Rhetorik betrachtet und die Lehren dieser mit Beyspielen aus der Bibel, den Kirchenscribenten, vorzüglich Gregorius belegt. Er verkennt nicht den Werth der Theorie und achtet sie hoch, aber sein Θεολόγος ist ihm der Gipfel aller Beredtsamkeit und auf Demosthenes und die übrigen wird mit einer Verachtung herabgesehen, wie wir sie noch selten gefunden und von einem rechtgläubigen Mönche, der auch gegen anders denkende Christen seinen Haß unumwunden ausspricht, nur immer erwarten können. Dies ist der Geist, der das ganze Buch durchweht, auf jeder Seite sichtbar genug dargestellt.

Seine Kenntniß des Alterthums ist tief unter der Mittelmäßigkeit und die lächerlichsten Verstoße durchkreuzen sich zahlreich; dabey herrscht eine Anmaßung gegen Zeitgenossen, gleich der gegen die alten und was er nicht versteht, wird sogleich in einen ihm verständlichen Sinn geändert. Häufig begegnet ihm dies mit den von Hermogenes angeführten Beyspielen; dieß sind abgerissene Sätze aus den attischen Rednern, meist aus Demosthenes, deren Verständniß durch die Kenntniß des Zusammenhangs und der Rede insgesammt bedingt wird, wie dem Studium des Hermogenes, wenn es anders belebend seyn soll, überhaupt die Kenntniß der attischen Redner vorausgehen muß. Da nun Johannes von den alten Griechen wenig gelesen hat und weit besser in seinem Theologos als dem Demosthenes bewandert ist, so findet er oft Schwierigkeiten, die dann mit gewohnter Keckheit weggeräumt werden. Ein Beyspiel genüge; Hermog. führt p. 248 um den einfachen Ausdruck, die καθαρὰ λέξις in ihrem Gegensatze der glänzenden, der λαμπρὰ zu zeigen, aus der Rede gegen Midias, ohne sie zu nennen, folgende Beyspiele an: τοιοῦτόν ἐστι τὸ Σαννίων ἐστὶ δήπου τις ὁ τοὺς τραγικοὺς χοροὺς διδάσκων· καὶ τὸ λέγεταί ποτε ἐπὶ τῆς παλαιᾶς ἐκείνης εὐδαιμονίας Ἀλκιβιάδης καὶ τὸ κτλ. Johannes, zu unkundig, um zu wissen, wovon es sich hier handle und aus der Rede selbst sich zu belehren und zu bequem, aus andern vortrefflichen Scholien sich belehren zu lassen, wundert sich, wie jene alte Glückseligkeit unter Alcibiades gewesen seyn sollte, der sie vernichtet habe, und verbessert ohne weiters περικλῆς, denn er sey es ja gewesen, der nach den Perserkriegen die argwöhnischen Lacedämonier getäuscht und die Mauern Athens gebaut habe; übrigens spreche Demosthenes dieses, um die Richter zur Strafe und Verurtheilung des Aeschines aufzumuntern, p. 277 sq.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. November.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores etc.

(Fortsetzung.)

So haben wir an dieser einen Erklärung, deren eigentliche Grundlage die Unwissenheit ist, drey unverzeihliche Irrthümer, wie sie irgend in einem Lydus oder Malelas oder Fulgentius zu treffen sind; von jeher waren die eingebildeten Halbwisser die größten Feinde aller Wissenschaft.

Nicht besser ist die Erklärung im Einzelnen; Hermogenes beginnt sein Werk mit den Worten, daß die Kenntniß des Styls und Ausdrucks dem Redner, wenn je etwas, (εἴπερ ἄλλο τι τῷ ῥήτορι) wichtig und empfehlenswerth sey; dieses εἴπερ hat unserm Exegeten (p. 80) fünf Bedeutungen und er weiß nicht, welche von diesen für unsere Stelle die passende ist. Ebendaselbst gebraucht Hermog. wie öfter zur Bezeichnung die alten Redner ἀρχαῖοι; Johannes ist überzeugt p. 83, daß Hermog. παλαιοὶ geschrieben, denn dies sey der stete attische Gebrauch: οἱ γὰρ Ἀττικοὶ ἐπὶ τῶν ἀψύχων τάττουσι, τὸ δὲ παλαιὸν ἐπὶ τῶν ἐμψύχων, ὅθεν οἶμαι μὴ εἶναι τοῦ τεχνικοῦ τὴν θέσιν αὐτοῦ, ἀλλά τινος τῶν τὰ βιβλία ἀνατρεπόντων.

Dadurch würde die Sammlung alle Bedeutung verlieren und für uns ganz nutzlos seyn, wären nicht auch alte Quellen benutzt und diese bald vollständig aufgenommen, bald mit eigenen Zusätzen und Veränderungen verarbeitet, wornach unser Johannes ebenso als Compilator, wie als eigener und eigenthümlicher Verfasser zu betrachten ist. Er hatte nämlich nicht etwa die oben Nr. 3 angezeigten Commentare, sondern noch reichhaltigere Exegeten vor sich und ein Vorzug des Johannes besteht darin, daß wir bey vielen Artikeln auch die Namen der Verfasser überliefert lesen. Ueber die Leptinea sind beachtungswerthe Notizen p. 347. Joh. Sic. führt sie ohne Namen an, aber die Scholien VII. p. 1044 und daraus Planudes V. p. 517 haben dasselbe mit Bezeichnung der Quellen, Apsines und Aspasios; nun ist aber im Johannes Vieles, was dort fehlt, und was unser Commentator dessen wissenschaftlichen Standpunkt wir oben nachgewiesen haben, nicht aus sich geschöpft hat; so daß man deutlich sieht, beyde haben ältere vollständigere Quellen vor Augen gehabt und unabhängig von einander aus denselben ihre Nachrichten gezogen; daher so oft die genaue und wörtliche Uebereinstimmung beyder *), aber auch in vielen abweichend und einander wechselseitig ergänzend; so treffen wir p. 193 ein lehrreiches

*) Von p. 471 an ist bey Johannes oft eine andere Erklärung durch ἄλλως eingeführt, diese stehen sämmtlich im VII. Bande. Auch ist zu beachten, daß an zwey Stellen p. 395. 466 selbst nur Auszüge von Joh. mit der Aufschrift vorkommen: τοῦ Σικελιώτου εἰς τὸ αὐτό· Ἐκ τῶν τοῦ Σικελιώτου Ἰωάννου; eine dritte Stelle mit dem Namen ἰωάννου (Vol. VII 1039) scheint von Johannes Cäsareus, der mit Syrianus in unserer Sammlung VI, 243 erwähnt wird. Doch mehrt sich die Schwierigkeit dadurch, daß Cod. LXXXIV. der Münchner Bibl., welcher den Doxapatri enthält und vom Herausgeber nicht beachtet worden, vieles anders gibt, als unser Siceliota; manches findet sich dort richtig, hier falsch erklärt.

Kapitel, das wir umsonst in der andern Sammlung suchen und wie eine Notiz V, 478. errathen läßt, Menander zum Verfasser hat; eine andere Stelle lehrt, daß schon die alten Kritiker, Anastasius an der Spitze, die vierte Philippische Rede aus der Reihe der Demosthenischen gestrichen p. 253; ihm verdanken wir die Worte des Bacchylides p. 241 im ionischen Rythmus

ἀβρότητι ξυνίασιν
Ἴωνες βασιλῆες

wovon bis jetzt aus VII, 982 und V, 493 nur allgemein der Gedanke bekannt war.

Dav. Ruhnken hat durch Erwähnung einzelner Bemerkungen vorzüglichen Gehalts die Lust nach diesem Siciliota zuerst angeregt, das vollständige Exemplar, nach einem Florentiner und Pariser Codex bekannt gemacht, verdanken wir der Thätigkeit des Hrn. Prof. Walz.

5. Ἀνωνύμου εἰς τὸ περὶ ἰδεῶν VII, 77—104. Nichts als kurzer Auszug in Schemas; die συνόψεις sind auch im Johannes Sicel. nur zwey fehlen dort, περὶ βαρύτητος und περὶ λόγου πολιτικοῦ; einzelne Versehen werden durch Vergleichung beyder leicht verbessert; wir hätten sie als unbedeutend nur einmal gedruckt gewünscht.

6. Μιχαὴλ τοῦ ψέλλου περὶ συνθήκης τῶν τοῦ λόγου μερῶν und σύνοψις τῶν ῥητορικῶν ἰδεῶν V, p. 598—605.

Briefe rhetorischen Inhalts von Hrn. W. aus einer Pariser Handschrift mitgetheilt; der zweyte hieher gehörige ist voll von Lücken, sichtbarer und unsichtbarer, aber alles läßt sich aus Hermogenes theils ergänzen, theils verbessern; wir erwähnen das Bedeutendste. Pag. 602, 4. nach περιφορᾶς sind die Worte ausgefallen: τρίτας δὲ καὶ περὶ θείων καὶ ἀνθρωπίνων πραγμάτων. Psellus faßt kurz und mit wenig Worten zusammen, was Hermogenes p. 221 mit mehreren gegeben hat. Das folgende ist nach Hermogenes p. 222—29 zu ergänzen und herzustellen: τετάρτας δὲ ἔχει ἐννοίας τὰς περὶ μεγάλων καὶ ἐνδόξων πραγμάτων· μεθόδους τὰς κατὰ ἀπόφανσιν καὶ χωρὶς ἐνδοιασμοῦ ἐξ ἀφηγήσεως λεγομένας· λέξιν πλατεῖαν· σχῆμα τὸ κατ' ὀρθότητα καὶ τὰ τοιουτότροπα (Psellus p. 600, wenn nicht nach Hermog. p. 227 καὶ τὰ τῆς καθαρότητος)· κῶλα τὰ βραχύτερα. Pag. 602, 10. sind nach ἀναπαιστικὴν die Worte καὶ παιωνικὴν ausgefallen (Hermog. p. 229) — V. 14. λέξιν καὶ τὴν τετριμμένην das ist τετραμμένην, die Metapher, (Herm. p. 236), eben so p. 605, 1. λέξις ἡ ἀξιωματικὴ καὶ τετρ ματικὴ, wie Hr. Walz nach der Handschrift gegeben, was nichts anders als τετραμμένη ist (Herm. p. 360) — V. 15 σχήματα τὰ προστακτικὰ τὰ κατ' ἐρώτησιν ἐλεγκτικά. (Hermog. p. 237) — V. 17 ἄρρυθμον statt ἀριθμὸν (Herm. p. 238) — P. 603, 12. ὑπόστασει — V. 13 καὶ ἐπεμβολὴν — V. 18 κῶλα τὰ μακρότερα (Hermog. p. 289) — Pag. 604, συνθήκη ἀφελεστέρα (Hermog. p. 312). — Zu bemerken ist, daß Psellus, der doch im Excerpiren genau dem Hermogenes nachgeht, p. 603 nach der γοργότης (Herm. p. 303) eine andere Ordnung verfolgt, von da zum ἀληθινὸς λόγος (Herm. p. 336 ... βαρύτης .. Herm. p. 353) übergeht, dann zur ἀφέλεια (Herm. p. 305 ... [ἦθος p. 303 fehlt] — 336); endlich wider zuletzt mit Herm. (p. 354) übereinstimmend die δεινότης behandelt, ein Versehen, das, wenn nicht aus einer Umstellung der Blätter der Handschrift, die Psellus vor sich hatte, entstanden, mir unerklärlich ist.

IV. Ἑρμογένους περὶ μεθόδου δεινότητος. p. 402—445. Mehr ein Anhang und Ergänzung zu den Büchern περὶ ἰδεῶν, als für sich bestehend. Herm. nennt es selbst p. 402 ἔλλειμμά τι τῆς πραγματείας ταύτης, daher auch in den Scholien VI, p 474 das dritte Buch der ἰδέαι genannt, wiewohl der Verfasser nach p. 364 beyde getrennt wissen wollte und die μέθοδος δεινότητος in dasselbe Verhältniß zu den ἰδέαι, als wie diese zu den εὑρέσεις stellt. In den Büchern περὶ ἰδεῶν nämlich war schon die δεινό-

της, die ihm nur der Inbegriff und die richtige Anwendung aller früher gegebenen Regeln ist, als vorhandenes nachgewiesen und zugleich zur klaren Anschauung eine Charakteristik der vorzüglichsten Redner gegeben, hier soll das methodisch zu beachtende Verfahren für den praktischen Gebrauch gelehrt werden, dort wird gezeigt, daß sie ist, hier wie, wann und warum man sie anwenden soll.

Was hier versprochen und folglich erwartet wird, ist nicht geleistet; einzelne Bemerkungen, im Ganzen 36, über Styl und Composition der Rede, in sich ohne Zusammenhang und Verbindung, großentheils Figuren nebst andern gelegenheitlichen Betrachtungen, worunter vielleicht manche dem Verfasser eigenthümlich, uns wenigstens neu sind, und deren Kenntniß nicht unwichtig, aber nicht hinreichend ist, der Rede die erforderliche Kraft und Gewandtheit zu verleihen, bilden den Inhalt dieser Schrift, die nicht sorgfältig ausgearbeitet, vielleicht auch unvollendet, am wenigsten von allen Schriften des Hermogenes die billigen Ansprüche befriediget, oder den viel verkündenden Titel nur einigermaßen rechtfertiget; so hatte schon Georg Pletho VI, p. 575 über diese Schrift geurtheilt.

Scholien. 1) Γρηγορίου τοῦ Κορινθίου Vol. VII. p. 1088 — 1352, von Reiske aus einer Münchner Handschrift im achten Bande der Oratores graeci zuerst bekannt gemacht; doch ist dies nur ein Auszug, in welchem nicht selten das Wichtigste übergangen ist: das vollständige Exemplar fand Hr. Prof. W. in Wien und Florenz, wornach der Abdruck besorgt ist. Das Ganze ist keineswegs Arbeit des korinthischen Metropoliten Gregorius, sondern von ihm aus manchen andern Commentatoren, von denen einer umfassend und charakteristisch genug ist, um durchgängig leicht erkannt zu werden, zusammengetragen, daher besonders vom Anfange herein mehre Erklärungen durch die gewöhnlichen Worte ἄλλως, εἰς τὸ αὐτὸ, ἑτέρου angekündigt gefunden werden; von ihm selbst mögen die biblischen Stellen und christlichen Redner hinzugefügt seyn, viel größern Antheil hat er wohl nicht. Oft unterscheidet man die ältern Scholien von den christlichen sehr leicht, letztere bilden nicht selten nur einen weitern Anhang, so in der lehrreichen Stelle p. 1202 seq. wo p. 1204, 21 mit den Worten καὶ ὁ θεολόγος der christliche Exeget mit den Beyspielen aus Gregorius erscheint; alles frühere sind Excerpte eines Menander oder andern tüchtigen Rhetors alter Schule; daß aber alte Commentare zu Grunde gelegt sind, beweist eine Stelle sehr deutlich p. 1314, wo es in Beziehung auf platonische von Hermog. angeführte Worte heißt: ἐν οἵῳ δὲ λόγῳ τὸ τοῦ Πλάτωνος κεῖται ῥητὸν καὶ περὶ ποίου βασιλέως φησὶ, παρῆκεν ὁ ἐξηγούμενος; nur von diesem sprechen wir hier.

Die Exegese ist sehr weitläufig, abschweifend und dadurch ermüdend, aber gerade bey der Ausdehnung gelehrt und unterrichtend; so werden bey Gelegenheit eines von Herm. aus Demosth. erwähnten gerichtlichen Ausdrucks fast alle νομικαὶ λέξεις erklärt p. 1119 — 24, überall erkennt man den Fleiß des Verfassers, der auch genau angiebt, wenn er etwas von seinem Autor Angeführtes nicht finden konnte p. 1127. Häufig ist Beziehung auf Aristoteles Rhetorik genommen, ohne sie zu nennen, einmal wird sonderbar genug p. 1153, was in dieser zu lesen, aus Theophrastus angeführt. Vieles ist, wie wir das bey den übrigen Commentatoren dieser Art gesehen, aus dem noch Vorhandenen zusammengetragen z. B. p. 1216 aus Demetrius περὶ ἑρμηνείας §. 12 Fisch., wornach das Einzelne wechselseitig zu berichtigen bleibt; besonders häufig sind die Einleitungen des Libanius zu Demosthenes Reden wörtlich abgeschrieben, wie gegen Timocrates p. 1165, über den Chersones p. 1195, der ersten philippischen Rede p. 1207, der dritten p. 1214, περὶ παραπρεσβείας p. 1221, von welcher übrigens im Texte gar nicht die Rede, sondern περὶ στεφάνου, gegen Aristogiton p. 1306 — 9, wo falsche Abtheilung und mit den Worten V. 3 ὥσπερ οἱ κατὰ Ἀριστογείτονος der Text des Hermog. beginnt, gegen Conon p. 1331; ferner der Hypothesis von Aristophanes Wespen. Dadurch lernen wir nur

wiederholt, was uns anderswoher hinreichend bekannt ist, aber diesem Verfahren verdanken wir, und dieß beweist das hohe Alter der Scholien, wieviel Verlornes noch den Sammlern zu Gebote gestanden — die genaue und vollständige Inhaltsanzeige der Tragödien des Euripides, Melanippe und Pirithous p. 1312 sq., wodurch die erhaltenen einzelnen Fragmente, da wir jetzt die Behandlung des Gegenstandes näher kennen, ihre richtige Stellung erhalten; und so lesen wir noch manches wichtige Fragment nur in diesen Scholien und erhalten von manchem Kunde, was sonst verborgen geblieben wäre, von Ctesias, Hyperides, Aristogiton, Demades, Iphikrates, von unbekanntern als Alexander Peloplaton, Apollonius Sophista, Rhetor Polyxenus u. a.

Da die Stellen der Alten vollständig und in solcher Ausdehnung gegeben sind, wie wir es sonst nirgends finden, so mag die Bemerkung nicht unwillkommen seyn, daß zu Plato nur unbedeutende Handschriften gebraucht sind, gute zu Thucydides und Aeschines, zu Demosthenes die Recension zu Grunde liegt, welche im Aug. I. bey Reiske und cod. k. s. bey Bkker ist, wie eine genaue Vergleichung der einen Stelle p. 1241 deutlich beweist; endlich daß zu Isocrates eine Quelle benutzt ist, welche noch vollständiger und unverdorbener war, als der mit Recht so gerühmte Codex Urbinas. Im Busiris §. 12. hat Bekker bey den Worten *πλεῖστα δὲ καὶ παντοδαπὰ (τἀγαθὰ) φέρειν δυναμένην* folgende Bemerkung *παντοδαπὰ*) extremum *ᾶ* a correctore habet *Γ. τἀγαθὰ*) corr. *Γ*, pr. autem vocabulum habuit penitus diversum. Schon W. Dindorf hat aus dem Sprachgebrauche des Redners das richtige errathen *παντοδαπώτατα*; dieß finden wir noch in völliger Reinheit erhalten in unsern Scholien p. 1234. Eine andere bemerkenswerthe Variante zu Isokrates ist p. 1326 (*πρὸς Δημον.* §. 30.) *γίγνου πρὸς τοὺς πλησιάζοντας ὁμιλητικὸς, ἀλλὰ μὴ σοβαρὸς*, für welches letzte Wort allgemein *σεμνὸς* gelesen wird.

2) *Μαξίμου τοῦ Πλανούδου* V. 562 — 576, großentheils kurze Auszüge aus obigen Commentare, ohne Bedeutung; noch unbedeutender sind

3) Scholia minora, die der Herausgeber denen des Planudes beygefügt hat; sie enthalten meist nur Worterklärungen und verrathen ziemlich Unkunde; so werden Trimeter des Euripides p. 572 für Verse des Theognis ausgegeben.

Damit haben alles was von Hermogenes und seinen Erklärern geleistet worden, dem Inhalte und Umfange nach bey weitem das bedeutendste der Sammlung, nachgewiesen; außerdem aber finden wir noch mehrere Auszüge oder Abhandlungen, die wir der Reihe nach erwähnen; es enthält nämlich der dritte Band außer Hermogenes noch folgendes:

Ῥούφου τέχνη ῥητορική. p. 446 — 460 soll nachdem, was der Eingang lehrt, eine möglichst kurze Darstellung der Rhetorik enthalten, doch nur das *δικανικὸν γένος* und dessen vier Redetheile sind vollendet, daher gewiß nicht vollständig, übrigens manches eigenthümlich. Schon die Definition der Rhetorik, wider Erwarten nach stoischen Ansichten dargestellt, die Eintheilung dieser nicht drey Genera, sondern noch ein viertes, *ἱστορικὸν γένος*, wovon in diesen Rhetoren öfters gesprochen, doch nirgend genügender Aufschluß gegeben wird, und vieles andere zeigt, daß wir hier nicht einen gewöhnlichen Auszug der gangbaren und unveränderlich angenommenen früheren Rhetorik, sondern unvollständige Excerpte älterer Zeit besitzen. Zuerst von Gale Oxford 1676 ohne Namen des Verfassers bekannt gemacht, den Boissonade aus einer Pariser Handschrift hinzusetzte und der Herausgeber gleichfalls in einem Codex zu Modena fand.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. November.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores etc.

(Schluß.)

Ἰατροῦ Ἰωσὴφ Ῥακενδύτου σύνοψις ῥητορικῆς; p. 465 — 569. Theils Auszüge aus Hermogenes, theils aus andern abgeschrieben, wie gelegentlich vom Herausgeber angegeben ist, ihm selbst mag wohl außer der schwülstig geschriebenen Einleitung und den merkwürdigen jambischen Versen wenig oder nichts als eigen zufallen. Ganz unpassendes ist hier zusammengerafft z. B. Bemerkungen περὶ ἐπιστολῶν, περὶ στίχων ἰαμβικῶν, περὶ τῶν ὀκτὼ στιγμῶν, wahrscheinlich Bruchstücke aus einem umfassenden Werke und so einer ältern Schrift mag er p. 553 die Erwähnung des Theopompus verdanken; Rakendytas hat gewiß nichts von ihm gesehen, überhaupt ist das 13. Capitel weitläufiger und besser, als die andern. Derselben Art, in manchem selbst vollständiger ist

Ἀνωνύμου περὶ τῶν τεσσάρων μερῶν τοῦ τελείου λόγου p. 570 – 587, aus derselben Quelle, wie das vorhergehende, oft mit denselben Worten; man vergleiche p. 531 — 532 mit p. 582 — 583.

Ἀνωνύμου περὶ τῶν ὀκτὼ μερῶν τοῦ ῥητορικοῦ λόγου p. 588 — 609. Diese acht Theile sind aus Hermogenes Bücher περὶ ἰδεῶν, nämlich ἔννοια, λέξις, σχῆμα, μέθοδος, κῶλον, συνθήκη, ἀνάπαυσις, ῥυθμός; davon ist nur die Definition gegeben, die übrigen sechs Capitel behandeln die Progymnasmata und gehören in den ersten Band dieser Sammlung. Diese und die beyden vorhergehenden Abhandlungen hat Hr. Prof. Walz zuerst bekannt gemacht.

Auch in politische Verse brachten Tzetzes, Psellus und andere die Rhetorik des Hermogenes, gleichfalls ein Beweis, welch gangbares Lehrbuch Hermogenes gewesen; was der Jugend im Rythmus und Metrum dargeboten wird, faßt sie leichter auf und die Eindrücke sind dauerhafter, und im Grunde hatten diese spätern Griechen keine Neuerung gemacht, sondern nur wieder aufgenommen, was tausend Jahre und noch mehr früher schon Euenus aus Paros begonnen hatte, der nach Platos Erzählung die rhetorischen Lehren in Verse umsetzte. Da manche schätzbare Notiz auch hier vergraben liegt, so hatte bereits der fleißige Ruhnken aus einer Leydener Handschrift das wichtige sich excerpirt und gelegentlich einiges davon bekannt gemacht; Hr. Prof. Walz giebt aus einem Wiener Codex zunächst p. 615 — 669, was selbst nur ein Auszug aus Tzetzes Auszug ist; von letzterem werden nur Specimina geliefert p. 670 — 703. Wäre im geschwätzigen Tzetzes nichts, als was wir im Hermogenes lesen, so würden wir dieses Verfahren billigen; da aber an manchen Stellen eigenes aus uns unbekannten Schriften überliefert wird, wie über den attischen Redner Pytheas p. 677, oder Alcidamas p. 584, so durfte zumal öfters auf die Erklärer und Exegeten, Phöbammon, Syrianus, Doxopatri Rücksicht genommen wird, diese Collectio Rhetorum die vollständige Mittheilung nicht übergehen; wie viel unnützes lesen wir nicht in diesen Bänden zu wiederholten Malen! Von solchen lehrreichen Beziehungen frey und daher gar nicht erbaulich sind Psellus Verse p. 687 — 703.

Περὶ σχημάτων, ὧν Ἑρμογένης ἐμνημόνευσεν ἐν τοῖς περὶ εὑρέσεων καὶ ἰδεῶν βιβλίοις σύνοψις. p. 704 — 711. Schon der Titel lehrt das nöthige; jedem Schema ist ein Beyspiel aus Hermogenes beygegeben. Von Walz bekannt gemacht aus einer Münchner und zwey Venediger Handschriften; in erster finden wir den Zusatz p. 706, 14 — 24 nicht.

Κάστορος Ῥοδίου ῥήτορος τοῦ καὶ φιλορωμαίου περὶ μέτρων ῥητορικῶν p. 712 — 723 aus einer Pariser Handschrift. Ein sehr lockender Titel; wornach man über einen so dunkeln und wichtigen Gegenstand wenigstens einige Erläuterung erwartet; vergebens, die ersten Blätter haben höchstens eine Zusammenstellung dessen, was bey Hermogenes zerstreut bemerkt wird und da Castor Accent und Prosodie nicht unterscheidet, so geben ihm z. B. Worte wie

καὶ μή με Καλλισθένης ἐν κενοῖς πλανᾷ

einen vollständigen Trimeter; der Schluß p. 719 — 723 ist nach Lachares (über den ein Randscholion die Bemerkung macht: *οὗτος ὁ λαχάρης Ἀθηναῖος ἦν σοφιστής· ἔγραψε δὲ κάλλιστα περὶ κώλου καὶ κόμματος καὶ περιόδου,*) aus welchem wir eben so wenig lernen; doch scheint dieß mehr die Schuld des Epitomator als des Autor; denn eine nähere Erwähnung dieses Lachares Vol. VIII. p. 929 — 932 *) läßt nach den dort mitgetheilten Proben uns den Verlust dieser Schrift sehr bedauern.

Ἀνωνύμου ἔκθεσις ῥητορικῆς p. 724 — 748 von C. D. Bloch aus einer Handschrift zu Kopenhagen 1824 bekannt gemacht; häufig mit den Prolegomena des Planudes wörtlich übereinstimmend.

*) *Αὐτίκα τῷ Λαχάρῃ διαπεπόνηται σύνταγμα μηδὲν ἕτερον περιέχον, ἀλλ' ἢ περὶ κώλου καὶ περὶ κόμματος* (also nicht *καὶ περιόδου*!) auch nimmt sich dieser Verfasser, ein in der alten Rhetorik wohl bewanderter Mann, des Lachares an p. 932. *ἀρεσκόμεθα ἐπὶ τῷ Λαχάρῃ, εἰ καὶ κακίζοιτο παρά τισιν ὁ ἀνὴρ ὡς μὴ καλῶς περὶ τούτων πραγματευσάμενος.*

Zu wundern ist, wie der Herausgeber diese Abhandlung in den dritten Band aufnehmen konnte; da der zweyte noch nicht erschienene die Scholien zu den Progymnasmata enthalten wird, so mußte diese dort und nicht hier ihre Stelle finden; sie ist nämlich nichts anders als eine Einleitung in die Progymnasmata des Aphthonius, wie dieß mit klaren und deutlichen Worten p. 728, 10 flg. 729, 25 ausgesprochen ist.

Γεωργίου Πλήθωνος συντομὴ τῆς ῥητορικῆς Vol. VI. p. 544 — 597 von Dav. Höschel. Augsburg 1595 zum erstenmal herausgegeben, bekannt unter dem Namen Matthäus Camariota; dieß war indessen nur eine Vermuthung des Griechen Maximus Margunios, Bischof von Cythera, welcher Höscheln das Original geschickt hatte. Prof. Walz fand in der Pariser Handschrift 2926 den Namen Georgius Pletho († 1451). Diese kurze Uebersicht ist von Anfang bis p. 566 nur Auszug aus Hermogenes, von da beginnt die Lehre der Figuren nach Phäbammon und Minucianus p. 567 — 575. Diesem sollte die richtige Anwendung, die *μέθοδος δεινότητος*, als das höchste folgen, der *καιρὸς* des Gorgias, worin Hermogenes so ungenügend sey und andere nicht mehr wissen; er, Pletho, kenne diese genau, werde sie aber für sich behalten p. 577 *εἰδὼς ἀκριβῶς διὰ τοὺς ψευδορήτορας νῦν οὐκ ἐρῶ τὰ ἀγοραῖα καθάρματα, τοὺς κατοιομένους καὶ βδελυροὺς οἳ καὶ τοῦ αἰθέρος αὐτοὺς ὑπερτέρους εἶναι νομίζουσι, μειρακυλλίοις ἀμούσως περιθρυλλούμενοι.* Dafür wolle er einige Definitionen der wichtigsten Gegenstände der Rhetorik zum besten geben und nun folgen Angaben dessen was *στασις, ἀγών, κεφάλαιον* u. s. w. sey. Pag. 583 bis zu Ende beginnt wieder eine kurze Uebersicht des wichtigsten der Rhetorik auf andere Art nach Minucianus und nach ältern Quellen auf welche jedoch, wie es scheint, wenig Glauben zu setzen ist.

Ματθαίου τοῦ Καμαριώτου ῥητορικῆς ἐπιτομὴ ἐκ τῶν τοῦ Ἑρμογένους Vol. VI. p. 599 — 644, zum erstenmal gedruckt, aber nichts, als was

die Aufschrift verkündet, daher ohne Bedeutung; der Auszug umfaßt die Stases, von der Inventio bis III, 12 inclus. Totam epitomen, sagt der Herausgeber p. 600, edere operae pretium non duxi, und viel ist nicht verloren.

Μαξίμου περὶ τῶν ἀλύτων ἀντιθέσεων Vol. V. p. 577 — 390 nach Fabricius Meynung jener Maximus, welcher der Erzieher des Kaisers Julians gewesen; von H. Stephanus zuerst, dann von Fabricius herausgegeben, hier nach zwey Pariser Handschriften berichtigt. Diese wenigen in ihrer Art einzigen Blätter behandeln einen wichtigen Punkt der alten Rhetorik, wie nämlich der Redner, wenn die Gründe seines Gegners unwiderlegbar sind, sich zu benehmen habe, um wenigstens für sich den Schein der Wahrheit zu retten und durch Angriffe anderer Art jene zu schwächen und zu entkräften. Diese Angaben sind nicht von Maximus oder erst zu seiner Zeit erfunden, sondern mit der Bildung der Rhetorik erwachsen und von ihr unzertrennlich; die spätern mögen vielleicht, da wir sonst nichts eigenes der Art in den Schriften der früheren lesen, was zerstreut und an treffenden Orte gelegentlich vorgetragen war, gesammelt und ausgearbeitet haben; was wir hier haben, scheint mehr kurzer Auszug, als vollendete Darstellung zu seyn, welche am meisten geeignet wäre, zu überzeugen, wie wenig den Aussagen der Redner zu trauen sey, mehr Einsicht in die Täuschungen der alten Rhetoren zu verbreiten und dadurch zur Anerkennung des wahren Werthes dieser Produkte zu führen. Erfreulich ist es immerhin zu sehen, daß die alten mit unbefangenem Blicke die gerühmtesten Werke ihrer Vorfahren betrachtet und durch den großen Namen, den sie erlangt hatten, sich nicht abhalten liessen, den Maßstab besonnener und vernünftiger Betrachtung anzulegen, daß sie das wahre von dem scheinbaren zu unterscheiden und das kunstvolle als solches zu würdigen verstanden.

Damit ist, was bis jetzt von den Rhetores Graeci erschienen, in einzelnen Theilen geprüft und nachgewiesen; es konnte nicht fehlen, da das Studium der Rhetorik auch im Mittelalter im griechischen Reiche erhalten worden, daß Geist und Zeichen verschiedener Jahrhunderte nicht ohne Einfluß auf die Behandlung des Gegenstandes hervortreten. Noch bleibt für die übrigen Bände manches bedeutende übrig, was wir von dem Eifer, der Thätigkeit und der Kenntniß des Herausgebers in immer besserer Gestalt zu erwarten haben, und die Vollendung dieser großen Sammlung wird vielleicht auch die Erfüllung eines andern Wunsches näher bringen; wir halten nämlich eine gehörige Bearbeitung der Aristotelischen Bücher über die Rhetorik für ein großes Bedürfniß unserer Zeit, eine Bearbeitung aber, die etwas mehr leistet, als man von einem Commentare der Art gewöhnlich erwartet und erhält, nicht nur die Vollendung des Kritischen und Exegetischen, was fast ganz aus Aristoteles selbst zu entnehmen — er ist besonders aus sich selbst zu erklären — sondern, da er so vieles ohne Belege anführt, und da, wo er Erklärungen giebt, Beyspiele aus verlornen Schriften erwähnt, so müßten bey jeder einzelnen Lehre überall aus den uns vorhandenen attischen Rednern mehrere Beyspiele angeführt und dadurch für das Verständniß des Philosophen und der Redner zugleich gewirkt werden; dann in der Theorie selbst wäre nachzuweisen, theils was Aristoteles von den frühern vorgefunden und gebilligt hat, theils und dieß ganz vorzüglich, was die spätern von ihm angenommen und was sie geändert, mit welchem Rechte sie sich von ihm entfernt, was sie weiter gebracht und gefördert, was sie liegen gelassen und versäumt haben. Eine solche Bearbeitung könnte die ganze Rhetorik historisch umfassen und vieles zur Kenntniß des Alterthums von dieser Seite beytragen.

L. Spengel.



Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie von Dr. C. G. Carus, Hof- und Medicinal-Rath, Leibarzt des Königs von Sachsen und Dr. A. W. Otto, Medicinal-Rath und Professor in Breslau. Heft IV., enthaltend auf 9 Kupfertafeln die Erläuterung der Verdauungsorgane in den verschiedenen Thierklassen. Leipzig bey Barth. 1835. 24 S. gr. Fol. (12 Thlr.).

Von diesem ausgezeichneten Werke erschienen seit dem Jahre 1826 drey Hefte, von Carus allein besorgt. Das erste Heft giebt auf 8 Tafeln eine Uebersicht über die aktiven Bewegungswerkzeuge. Im zweyten, 1827 erschienenen Hefte ist die Skeletbildung durch die ganze Thierreihe in 9 Tafeln dargestellt. Das dritte besonders interessante und an neuen, eigenen Beobachtungen reiche Heft enthält die Entwickelungsgeschichte der Thiere auf 9 Tafeln und erschien 1831. Endlich haben wir vor wenigen Wochen dieses vierte Heft erhalten, wo Otto in Breslau als Mitarbeiter auftritt.

Ueber den Werth der frühern Hefte ist wohl nur ein Urtheil. Die Zeichnungen sind in der Regel ganz vorzüglich, meist von Carus Meisterhand selbst, und der Stich ist ebenfalls sehr gut. Die Tafeln dieses vierten Heftes sind von Carus, Heubel, Waitz fast alle nach der Natur gezeichnet (nur wenige sind aus andern Werken kopirt), und von Zumpe, Dietz und Müller ganz vortrefflich gestochen. Die Auswahl ist höchst zweckmäßig; es werden, wie in den früheren Heften, Repräsentanten aus den Classen und Ordnungen gewählt und wir finden hier Zergliederungen von sehr seltenen Thieren, zum Theil ganz neu für die Wissenschaft.

Der Kupfererklärung geht eine kurze von Carus verfaßte Einleitung voran, „zur Lehre von der Entwicklungsgeschichte der Formen des Verdauungskanals.“ Wir wollen über die darin befolgte Methode mit dem Verfasser um so weniger rechten, als wir uns schon bey einer andern Gelegenheit über eine Seite seiner wissenschaftlichen Betrachtungsweise ausgesprochen haben. Die erste Tafel zeigt den Bau der Verdauungs-Organe bey den Zoophyten. Was die Infusorien betrifft, so sind hier einige Kopien aus Ehrenberg gegeben. Die Anatomie vom Kugelthier (Vovox globator) ist von Carus nach eigenen Untersuchungen und stimmt nicht mit Ehrenbergs Angaben, denen Ref. beypflichten muß, überein. Von den Polypen dient Alcyonella und Veretillum, von den Echinodermen Holothuria, Asterias und Spatangus (meist nach Delle Chiaje) zum Typus. Leider ist keine Darstellung aus der Classe der Medusen gegeben. Die zweyte Tafel erläutert den Bau bey den Mollusken und giebt Bilder von: Ascidia, Anodonta, Doris, Planorbis, Bullaea, Aplysia, Loligo, zum Theile nach Delle Chiaje und Meckel. Die dritte Tafel ist den Gliederthieren gewidmet: Distoma, Spirographis, Palinurus, Gryllotalpa, Sphinx, Phalaena (letztere nach Suckow). Die Fische nehmen die vierte Tafel ein; einige Abbildungen sind aus Rathke entlehnt. Wir finden hier den Bau von Petromyzon, Raja, Accipenser, Petromyzon, Gasterosteus, Blennius, Gadus. Vieles Neue bringt die fünfte Tafel (Amphibien), welche lauter Originale enthält und von Otto bearbeitet ist. Die Typen dazu geben: Proteus, Menobranchus, Hyla, Pipa, Testudo, Chelonia, Crotalus, Chamaeleo, Draco, Crocodilus. Die sechste, den Bau des Darmkanals bey den Vögeln erläuternde Tafel, ist wieder von Carus. Sie giebt ebenfalls bloß Original-Abbildungen von: Motacilla, Euphone, Rhea, Procellaria. Die drey letzten Tafeln endlich beschäftigen sich mit dem Darmkanal der Säugethiere. Vorzüglich ausführlich ist die Magenbildung behandelt, aber auch von der Zunge, den Zotten der Schleimhaut u. s. w. sind neue und schöne Darstellungen gegeben. Die betreffenden Thiere sind: Phyllostoma, Lepus, Arctomys, Ursus, Histrix, Manis, Mycetes, Myrmecophaga, Hapale, Stenops, Hyaena, Lemur, Trichecus, Castor, Semnopithecus, Manatus, Halmaturus, Dicotyles, Bradypus, Delphinus, Ovis, Auchenia, Elephas, Phoca, Lagomys, Hyrax.

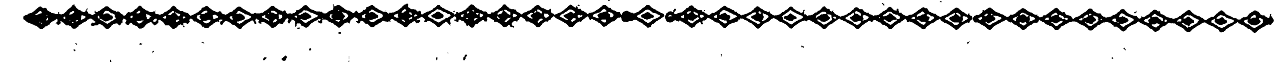
Wir wünschen diesem deutschen Nationalwerke den besten und wo möglich raschesten Fortgang. Allerdings ist der Preis etwas hoch; die bis jetzt erschienenen vier Hefte kosten 48 Thaler und es dürften mindestens noch vier bis fünf Hefte folgen; aber bey dem geringen Absatz solcher Werke, die freylich eigentlich keiner öffentlichen Bibliothek und keinem Physiologen von Profession fehlen sollten, ist eine Minderung des Preises kaum möglich, da aller Luxus vermieden ist.

R. W.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. November.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



1. Correspondance d'Orient 1830—1831 par M. Michaud, etc.

2. Souvenirs, Impressions, Pensées et Paysages, pendant un voyage en Orient 1832—1833, etc.

Dritter Artikel.

Die Ueberfahrt von Cypern bis auf die Küste des heiligen Landes ist kurz; ein französisches Fahrzeug brachte die Reisenden nach Caipha am Fuße des Carmel, von wo sie Abdallah Pascha von Akke (wie Jean d'Acre seit Josua's Zeiten bis auf diese Stunde im ganzen Orient genannt wird) auf dem gewöhnlichen Karavanen-Wege an der Seeküste fort über Ramleh bis nach Jerusalem begleiten ließ. „Palästina erwartet noch seinen Reisebeschreiber" ist der Hauptsatz, von welchem diese beyden Herren in ihren Briefen über dieses Land ausgehen. Wenn man an die zahlreichen, gewiß an zwey Hundert hinreichenden, mehr oder weniger umfassenden, mit mehr oder weniger Geschick und Beobachtungsgabe geschriebenen Werke über Palästina denkt, so scheint einem dieses Wort doch etwas ungemessen. Wenn Hr. Poujoulat unter einem Reisebericht über Palästina sich ein Werk vorstellt, wie etwa Valvasor über Krain und viele andere über andere trigonometrisch vermessene, zum Behufe der Steuerumlegung bonitirte, metallurgisch und geognostisch durchwühlte Landschaften Europas mit Angabe und bildlicher Darstellung aller Städte, Flecken, Märkte, Dörfer, Schlösser und Ruinen, Wege, Stege und Berghöhen geschrieben haben, so hätte er freylich nicht ganz Unrecht. Wenn man das Land jenseits des Jordan noch beyziehe, so ist Alt-Palästina geographisch nicht länger als höchstens dreyßig Stunden, von welchem Punkte der Seeküste man immer ausgehen will. Von Jaffa nach Jerusalem sind zwölf Stunden, von dort an den Jordan neun, und diese nicht einmal in gerader Richtung. Von da ostwärts besaßen die Kinder Israel das Land kaum noch zwölf Wegstunden weit, ja auf der Seite des todten Meeres nicht zwölf Schritte, da Moab und Midian bis an die Ufer desselben reichten. Die Breite von Süd nach Nord hat noch Niemand über siebenzig Wegstunden angesetzt, sie beträgt aber nicht soviel von der Gränze Edoms bis an den Fuß des Antilibanon. Wenn Hr. Poujoulat nur den Schweden Hasselquist, den Engländer Pococke und den Deutschen Burkhard gelesen hätte, würde er sich mäßiger ausgesprochen haben. Die Wege, welche er gemacht, und die Ortschaften und Merkwürdigkeiten, welche er besucht und geschildert hat, sind lange schon allgemein bekannt und bis zum Ueberdruß beschrieben.

Das Innere des Landes, den eigentlichen Kern und schönsten Theil von Palästina, die reizenden Hügel und Thalungen im Gebirge Ephraim um Silo, Sichem und Samaria hat Hr. P. nicht selbst gesehen; er kennt sie nur aus den flüchtigen Angaben eines Hrn. Gillot, der auf dem Wege von Jerusalem nach Tiberias darüber berichtet. Ref. hat diese Natur-Herrlichkeiten mit Bequemlichkeit durchwandert und wird die Erinnerung davon noch lange bewahren. Keine Beschreibung kann je dieselben Empfindungen erzeugen wie der Anblick, darum wollen wir auch nichts weiter darüber sagen. Wohl aber hat man sich überzeugt,

daß in der Kleidertracht jener Gegend seit den Zeiten des Patriarchen Jakob, und im Kern der ackerbauenden Menschen seit den Tagen Salmanassars, troß aller Umwälzungen und Verheerungen, in der Hauptsache nichts verändert wurde. Josephs bunten Rock tragen die jungen Leute von Sichem heute noch mit derselben Zierlichkeit und Eitelkeit wie die Söhne des Erzvaters. Oben legt er sich übereinander an den Leib, erweitert sich nach unten zierlich, reicht bis unter die Kniee, die Ermel geräumig und nur bis an den Ellenbogen, das Ganze in der Mitte übereinander geschlagen und mit einem feinen Shawl umschlungen; hellroth, hellgelb, hellgrün und weiß, alles in halben, ganzen, längern oder kürzern Streifen wundersam verflochten und verschlungen bilden die Hauptfarben; dazu denke man sich noch den weißen vollen Turban um das Haupt, das jugendlich volle Gesicht, die schlanke Figur und den stolzen Gang, und man hat das Bild eines petit élégant aus Sichem. Im Flecken Sindschel, sieben Stunden nördlich von Jerusalem, sah Ref. dieses Kleid zum erstenmal, und auf der Ebene Esdrelon fand er schon nicht mehr dasselbe Farbenspiel und denselben Schnitt. Im Vorhofe des Einkehrhauses von Sindschel saßen die Männer des Fleckens in einem weiten Halbkreise, den Dolch im Gürtel, mehrere Stunden lang um uns herum, ohne ein einziges Wort weder mit uns noch mit unsern morgenländischen Begleitern zu reden. Jedermann würde beym Anblick derselben an die Schilderung denken, welche Ammianus Marcellinus im letzten Kapitel seines 23. Buches von den Völkern östlich vom Tigris entwirft. Im Allgemeinen schlank, blaßgelb, mit trutzigen, geilen Bocksaugen und zusammenhängenden, bogenförmigen Augenbraunen und selbst Bocksphysiognomien, sind diese neuen Samaritaner wie die Sassaniden des Marcellinus; frugal, behutsam, zurückhaltend bis ins Unglaubliche, geschämig, kokett im Gange, drohend, verschlagen, hochmüthig und grausam sind sie ebenfalls. Man weiß aber aus der heiligen Schrift, daß Salmanassar, König von Assur, Kolonisten von jenseits des Tigris in das leere Samaria verpflanzte. Sie sind Mohammedaner und reden arabisch wie alle Völker zwischen den persischen Gebirgen und den Kataracten des Nils. Wer diese Leute mit den Bewohnern des sogenannten Reiches Juda, um Jerusalem und südwärts, vergleicht, wird leicht zwey verschiedene Volksstämme erkennen, gleichwie die Landschaften selbst zwey ganz verschiedene Naturen haben. Die ausgewaschene, baumlose, zerrissene, zeltartig geschnittene Stein- und Kalkwüste von Juda mit einigen fruchtbaren, oasenartig vertheilten Vertiefungen, — welch ein Kontrast mit dem hellgrünen Laubgehölze, dem mit Granaten eingehägten Rebgelände der romantischen Hügel von Samaria, und den wohlbewässerten und reichbeschatteten Auen von Sichem! Ohne Zweifel war auch der südliche Theil Palästinas, besonders um Jerusalem einst waldreicher, wie man oben von der Insel Cypern bemerkte, und folglich öfter vom Regen heimgesucht und auch fruchtbarer, als er jetzt ist. Auf vielen, besonders auf der Sonnenseite ganz ausgebrannten Hügeln sieht man noch heute künstliches, vom Fuße bis auf die Spitze hinaufsteigendes Terrassengemäuer, um das einst mit Saaten, Wein und Granaten bepflanzte Erdreich zu stützen und zum Anbau geräumiger zu machen. Hadrians Soldaten hieben die Bäume nieder, verschütteten die Brunnen, zerstörten die Ortschaften, tödteten oder vertrieben die Einwohner, und von dieser Zeit änderte sich die Gestalt von Palästina; die nachrückenden Beduinen und die Herrschaft der Chaliphen, Mamluken und Türken konnten ein solches Unglück nicht verbessern. Palästina ist eine Landschaft, in welcher die Lage der Ortschaften weniger von der Laune der Menschen als von der Natur des Bodens abhängt; deswegen können geographische Forscher als Regel annehmen, daß, wo heute in Palästina eine Ortschaft liegt, auch im Alterthum eine gelegen haben muß; nicht aber umgekehrt, daß eine jetzt unbewohnte und unangebaute Gegend es auch in der Vorzeit gewesen sey. Ueberdieß ist zu be-

denken, daß die Juden bey der Eroberung des Landes häufig die Ortsnamen änderten, während die Reste der Kananäer die vorigen beybehielten, und die Araber ihrerseits wider neue in den Schwung brachten, ohne von den alles entstellenden griechischen und abendländischen Metamorphosen derselben auch nur eine Meldung zu thun. Ohne gute Kunde der alten und neuen Sprachen des Orients, und ohne das Land selbst mit aller Musse, Bequemlichkeit und Sicherheit zu bereisen, soll sich daher niemand schmeicheln, in der Geographie von Palästina etwas Wissenschaftliches, Neues und Gediegenes zu leisten. Wenn aber jemand über die Lage von Alt-Jerusalem noch Bedenklichkeiten erheben und noch in Frage stellen will, ob ein Theil der Stadt und namentlich der Berg Sion nicht jenseits der Thalschluchten Rephaim und Hinnon in südlicher Richtung gestanden habe, so muß man entweder vom Geiste des Widerspruches und der Hyperkritik eingenommen, wie der Engländer Clarke, oder niemals selbst in Jerusalem gewesen seyn. Auf drey Seiten hat die Natur selbst durch tiefe und breite Schluchten die Lage dieser Stadt festgestellt; nur über ihre nördliche Ausdehnung kann man sich um einige Hundert Schritte zanken. Bekanntlich liegt die heilige Stadt auf einer holperichten Bergebene, die sich gegen die Bachschlucht des Cedron (Thal Josaphat) abneigt, und von dem auf der andern Seite der benannten Schlucht sich erhebenden Oelberge den vortheilhaftesten Anblick darbietet. Am wenigsten Reiz hat ihr Anblick für die von Jaffa und Bethlehem her Kommenden, weil man nur einen kleinen Theil des Mauerumfanges ohne die Gebäude erblickt. Steigt man vom todten Meere und Kloster St. Saba herauf, scheint sie auf einem hohen Berge und gleichsam in der Luft zu schweben, was in gewisser Entfernung, wenn man zwischen den öden Alpenhügeln hinaufsieht, einen großartigen Eindruck macht. Das Bild einer großen Stadt mit Mauern, Wällen, Thürmen, Moscheen, Kuppeln, Kirchen, Synagogen, Kaufhäusern und Chanen hat sie nur vom Oelberge her. Die rohe Bauart der fenster- und holzlosen Privathäuser, Schmutz und öde Plätze zerstören freylich einen Theil der Täuschung, sobald man die Stadt selbst betritt. Hr. Poujoulat (denn von ihm sind die meisten Briefe über Palästina) beschreibt Jerusalem, seine Heiligkeiten, seine Umgegend, dann Bethlehem und Hebron, Jericho und den Jordan mit dem todten Meere, und die Wüste von St. Saba, mit einer Treue und Umständlichkeit, als wäre hierüber noch niemals in Europa etwas bekannt gemacht worden, und spricht mit einer so glühenden Andacht, als wäre er ein frommer Mönch im Heere Peters des Einsiedlers. Jedoch ist er als ein Sprößling der großen Welt nicht blind genug, um das Unzuverläßige und Geringhaltige in den Kenntnissen der guten, frommen hierosolymitanischen Mönche ganz zu übersehen, und in der öffentlichen Moral der heiligen Stadt die Nachbarschaft des todten Meeres zu verkennen. Wenn das Studium der Menschen und ihrer Sitten auf Reisen das größte Interesse gewährt, so werden alle Kenner des Morgenlandes eingestehen, daß Palästina von dieser Seite noch wenig beleuchtet wurde, obgleich nach Refs. Ueberzeugung hierüber Mancherley zu sagen wäre, was vielen Lesern eben so unerwartet als neu seyn könnte. Gerechte aber unduldsame Menschen, wie St. Hieronymus, sollten demnach nicht in die heilige Stadt gehen; zelus domus Dei würde sie verzehren. Uebrigens wird sich — wir sind dessen ganz überzeugt — nicht einmal ein Philosoph unserer Tage, ein Anbeter des logischen Räsonnements, einer innerlichen Rührung, eines erschütternden Gefühls erwehren, wenn er durch die Strassen von Sion wandelt und vor dem Grabstein auf Golgatha steht. Wie viele geheime Fäden knüpfen das menschliche Geschlecht an diese Graburne! Was Michaud an diesen Orten fühlte, wird im Herzen vieler Menschen Anklang finden:

„Um diese Religion eines leidenden Gottes zu begreifen, braucht man weder großes Genie, noch große Wissenschaft; es ist genug, wenn man geduldet, und aus dem bittern Kelche des Lebens getrunken hat. Wer aber hat hienieden nicht geduldet; wer hat nicht auch sein Kreuz in dieser Welt getragen, und wer ist den Weg nicht gegangen, der auf den Kalvarienberg

führt? Hierin liegt das Geheimniß der schnellen Ausbreitung des Christenthums, denn das ganze menschliche Geschlecht war bedrängt; Christi Religion drang überall ein, denn überall auf der Erde war Leiden; und aus eben diesem Grunde wird sie auch ewig leben auf dieser Erde des Duldens, des Unglücks, der Thränen." (IV. 195.)

Aus demselben Grunde kann Jerusalem eben so gut, wo nicht mit mehr Recht als Rom selbst, die ewige Stadt heißen. Da sie das ganze Stadium des Mohammedanismus überstanden und durch alle Prüfungen gegangen ist, welche der feindliche Orient, die Wuth der Charismier und die höllischen Rotten des Kaukasus und der Tatarey über die Wiege einer von ihnen besiegten und verachteten Religion ausgegossen, so ist nicht mehr abzusehen, welche menschliche Gewalt von jetzt an ihr Daseyn bedrohen könnte.

„Von der heiligen Stadt aus, schreibt Michaud, muß man betrachten, was jetzt in Europa geschieht; auf den Felsen der Schädelstätte ist der Platz, um die Reiche zu sehen, die vor unsern Augen vergehen. Wenn ich meinen Sinn auf diese Täuschungen der Zukunft, auf diese Schattenbilder lenke, denen ihr nachjaget, auf diese ewigen Bedürfnisse und Visionen der Freyheit, die sich niemals verwirklichen, so denke ich an den Spruch Isaias an die Kinder Israels: Ihr seyd wie ein Mensch, der Hunger hat, und der träumt, er esse während der Nacht, oder wie ein Mensch, der dürstet, und träumt, daß er schlafend in großen Zügen trinke; sobald der Schlaf entflohen ist, fühlt sich der erste eben so leer wie zuvor, und der andere eben so ausgetrocknet als er es früher war. So wird das Erwachen der abendländischen Völker seyn, die heute von künftigen Glückseligkeiten träumen und die, alles Andenken an vergangene Zeiten verschmähend, nur die Zukunft befragen, die eben so trügerisch ist, wie die Träume der Nacht. Vielleicht wird man einst fragen, was aus diesen Völkern geworden ist; aber Jerusalem wird durch keine Revolution zu Grunde gehen, es wird immer dasselbe bleiben, so elend es auch ist; es lebt von der Vergangenheit, und diese wird ihm niemals fehlen." (IV. 256).

Das Uebergewicht der Mohammedaner in Jerusalem ist seinem Ende nahe, die Bitterkeit desselben schon durch die letzten Ereignisse gemildert, und die heilige Stadt hat von jetzt an keine anderen Feinde mehr zu fürchten, als die Mißhelligkeiten der christlichen Bekenner unter einander selbst. Jedermann, der in diesen Dingen mitsprechen kann, weiß, daß die Kirche auf Golgotha in gewissen Zeiten des Jahres ein Schlachtfeld wäre, und daß sich die verschiedenen christlichen Sekten am heiligen Grabe selbst erwürgen würden, wenn nicht die Tempelschlüssel in den Händen der Mohammedaner wären, und eine aus Ungläubigen bestehende Polizeywache mit Peitsche und Stock einigermassen für Anstand und Ordnung sorgte.

Die beyden mächtigsten unter den Partheyen beschuldigen sich gegenseitig des Betruges, der Volksverführung und der Erpressung; besonders können die hierosolymitanischen Katholiken und ihre Führer, die Franciskaner von St. Salvator, nicht Worte genug finden, um über die Arglist zu schmähen, mit welcher die griechischen Oberpriester, im Bunde mit dem armenischen Patriarchen, mittels eines chemischen Apparates am Charsamstage das heilige Feuer in der Grabkapelle erwecken unter dem Vorgeben, es sey durch ein himmlisches Mirakel entzündet worden, womit sie dann einen sehr einträglichen Handel treiben. In früheren Zeiten geschah das Wunder durch Vermittelung der Katholiken, es scheint aber nicht, daß sich diese den Umstand so gut zu Nutzen machten. Herr Poujoulat hatte über dieses heilige Feuer eine lange Unterredung mit einem der griechischen Erzbischöfe (nicht mit dem Patriarchen, der allzeit in Stambul sitzt), der ihm etwa folgende Auskunft hierüber gab:

„Kein griechischer Priester glaubt an das Wunder, keiner verkündet es dem Volke marktschreyerisch; das Volk aber zweifelt nicht im geringsten, daß das Feuer vom Himmel steige; warum sollen wir ihm nun das Gegentheil beweisen? Wir nennen es heilig, weil alles, was vom heiligen Grabe ausgeht, auch wahrhaft geheiligt ist." (IV. 344.)

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. November.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



1. Correspondance d'Orient, 1830 — 1831, par M. Michaud etc.

2. Souvenirs, Impressions, Pensées et Paysages pendant un voyage en Orient 1832 — 1833 etc.

(Fortsetzung.)

Dagegen versicherte ihn der Pater Reverendissimo von St. Salvator, daß die griechischen Geistlichen mit der größten Marktschreyerey dem Volke das Wunder anpreisen, um es zum Kaufe zu ermuntern. Graf O** fragte etwa ein Jahr später denselben griechischen Erzbischof, was er selbst vom heiligen Feuer halte, erhielt aber zur Antwort, daß in solchen Dingen alles vom Glauben abhänge. Gewiß aber ist diese himmlische Flamme das große Reizmittel, welches die Schaaren griechischer Pilger nach Jerusalem zieht.

„Tänze, Ronden, ärgerlicher Tumult erfüllen den ganzen Tempel vor Ankunft der heiligen Flamme; wie sie aber um die Grabkapelle glänzt, bemächtigt sich allgemeine Betäubung, ein bis zum Unglaublichen getriebener Wahnsinn der Köpfe. Nachdem der griechische Patriarch sein Licht im heiligen Grabe angezündet, theilt er das Feuer dem Patriarchen der Armenier, den Bischöfen der Kopten, Abyssinier und Syrier mit, die in der kleinen, während der Zubereitung des Feuers geschlossenen Engelkapelle beten. Diese Kapelle hat zwey breite Oeffnungen, durch welche das Feuer den Umstehenden mitgetheilt wird. Der Grieche, welcher seine Fackel zuerst an der Leuchte des Patriarchen ansteckt, ist gewöhnlich eine Person von Auszeichnung. Eine griechische Familie von Jerusalem besitzt seit einer Reihe von Jahren diese Ehre. Die andern Bischöfe verkaufen diese Gunst an reiche Pilger um den Preis von fünfhundert bis achthundert Francs. In frühern Zeiten sollen die Abyssinier allein das Vorrecht gehabt haben, am Charsamstag das heilige Grab zu betreten und das Feuer vom Himmel zu locken." (IV. 343).

Von Jerusalem handelt man mit der heiligen Osterflamme auf dem Karavanenwege bis nach Konstantinopel, wo das erste Eintreffen derselben im Phanar ebenfalls mit hohem Preise bezahlt wird, und zu ansehnlichen Geschäften Veranlassung giebt. Uebrigens zeigen und verhandeln die Griechen der heiligen Stadt auch wunderschöne Medaillons von Bronce, welche Moses auf dem Zuge von Aegypten nach Palästina in der arabischen Wüste habe prägen lassen, wo man angeblich eine große Menge derselben gefunden habe. Sie sind mit einer hebräischen Inschrift in phönicischen Buchstaben und mit einem schön gearbeiteten Bildnisse des jüdischen Gesetzgebers nach Art unserer Schaumünzen geschmückt. Ref. sah ein Exemplar im Hause des *** Konsuls zu Jaffa, der die Aechtheit desselben gar nicht bezweifelte. Die Plackereyen und Beleidigungen, welche die christliche Bevölkerung Jerusalems durch die mohammedanischen Obrigkeiten und Einwohner im Tempel selbst zu erdulden hatten, wie Pater Placidus Hrn. P. klagte, sind nach der Eroberung des heiligen Landes durch die Aegypter in der Hauptsache ganz beseitigt, und alle Taxen für den Eintritt in Jerusalem, für Oeffnung der Tempelthore, für den Besuch der heil. Orte u. s. w., wurden gleich abgeschafft und den Mönchen von St. Salvator alle Abgaben an die Moslimische Obrigkeit in Masse erlassen. Allein in den Streit der verschiedenen christlichen Confessionen mischte sich Mohammed Ali eben so wenig, als daß er die arabische Tempelwache aufhob. Kehrt aber Jerusa-

lem wieder unter die Herrschaft des Sultans zurück, so ist kein Zweifel, daß die Armenier bald alle ihre Nebenbuhler in der heiligen Stadt überflügeln und sich der meisten heiligen Stellen bemächtigen werden, aus dem einzigen Grunde, weil sie am reichsten sind und die größten Summen in die Kassen des Sultans liefern können. Eben diese Armenier haben im Monat October 1807 ihren damals noch kleinen Antheil an der Heilig-Grabkirche in Brand gesteckt, der sich im Innern verbreitete, viele Altäre verzehrte, nnd selbst den großen Dom erreichte, der sich im Schiffe der Kirche über der Grabkapelle wölbte und von Cedernholz war; auch die korinthischen Säulen des Schiffes wurden sammt der Grabkapelle durch die Glut des einstürzenden Domes zerstört. Hr. Poujoulat beschreibt und erklärt dieses Ereigniß umständlich (T. V. p. 165). Die Armenier wollten nur ihre armselige Seitenkapelle allein verbrennen, weil sie die Erlaubniß zum Baue einer neuen und prachtvollern leichter zu erhalten glaubten, als zur Ausbesserung der alten und halbverfallenen. Bey dieser Gelegenheit bemächtigten sich die Griechen der Brandstätte, verdrängten die damals armen und von Europa nicht unterstützten lateinischen Mönche aus dem Besitze der Heilig-Grabhut, ließen auf ihre Kosten durch einen Architekten aus Konstantinopel Kirche und Grab wieder herstellen; zwar geschmacklos und in kurzer Frist, verwendeten aber drey Millionen Francs, theils auf den Bau, theils auf Bestechung des Divans in Stambul, der Paschen von Damaskus und Jean d'Acre und der türkischen Obrigkeiten in Jerusalem. Heute seufzen sie noch unter einer drückenden Schuldenlast, die sich von jener Zeit und den nachfolgenden Fehden gegen ihre Nebenbuhler aus dem Abendlande herschreibt. Uebrigens giebt es unter den Katholiken Jerusalems heute noch viele, die das ganze Unglück bloß griechischer Arglist beymessen. In Europa meinte man damals, und Hr. v. Chateaubriand bestätigte das Gerücht, der ganze Tempel des heiligen Grabes sey durch den Brand in einen Schutthaufen versunken. Gelitten hat nur das Schiff und der rechte Seitenflügel oder der sogenannte Calvarienberg. Die vordere Hälfte, wo der Hochaltar, der Chor mit einer prachtvollen Kuppel, Reichthum und Herrlichkeiten aller Art, der linke Seitenflügel u. s. w. blieben ganz verschont. Die Aussenseiten mit dem bis zum Glockenhaus durch mohammedanische Eifersucht abgetragenen Thurme zeigen nirgends eine Spur der Zerstörung und sind heute noch, was sie in den Tagen St. Helena's und der fränkischen Könige waren. Wer neugierig ist zu erfahren, wie die Sonntagsfeyer von allen Confessionen zu gleicher Zeit in der Kirche des hl. Grabes begangen wird, und besonders was in der Charwoche Tag für Tag daselbst geschieht, findet in den Briefen des Herrn Poujoulat (IV. 321 u. 394) eine vollkommene und umständliche Beschreibung.

Hr. Poujulat verfaßte über die Nacht des Gründonnerstags einen besondern Artikel, den wir in seinem ganzen Inhalte hiehersetzen:

„Ich schreibe Ihnen diesen Augenblick im Scheine der Fackeln des heiligen Grabes; niemals in meinem Leben hatte ich eine ernstere und feyerlichere Stunde, als die gegenwärtige. Eine Nacht in der Kirche des heiligen Grabes mußte für mich eine Nacht ohne Schlummer seyn. Ich wandle von Kapelle zu Kapelle, von Altar zu Altar: vom Grabe gehe ich auf die Calvarienhöhe (am Vorderende des rechten Seitenflügels und durch eine Marmorstiege mit dem Fußboden in Verbindung), von dort zum Gefängnißorte Christi, und von da zum Grabe; das Geräusch meiner Schritte stört allein die Stille des Tempels. In der Seitennische nahe am Tempelthore schlummert die moslimische Wache; alle in der Kirche eingeschlossenen Christen liegen in tiefem Schlafe; die einen auf Bänken oder Kisten, andere auf den Staffeln des Altares, wieder andere auf Matten oder Teppichen mitten im großen Schiffe; die Magdalenen-Kapelle ist mit Weibern angefüllt, hingestreckt auf Rohrdecken, in ihren langen weißen Schleier eingehüllt, oder im einfachen Unterbeinkleide, säugende Kinder schlummern am Busen ihrer Mütter: jedermann liegt schlafend in der Stellung, in welcher ihn der Schlummer überfallen hat, was einen mannichfaltigen und abwechselnden Anblick darbietet. Die Mönche ruhen insgesammt in ihrem (kleinern, an die Grabkirche stossenden) Kloster, mit Ausnahme von zweyen, die vor der göttlichen Eucharistie der Grabkapelle im Gebete

versunken sind. Dieß ist das erste Mal, daß ich in der Kirche der Auferstehung keinen Tumult höre; nur in den Stunden der Nacht kann der Gläubige ohne Störung am Fuße des heiligen Grabes beten. Allein und religiösen Träumen hingegeben wandle ich durch den Tempel, mitten in der Finsterniß, die hin und wieder das matte und zitternde Licht einiger Lampen durchblitzt, stehe bald stille und lausche auf unbekannte Stimmen, die mit mir zu reden scheinen; meine Kniee beugen sich, wie wenn mich der Hauch Gottes anfächelte, und aufrechtstehend im Dunkeln zwischen Golgotha und dem Grabsteine, überströmt mich ein schauerliches Gefühl, welches an Schrecken gränzt." (IV. 424)

Wenn Hrn. Poujoulats Schilderung der griechischen Charwochenfeyer nicht etwa vom Parteygeiste und Secten-Widerwillen einen Theil des Kolorits entlehnt hat, so würde man bey jener Gelegenheit nicht den gleichen Grad von Schicklichkeit und Andacht entdecken.

Hr. Michaud war nur einige Tage in Jerusalem geblieben, „hatte aber in diesen wenigen Augenblicken moralisch und intellectuell mehr gelebt, als in vielen Städten, wo er sein halbes Leben verbracht." Nachdem er gebetet, getrauert und die Stellen ausgemittelt hatte, wo Tancred und Gottfried den Sturm angelegt, eilte er an den Nilstrom, „den Spuren St. Ludwigs und seines Heeres" nach. Hr. Poujoulat verweilte noch etwa zwey Monate theils in der heiligen Stadt, theils in verschiedenen Gegenden des Landes, um Nachsuchungen im Interesse der Schriften seines Meisters über die Kriege der Kreuzheere anzustellen. Der Weg von Jerusalem nach Jericho hinab beträgt nur sieben kleine Stunden und ist gewiß einer der schauerlichsten, die irgendwo auf dem Erdboden zu finden sind. Hinter dem Oelberge senkt sich die Landschaft plötzlich, und der Wanderer steigt zwischen zwey parallel laufenden, vulkanisch zermalmten, zerrissenen, in Staub und Steingeröll aufgelösten Bergreihen voll Schluchten, Abgründen, Steilseiten, ohne Gras, ohne Baum, ohne Wasser, ohne Haus, ohne ein menschliches Wesen, in das grüne Jordanthal hinab, wo einst die Palmenstadt Jericho mit ihren Balsamgärten stand, jetzt aber etliche Lehmhütten armer Beduinen mit einem fränkischen Ritterthurm in der Mitte zu sehen sind. Wer zugleich den großen Steinthurm zu Theben in Böotien und die sieben Strandthürme zu Tripolis in Phönicien gesehen hat, wird an allen dasselbe Zeitalter und dieselbe Baukunst, Form und Einrichtung erkennen. Von da zum Jordan sind nicht mehr als zwey Wegstunden, obgleich Hr. v. Lamartine von Jerusalem bis Jericho zehn bis zwölf, und von dort zum Flusse fünf Stunden Entfernung rechnet, (III. 210). Der Weg ist stereotyp, und alle Fremdlinge werden auf denselben Punkt des Flußufers geführt. Nach einem weiteren anderthalbstündigen Ritt erreicht man das nordwestliche Ende des todten Meeres, über welches man so verschiedene und sich oft widersprechende Berichte hat. Hr. P. sucht das Abweichende hierin auf Rechnung der verschiedenen Jahreszeiten zu setzen, in welchen die Beobachtungen Statt fanden (IV. 383):

„Der eine hatte bemerkt, daß die Vögel das todte Meer fliehen, wie den See Avernus; der andere sah Adler und wilde Enten über seinen Spiegel eilen; dieser behauptet, ein Dampf steige aus der Tiefe herauf und schwebe über seine Mitte; jener dagegen fand die Athmosphäre hell und durchsichtig; das nämliche gilt vom Schwefelgeruch am Gestade, von der geschwärzten Farbe der Kieselsteine und der Schwere des Wassers; alle diese Phänomene können in einer Zeit seyn, in der andern aber nicht mehr, und die Wunder von gestern haben keine Aehnlichkeit mit denen von heute, wie ein Vulkan, wenn er Lava auswirft, andere Erscheinungen zeigt, als wenn die Flamme schlummert und der Berg in Ruhe ist."

Ref. meint, diese Abweichungen in den Reiseberichten und diese oft sich widersprechenden Naturerscheinungen haben ihre Quelle weniger in den Jahreszeiten oder in den Gegenden des Sees selbst, wo sie beobachtet wurden, als in der erhitzten und von Jugend auf mit den schauerlichsten Bildern geschwängerten Phantasie der Menschen, wodurch sie denselben Gegenstand oft in einem ganz verschiedenen Lichte sehen, als ihr Vorgeher oder Nachfolger, und oft auch Erscheinungen wahrzunehmen glauben, die gar nicht

sind. Ehemals ein Paradies, jetzt eine gräßliche Oede und sichtbare Spuren des göttlichen Zorns! Dazu noch die Glut der Atmosphäre, die völlige Verlassenheit von der ganzen Welt und seines Gleichen, die nirgends so drückend und unermeßlich erscheint, wie am todten Meere! Ein schöner Fluß, mit schattenreichen Ufern, ein ruhiger, langer, heller Seespiegel, Berge nnd Hügel umher, die Majestät der Sonnenscheibe am Himmel, und doch kein menschliches Wesen weitumher! Diese Vorstellungen erschüttern den Sinn der meisten Menschen, und sie riechen Schwefel, finden das Wasser übelriechend und salziger als anderes Meerwasser, sehen Rauchsäulen aus der Tiefe heraufsteigen, hören wohl gar dumpfes Wehklagen aus dem Abgrunde, und erblicken verbranntes Gemäuer unter trägen Fluthen, wo nicht gar noch Edith, Lot's Weib, als Salzsäule mit den sichtbaren Abzeichen ihres Geschlechtes am Ufer, wie Tertullian und St. Irenäus behaupten:

Dicitur et vivens alio sub corpore sexus
Munificos solito dispungere sanguine menses.

Tertull. Carmen Sodom.

Per naturalia ea quae sunt consuetudinis feminae ostendens.

S. Irenaeus lib. IV.

Hr. Pousoulat besuchte das todte Meer im März 1831, Hr. v. Lamartine im November 1832, und Ref. sah es im August desselben Jahres, und zwar auf derselben Stelle und um dieselbe Tageszeit, wie die beyden Vorgenannten, d. i. an seinem nordwestlichen Ende und in den Morgenstunden von sechs bis zehn Uhr. Die frische, heitere, reine Morgenluft, kein Schwefelgeruch, kein Dampf auf der bläulichten, spiegelhellen Fluth, die langen trägen Wellen, welche die Brandung an das Ufer trieb, wo sich zugleich ein Streif von Salz und röthlichem Harz anlegt, sind Beobachtungen, die wir alle drey gemein haben. Eben so entschieden ist es, daß man magere und übelriechende Fische im See, Muscheln und Sumpfgras am Ufer findet, und daß der menschliche Körper beym Baden nicht untersinkt. Hr. P. kostete von dem Wasser des todten Meeres und empfand Uebelkeiten; Ref. kostete auch davon und empfand keine Uebelkeiten, wenigstens keine stärkern als durch Verschluckung einer gleichen Quantität Wasser vom Mittelmeere. Wenn man die Naphta-Quellen und die übrigen vulkanischen Erscheinungen von Baku und Schirwan betrachtet, möchte man glauben, das kaspische und das todte Meer dürften mehr als eine Aehnlichkeit mit einander haben.

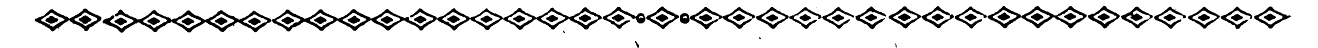
Wer die Cycladischen Inseln gesehen hat und sich die ausgebrannten Bergrücken derselben auf der großen Meeresfläche vereinigt vorstellt, wird ungefähr ein Bild der von Schluchten durchbrochenen, ausgewaschenen, gelbbraunen, nackten Alpenlandschaft zwischen Sodoma und Jerusalem haben. Mitten in dieser Wüste, in dem breiten, wohl einige hundert Fuß tiefen Felsenbette des Cedron, steht das griechische Kloster St. Saba. Mit seinen Ringmauern, Thürmen und oberen Felsenkammern reicht es von der Tiefe bis über den Rand des Abgrundes herauf. Wie ein riesenhaftes Ungethüm begegnet dem Wanderer diese Cönobiten-Festung mit Chorgesang, Thurmuhr und Glockenklang plötzlich mitten in der Einöde; nichts verkündet seine Nähe. Justinian I. soll es gegründet und sämmtliche Dorfschaften am Südende des todten Meeres gegen Edom hinab zu Zins und Frohndienst den Mönchen überlassen haben, wie uns der Vorstand, ein Bulgar aus Philippopoli in Thracien, erzählte. Dagegen waren auch diese Kloster-Zinsbauern die ersten in Palästina, Mohammeds Lehre anzunehmen, um ihrer Dienstbarkeit los zu werden und ihre alten Grund- und Lehensherren, die Mönche von St. Saba, zu befehden. Man zeigt heute noch in einem Steingewölbe die Knochen von (angeblich) 1400 Mönchen, die von einem Emir der benannten Gegend in und um St. Saba erschlagen wurden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. November.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



1. Correspondance d'Orient 1830—1831 par M. Michaud, etc.

2. Souvenirs, Impressions, Pensées et Paysages, pendant un voyage en Orient 1832—1833, etc.

(Schluß des dritten Artikels.)

Wenn es einem Menschen möglich wäre, die Welt ganz aus seinem Sinne zu verbannen, so wäre es gewiß in dieser Oede. Serbier, Bulgaren, Russen, Griechen aus allen Gegenden ringen hier nach der Palme der Weltüberwinder. Ref. hat sich früher oft verwundert, wie die israelitische Landes-Vertheilungs-Commission dem Stamme Juda einen in jeder Beziehung verhältnißmäßig übergroßen Antheil zugemessen hat; seitdem er aber das Land bis Hebron hinab durchwandert, und beynahe in seiner ganzen Ausdehnung nach verschiedenen Richtungen mit eigenen Augen gesehen hat, ist ihm Alles erklärlich. Es war von den urältesten Zeiten an nur oasenartig bewohnt, und die rechte Einfassung des Jordanthales, von der Südspitze des todten Meeres bis weit nördlich von Jericho, bot schon denselben Anblick der Oede dar, als Moses vom hohen Gebirge der andern Thalseite herüberschaute; denn bey Josue, Cap. 16. v. 1. wird diese Gegend mit dem Worte Midebor מדבר, Wüste, Steppe bezeichnet, und Calebs Tochter war mit ihrem Gute, unweit Hebron, auch unzufrieden, weil es ein wasserloses, sonnenverbranntes Land war, אֶרֶץ הַנֶּגֶב, eres hannégeb, Jos. cap. 15. v. 19. Nur hat sich seit Austreibung der Kinder Israel die Zahl der waldichten und bewässerten Oasen vermindert und die Wüste vergrößert.

Zur Charakteristik der Bethlehemiten hätte Hr. P. noch beyfügen können, daß diese, bis zur gegenwärtigen Eroberung Palästinas durch den Pascha von Aegypten, so zu sagen unabhängige Gemeinde das einzige Beyspiel darbietet, daß der moslimische Theil der Bevölkerung an Ansehen, Einfluß und Macht dem christlichen nachsteht und sich vor ihm fürchtet; Moslimen dienen in christlichen Familien und Christen in Moslimischen. Nachdem Hr. P. südlich von Bethlehem das alte Thecua mit der in seiner Nachbarschaft liegenden, labyrinthartigen Berghöhle Adolla und Hebron besucht hatte, wendete er sich ans Meer hinab, um die Ebene des alten Landes der Philistim von Jaffa bis Gazeh zu untersuchen. Aus seinen Berichten ersieht man, daß die Gärten von Jaffa er sowohl als Hr. Michaud im Frühling eben so reizend fand, als Ref., der sie Ende July sah. Es sind deren an fünfthalbhundert in einem Halbkreise um das amphitheatralisch an einem Hügel gebaute Städtchen. Unter einem solchen morgenländischen Bostan muß man sich nicht Kunstgärten mit Spalier, geometrisch durchschnittenen Blumenbeeten und Treibhäusern denken, wie man sie in Europa sieht; es ist vielmehr ein regelloses Dickicht von hohen Granat-, Feigen-, Pflaumen-, Aprikosen-, Orangen-, Limonien-, Bananen-, Palmen- und anderen Fruchtbäumen, mit Weinstauden und baumdicken Ranken durchflochten, in natürlicher Unordnung, von krummen Fußpfaden durchschnitten, mit dicht verschlungenem Gehäge indischer Feigen umschlossen, und durch laufende Bächlein, Brun-

nen und undurchdringlichen Schatten erfrischt; es ist mit einem Worte, was Xenophon nach persischem Sprachgebrauch παράδεισος nennt. Sitzt man während der Mittagsglut in einem solchen Dickicht des lieblichsten Grünes, weit umher tiefe, nur von dem vorüberrauschenden dünnen Wasserfaden unterbrochene Stille, so fühlt man sich einen Augenblick vollkommen glücklich und zufrieden, findet das Mühen und Ringen der Menschen thöricht, ihren Ehrgeiz unbegreiflich, und die Wissenschaft selbst überflüssig. Betrachtet man aber nebenbey das Thun und Treiben der Bürger von Jaffa, so erkennt man bald, daß die Leidenschaften der Menschen durch keine Reize der Natur zu zügeln sind.

Zu Ibna, vier Stunden südlich von Jaffa auf dem Wege nach Gazeh, wohnte Hr. P. bey dem Scheich (Häuptling, Vorstand) des Dorfes und erfuhr aus seinem Munde einen bisher in Europa nicht gekannten Charakterzug „des großen Sultans Bunaparte," der auf seinem Zuge nach Jean d'Acre in Ibna hundert Ochsen, hundert Ladungen Getreide und eben so viele Ladungen Mehl requirirte. Der Vater des erzählenden Scheichs lieferte das Geforderte in das Lager, fieng aber zu weinen an, als die französischen Soldaten sich anschickten, die Ochsen zu schlachten: „Schau, Sultan, sagte er, was deine Soldaten thun!" Die Thränen und diese wenigen Worte rührten das Herz des Feldherrn, er gab dem Scheich Ochsen, Getreide und Mehl zurück, und begnügte sich für denselben Tag sein Gast zu seyn (V. 373).

Von Jean d'Acre, wohin Hr. P. von Jaffa auf dem gewöhnlichen Wege an der Seeküste wieder zurück gekommen war, wollte er Samaria und Galiläa besuchen, um die Schlösser und Schlachtfelder der alten Kreuzhelden zu besehen. Krieg im Samaritischen Gebirge und die Pest, welche selbst Nazareth schon erreicht hatte, hinderten ihn an seinem Vorhaben. Um jedoch in seiner Briefsammlung diesen Theil des heiligen Landes nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen, schaltete er (V. 437 — 489) einige Nachrichten des französischen Botanikers Hrn. Gillot von Kerhardene ein, der kurz vorher von Jerusalem über Sichem nach Tiberias am See Genesareth, und von dort über Cana und Nazareth gleichfalls nach Jean d'Acre gekommen war. In Samaria will dieser Reisende mit Thürmen flanquirte Mauern gesehen, und gefunden haben, daß die Stadt etwa der Hälfte des Umfanges von Jerusalem gleichkomme. Hr. Gillot täuscht sich offenbar. Samaria ist nicht nur nicht halb so groß als Jerusalem, sondern es besteht eigentlich gar nicht mehr, wenn man nicht die Reste eines großen gelben Gebäudes mit hohen Bogenfenstern und einigen Hütten nebenan, mitten unter den Oelbäumen eines unvergleichlich schönen Hügels, eine Stadt nennen will; von Mauern und Thürmen aber ist durchweg nicht die geringste Spur. Was Hr. G. über Tiberias, Cana, Nazareth, überhaupt über das Longitudinalthal Galiläas sagt, ist genauer; wir wollen aber allenfallsige Bemerkungen hierüber auf die folgende kurze Anzeige über Hrn. v. Lamartine's Reisebericht aufsparen, die Beschreibung der berühmten Schlacht von Hittin aber, in welcher i. J. 1187 Selah-eddin den König von Jerusalem besiegte, ganz übergehen. Hr. Poujoulat selbst macht vor seinem Abschiede aus dem heil. Lande (V. 433) noch die Bemerkung, „daß Frankreich nur seine Arme ausstrecken dürfte, um Syrien mit Palästina zu erobern; — so allgemein seyen die Sympathien jenes Himmelsstriches für die französische Herrschaft." Hierin hat Hr. P. vollkommen Recht; die katholische und besonders die gesammte Moslimische Bevölkerung, nicht etwa nur der beyden besagten Länder, sondern auch Aegyptens und sogar Nubiens jenseits der Kataracten, träumen von nichts, als von der nahen und sehnsuchtsvoll erwarteten Ankunft der Heerhaufen des großen und gerechten Sultans Bunaparte. Die Eroberung Algiers erschütterte das ganze Morgenland. Nur die zahlreichen Anhänger der orthodoxen morgenländischen Kirche, sie mögen griechisch oder arabisch reden, machen von

dieser allgemeinen Gesinnung eine bedeutende Ausnahme. Diese sehen mit der nämlichen Sehnsucht, ja mit noch größerer Entschiedenheit für selbstthätiges Eingreifen, der Ankunft der russischen Fahnen entgegen. „Wann kommen die Russen? Sie müssen kommen, in der Apokalypse ist es deutlich geschrieben: Nicht Sultan Mahmud ist unser Gebieter, Nicolaus ist es, wir sind seine Unterthanen.“ Diese und ähnliche Aeusserungen hört man etwa nicht allein in Jerusalem und Tyrus, sondern eben so gut im Innern des Libanon und zu Hamah und Marrah in der Wüste am Euphrat aus dem Munde des Volkes, seiner Mönche nnd Bischöfe. Asien ist reif.

Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz. Erstes Heft. Der Kanton Zürich. Von Gerold Meyer von Knonau. St. Gallen und Bern. 1834. 8. VIII. u. 342 Seiten.

Auch unter dem besondern Titel:

Der Kanton Zürich, historisch, geographisch und statistisch geschildert ꝛc.

Man darf behaupten, daß in den letzten zwanzig Jahren über kein Land in Europa so viele geographische und statistische Schriften erschienen sind, als über die Schweiz und doch fast von keinem andern so wenig sichere und ins Einzelne gehende statistische Belehrung verbreitet ist, als von den Schweizerkantonen. Zwey Ursachen lassen sich dafür anzeigen. Fürs erste der Widerwille der einzelnen Kantonsregierungen gegen Bekanntmachung statistischer Thatsachen. Zwar mochte er häufig daraus entspringen, daß sie selbst kein klares und vollständiges Bewußtseyn vom Stand ihrer eigenen öffentlichen Angelegenheiten besaßen, was bey dem Mangel an einem persönlichen Mittelpunkt in Republiken gar nicht Wunder nimmt; vielfach trug aber auch bloß eine gewisse Geheimthuerey die Schuld. Wie dem auch seyn mag, immer schadeten sie hierdurch nicht bloß der Wissenschaft, sondern noch mehr sich selbst. Denn da sie dem natürlichen Wunsche ihrer Mitbürger, die Zustände der vaterländischen Gauen und Regierungen genau zu kennen, nicht genügend entgegen kamen, ihn vielleicht gar als ungehörig zurückwiesen, vernachlässigten sie es, das Volk im lebendigen Gefühl all der Vortheile zu erhalten, die es wirklich genoß, und brachten sich gewissermassen bey ihren Bürgern selbst in Vergessenheit. So läßt es sich denn begreifen, wie sie unter dem Rufe nach Neuerungen, der 1830 plötzlich sich verbreitete, trotz der Güte ihrer Sache und den geringfügigen Vorwürfen, die ihnen gemacht wurden, so wenig Anhänglichkeit im Volke fanden.

Eine zweyte Ursache, die dem Erscheinen gründlicher statistischer Schriften über die Schweiz entgegenstand, lag im Publikum. Die Schweizerreisen waren Mode geworden; auf einem eiligen Durchflug fragte man wenig nach dem Detail der öffentlichen Einrichtungen und bürgerlichen Verhältnisse, sondern nach Curiositäten und Vergnügungs-Gelegenheiten; die Buchhändler fanden ihre Rechnung besser bey der Geographie und Statistique amusantes als bey umfassenderen und tiefer eindringenden Werken: daher denn die Fluth von Anleitungen die Schweiz zu bereisen, unter denen sich bekanntlich nur ein paar vorzügliche Werke befinden, die in den übrigen ausgeschrieben sind und noch fortwährend in neuerscheinenden ausgeschrieben werden.

Wie weit nun gegenwärtig das erste Hinderniß beseitigt ist, lassen wir dahin gestellt; das zweyte wenigstens ist nicht mehr vorhanden. Denn bey der Masse von Handbüchern, die jetzt den Reisenden in der Schweiz überall angeboten werden, ist es nicht möglich, daß in den nächsten Jahren ähnliche Schriften rentiren; sodann darf man wohl auch annehmen, daß durch den häufigen Besuch die Schweiz viel von dem Reiz verloren habe, den sie früher auf die Einbildungskraft der Reiselustigen übte, und, täuschen wir uns nicht, so ist die Zeit schon ganz nahe, wo ein gro-

ßer Theil ihrer Besucher sich mehr den östlicheren, noch weniger bekannten, aber eben so anziehenden Alpengegenden zuwenden wird. Dann bietet es Vortheil, dem Publikum von diesen unterhaltende Beschreibungen zu geben, wie denn vor Kurzem für Tyrol bereits geschehen ist; die Schweiz fällt mehr dem Interesse der eigentlichen Wißbegierde heim, die gründliche Belehrung sucht, und umfassendere, auf genaue Forschungen sich stützende Werke über die Schweizerstaaten können auf Absatz rechnen. Unter diesen Umständen wird man also das Unternehmen, welches wir hier anzeigen, vollkommen zeitgemäß und einem wahren Bedürfnisse entsprechend finden.

Nach dem Plane des Hrn. Gerold Meyer von Knonau, welcher bereits durch einen Abriß der Erdbeschreibung und Staatskunde der Schweiz bekannt ist, erscheint nämlich von mehreren Gelehrten eine ausführliche Statistik der Schweiz, die ein möglichst treues Bild dieses Landes nach seinem jetzigen und früheren Zustande verschaffen und zugleich als Anleitung für Reisende dienen soll. Die Verfasser haben sich in die einzelnen Kantone getheilt und von Herrn Gerold Meyer v. K. ist, so viel uns bekannt, außer dem Kanton Zürich, den das vorliegende erste Heft enthält, noch der Kanton Schwyz bearbeitet.

Wiewohl allerdings Vollständigkeit und Wahrheit in solchen Werken die Hauptsache ist, so hängt doch ihr Werth zu nicht kleinem Theile auch von der Anordnung des Stoffes ab. Diese ist indeß nicht so leicht als es scheinen möchte; vielmehr zeigen die theoretischen Werke über Staatskunde, daß die Unterbringung des mannichfaltigen Materials in strenglogische Abtheilungen das wahre Kreuz der Statistik ist. In der That handelt es sich aber hier gar nicht um ein künstliches System, sondern um eine leichtfaßliche Gruppirung der Materien (gewissermassen nach natürlichen Familien) zu einem überschaulichen Ganzen, in welchem alles Einzelne leicht zu finden ist. In dieser Hinsicht verdient nun das vorliegende Werk alles Lob; der Plan für die Beschreibung der einzelnen Kantone ist einfach, übersichtlich und gestattet die künftige Eintragung eines reicheren Details ohne alle Verwirrung. Nachdem die Literatur der Geographie und Statistik und die Karten des Kantons angeführt sind, zerfällt das Ganze in zwey Haupttheile: in eine allgemeine Uebersicht und in eine alphabetische Beschreibung des Kantons, an die sich ein Personenregister anschließt. Die erstere beginnt mit einem Ueberblick der Geschichte des Kantons; führt die Alterthümer an, die sich auf seinem Gebiete finden, und beschreibt sodann das Land, das Volk, den Staat und die Kirche in allen ihren Beziehungen. Dabey leidet aber das Buch, als „Gemälde der Schweiz," was es nach dem Titel seyn soll, an einem Mangel, der dem Verfasser nicht kann entgangen seyn, und über den der Käufer im ersten Hefte wohl einige Vertröstung erwarten durfte. So wie es vorliegt, ist es nämlich ganz und gar keine Geographie und Statistik der Schweiz als eines Ganzen, sondern bloß eine Beschreibung der einzelnen Kantone als eben so vieler ganz isolirter Staaten. Zwar wird erwähnt, daß der Kanton Zürich ein Glied der schweizerischen Eidgenossenschaft sey, was es aber mit dieser für eine Bewandtniß habe, sucht man vergeblich. Dürfen wir voraussetzen, daß der eidgenössische Sinn in den Schweizern schon ohnedieß rege genug ist, so mag es allerdings für Einheimische zweckmäßig seyn, hier einmal das gemeinschaftliche Band ausser Acht zu lassen und den Kantonsbürger auf seinen Kanton zu verweisen. Das Buch ist aber auch für Auswärtige bestimmt, die unter der Schweiz nicht bloß ein Aggregat einzelner Staaten, sondern eine politische Verbindung von Völkerstämmen verstehen, deren Eigenthümlichkeit und Verwandtschaft keineswegs von den Gränzen der einzelnen Kantone abhängen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. November.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

Dix ans d'études historiques par Augustin Thierry, membre de l'Institut. Paris, 1835. XXXV. u. 424 S. 8.

Der Verfasser der Geschichte der Eroberung Englands durch die Normänner, und der Briefe über die französische Geschichte reiht in diesem Bande die zerstreuten Aufsätze aneinander, die er zwischen 1817 und 1833, meist über französische und englische Geschichte, ausgearbeitet und bekannt gemacht hat. Er nennt sie Studien, weil sie meist jugendliche Versuche sind, Vorbereitungen zu seinen zwey Werken, und, wie er in einer Anmerkung S. 121 schon anerkennt, die früheren nicht frey von einem politischen Partheygeiste, der erst reiferen Jahren und gründlicheren Kenntnissen wich.

Neu ist nur die Vorrede, diese aber sehr merkwürdig. Sie erzählt umständlich und mit seltener Offenheit den Gang der historischen Studien und Bestrebungen des Verfassers. Geführt wurde er dazu durch politische Neigung oder vielmehr Abneigung. Als Jüngling haßte er die Gewaltherrschaft Napoleons, die eben gebrochen war, und fand doch an der Nachahmung der englischen Verfassung, die nun eintrat, auch kein Gefallen. Einst, da er ein Capitel Hume's aufmerksam las, ging ihm, meynte er, ein neues Licht über diese Verfassung auf; Eroberung liege ihr zum Grunde. Sogleich nahm er sich vor, von diesem neuen Gesichtspunkte aus die innere Geschichte Englands zu bearbeiten. Den ersten Versuch machte er mit einer kurzen Uebersicht bis 1640; was da geschah, erschien als siegreicher Kampf des Volkes wider die ihm durch Eroberung vor 6 Jahrhunderten aufgedrungene Ordnung der Dinge. Cromwell's und Carl II. Geschichte war die Fortsetzung; jener wurde als ein neuer Eroberer, dieser als ein Verknüpfer der alten mit der neuen Herrschaft vorgestellt. Jetzt, nach viel schwerer Arbeit, leuchtete dem Verf. ein, wie gezwungen diese Vorstellung sey, wie er die Geschichte damit verfälsche. Er ließ von dem unglücklichen Versuche ab, entsagte aber nicht dem Vorsatze, die normännische Eroberung als eine, die späteren Zeiten Englands beherrschende, Thatsache darzustellen. Zur Ausführung schritt er jedoch nicht sogleich, weil ihn jetzt die Entdeckung anzog, die er in der französischen Geschichte gemacht zu haben glaubte: daß auch da die Eroberung einen dauernden Einfluß gehabt, und ihr Druck namentlich das Aufstreben des dritten Standes gehindert habe. Diese Ansicht schien ihm so fruchtbar in politischer Beziehung, daß er nun seinen ganzen Fleiß ihr zuwandte. Er begann aber nicht mit den Quellen, sondern mit den Bearbeitern von Pasquier an bis auf Montlosier. Darauf studirte er im du Cange die Rechtssprache des Mittelalters, und versuchte sogar in die alten germanischen und scandinavischen Sprachen einzudringen. Nun im Begriffe an die Quellen zu gehen, von denen er nichts begehrte als Beweise für den schon aufgestellten Hauptsatz, wurde er über dieses Vorhaben erst zweifelhaft. Er ahndete, daß es sich mit der Würde der Geschichte so wenig als mit ihrem Reichthume vertragen möchte. Deutlicher wurde ihm dieß, als er in der englischen Geschichte, zu welcher er zurückgekehrt, und darin weiter als zuvor aufgestiegen war, eine

Menge denkwürdiger Dinge antraf, denen er einen eigenen Werth zugestehen mußte, ob sie gleich keinen für den politischen Standpunkt hatten, von dem aus er die Geschichte zu behandeln gesonnen war. Gab er diesen noch nicht auf, so nahm er doch daneben einen andern; er suchte die Eigenthümlichkeit der Volksstämme in ihrer ursprünglichen Gestalt auf, um aus ihrer Verschiedenheit den Gegensatz verschiedener Abtheilungen der Gesellschaft zu erklären. Wie lieb war ihm die nähere Bekanntschaft mit der irländischen Geschichte, wo er diesen Gegensatz so scharf und stark ausgedrückt fand! Auch in Schottland nahm er ihn zwischen den Leuten des Gebirgs und der Ebene wahr, und bewunderte die Treue, mit welcher ihn ein Dichter, Walter Scott, gezeichnet hatte. Wieder ging er auf die französische Geschichte über, las die Quellen von Anfang an, und wie er darin fortschritt, war er von dem lebensvollen Inhalte mehr und mehr erfreut, zugleich aber erstaunt und erzürnt über die Verflachung und Verdrehung, die der wirklichen Geschichte durch ihre Bearbeiter, gelehrte und ungelehrte, denkende und gedankenlose, widerfahren war. Nun ließ er seiner Untersuchung freyen Lauf, und im Nachdenken über ihr Ergebniß, glaubte er endlich seinen wahren Beruf gefunden zu haben, den Beruf, Geschichtforschung und Geschichtschreibung in Frankreich zu reformiren.

Indessen fühlte er sich zu einem großen Werke noch nicht stark genug. Zuerst versuchte er sich in Briefen über die französische Geschichte, die er vom July 1820 an, von Woche zu Woche in dem Courier français erscheinen ließ. So lange er darin nur von den Mängeln der bisherigen Behandlung sprach und eine bessere angab, namentlich auf die ganz vernachläßigte und darum unbekannte, jedoch höchst reichhaltige Geschichte des Bürgerstandes aufmerksam machte, fand er Beyfall und Theilnahme. Als er aber etwas tiefer ging, und seine Mittheilungen in gleichem Maße der Wissenschaft angehöriger und der Tagspolitik fremder wurden, kündeten ihm die Eigenthümer der Zeitung aus Besorgniß, an Absatz einzubüßen, seinen Platz in derselben höflich auf. Nun entschloß er sich, die Geschichte der normännischen Eroberung zu unternehmen. Das Jahr 1821 widmete er ganz dem Einsammeln des Stoffes. Täglich besuchte er die öffentlichen Bibliotheken, wo er, vertieft in eine Arbeit, die ihm immer lieber und leichter wurde, nicht was um ihn vorging sah und hörte, aber Anschauungen der Vergangenheit hatte, die ihm später nicht mehr so lebhaft zu Theil wurden. Ungleich schwerer fand er in dem folgenden Jahre die Abfassung. Nachahmen wollte er nicht, aber die Vorzüge der alten, der mittleren und der neueren Zeit vereinigen. Da gerieth er nun abwechselnd auf zwey Abwege; bald opferte er den Forderungen der Kunst zu vieles auf, so daß ihm die Darstellung zu mager wurde; bald drang sich ihm eine Menge kleiner, zwar bezeichnender, aber theils unzusammenhängender, theils der Geschichte nicht würdiger Einzelheiten auf. Nicht selten war, nach großer Anstrengung in Abschneiden, Zusetzen, Umstellen, kein anderer Rath als gänzliches Ausstreichen. Er verlor aber den Muth nicht, vielmehr wuchs ihm Lust und Liebe, da zu derselben Zeit andere Männer in seiner Nähe die historische Bahn betraten, und das mit solchem Glücke, daß die Meynung entstehen konnte, „die jetzt leider wenig Wahrscheinlichkeit mehr hat, es würde die Historie das Siegel des neunzehnten Jahrhunderts werden, und dieses nach ihr sich nennen, wie das achtzehnte sich nach der Philosophie genannt hatte.“ Zehen Stunden Arbeit wandte er täglich auf sein Werk; in fünfthalb Jahren war es vollendet. Die Aufnahme fiel über seine Erwartung günstig aus, aber sie war theuer erkauft; er hatte die Augen übermäßig angestrengt; er konnte nicht mehr lesen noch schreiben. Eine Reise in den Süden half nicht; zu Anfang 1826 kam er beynahe blind zurück. Jedoch schreckte ihn von der Fortsetzung seiner Studien die Nothwendigkeit nicht ab, sich dazu fremder Augen und Hände zu bedienen. Damit ging es so gut, daß er sich bald im Stande sah, eine Chronik Frankreichs vom fünften Jahrhundert

bis zum dreyzehnten zu unternehmen, die nichts anderes seyn sollte, als eine Auswahl der gleichzeitigen Nachrichten, die nur gesichtet und aneinandergefügt würden. Diese Arbeit machte ihm die Freude nicht, die er sich versprochen hatte; er gab sie auf, da der erste Band fertig war. Dafür nahm er seine Briefe über die französische Geschichte wieder vor und ließ sie, um das Doppelte vermehrt, 1827 zusammendrucken. Hier führte er einen alten Lieblingsgedanken aus, indem er die denkwürdige Vorzeit des französischen Bürgerstandes aufschloß. Schon im folgenden Jahre war eine zweyte Auflage nöthig; das Buch bekam durch sorgfältige Ueberarbeitung abermals eine neue Gestalt. Damals arbeitete des Verfs. Bruder Amadeus an seiner Geschichte der Gallier; das reizte den Verf., sich ihm mit einer Darstellung des Einbruches und der Niederlassung germanischer Völker anzuschließen. Er sammelte dazu mit großer Lust; da befiel ihn eine schwere Nervenkrankheit und zwang ihn abzubrechen. Nun ist er seit sechs Jahren auf dem Lande, bey so schwacher Gesundheit, daß er nur zuweilen einige Stunden Arbeit aushält. Dennoch hat er seitdem nicht nur seine Geschichte der normännischen Eroberung nochmals durchgesehen, sondern 1833 eine neue Reihe Briefe über die französische Geschichte angefangen, von denen die drey ersten hier abgedruckt sind. Der Schluß dieser Erzählung verdient ganz gekannt zu seyn.

„Wenn die Förderung der Wissenschaft zu den großen Angelegenheiten des Gemeinwesens zu rechnen ist, so habe ich meinem Vaterlande so viel geleistet als der Krieger, der auf dem Schlachtfelde verwundet liegt. Was auch das Schicksal meiner Arbeiten seyn mag, mein Vorgang, hoffe ich, wird nicht vergeblich seyn. Ich wünschte, er trüge bey, jener geistigen Erschlaffung zu steuern, welche die Krankheit des jüngern Geschlechts ist; er könnte auf die gerade Bahn des Lebens eine jener entnervten Seelen zurückführen, welche klagen, daß sie nicht glauben können, welche keinen Halt zu finden wissen und überall vergebens etwas aufsuchen, dem sie sich hingeben und weihen möchten. Warum reden sie sich mit solcher Bitterkeit ein, es gebe in der Welt, wie sie ist, nicht Luft für jede Brust, nicht Beschäftigung für jeden Kopf? Ist nicht das ruhige, ernste Studium da? und gewährt nicht dieses eine Zuflucht, eine Hoffnung, eine Laufbahn, die jedem von uns offen ist? Mit ihm bringt man die bösen Tage hin, ohne daß man ihre Last empfindet; mit ihm schafft man sich selbst ein Geschick und macht von dem Leben einen edlen Gebrauch. Dieß habe ich gethan, und würde es abermals thun, wenn ich meine Bahn zum andern male anzutreten hätte; ich würde die einschlagen, die mich dahin geführt hat, wo ich jetzt stehe. Des Augenlichts entbehrend, hoffnungslos und fast unablässig leidend, kann ich dieses Zeugniß ablegen, das aus meinem Munde nicht verdächtig scheinen wird: es giebt etwas in der Welt, das mehr werth ist, als die sinnlichen Genüsse, mehr als das Glück, sogar mehr als die Gesundheit; es ist die Hingebung an die Wissenschaft.

◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇

Mélanges historiques et littéraires par M. le baron de Barante, Pair de France, membre de l'académie française. T. I. VIII. 398. T. II. 398. T. III. 396. Paris, 1835. 8.

———

Die vermischten Schriften des Hrn. v. Barante, (jetzt französischen Botschafters zu Petersburg) sind eine von ihm zugelassene Sammlung von Aufsätzen, die schon einzeln, zum Theil vor langer Zeit, erschienen waren. Nur die Nachrichten von den Anführern des Aufstandes in der Vendée, welche mit anderen biographischen Artikeln den Inhalt des ersten Bandes ausmachen, sind mit einigen Zusätzen vermehrt. Den zweyten und den dritten Band füllen litterarische, zum Theil kritische Aufsätze, unter denen einer von 1821, über Schiller's Leben und Werke, der ausführlichste ist. Eine gute Bekanntschaft mit unserer Litteratur legt sich auch sonst an den Tag. Von seiner Zuneigung zu derselben giebt der Verf. einen Beweis, der für ein Mitglied der französischen Akademie fast als ein Wagniß zu betrachten ist, durch ein, mit deutscher Schrift, auf den Titel aller drey Bände gesetztes Motto aus Schiller, welches leider durch

einen Druckfehler entstellt ist, der an eine verdorbene Mundart erinnert.

. . . . Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träumen seiner Jugend
Soll Achtung tragen. . . .

Man würde übrigens sehr irren, wenn man hiernach etwas von Jugendträumen in dieser Sammlung anzutreffen meynte. Es ist in den früheren Aufsätzen so viel Bestimmung als in den späteren, und nicht weniger Lebendigkeit in diesen, als in jenen. Der historische Sinn, welchen der Verf. als Darsteller (in seiner burgundischen Geschichte) so glänzend bewährt hat, zeigt sich hier, gleich frey von aller Befangenheit, in ruhigen und klaren Würdigungen. Ein Paar Stellen aus dem zweyten Bande mögen dieß beweisen.

S. 41. Montesquieu war mehr Historiker als Philosoph. Nicht auf die menschliche Natur an sich und im Allgemeinen war seine Betrachtung gerichtet; er forschte nach Zusammenhang und Folgen der historischen Thatsachen. Daraus ergab sich ein Studium der politischen und bürgerlichen Gesetze unter einem neuen Gesichtspunkte. Um ihren Sinn aufzufinden, hielt er sie mit den Umständen zusammen, unter denen sie aufkamen. In seiner Staatslehre ist nichts dogmatisches noch absolutes; darlegend, beurtheilend, erklärt er die Gesetzgebungen nach Ort und Zeit, nach Volksstämmen und Begebenheiten. Jedoch verkennt er keineswegs die allgemeinen Grundsätze des Rechts, das sittliche Bewußtseyn; jene Gleichgültigkeit, welche der Wahn eines blinden Geschicks erzeugt, ist ihm ganz fremd. Tiefer als irgend einen neueren Geschichtschreiber, bekümmert ihn das Unglück und die Schmach der Menschheit, empört ihn Unterdrückung und Ungerechtigkeit. Nie wird indessen eine Veränderung von Grund aus von ihm als Ziel aufgestellt. Kühn in der Prüfung, bescheiden in der Forderung; ein Rechtsgelehrter, dessen Geist einen hohen Schwung genommen hat und zu großer Einsicht gelangt ist, der aber dennoch in seinem Kreise bleibt. Von ihm rührt die Rechtsschule her, welche sich die historische nennt und, in Frankreich entstanden, seit einigen Jahren die Ehre Deutschlands ist."

S. 213. (Ueber ein Wort Lemontey's, der das Consulat, das Kaiserreich, die Restauration nach einander fast in gleichem Maße öffentlich gelobt, und hinterrücks darüber gescherzt hatte: „ich gehöre zur Parthey der Zufriedenen; wäre das nicht, so würde ich schweigen.") Ein solches, allen Regierungen sich schmiegendes Betragen ist gemeiniglich den Machthabern nicht zuwider. Indessen muß man sehr verblendet seyn, wenn man nicht sieht, daß diese Gefälligkeit ohne Zuneigung, diese Schmeicheley, in der keine Billigung zu erkennen ist, diese vielmehr Verachtung anzeigende Theilnahmlosigkeit ein trauriges und drohendes Vorzeichen, das Merkmal einer abzehrenden Krankheit ist."

„So ging die alte französische Monarchie unter. — — Der römische Götterdienst war sehr hinfällig, als zwey Auguren einander nicht begegnen konnten, ohne zu lächeln; die unbeschränkte Herrschaft ist am Rande des Unterganges, wenn die Censoren über ihr Geschäft spotten. Gute und selbstständige Bürger sind treuere und zuverläßigere Unterthanen, als die Leute, die, so lange es möglich ist, zur Parthey der Zufriedenen gehören."

Bibliotheca americana nova, or a catalogue of books in various Languages, relating to America, printed since the year 1700, compiled principally from the works themselves, by O. Rich, Member of the Massachusetts historical society etc. London. New York. 1835. 8. 424 Seiten.

Der Verfasser ist, so viel wir wissen, gegenwärtig nordamerikanischer Consul in Port Mahon auf Minorca. Der hier vorliegende Theil geht von 1700 bis 1800. Man findet nicht bloß die nordamerikanische, sondern auch die spanische Literatur sehr reichhaltig zusammen getragen. Eines Auszugs ist das Werk nicht fähig. Wir begnügen uns daher, die Quellen anzugeben, welche der Verfasser vorzüglich benützt hat. Es sind: Meusel Bibliotheca historica tom. 3 u. 10. — Das Monthly, das critical und das North-American Review. — Das Gentleman's Magazine. — Wardens Bibliotheca americo-septentrionalis. 8. Paris. 1820. — Wardens Bibliotheca americana 8. Paris. 1831. — Colonel Aspinwalls Catalogue of Books relating to America. — Bibliothecae americanae primord. 4. 1713. — Bibliotheca americana. 4. 1789. — Harvard Collegue Catalogue. 8. 3 Vols. 1830.

Ω

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. November.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

An Encyclopaedia of Geography comprising a complete description of the earth, physical, statistical, civil and political, exhibiting its relation to the heavenly bodies, its physical structure, the natural history of each country, and the industry, commerce, political institutions, and civil and social state of all nations. By Hugh Murray assisted by the following gentlemen, in their respective departments of science: Astronomical and mathematical Geography: William Wallace Professor of Mathematics in the university of Edinburgh. Geology and the distribution of minerals: Robert Jameson, regius Professor of natural history, Lecturer on Mineralogy in the university of Edinburgh. Botany and the distribution of plants: W. J. Hooker regius Professor of Botany in the university of Glasgow. Zoology and the distribution of animals: William Swainson, Illustrated by eighty-two maps drawn by Sidney Hall, and upwards of a thousand other engravings on wood, by R. Branston, from drawings by Swainson, T. Landseer, Sowerby, Strutt etc. representing the most remarkable objects of nature and art in every region of the globe. London: Longman, Rees etc. Paternoster-row. 1834. 1567 Seiten 8.

Wir theilen den ganzen Titel mit, da derselbe eine abbrevirte Anzeige des Werkes enthält und die in der wissenschaftlichen Welt rühmlich bekannten Männer nennt, welche an demselben gearbeitet. Murray ist der Herausgeber. In der Vorrede erzählt dieser, daß er fast 10 Jahre auf Sammeln der Materialien verwendet, und nicht nur von den auf dem Titel genannten Gelehrten, sondern auch von andern z. B. von Mac Culloch, dem Verfasser des Dictionary of commerce, unterstützt worden sey. Eine solche Mühsamkeit und solche Vereinigung wissenschaftlicher Kräfte bey Ausarbeitung des vorliegenden Werks erregt große Erwartungen.

Betrachten wir zuerst die Gegenstände, welche diese Encyklopädie umfaßt, so stimmt sie hinsichtlich derselben mit andern ähnlichen Werken z. B. mit dem Précis de la Géographie universelle von Malte-Brun, ganz überein, auch in der Folge, in welcher diese Gegenstände abgehandelt werden. Der erste Theil des Werkes enthält eine Geschichte der Geographie, welche in alte, mittlere und neue eingetheilt ist. Im zweyten Theil werden die Principles of Geography aufgestellt, was wir allgemeine Geographie nennen. Das erste Buch dieses Theils enthält die astronomical principles oder mathematische Geographie; das zweyte Buch die geological principles, welche in Meteorologie, Hydrologie und Geognosie zerfallen, also ungefähr unserer physischen Geographie entsprechen; das dritte Buch handelt von der Vertheilung der Pflanzen, Thiere und Menschen auf der Erde und von den socialen Verhältnissen des Menschen. In 5 Büchern des dritten Theils werden die 5 Welttheile und ihre einzelnen Länder nach folgendem meist wiederkehrenden Schema beschrieben: 1) Allgemeiner Umriß und Charakter des Landes. 2) Natürliche Geographie. 3) Geschichtliche Geographie. 4) Politische Geographie. 5) Produktive Industrie.

6) Bürgerlicher und geselliger Zustand. 7) Lokale Geographie.

Stimmt nun auch die Murraysche Encyklopädie in ihren allgemeinsten Umrissen mit ähnlichen Werken überein, so hat sie doch auch viel Eigenthümliches. Wollen wir dieses charakterisiren und das Werk, soviel es seyn muß, kritisiren, so ist es nöthig, vorher den Begriff eines geographischen Lehrbuchs ins Auge zu fassen.

Eines Lehrbuches? dürfte man fragen, haben denn die Verfasser ihr Werk für ein solches ausgegeben? Gewiß, wenn auch nicht für ein Compendium, das man beym Lehren auf Gymnasien und Universitäten zum Grunde legt, welches nur die allgemeinen Umrisse dessen enthält, was der Lehrer mündlich weiter ausführt und erklärt.

Es wird nämlich von den Verfassern öfters das Publikum, der Leser, welchen sie beim Schreiben vor Augen hatten, durch den Ausdruck, the general reader bezeichnet. Wer ist damit gemeint? Offenbar steht dieser Leser dem Leser vom Fache gegenüber, wir könnten ihn etwa als den gebildeten Leser jeglichen Standes bezeichnen. Ist ein Werk für einen Leser vom Fache geschrieben, so genirt sich der Verfasser insofern gar nicht nach demselben, daß er ihn etwa früge: ob er auch hinlänglich unterrichtet sey, um der Darstellung folgen zu können? Es schreiben z. B. Kämtz in seiner Meteorologie, Schmid in seiner physikalischen Geographie für Leser vom Fache; ihre Werke strotzen von Berechnungen, wer diese Berechnungen nicht versteht, für den schrieben die Verfasser nicht.

(Fortsetzung folgt.)

◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇

Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz ꝛc.

(Schluß.)

In Bezug auf diesen Zweck ist nun die gesonderte Betrachtung der Kantone auch dann unbequem, wenn in einer Zugabe von dem schweizerischen Staatenbund gehandelt wird.

Denn bey der Uebereinstimmung benachbarter Kantone in Gestalt des Bodens, Gewässern, Klima, geognostischen Verhältnissen, Vegetation und Thieren enthalten die einzelnen Kantonsbeschreibungen ungemein viele Wiederholungen, die das Buch vertheuern, das Lesen erschweren, während man am Ende doch keine genügende Einsicht in die Schweizernatur gewinnt. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit der Beschreibung der Landesbewohner. Daß auch hier erst die Zusammenfassung des Stoffes nach Materien durch das ganze Land ein lebendiges Bild der Schweiz giebt, zeigt sich besonders beym Nahrungswesen. Um nur eines anzuführen, erinnern wir an die Baumwoll-Manufactur, die sich über die Kantone Zürich, St. Gallen und Appenzell so gleichförmig verbreitet, daß eine zusammenhängende Betrachtung unerläßlich ist. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheinen nun diese Kantonsbeschreibungen vorerst bloß als eine Sammlung geordneter Materialien für eine künftige vollständige Statistik der Schweiz im Ganzen, in der dann die politischen und kirchlichen Eigenthümlichkeiten nur in vergleichenden Uebersichten vorkommen könnten. Zur Abfassung einer solchen wäre wohl Niemand besser geeignet, als Hr. Gerold Meyer von Knonau.

Das reiche Detail dieser Schrift erlaubt keinen zusammenhängenden Auszug, wir beschränken uns daher auf einzelne wichtigere Punkte.

Eine genaue Vermessung des Kantons Zürich ist noch nicht vorgenommen; daher schwanken die Berechnungen seines Flächeninhaltes nach den mehr oder minder genauen Karten von 32 bis 47 2/3 Quadratmeilen. Die erste Zahl findet der Verfasser nach der Heinrich Kellerischen Karte des Kantons vom Jahre 1831, welches die beste ist. Der Zürichersee liegt 1230′ über dem Meer, der Rhein bey Eglisau 991′. Die mittlere Temperatur von Zürich ist 7 $\frac{1}{25}$° R. Erdbeben sind häufig, besonders um Eglisau. Von 90, die man im 18ten Jahrhundert verspürte, kommen 63 auf diese Gegend. Nur in einem kleinen Theile

des Kantons ist der Boden wirklich fruchtbar; in andern und insbesondere an den Ufern des Zürichersees verdankt man das blühende Aussehen der Felder und ihren Ertrag ganz dem Fleiße der Bewohner, der eine künstliche Erdkrume geschaffen hat, unter welcher fast nur Fels, Geschiebe oder Lehm sich findet. Hierdurch wie durch die Gestalt der Ufer und seine Lage gegen das Hochgebirg erinnert der Zürichersee an den Würmsee bey München und zeigt, was dieser durch bessern Anbau seiner Ufer dereinst werden kann, so weit nicht die höhere Lage desselben Hindernisse in den Weg legt. Unangebautes Land findet sich im Kanton Zürich nur da, wo sich der Anbau nicht lohnt. Eine genaue Volkszählung wurde schon im Jahre 1634 Behufs obrigkeitlicher Beaufsichtigung des damals eingeführten Schulunterrichts vorgenommen. Sie zeigt, nach gehöriger Reduction auf das jetzige Kantonsgebiet 83,373 Seelen; die Zählung von 1771 ergab 151,746, die von 1812: 189,457 und 1833 fanden sich 226,855. Den Hauptzuwachs hatten die Fabrikgegenden; doch wirkte der Kartoffelbau, die Abhaltung der Pesten älterer Zeit und die Verminderung des Söldnerdienstes und der Auswanderung auch in den Landbaudistricten auf Vermehrung der Bevölkerung. Höchst erfreulich ist die geringe Zahl der unehelichen Geburten. Im Jahre 1824 betrugen sie im ganzen Kanton 224, im Jahre 1833 nur 153 und gerade in den Fabrikgegenden des Zürchersees am wenigsten; so in Meilen $\frac{1}{107}$, in Horgen $\frac{1}{102}$ der Gebornen. Von den Einwohnern sind 1461 Katholiken mit 35 Geistlichen, wovon 33 im Kloster Rheinau; die übrigen Reformirte mit 293 Geistlichen. Darf man annehmen, daß schon 1809 alle Gebäude gegen Brand versichert waren, und alle später versicherten Neubauten sind, so ist nach den Brandversicherungstafeln die Zahl der Gebäude von 1809 bis 1828 von 37285 bis auf 45499 angewachsen, demnach so ziemlich in eben dem Verhältniß, wie die Bevölkerung.

Es ist zu bedauern, daß bey den Volkszählungen auf die Erwerbsarten keine Rücksicht genommen worden; der Verf. versichert bloß, daß die Zahl der Landbautreibenden die größte sey. Doch könnten viele derselben ohne Beyhülfe der Gewerbsarbeit nicht bestehen. Das Grundeigenthum ist sehr zerstückelt und mäßige, ja kleine Güter oft in 60 — 100 Parzellen zerstreut. Am Zürichersee sind 20 Juchart (19 bayerische Morgen) schon ein ansehnlicher Grundbesitz. Der Preis des Bodens ist erstaunlich hoch: 1 Juchart besseres Ackerland von 1400 bis 1600 Frcs. *), Wiesen bis auf 19,000 Frcs., Wein von 480 bis 3840 Frcs. Daß dieser hohe Bodenwerth auf den Credit sich gründe, und dieser auf der sehr einfachen Gesetzgebung über Verkauf und Verpfändung ruhe, die beynahe zum vollen Werthe des Bodens zu borgen gestatte, wie der Verf. S. 80 meint, ist wohl ein Irrthum. Die eigentliche Ursache liegt vielmehr in dem hohen Geldertrag des Bodens, der es möglich macht, viele Zinsen zu zahlen, und dieser entspringt aus den hohen Preisen der Nahrungsmittel im Kanton. Jener hohe Werth des Bodens und das Vermögen, das in ihm begriffen, wäre daher erst dann bedroht, wenn die Bevölkerung plötzlich stark abnähme oder der Preis der vom Ausland bezogenen Lebensmittel sänke. Die Mehrzahl der Grundbesitzungen ist tief verschuldet; ein Sinken der Güterpreise würde daher auch das Vermögen der Darleiher angreifen. Doch betrug im Jahre 1833 die Zahl der durch Almosen Unterstützten nur wenig über 3%; dazu kamen aber die Versorgung von 1288 armen Kindern und die Verpflegung von Kranken in den Spitälern zu Zürich und Winterthur.

Der Ackerbau wird meist im Fruchtwechsel betrieben mit Futterbau und Stallfütterung; die Wiesen sind, wo es angeht, bewässert. Der Weinbau, der bis auf Karl den Großen zurückreicht, hat seit 60 Jahren im Ertrag zugenommen, aber man baut weniger edle Sorten. Auffallend ist es, daß man noch nicht Maulbeerpflanzungen und Seidengewinnung ver-

*) 173 Frc. = 120 fl.

sucht hat. Bey dem Ueberfluß an Händen, die Nebenarbeit suchen, und bey der Vertheilung des Bodens unter so viele kleine Besitzer müßte dieser Zweig der Agrikultur die Betriebsamkeit des Kantons höchst vortheilhaft ergänzen. Dazu kommt, daß zur Anlegung von Haspel- und Zwirnanstalten Kapital genug vorhanden und für das Produkt der Absatz vor der Thür wäre. Nachdem von 1822 bis 1831 eine geordnete Forstverwaltung vortheilhaft gewirkt hatte, wurde in diesem Jahre auch den Gemeinden die Bewirthschaftung ihrer Waldungen wieder frey gegeben, weil nun die Staatsaufsicht als ein Eingriff in das Privateigenthum erschien. Seitdem äußert sich wieder häufig der Wunsch, die Gemeindeforsten zu vertheilen, wodurch in früherer Zeit so viele Waldungen zerstört worden. Für die Viehzucht ergab sich aus der Stallfütterung der Nachtheil, daß die Zahl der Zuchtstiere abnahm, die Kühe seltener trächtig, oft ganz unfruchtbar wurden. Eine Verordnung zur Abhülfe des Uebels wurde ebenfalls 1831 abgeschafft.

Auffallen muß es übrigens, daß 1774 bey 151,000 Einwohnern der Viehstand mindestens eben so stark war, als jetzt bey 226,000, und daß insbesondere seit 1822 Abnahme in der Zahl der Ochsen und Kühe und Vermehrung der Ziegen bemerklich ist. Auch der Fleischverbrauch in der Stadt Zürich hat seit den 1780er Jahren bedeutend abgenommen. Der stärkere Verbrauch der Kartoffel und das Sinken des Lohns mögen dieß erklären. Denn der Gesammtreichthum Züriches ist wohl jetzt größer als je zuvor; aber er ist weit ungleicher vertheilt.

Zwey große Handelsgewerbe werden im Kanton aufs schwunghafteste betrieben: die Seiden- und die Baumwollmanufactur; jene schon seit dem dreyzehnten, diese seit dem fünfzehnten Jahrhundert. Die meiste Arbeit in beyden ist Nebengeschäft in den Familien der kleinen Landwirthe; dieser Umstand macht es möglich, auf so kleinen Gütchen zu bestehen, und die Arbeit wohlfeiler zu leisten, als wenn sie Hauptgeschäft wäre. Die Baumwollspinnerey mit Maschinen, so wie die Fabrikation von Spinnmaschinen selbst verdankt Zürich der Thätigkeit und Erfindungskraft des Herrn Caspar Escher im Felsenhof in Zürich, der 1807 zuerst mit Erfolg eine Spinnerey einrichtete. Jetzt werden 29000 Centner Baumwolle versponnen, wobey 5000 Menschen ihren Unterhalt finden. Die Baumwollweberey mag 16000 Arbeiter beschäftigen. Sehr bedeutend sind auch die Druckereyen und Türkischrothfärbereyen. Jene liefern mit mehr als 1000 Arbeitern jährlich über 100,000 Stück. Die Seidenmanufactur (Tramefabrication, Färberey, Weberey) beschäftigt 11,300 Personen; jährlich werden über 3000 Centner Seide verarbeitet. Die übrigen Fabriken sind, verglichen mit diesen, unbedeutend.

Es thut uns leid, bemerken zu müssen, daß der ganze Abschnitt der Schrift über die Fabrikation etwas mager ausgefallen ist; er enthält vorerst nur Schätzungen, wie man sie bey unterrichteten Fabrikanten täglich hören kann. Aber äußerst interessant wäre es, die erstaunliche Betriebsamkeit des Kantons Zürich näher kennen zu lernen. Vielleicht ist der Verfasser bey einer neuen Auflage im Stande, hier mehr ins Detail einzugehen. Ohne Zweifel würde dieß den Meisten wenigstens eben so dankenswerth erscheinen als die Genauigkeit, womit er die wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen seiner Mitbürger aufzählt.

Die alphabetische Beschreibung des Kantons enthält eine genaue Schilderung alles Merkwürdigen jedes Ortes und wird dem Reisenden die besten Dienste leisten.

F. B. W. Hermann.

◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇

Berichtigung.

In Nr. 38. Seite 308 Zeile 4 von unten lies: 14000 statt: 1400.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. November.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



An Encyclopaedia of Geography comprising a complete description of the earth, physical, statistical, civil and political etc.

(Fortsetzung.)

In der Geognosie folgt der Verf. vorzüglich der Wernerschen Lehre. Hinsichtlich der Genesis der Gebirge hat er sich durch die neueren Geologen bestimmen lassen, von Werner abzuweichen und sich einer Art Juste milieu zwischen Neptunismus und Vulkanismus zuzuwenden. Er nimmt daher an: einiger Granit sey vulkanischen, anderer neptunischen Ursprungs. Kein Naturforscher hat Granit in der Natur entstehen sehen, auch nicht in Laboratorien erzeugt, daher weiß eigentlich niemand, wie die Granitgebirge entstanden sind, und wir begreifen darum nicht, wie man nur mit einiger Sicherheit anzugeben vermöchte, welcher Granit vulkanischen, welcher neptunischen Ursprungs sey. Wir möchten, keineswegs Herrn Jameson, den wir als einen bewährten, nüchternen Geognosten hochachten, sondern denen, welche mit allzugroßer Zuversicht von der Genesis der Gebirge sprechen, einen beherzigenswerthen Ausspruch A. von Humboldt's ans Gewissen legen.

„Die wahre Geognosie, sagt dieser (Essay géognostique pag. 5), lehrt uns die äußere Erdkruste kennen, wie sie gegenwärtig ist. Das ist eine Wissenschaft, so sicher wie nur immer eine physikalische beschreibende Wissenschaft seyn kann. Im Gegentheil ist Alles, was auf den früheren Zustand unseres Planeten Bezug hat ... so ungewiß als die Art, wie sich die Atmosphäre der Planeten gebildet... Dennoch liegt die Zeit nicht weit hinter uns (?), da sich die Geologen vorzugsweise mit diesen Problemen beschäftigten, deren Lösung fast unmöglich, mit diesen fabelhaften Zeiten der physikalischen Geschichte der Welt."

Herr Hooker benutzte in seiner sehr sorgfältig behandelten Pflanzengeographie vorzüglich Decandolle, Mirbel und Schouw.

Bey der Geographie der Thiere beginnt Herr Swainson mit Betrachtung der Rassen. Er erklärt sich, mit Recht, entschieden gegen die Hypothese, daß die Menschenrassen als eigene Species anzusehen seyen, weil diese Hypothese eben so sehr gegen die Vernunft, als gegen den Glauben an die geoffenbarte Religion verstoße. Woher aber das Zerfallen der Menschenspecies in 5 Rassen, oder genauer (nach Cuvier und Prichard) in 3 Haupträssen, in die kaukasische, mongolische und äthiopische? Swainson führt es auf die Abstammung von den 3 Söhnen Noahs zurück, indem er Ham als Stammvater der äthiopischen, Japhet der mongolischen und Sem der kaukasischen Rasse betrachtet.

Gegen die „herabwürdigende Theorie" (degrading theory), welche den Menschen in die Classe der Quadrupeden stellt, protestirt der Verf. entschieden. Nicht Stolz habe bedeutende Naturforscher abgehalten, sich mit den Thieren in eine Classe zu stellen, sondern Betrachtungen höherer Art; es rege sich ein eingeborner Widerwille und Abscheu gegen die Annahme einer solchen Verwandtschaft in dem Gemüthe eines jeden Menschen, des gebildeten wie des ungebildeten. Die Offenbarung setze überall den Menschen, auch den gefallenen, aufs bestimmteste den vergänglichen Thieren entgegen. Als ein verbindendes Glied zwischen Materie und Geist gehöre er einer höhern Ordnung der

Dinge an, und werde einst gewiß belohnt oder bestraft werden, je nachdem er seiner geistigen oder irdischen Natur das Uebergewicht einräume.

Wir führen dieß an und könnten manche ähnliche Aeußerungen von Seiten der übrigen würdigen Herausgeber mittheilen, um ihren religiösen Ernst zu charakterisiren, welcher leider so vielen naturwissenschaftlichen Werken unsers Vaterlandes fehlt, ja dessen sich viele, sehr viele schämen würden. Diesen Ernst, den steten Hinblick auf die heilige Schrift beym Erforschen der Schöpfung verlangt man aber keineswegs nur im Namen frommer Gemüther, welche Erbauung in dieser destructiven Zeit suchen; man wird sich vielmehr von wissenschaftlicher Seite her bald überzeugen müssen, daß die einseitigen Naturforscher, welche sich von der Offenbarung wegwenden, zwar als Knechte der Wissenschaft Stroh zusammentragen und Ziegel brennen, nimmermehr aber bey ihrer Halbheit als gesegnete Freunde derselben zu der höhern, umfassenden, bleibenden Wahrheit sich erheben können.

Durch die Ansicht von den Menschenrassen begründet Swainson seine Theorie der Vertheilung der Thiere auf der Erde, über welche er in seinem Treatise on the Geography and Classification of Animals genauer spricht.

„Man sollte meinen, sagt er, daß Vögel, welche mit Leichtigkeit die größten Reisen machen, sich über alle die Länder der Erde verbreitet haben würden, in denen sie Futter und eine ihnen zusagende Temperatur fänden. Dem widersprechen aber Thatsachen ganz entschieden. Die englische Schwalbe könnte Amerika und China in eben so kurzer Zeit erreichen als Afrika, in jenen beyden Ländern würde sie Futter und Wärme finden, welche ihrer Natur angemessen wären. Aber sie ist angewiesen, einen bestimmten Weg zu verfolgen und von diesem weicht sie niemals weder zur Rechten noch zur Linken: dieß ist nur einer von den tausend Fällen, welche beweisen, daß die Gränzen eines jeden Thieres durch ein allmächtiges Fiat fest gesetzt worden sind; durch ein: bis hierher und nicht weiter sollst du kommen. Hausthiere kann der Mensch wohl verpflanzen, Nahrung und Wärme wirken auch ein, aber diese Ursachen erscheinen, verglichen mit den großen Harmonieen der thierischen Welt als unbedeutend, und sie können nie die Gründe der Vertheilung der Thiere deuten.“

Hr. Swainson kritisirt nun die bisher aufgestellten Theorien dieser Vertheilung. Er verwirft die Annahme, daß die geographische Verbreitung jeder Thierspecies durch einen Kreis dargestellt werden könne, so daß die Species in und zunächst dem Centrum dieses Kreises am besten gedeihe, in dem Maaße aber, als sie sich der Peripherie desselben nähere, mehr und mehr verkümmere. Unzählige Thatsachen, sagt Swainson, widersprechen dieser Theorie. Man finde z. B. den Wanderfalken in Amerika, Europa und Australien, aber in ganz Afrika nicht, wo er nach der Cirkulartheorie doch gefunden werden müßte rc.

Gegen die Ansicht, daß von Klima, Futter, Lage und Feinden die Verbreitung der Thiere ganz abhänge, streiten wiederum viele vom Verf. angeführte Thatsachen. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir ihm weiter in seiner Kritik folgen, welche er mit dem Bekenntnisse schließt, daß die ersten Ursachen und die Gesetze der Thierverbreitung dem Menschen für immer verborgen bleiben dürften. Bestimmte Thierregionen seyen jedoch da, wie sind sie aber zu definiren und zu charakterisiren? — Fabricius war der erste, welcher für die Insekten 8 Provinzen festsetzte, die von Latreille jedoch als zu unbestimmt und zu willkührlich verworfen wurden. Latreille selbst theilte die Erde hinsichtlich der Insektenverbreitung in 7 Klimate der nördlichen Hemisphäre ein (von 84° NBr. bis zum Aequator) und in 5 der südlichen Hemisphäre (von 60° SBr. bis zum Aequator). Sonach befaßt ein Klima 12 Breitengrade, jedes Klima selbst theilte er dann durch 15 Meridiane in 15 Subklimate, so daß jedes Subklima wieder 24 Längengrade einnahm. Kirby verwarf wiederum diese Eintheilung mit Recht, als willkührlich und künstlich, und äußert: die wahrhaften Klimate der Insekten, oder die Provinzen, in welchen bestimmte Gruppen oder Species der Insekten leben, schienen vielmehr durch den Willen des Schöpfers festgesetzt, als daß sie sich nach den Isother-

men richteten. Mehr, doch nicht ganz der Natur entsprechend ist nach Swainson die Eintheilung der Erde in 7 Thierprovinzen, welche Prichard aufgestellt. Er selbst entscheidet sich dafür, daß die 5 Welttheile ungefähr die 5 Hauptthierregionen sind.

Wenn nun, sagt er, ein Unterschied zwischen den Thieren, wie zwischen den Menschenrassen der großen Kontinente ist, so müssen wir erforschen, ob die allgemeine Vertheilung beyder nicht im Einklange sey; ob der göttliche Schöpfer nicht durch gewisse, dem menschlichen Verstande unbegreifliche Gesetze, die Vertheilung der Menschen und Thiere nach demselben Plan geregelt habe.

Hierauf stellt er folgende Sätze auf: 1) die durch jene 5 Varietäten der Menschenspecies bevölkerten Gegenden sind gleicher Weise durch verschiedene Thierrassen bewohnt, welche an den Gränzen jener Gegenden sich vermischen; 2) diese 5 Regionen sind zugleich die wahren zoologischen Provinzen der Erde, nämlich: 1. die Europäische oder kaukasische; 2. die asiatische oder mongolische; 3. die amerikanische; 4. die äthiopische oder afrikanische; 5. die australische oder malayische. Hieraus sucht der Verf. jene 5 Regionen durch Beyspiele, welche er aus der Ornithologie entnimmt, zu charakterisiren. Dieß sind die Grundzüge der höchsteigenthümlichen geographischen Zoologie Swainsons, deren genauere Würdigung wir den Zoologen vom Fache überlassen.

Das dritte Kapitel des zweyten Buches handelt sehr kurz von den socialen Verhältnissen der Menschen. Auf $3\frac{1}{2}$ Seiten wird zuerst ein Ueberblick der ganzen Geschichte gegeben, von den Staatsverhältnissen, den Gewerben und dem Handel gesprochen, weiter auf einer Seite von der Bevölkerung, dem Nationalcharakter, den Religionen, Wissenschaften und Künsten; die letzte Abtheilung giebt eine Uebersicht der Sprachstämme. Und hierauf schreitet das Werk zum dritten Theile fort, welcher die Beschreibung der 5 Welttheile enthält.

Europa macht den Anfang. Hier treffen wir die erste Karte, die des genannten Welttheils. Wir müssen gestehen, daß wir kaum begreifen, wie diese häßlichen Karten, welche fast an den alten Orbis pictus erinnern, in ein übrigens so elegant ausgestattetes Werk aufgenommen werden konnten. Nur wenige Städte- und Flußnamen finden sich darauf, dagegen verweisen eine Menge Zahlen und Buchstaben auf ein beygegebenes Verzeichniß jener Namen. In diesen Verzeichnissen sind eine Unzahl Schreib- oder Druckfehler, z. B. Calm (Culm); Nuremburg; Wasterhausen (Wust.): Seftenberg (Senftenberg); Dunderstadt (Dud.); Biidhaus (Wildhaus); Osnaburg u. s. w. Zudem ist die Auswahl der verzeichneten Orte oft ohne richtige Würdigung der Bedeutsamkeit derselben gemacht, was sich schon daraus vermuthen ließe, daß man z. B. von dem städtereichen Frankreich nur 51, dagegen vom (europäischen) Rußland 254 Ortsnamen aufgenommen hat, unter diesen letzteren solche, welche man wenigstens auf den 2 (guten) Blättern des europäischen Rußlands im Stielerschen Atlas gar nicht findet. Die meisten Holzschnitte sind den Karten weit vorzuziehen, besonders zeichnen sich die Abbildungen der Thiere aus, die der Pflanzen scheinen uns etwas steifer. Sehr verschiedenen Werth haben die Abbildungen der Städte, Gebäude ꝛc. Die Verfasser haben, wie billig, ihr Vaterland vorzüglich reich bedacht, Sind auch die einzelnen Bauwerke Roms gut dargestellt, so ist die Ansicht von Rom (S. 619) doch höchst charakterlos, noch mehr die von Wien (S. 686) und von Bourdeaux ꝛc.

Nach dieser Abschweifnng über die Holzschnitte der Encyklopädie, kehren wir zur Beschreibung von Europa zurück. Diese Beschreibung (so wie die der übrigen Welttheile) steht zwischen dem, was im allgemeinen Theile (mit Ausnahme der mathematischen und einiger Kapitel der physikalischen Geographie) abgehandelt worden, und dem, was bey Beschreibung einzelner Länder weiterhin abgehandelt wird, gewissermassen in der Mitte. Hier drängt sich uns die wichtige Frage auf: wie verhalten sich diese 3 Parthien zu einander, was ist in die allgemeine Geographie

aufzunehmen, was gehört in die Beschreibung des Welttheils, was in die Beschreibung des einzelnen Landes im Welttheil?

Wir wollen es versuchen, diese Frage zu beantworten. Was nicht bloß einen einzelnen Welttheil betrifft, sondern die ganze Erde, das gehört entschieden in die allgemeine Geograhie; so z. B. die mathematisch geographischen Verhältnisse, die Beschreibung des Meeres. Sollen wir aber das, was zwar auf der ganzen Erde, in einzelnen Welttheilen und Ländern, jedoch mit eigenthümlichem Charakter, auftritt z. B. Sprache, Religion rc., dennoch in der allgemeinen Geographie nicht bloß in seinen Umrissen darstellen, sondern hier sogleich bis ins einzelne durchführen und charakterisiren, wie es sich im einzelnen Welttheil und Lande eigenthümlich gestalte? Offenbar müssen wir das, was zu Einem Ganzen gehört, möglichst als Ein Ganzes darstellen, nicht zerrissen und vereinzelt. Ueberschreitet dieses Ganze, der bestimmte Gegenstand die Gränzen eines Welttheils, so ist es rathsam, denselben in der allgemeinen Geographie vollständig zu verhandeln. Dahin rechnen wir z. B. die Sprachfamilien. Es werden die indogermanischen Sprachen in allen Welttheilen gesprochen, die Semitischen durch Juden und Araber mindestens in 3 Welttheilen. Dasselbe gilt von den Religionen, deren einige über mehrere Welttheile, die christliche aber die ganze Erde verbreitet ist. Hat man nun die Charakteristik der Sprachfamilien und Religionen im allgemeinen Theile gehörig gegeben, so bleibt wenig bey Beschreibung der einzelnen Länder zu sagen übrig, man verweist auf die allgemeine Geographie. Die Darstellung der Gebirge und Flüsse scheint besser der Beschreibung einzelner Welttheile anheim zu fallen, nicht aber der Beschreibung einzelner Länder, aus dem einfachen Grunde, weil, abgesehen von der Gränze Europas und Asiens, kein Fluß und kein Gebirgsganzes zweyen Welttheilen angehört, dagegen viele Flüsse und Gebirgsganze durch mehrere einzelne Länder des Welttheils laufen. So muß man die Pyrenäen, den ganzen Zug der Alpen, den Lauf der Donau, des Rheins rc. vollständig in der Beschreibung Europas als Ganze darstellen, diese Darstellung wird aber zerrissen, wenn man z. B. die Pyreneen bey der Beschreibung von Frankreich und Spanien, die Alpen bey Darstellung von Italien, Frankreich, der Schweiz und Deutschland stückweise abhandelt.

Von diesen eben aufgestellten Ansichten weicht die Murraysche Encyklopädie oft ab. Wir wollen einiges Beyspielsweise anführen. S. 275 ist in der allgemeinen Geographie in 20 Zeilen der Ueberblick oder vielmehr nur ein unvollständiges Namensverzeichniß der Religionen gegeben, aber keineswegs eine Charakteristik derselben und eine Darstellung ihrer wechselseitigen Verhältnisse. S. 287 handelt von den Regierungen der Europäer, fast ausschließlich vom Christenthum, seinen Confessionen und Sekten, wieder nur sehr kurz. Steigen wir endlich weiter hinunter, so finden wir z. B. S. 683 eine in 10 Zeilen zusammengedrängte Darstellung der Confessions-Verhältnisse in Deutschland. Wir ziehen, wie gesagt, eine genaue Charakteristik der Religionen im allgemeinen Theile entschieden vor, durch welche der Leser vollständig unterrichtet wird, während er bey dieser zerstückelten Darstellung sich vergebens bemüht, aus vielen Stellen des Werkes eine Ansicht des Ganzen zusammenzulesen. In dieser Hinsicht müssen wir auch dieß bemerken. Was der allgemeine Theil der Geographie enthält, braucht in den speciellen Theilen derselben nicht wiederholt zu werden, dagegen das in der Beschreibung eines Welttheils Enthaltene keineswegs für einen andern Welttheil mit gilt. Jene kurze Darstellung der Europäischen Christenheit entschuldigt es daher nicht, daß die Verf. bey der allgemeinen Beschreibung Amerikas der Religions-Verhältnisse dieses Welttheils gar nicht gedenken.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. December.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

An Encyclopaedia of Geography comprising a complete description of the earth, physical, statistical, civil and political etc.

(Schluß.)

Wenn dem Leser wegen seiner Bekanntschaft mit den christlichen Confessionen die eben gerügten Fehler nicht so sehr in die Augen fallen, so wird er sich schon mehr daran stoßen, daß er nirgends eine genügende Charakteristik des Muhammedanismus findet. Nicht im allgemeinen Theile, wo derselbe mit 4 Zeilen abgefertigt ist; nicht in der Beschreibung Europas oder Asiens; einiges dahin Gehörige findet man unter der Rubrik: bürgerlicher und gesellschaftlicher Zustand der europäischen Türkey (§. 3560.), einiges im Ueberblick der Geschichte Arabiens (§. 3880.).

Wir sagten: es sey vorzuziehen, die Gebirge und Flüsse in der Beschreibung der Welttheile möglichst vollständig darzustellen, so daß bey Beschreibung der einzelnen Länder auf diese Darstellung verwiesen würde. Unsere Encyklopädie giebt §. 1261 eine höchst ungenügende, in eine halbe Seite zusammengefaßte Beschreibung der Gebirge Europas, durch welche kein Gebirgsganzes klar heraustritt. Unrichtig ist die Bemerkung: es seyen die Sevennen ein verbindendes Glied zwischen den Pyrenäen und Alpen. Sucht man nun bey Beschreibung der einzelnen Länder die nähere Ausführung jener so ungenügenden allgemeinen Umrisse, so findet man sich durchaus nicht befriedigt. Wie nebelnd ist z. B. die Darstellung der deutschen Gebirge (§. 2800.). „Die Südgränze Deutschlands, heißt es, wird durch die Alpen gebildet, die höchste und steilste Kette in Europa. Der Oerteles (sic) und der Grosglockner in den Rhätischen oder (?) Tyroler Alpen sind 14400 und 12000 Fuß hoch. — Von dieser südlichen Barriere laufen niedrigere Zweige aus, und bedecken einen großen Theil des innern Landes; der Schwarzwald in Schwaben, das Siebengebirg am Rhein; die Kette des Harzes in Böhmen und Sachsen, und der Thüringer Wald“ ꝛc. *) Wir brauchen den Leser kaum auf das Lückenhafte, Willkührliche, Charakterlose und zum Theil sehr Irrige dieser Darstellung aufmerksam zu machen, da er sich hierüber aus jeder guten Geographie Deutschlands eines Bessern belehren kann.

Was wir von der Charakteristik der Gebirge sagen, gilt auch für die der Flüsse. In dem kurzen §. 1262 ist eine unordentliche Aufzählung der europäischen; warum einige genannt sind, andere nicht, ist nicht wohl einzusehen. Wäre nun hier der ganze Lauf jedes Stroms z. B. des Rheins vollständig beschrieben, so brauchte der Verfasser nicht denselben wiederholt bey der Schweiz, bey Deutschland, Frankreich und den Niederlanden aufzuführen.

Was die Beschreibung der einzelnen Länder betrifft, so haben die Verfasser auf Großbritannien großen Fleiß gewandt, auch auf die den Engländern unterworfenen Länder, vorzüglich auf Ostindien. Hin-

*) From this southern barrier, lower branches descend and cover a great part of the interior country; the Black Forest in Swabia; the Seven Mountains on the Rhine; the metalliferous chain of the Hartz in Bohemia and Saxony, and the forest of Thuringia.

sichtlich der Beschreibung unseres Vaterlandes müssen wir manche bedeutende Ausstellungen machen. Hier einige als Beyspiele. S. 676 heißt es: Brandenburg und Preußen hätten keine große Rolle gespielt, „bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts Friedrich I. nicht allein den Königstitel annahm, sondern auch seine Lebenszeit darauf verwendete, ein Heer zu bilden, und dessen Disciplin aufs Höchste zu steigern. Diese Armee überkam sein Sohn, der große Friedrich“...!! Friedrich I. kam aber im Jahre 1688 zur Regierung, nahm nicht in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, sondern im Jahre 1701 den Königstitel an, ihm folgte im Jahre 1713 nicht Friedrich der Große (denn der war der Enkel Friedrichs I.), sondern sein Sohn Friedrich Wilhelm I. Dieser, nicht Friedrich I., schuf das preußische Heer, und hinterließ es seinem Sohne Friedrich dem Großen.

Gegen die Charakteristik des socialen Zustandes von Deutschland ließe sich viel sagen, z. B. gegen die ungründliche Darstellung der deutschen Literatur und Wissenschaft (§. 2887.), wie der Kunst (§. 2892.). So heißt es z. B. von den mächtigen deutschen Bauwerken, welche der Italiäner Aeneas Sylvius schon bewunderte, sie seyen nach italienischen Mustern gebaut! Ueber die deutschen Philosophen äußert sich der Verf. so: wir bekennen zu denen zu gehören, welche nur schwache Schimmer von Sinn (faint glimpses of meaning) in den Werken dieser gelehrten Männer zu entdecken im Stande sind, und dahin neigen, mit Frau von Stael zu glauben: das Luftreich sey den deutschen Metaphysikern zu Theil geworden. Wie wenn man den englischen Philosophen, etwa den Mitarbeitern der Annals of Philosophy, das Dampfreich zuwiese, da ihre Spekulationen sich so vielfach auf Dampf beziehen? Bey der Beschreibung Wiens wird gesagt, nachdem die Stephanskirche geschildert worden: Die Stadt „hat eine Anzahl anderer sehr schöner Kirchen, vornämlich die zu St. Lorenz, ein gothisches Gebäude von großer Eleganz.“ Hierbey wird auf Figur 376 verwiesen, welche ein getreues Bild der von der Karolinenstraße aus aufgenommenen Lorenzkirche in — Nürnberg ist. Bey der Beschreibung von Nürnberg selbst (S. 698) versieht sich der Verf. wieder stark. Er sagt: die Kirchen der Stadt „sind mit reichen alten Glasmalereyen geziert und auserlesenen Werken von Albrecht Dürer, einem gebornen Nürnberger, und andern von Sachsens (Hans Sachs), Behaim und Pirckheymer!!“ (they are adorned with rich early paintings on glass, and select works by Albert Durer, a native of the town, and others by Sachsens (sic), Behaim and Pirckheymer). Wir vermissen überhaupt bey vielen Ortsbeschreibungen, daß sie nicht das Eigenthümliche auch ausgezeichneter Städte gehörig herausheben. Die wandernden deutschen Handwerker hatten Wahrzeichen für jede Stadt; wählten sie auch nicht immer die rechten, so sollten diese Wahrzeichen doch gewiß den individuellen Charakter der Stadt hervorheben. Diese richtige Absicht mag dem Geographen ein Fingerzeig seyn. Es ist ganz recht, daß der Verf. als ein solches Wahrzeichen Köllns den jährlichen Verschleiß von 80000 Flaschen köllnisch Wasser anführt, wie konnte er aber jenes alte glorreiche Wahrzeichen dieser Stadt unberührt lassen, das als ein mächtiges Denkmal „deutscher Art und Kunst“ aus frühen Jahrhunderten auf Farinas junge Wasserfabrik hinabschaut, den „hohen Dom zu Kölln.“ — Nürnberg, London, Venedig, Florenz, Rom, Jerusalem, Städte, welche wie Monumente einer großen Vorzeit erscheinen, oder eine große Gegenwart haben, oder auch beydes in sich vereinigen, solche zu beschreiben, ist für den Geographen eine angenehme Aufgabe.

Desto schwieriger und langweiliger ist freylich das Geschäft, charakterlose Städte zu charakterisiren, solche welche nichts Eigenthümliches haben. Es dürfte fast gerathen seyn, generische Charaktere für einen Complex ganz gleichartiger Städte aufzustellen. Z. B. Eine Stadt regelmäßig gebaut, sie hat mehrere schöne Plätze. Spaziergänge in und außerhalb der

Stadt und einige ansehnliche Gebäude machen diesen Ort zu einem der freundlichsten. Wir bemerken das Schloß mit einem schönen Garten, das Regierungsgebäude, Komödienhaus, Kaserne, Marstall, Reitschule, Gymnasium, Real- und treffliche andere Schul-Anstalten, Ständehaus, Bibliothek, Museum, Naturalien- und Kunstkabinet, die neue protestantische Kirche, die Judensynagoge, in welcher deutsch gepredigt wird u. s. w. Wie viele Städte Deutschlands würde dieser Character genericus befassen, höchstens dürfte man mit Verweisung auf denselben, einen kurzen Character specificus des Orts hinzufügen.

Da wir die Kunst der Darstellung hier berührt haben, so wollen wir nicht verhehlen, daß uns die Beschreibungen in dem von Hrrn Murray bearbeiteten Theile der Encyklopädie, etwas an Gibbons auf Stelzen einherschreitenden Styl erinnerten, an dessen fruchtlose Anstrengung, durch rhetorische Schilderungen voll hochtönender vager Epitheta Effekt hervorzubringen. Der schlichte feine Leser fühlt diese Absicht, und „er ist verstimmt." Wir möchten dagegen die Naturschilderungen Göthes in seinen früheren Schriften, z. B. in den Briefen aus Italien als Muster aufstellen. Ganz vertieft in seinen Gegenstand und in die Darstellung desselben, beschreibt Göthe einfach und treffend, denn seine Worte werden durch die Anschauung erzeugt und hervorgerufen. Ohne nach Art der Schauspieler darauf zu denken, Effekt hervorbringen zu wollen, bringt er Effekt hervor. Besonders ist es eine gefährliche Klippe für den Geographen, wenn er die Rolle des Reisebeschreibers übernimmt und auch das, was er nicht gesehen und erlebt hat, schildern will, als hätte er es gesehen und erlebt.

Wir müssen hier abbrechen, um nicht das Maaß einer Recension zu überschreiten. Das Werk ist über 1500 Seiten stark; eine Kritik des Einzelnen müßte selbst zu einem Buche anwachsen. Es ist eine deutsche Uebersetzung dieser Encyklopädie angekündigt. Wir wünschen sehr, daß der Uebersetzer ein gründlicher Geograph seyn möge, da er die höchst schwierige Aufgabe hat, nicht bloß zu übersetzen, sondern vieles neu zu bearbeiten und zu verbessern.

Wiewohl wir nun in so Manchem mit den würdigen Verfassern dieses Werks nicht übereinstimmten, manches als irrig rügten, so lassen wir dennoch von Herzen der ernsten Gesinnung, der Wahrheitsliebe, der wissenschaftlichen Tüchtigkeit und dem großen Fleiße derselben volle Gerechtigkeit widerfahren.

R—r.

Pragmatische Geschichte der bayerischen Gesetzgebung und Staatsverwaltung seit den Zeiten Maximilian I. — aus amtlichen Quellen bearbeitet von Max Freyherrn v. Freyberg. I. Band, gedruckt in Augsburg bey Wilh. Reichel. In Commission bey Fr. Fleischer in Leipzig. 1836. 4.

Der hier zur Anzeige kommende erste Band eines Werkes, welches den Zustand unserer heutigen Gesetzgebung und Verwaltung genetisch an jenen der verflossenen zwey Jahrhunderte anknüpfen soll, umfaßt die Darstellung der Verhandlungen zwischen den Landesfürsten und den Ständen während der Regierungs-Zeiten Max I., Ferdinand Marias, Max Emanuels und Carl Albrechts. Die Einleitung jedoch erstreckt sich, wenigstens in Beziehung auf das Stammland, über das ganze Werk, und hat es sich zur Aufgabe gemacht, eine gedrängte Uebersicht des historischen Ganges der bayerischen Gesetzgebung, von der ältesten Zeit an bis zum Regierungs-Antritte Max I. zu geben, dessen Landrecht vom Jahre 1616 Epoche in der bayerischen Gesetzgebung bildet, und somit dem Verfasser zugleich die Grundlage nnd den Ausgangspunkt für das unternommene Werk an die Hand gegeben hat. Es wird also der Versuch gemacht zu zeigen, wie — ausgehend von der ursprünglichsten Aufgabe aller Ge-

setze überhaupt, nämlich von der Erhaltung des Friedens und der Freyheit, und dem Anschliessen des menschlichen Gesetzes an das göttliche — sich unsere vaterländische Gesetzgebung durch die Phasen des germanischen Gewohnheits-Rechtes, der ersten schriftlichen Aufzeichnung einzelner Satzungen (lex Bajuvariorum), der carolingischen Kapitularien, der Autonomie des Mittelalters, des Kaiser-Rechtes, des vertragsweisen Rechtes, und der Aussprüche der Schöffen hindurch bewegt hat, unter steter Behauptung des Charakters eines volkseigenthümlichen Gewohnheits-Rechtes, bis durch die Rechtsbücher Kaiser Ludwigs sich mitten in dem veraltenden und verschwimmenden Rechts-Wesen, ein fester Kern bildete und ein sicherer Ausgangspunkt für eine bestimmtere Ausgestaltung und Fortbildung des Rechts- und Verordnungs-Wesens. Diese Ausgestaltung, Verjüngung und Entwicklung der bayerischen Gesetzgebung hat nun von der bezeichneten Epoche Kaiser Ludwigs an nach drey Hauptrichtungen hin statt gefunden, und sich im Laufe des XVI. Jahrhunderts, in Zustandebringung 1) der Landesfreyheits-Erklärung vom Jahre 1516; 2) der Reformation des Landrechtes vom Jahre 1518; und 3) der Landes- (Polizey-) Ordnung vom Jahre 1517 abgeschlossen. Ein solcher Abschluß ist nun aber natürlich bey jeder Gesetzgebung eigentlich nur ein Zusammenfassen des zerstreut Bestehenden, in so weit es noch gültig und anwendbar ist, unter gleichzeitiger Ausscheidung und Verungültigung des Veralteten und zwecklos Gewordenen; so wie es zugleich wieder ein neuer bestimmter Ausgangspunkt für die im Laufe der Zeiten sich aufdringende weitere Entwicklung einer, mit den Zeiten fortschreitenden, und sich mit ihnen in Einklang setzenden spätern Gesetzgebung ist. Es war aber besonders das XVI. Jahrhundert vorzüglich reich an Begebenheiten, welche, auf das tiefste in alle Lebensverhältnisse einwirkend, auch die dringendsten Anforderungen an eine zeitgemäße Umgestaltung der Rechtsbestimmungen mit sich führten. Und daher war Max I. schon gleichsam zum Gesetzgeber geboren, so wie er denn auch von diesem seinem Berufe auf das lebendigste durchdrungen, durch das im Jahre 1616 promulgirte Landrecht, in welches sämmtliche in den damaligen Bereich eines geschriebenen Gesetzes passende Materien aufgenommen wurden, seine Aufgabe mit so viel Ernst und Nachdruck, als Gründlichkeit und Umsicht auf das stattlichste gelööt hat. Dieses Landrecht bildet also, wie schon berührt, die Grundlage für die Bearbeitung der dem Verfasser zu Theil gewordenen Aufgabe einer Geschichte der bayerischen Gesetzgebung und Staats-Verwaltung; zunächst zwar nur für das Haupt- und Stammland: in Beziehung auf einzelne der übrigen das Königreich bildenden Provinzen wird aber das dahin Bezügliche der Reihe nach seine Stelle finden.

Um nun von dem bereits vollendeten ersten Bande des angezeigten Werkes nähern Bericht zu geben, so ergiebt sich der Stoff desselben aus der Erwägung daß eine genauere Darstellung der ständischen Verhandlungen um so gebieterischer gefodert zu werden schien, als einerseits diese Verhandlungen schon an sich in Gemeinschaft mit der fürstlichen Gewalt gleichsam den Schooß bilden, aus welchem die Gesetze überhaupt erst hervorkommen, andererseits aber diese Verhandlungen bisher dem Publikum größtentheils noch unbekannt, oder wenigstens nur in einzelnen höchst unvollständigen Handschriften zugänglich geblieben sind, wenn sie gleich unter anderem eine der Hauptquellen für das bayerische Staatsrecht, das Heerwesen, und die Finanzen in sich führen.

Der Verfasser hat daher in dieser Materie etwas ausführlicher seyn zu sollen geglaubt, zumal da eine genaue Erörterung dieser ständischen Verhandlungen bey dem spätern Verfolge dieses Werkes zur Unterlage zu dienen haben wird.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. December.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

An historical Essay on Architecture by the late Thomas Hope, illustrated from drawings made by him in Italy and Germany. London 1835. 2 Vols. gr. 8.

Remarks on Architecture of the middle Ages, especially of Italy by R. Willis. Cambridge 1835. 1 Vol. 8.

Architectural Notes on German Churches, a new Edition to which is now added: Notes written during an Architectural Tour in Picardy et Normandy by W. Whewell. Cambridge 1835. 1 Vol. 8.

Von jeher und überall, wo die bildenden Künste geübt worden, entwickelte sich die Baukunst zuerst, und war sie es, die den übrigen Künsten den Weg bahnte. In der Geschichtsforschung hingegen, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich mit großem Ernst und schönem Erfolg den bildenden Künsten zugewandt, kam die Architektur zuletzt an die Reihe. Erst in den letzten Jahrzehenten hat man angefangen, umfassende geschichtliche Untersuchungen über die Baukunst anzustellen; und es sind kaum fünf Jahre verflossen, seit die Baukunst (bey uns Deutschen durch K. O. Müller) in ein archäologisches Lehrbuch über die Kunst aufgenommen worden. Die Ursache dieser Verspätung liegt offenbar in der Schwierigkeit, ausreichende Kenntniß von den Denkmalen zu erwerben. Mit den Schätzen der Bildnerey und Malerey, welche uns die Vorzeit hinterlassen, konnte man sich leichter bekannt machen, da sie auf wenigen Hauptpunkten und meist in Sammlungen vereinigt sind, wodurch bequeme Gelegenheit zu wiederholter vergleichender Anschauung gegeben ist. Die Denkmale der Baukunst hingegen, in allen Ländern der gebildeten Welt zerstreut, konnten nur auf vielfachen zum Theil höchst mühseligen, ja gefahrvollen Reisen untersucht werden. Und wenn von Bildwerken und Gemälden treue Abbildungen aus freyer Hand hinreichten, die Erinnerung an dieselben zu beleben und zu unterstützen, so wurden, um einen genauen Begriff von Bauwerken zu geben, ausführliche viele Zeit und Aufwand kostende Messungen und geometrische Zeichnungen erfordert. Es mußten daher alle jene rühmlichen Unternehmungen vorhergehen, wodurch die Engländer und Franzosen, zuletzt auch wir von äußern Verhältnissen freylich viel weniger begünstigten Deutschen, die Kunstwelt mit gründlichen Beschreibungen und befriedigenden Abbildungen der merkwürdigsten Baudenkmale jeder Art bereichert haben, ehe man die Geschichte der Baukunst zu bearbeiten versuchen konnte.

Die Aufmerksamkeit hat sich dem allgemeinen Gang der europäischen Bildung gemäß zunächst dem römischen, griechischen und ägyptischen Alterthum zugewandt, daher denn auch das Material zur Geschichte desselben am vollständigsten gesammelt ist. Das in weiter Ferne liegende persische, babylonische, indische und chinesische Alterthum ist noch mit einem nebelhaften Duft verhüllt, der zwar nur die allgemeinen Umrisse durchblicken, jedoch an diesen schon genug erkennen läßt, um von dieser Seite keine große Ausbeute für die Geschichte der Kunst zu erwarten.

Anders verhält es sich dagegen mit dem, was

während dem sogenannten Mittelalter in der Baukunst geleistet worden. Seit der Rückkehr zu einer bessern Würdigung des römischen und griechischen Alterthums, womit zu Ende des 15. Jahrhunderts ein neuer Zeitabschnitt begann, war man, von dem tief in der menschlichen Natur wurzelnden Hang zu ausschließender Bewunderung und Behauptung hingerissen, allmählig in den Wahn gerathen, als sey die Kunst der Römer und Griechen die einzig wahre, außer der es kein Heil und Seligkeit gäbe. In diesem zum Theil noch bestehenden Vorurtheil schloß man die Augen für die Denkmale der zehn Jahrhunderte, in welchen der Grund zu allen gesellschaftlichen, kirchlichen und bürgerlichen, ja zu allen höhern geistigen Verhältnissen des gegenwärtigen europäischen Zustandes gelegt worden, und so die Werke der eigenen Vorfahren dünkelhaft verachtend, versank man in die schmachvollste Unwissenheit über die Geschichte derselben, bis endlich jener nie ganz erlöschende Wahrheitstrieb, welcher früher die bessere Würdigung des römischen und griechischen Alterthums herbeygeführt hatte, wieder erwachte, und in unsern Tagen auch die Rückkehr zu einer unbefangenen Forschung und Anerkennung der geistigen und künstlerischen Bestrebungen des Mittelalters bewirkte.

Was die Baukunst betrifft, so gaben die Engländer das erste und schönste Beyspiel: denn während sie die besten und ausführlichsten Beschreibungen und Abbildungen, die wir von griechischen Bauwerken besitzen, veranstalteten, widmeten sie ihren altvaterländischen Kirchengebäuden eine gleiche Aufmerksamkeit; und nun bemühen sie sich seit einer Reihe von Jahren in wiederholten Versuchen das Dunkel aufzuhellen, welches die Geschichte der Baukunst des Mittelalters umhüllt.

Solche Versuche sind auch die oben angezeigten Werke. Wir reden zuerst von dem Buch des Thomas Hope. Der Verfasser hat dasselbe zwar im Allgemeinen einen geschichtlichen Versuch über die Baukunst genannt, und wirklich enthält es auch in verschiedenen Abschnitten seine Ansichten über die Baukunst aller Völker und Zeiten; aber was er über die Baukunst der alten und der neuen Jahrhunderte sagt, sind nur kurze, wiewohl geistreiche, meist von einem sehr klaren Blick und treffenden Urtheil zeugende Andeutungen; dahingegen seine Mittheilungen über die Baukunst der mittlern Jahrhunderte ins Einzelne eingehen, mit beschreibenden Verzeichnissen der Hauptdenkmale und einer Reihe von 97 Abbildungen italienischer, deutscher und niederländischer Bauwerke versehen sind.

Der Verfasser bewährt sich durchaus als ein sehr unterrichteter gebildeter Mann, der viel gesehen und gedacht hat; allein es fehlt ihm an gründlicher technischer und geschichtlicher Kenntniß. Er ist, was man einen Liebhaber der Kunst nennt, dieses aber ist er im besten und schönsten Sinne des Wortes. Seine Liebe zur Baukunst, die sich von Kindheit an bey ihm entwickelte, trieb ihn schon als Jüngling auf Reisen, und so besuchte er die ägyptischen Denkmale an den Ufern des Nils, die griechischen auf der Halbinsel, in Jonien und Sicilien, die römischen in Italien, die byzantinischen und maurischen in der Türkey, in Syrien, an der Küste von Afrika nnd in Spanien, die romanischen und germanischen, so wie die neueren italienischen und französischen Bauwerke endlich in allen Ländern von Europa. Nachdem er acht Jahre auf diese Kunstreisen verwendet, widmete er sich zu Hause technischen und geschichtlichen Arbeiten und Untersuchungen, die aber durch Berufsgeschäfte ganz anderer Art unterbrochen, nicht nach Wunsch und Erforderniß fortgesetzt werden konnten, bis er sich denn zuletzt entschloß, das Werk, welches er auszuführen beabsichtigt hatte, wenigstens im Entwurfe bekannt zu machen. Jedoch ehe er alles zu diesem Zwecke vorbereitet hatte, überraschte ihn der Tod, und so mußte der Sohn aus den weitläufigen Papieren des Vaters das Buch, wie es eben gehen wollte, zu vollenden suchen. Er äußert sich hierüber in der Vorrede mit der Bescheidenheit und Frömmigkeit, die einem Sohn

und besonders dem Sohn eines in jeder Hinsicht höchst edelgesinnten Mannes geziemt.

Nach diesen Bemerkungen wird man sich nicht wundern, daß in der großen Masse einzelner Zeitbestimmungen nicht selten zweifelhafte oder unrichtige, daß überall keine gelehrten Nachweisungen weder über einzelne wichtige Thatsachen, noch über die Werke vorkommen, worin die angeführten Gebäude abgebildet sind; ja man wird es dem Verfasser zu gut halten, daß die von ihm selbst meist als geometrische Aufrisse gezeichneten kleinen aber gut gestochenen Umrisse selten mit Grundrissen und Durchschnitten begleitet und nie mit einem Maaßstabe versehen sind; sondern man wird sie nachsichtig zur Hand nehmen und sich derselben als einer bequemen augenblicklichen Aushülfe beym Lesen gerne bedienen.

(Fortsetzung folgt.)

Pragmatische Geschichte der bayerischen Gesetzgebung ꝛc.

(Schluß.)

Der vorliegende erste Band des angezeigten Werkes umfaßt einen Zeitraum von einhundert fünfzig Jahren, und zerfällt in vier Bücher, dessen erstes die Zeiten Maximilians des Ersten, und so jedes der folgenden eine Regierungsperiode des jeweiligen Regierungs-Nachfolgers in sich schließt.

Nachdem in dem ersten Kapitel des ersten Buches angedeutet worden, wie es Max I. schon auf dem ersten Landtage vom Jahre 1593 gelungen, den in Defizite und Schulden versunkenen Staatshaushalt wieder an das Licht zu heben, und Verwilligungen auf zwölf Jahre vorhinein zu erwirken — wird in dem zweyten und dritten Kapitel dargelegt, was von diesem großen Fürsten binnen dieser zwölf Jahre zu einer vollständigen Consolidirung des Finanzwesens unter gleichzeitiger Begründung einer achtbaren Kriegsmacht geleistet worden ist. In dem vierten und fünften Kapitel werden die ständischen Beschwerden, die Haupt- und Steuer-Instruktion vom Jahre 1605 erörtert, und im sechsten und siebenten Kapitel die Verhandlungen des Landtages 1612, des letzten während der Regierungsperiode Max I. mitgetheilt. Das achte Kapitel faßt die Zeiten vor Ausbruch des langen Krieges in sich; mit dem neunten und zehnten Kapitel gelangen wir bis zu dem Jahre 1632, bis wohin durch den Andrang des Krieges schon so vieles aus den Fugen der alten Ordnung gegangen war. In dem eilften Kapitel wird uns Gelegenheit gegeben, die große Geistes-Gegenwart Max I. zu bewundern, mit welcher er in der kritischen Periode des schwedischen Einfalls den gewaltigen Sturm des Unglücks beharrlich bestanden. Das zwölfte Kapitel giebt von den Verhandlungen mit den Ständen in dem auf das Jahr 1634 folgenden Decennium Nachricht, in welchem troß des fortdauernden Krieges wieder ein geregelter Gang in die Geschäfte kam, und besonders zur Erzielung einer gleichheitlicheren Vertheilung der Lasten von Max I. die Initiative geschehen. Was sich nun noch während des zweyten verheerenden Einfalls der Schweden in Bayern zugetragen, und wie sodann von dem Curfürsten auf die Heilung der tiefen Wunden des Krieges der eifrigste Bedacht genommen worden, wird im dreyzehnten Kapitel dargestellt, und schließlich das Gesammt-Ergebniß der Regierungs-Periode dieses großen Fürsten recapitulirt.

Das zweyte Buch dieses Bandes beschäftigt sich mit den friedlichern Zeiten der Regierungs-Periode des Churfürsten Ferdinand Maria, 1651 — 1678. Das erste Kapitel erstreckt sich bis zur Volljährigkeit des Landesfürsten, und giebt von demjenigen Bericht, was unter Herzog Philipps und der Churfürstin-Wittwe Regentschaft mit den Verordneten der Landschaft gehandelt worden ist.

In den drey darauf folgenden Kapiteln werden die Verhandlungen auf den Postulats-Tagen vom Jahre 1655 bis zum Jahre 1664 dargestellt, auf

welchen die Regierung, wegen der noch immer bedeutenden Summen, welche die Behauptung einer bewaffneten Neutralität in Anspruch nahm, mit den Ständen in vielfältige Conflicte kam. Von den weitern Tractaten in Betreff einer Ausrüstung zum Türkenkriege, und der Fortification einiger Plätze ist in dem fünften Kapitel die Rede; das sechste und siebente enthält eine ausführliche Erörterung der Verhandlungen des letzten bayerischen Landtages vom Jahre 1669, und in dem achten Kapitel werden schließlich die fürstlichen Postulate an die Verordneten während des letzten Decenniums der fraglichen Regierungs-Periode in Betracht gezogen.

Die für Bayern so verhängnißvollen Zeiten der Regierung Max Emanuels bilden den Inhalt des dritten Buches (1679 — 1726). Nur das erste Kapitel kann von friedlichen Zeiten melden; im zweyten betreffen die Verhandlungen schon meist die Deckung der Kosten des Türkenkrieges. Das dritte und vierte Kapitel umfaßt das Decennium (1688 — 1698), in welchem der Churfürst, anfangs als Heerführer am Rhein und später als Statthalter in den Niederlanden, meist außer Landes war, und die Postulate an die Verordneten wegen des dringenden Kriegs-Bedarfs stets auf das höchste gespannt werden mußten. Das sechste Kapitel giebt Bericht von dem, was nach dem Tode des Churprinzen und spanischen Kronerben bis zur verhängnißvollen Schlacht bey Höchstädt (1704) geschehen. Die drey folgenden Kapitel enthalten eine ausführliche Darstellung alles dessen, was durch die ständischen Verordneten zur Aufrechthaltung des verwaisten Landes während der zehnjährigen Occupation durch feindliche Truppen und Beamte gewirkt worden ist. Das zehnte und eilfte Kapitel dieses dritten Buches zeigen die im letzten Decennium der Regierungs-Periode Max Emanuels gemachten Versuche, die durch die ungeheuern Drangsale verflossener Jahre in tiefen Verfall gekommenen Finanzen wieder zu consolidiren. Dieses gelang aber erst auf einige Weise während der Regierungs-Periode Churfürst Carl Albrechts (1726 — 1745), mit welchem sich das

IV. Buch beschäftigt, und in seinen ersten drey Kapiteln die zur Begründung des sogenannten Schuldenabledigungs-Werkes mit den Verordneten gepflogenen Unterhandlungen mittheilt. Auch das vierte Kapitel befaßt sich noch größtentheils mit dem Schuldenwesen und der Herbeyschaffung der Mittel zu einem Feldzuge wider die Türken (1737). In dem fünften und letzten Kapitel wird schließlich von den während des österreichischen Successionskrieges durch die ständischen Verordneten gepflogenen Verhandlungen Kenntniß gegeben.

Die Beylagen zu diesem Bande enthalten die auf den Landtagen überreichten Beschwerden-Libelle der Stände, sammt den hierauf erfolgten landesfürstlichen Resolutionen; tabellarische Uebersichten der landschaftlichen Gefälle und Lasten während des geschilderten Zeitraums; Verzeichnisse der sämmtlichen Mitglieder der Landschaft, der Verordneten und Ausschüsse, und andere zur Aufklärung über einzelne Punkte dienliche Aktenstücke.

Und so ist mit diesem Bande einem Werke der Anfang gegeben, in welchem sich der Verfasser redlich bemühen wird, der hohen Absicht des k. Staatsministeriums des Innern zu entsprechen: der Absicht nämlich, eine aktenmäßige Kenntniß von der früheren vaterländischen Gesetzgebung und Staatsverwaltung zu verbreiten, und zugleich auch dem Geschäftsmanne das Festhalten an der historischen Ueberlieferung, und an dem organischen Faden zu erleichtern, der das Bestehende mit dem Vergangenen verknüpft, und über das praktisch Bewährte Belehrung mit sich führt. Der zweyte Band dieses Werkes, welcher die geschichtliche Folge der Gesetze und Verordnungen in polizeylichen und staatswirthschaftlichen Gegenständen enthalten wird, ist bereits unter der Presse, und wird bis Ostern ans Licht treten können.

Freyberg.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. December.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

An historical Essay on Architecture by the late Thomas Hope etc.

Remarks on Architecture of the middle Ages etc.

Architectural Notes on German Churches, a new Edition to which is now added etc.

(Fortsetzung.)

Es giebt kunstgeschichtliche Werke, welche die hier bezeichneten Mängel nicht haben, die aber weit hinter diesem Versuch zurückstehen, weil in denselben Geist und Urtheil fehlt. Thomas Hope hat mehrere der wesentlichsten Punkte und Fragen, worauf es bey einer so umfassenden, viel verzweigten Aufgabe ankömmt, besser zu treffen und zu lösen gewußt, als mancher gelehrte Kunstforscher und schreibende Baukünstler. Freylich ist er auch manchmal in Irrthum gerathen, oder er hat etwas Bedeutendes übersehen: so leitet er die Verbindung der Thürme mit dem Kirchengebäude in den Ländern diesseits der Alpen von einem zu geringen Beweggrund ab, sucht den Grund zu der Einführung der spitzbogigen Wölbung größtentheils in dem Bedürfniß hoher Dächer in nördlichen Ländern, legt überhaupt zu wenig Gewicht auf den Einfluß des Spitzbogens, dagegen zuviel auf die Brüderschaft der freyen Maurer und Steinmetzen, und weil die Italiener unter dem Namen Lombarden von frühen Zeiten her bis in das spätere Mittelalter in allen nordwestlichen Ländern, besonders als Geld- und Handelsleute eine große Wirkung ausgeübt haben, nennt er die rundbogige Bauart die lombardische. Manches hievon würde ohne Zweifel bey näherer Prüfung verbessert worden seyn, wenn der Verfasser sein Buch selbst hätte vollenden können, und gewiß würde dann die für die deutsche Baukunst so wesentliche Glasmalerey von einem in allen Stücken so aufmerksamen und umsichtigen Beobachter nicht mit Stillschweigen übergangen worden seyn, zumal da er die Folgen beachtet, welche der Mangel an Tafelglas bey den Alten und welche die Einführung desselben bey ihren ersten Nachkommen hatte.

Was den Verfasser am meisten und vortheilhaftesten auszeichnet, ist sein offener für alle ächte eigenthümliche Kunst empfänglicher Sinn, sein freyer von allen Vorurtheilen unabhängiger, von aller Anmaßung entfernter Geist. Er verehrt alles auf naturgemäße Weise folgerecht von innen heraus Entstandene, und verwirft alle Nachahmung fremder, anderen Zwecken und Ideen entsprechender Kunstweise: er läßt sich daher nicht durch die Pracht der Römer und noch weniger durch die falsche Größe der neuen italienischen Nachahmer blenden, sondern erkennt in der deutschen Baukunst eben so sehr die vollkommenste der christlichen Zeit, als er in der griechischen Baukunst die vollkommenste der alten Welt bewundert. Und zwar geht er bey der Beurtheilung dessen, was die in diesen Stücken am meisten betheiligten Völker, die Engländer, Franzosen und Deutschen während dem Mittelalter in der Baukunst geleistet haben, mit so viel Unbefangenheit zu Werk, daß er den Deutschen das größte, den eignen Landsleuten das geringste Verdienst zugesteht, und deshalb auch die spitzbogige Baukunst die deutsche nennt. Es ist dies zwar vollkommen

gerecht, und seit der Dom von Köln dem ganzen Umfange seines Entwurfes nach in England und Frankreich bekannt geworden, fangen dort einige billig denkende Männer an, sich zu diesem Urtheil zu neigen, indessen bis jetzt hat noch kein Fremder es so entschieden ausgesprochen. Der Verfasser wußte auch recht gut, daß er den meisten seiner Landsleute dadurch einen großen Anstoß geben würde, denn er sagt S. 398: die Einbildung einiger englischer Alterthümler, als ob die spitzbogige Baukunst in England entstanden, sey so allgemein geworden, daß man Jedem, der aus geschichtlichen Gründen oder nach dem, was er auswärts gesehen, einen Zweifel hierüber geäußert, Mangel an Vaterlandsliebe vorgeworfen.

Bey der edeln Freysinnigkeit des Verfassers konnte dieser Umstand ihn natürlich nicht abhalten, seiner Ueberzeugung zu folgen, ja er hat sich vielmehr dadurch verleiten lassen, die alten englischen Baudenkmale im Einzelnen nicht so vortheilhaft zu beurtheilen, als es ihnen gebührt. —

Dieses mag hinreichen, den Leser auf einen Versuch aufmerksam zu machen, der jedem Freunde der Kunstgeschichte bekannt zn werden verdient, und zugleich das Andenken eines hochgebildeten Mannes zu ehren, der, von Liebe für die Baukunst begeistert, seinen Reichthum benutzte, um die Werke derselben überall wo sie geblüht hat, mit eigenen Augen zu betrachten und zu erforschen. —

Die beyden Schriften von Willis und Whewell unterscheiden sich sehr wesentlich von jener des Thomas Hope. Dieselben beschränken sich nicht nur auf die Baukunst des Mittelalters und auf einen gewissen Kreis ihrer Denkmale, wie denn Willis seine Untersuchungen hauptsächlich den Bauwerken in Italien und Whewell die seinigen den Bauwerken im westlichen und südlichen Deutschland und im nordwestlichen Frankreich zugewendet hat; sondern die beyden Verfasser behandeln ihren Gegenstand auf eine ganz andere Weise. Sie gehen nämlich nicht sowohl geschichtlich als systematisch zu Werke, zerlegen die Gebäude in ihre einzelnen Bestandtheile und suchen durch Vergleichung derselben in Beziehung auf Construktion und Verzierung die verschiedenen Style und deren Eigenthümlichkeit in jedem Lande zu bestimmen. Die Geschichte der Entstehung der Denkmale tritt hierbey ganz in den Hintergrund. Sie folgen in dieser Behandlungsweise dem Architekten Rickmann, welcher in seinem Handbuch über die Baukunst des Mittelalters in England: An Attempt to discriminate the styles of Architecture in England, die verschiedenen Arten oder Style derselben mit Rücksicht auf die Zeit ihrer Dauer, nach den einzelnen Bestandtheilen der Gebäude sehr scharfsinnig und genau charakterisirt, und dem gemäß ein Verzeichniß der alten Bauwerke seines Landes ohne specielle geschichtliche Nachweisungen gegeben hat. Es ist ein ähnliches Verfahren wie jenes der Naturforscher, und dient dazu, die Baudenkmale wie Pflanzen und Thiere nach gewissen Formen und Gliedern in Reihen und Gruppen zu ordnen, und mit Hülfe eigens dazu gewählten Ausdrücke, sie so genau zu bezeichnen, daß man auch ohne Abbildung sich einen entsprechenden Begriff davon machen kann.

Beyde oben genannte Verfasser haben auf diesem Wege sehr schätzbare Beyträge zur Alterthumskunde geliefert. Whewell trat mit seinen Bemerkungen zuerst auf; er gab sie im Jahre 1830 heraus, und fand soviel Beyfall, daß seitdem schon eine neue Auflage davon begehrt wurde, die er nun mit Bemerkungen über Kirchen der Picardie und Normandie bereichert, in dem Augenblick bekannt machte, wo die Schriften von Thomas Hope und Willis erschienen. Er konnte daher auf diese nur in der Vorrede Rücksicht nehmen.

Willis ist zunächst durch das Beyspiel von Whewell zu seinen Beobachtungen veranlaßt werden, er

hat sie aber noch mehr ins Einzelne getrieben, obwohl er wie sein Vorgänger gleichfalls nur eine eilige Reise dazu benutzen konnte. Man muß gestehen, daß er Manches noch schärfer und bestimmter zu unterscheiden gewußt; Whewell erkennt dasselbst an, und alles deutet darauf hin, daß er gleich diesem, welcher einer Lehrstelle der Mineralogie in Cambridge vorsteht, durch naturwissenschaftliche Arbeiten in genauen Beobachtungen sehr geübt ist.

Indessen scheint uns doch Whewells Schrift insofern den Vorzug zu verdienen, als er bey seiner Untersuchung dem wahren Entwicklungsgang gemäß von dem Ganzen auf das Einzelne übergeht, während sein Nachfolger umgekehrt von dem Einzelnen anfängt und von diesem erst zu dem Ganzen fortschreitet. Auch ist das Verzeichniß der deutschen Kirchen trotz der größern Kürze doch entsprechender, als jenes der italienischen Gebäude bey Willis, wo gerade das, was die Schrift bezweckt, und wodurch der Mangel zuverläßiger geschichtlicher Angaben ersetzt werden soll, nämlich die Bezeichnung der Bauart fehlt. Ohne Zweifel ist der Verfasser zu dieser Unterlassung durch den Umstand verleitet worden, daß er nicht sämmtliche Gebäude seines Verzeichnisses selbst gesehen, aber deßwegen hätte er den Kunstfreunden nicht bey allen entziehen sollen, was er von sehr vielen hätte geben können. Ebenso wenig läßt sich billigen, daß der Verfasser die historischen Angaben ohne Nachweisung der Quellen, woraus sie genommen, beygefügt hat. Demungeachtet bleibt das Verzeichniß immerhin ein sehr dankenswerthes Hülfsmittel für den Forscher italienischer Alterthümer und keiner, der auf die Kunstgeschichte des Mittelalters Rücksicht nimmt, wird dasselbe bey einer Reise nach Italien entbehren können.

Whewell erkannte die hohe Wichtigkeit, welche die Wölbung für die Baukunst des Mittelalters gehabt, und richtete daher seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf diesen Punkt. Er äußerte hierbey, daß die Schwierigkeit, ein längliches Viereck an den kleinen Seiten mit gleich hohen Bogen wie an den größern zu überwölben, zu der Einführung der Spitzbogen geführt haben dürfte. Willis widerlegt diese Vermuthung, indem er nachweist, daß die Römer in den Bädern des Diocletian jene Schwierigkeit durch geradlinige Verlängerung der Schenkel an den kleinen Bogen zu überwinden gewußt, und, was die Hauptsache ist, daß die kleinern Bogen nicht nothwendig gleiche Höhe mit den größern haben müssen, weil die Ungleichheit durch kuppelartige Wölbung der Kappen ausgeglichen werden kann, wie es selbst bey Anwendung der Spitzbogen oft geschehen. Man muß hinzufügen, daß Whewell in mehreren Kirchen am Rhein, namentlich in St. Cunibert zu Köln, wo die sechstheiligen Gewölbe zu den kleineren Seiten über den Fenstern des Schiffs sogar rundbogig und an den größeren, doppelt so breiten Seiten spitzbogig sind, sich von dieser Wahrheit hätte überzeugen können. Es ist auffallend, daß Whewell gerade diesen Umstand nicht beachtet, da er doch sonst die verschiedenen Gewölbarten der rheinischen Kirchen in allen Stücken so genau untersucht hat, und ihm die genannte Kirche keineswegs unbekannt geblieben ist. —

Weil nun auch diese Vermuthung über die Einführung des Spitzbogens, wie so manche andere, sich unhaltbar erweist, so glaubt Willis zu der ältern zurückkehren zu müssen, daß derselbe aus dem Orient entlehnt sey.

Auf dem Punkt, auf welchem gegenwärtig die Untersuchung steht, ist aber die Frage, wo der Spitzbogen zuerst angewandt worden, für die Kunstgeschichte nur noch von geringer Wichtigkeit. Denn alle aufmerksamen Forscher, und unter ihnen namentlich auch Willis, Whewell und Thomas Hope, haben durch vielfältige Betrachtung und Vergleichung der Denkmale sich mit uns überzeugt, daß jener eigenthümliche, zu einem bewunderungswürdigen System ausgebildete Baustyl, den man den Spitzbogenstyl nennt, in Europa allmählig und zwar im Lauf von etwa hundert Jahren (vom 12. bis zum 13. Jahrhundert) sich entwickelt hat. Wo also auch im-

mer der Spitzbogen mag zuerst in Gebrauch gekommen seyn, dieser Styl ist auf jeden Fall eine europäische Erfindung, auf welche die Deutschen die größten Ansprüche haben. Auch ist man darüber einig, daß die Mahomedaner ihre frühere rundbogige Bauart, eben so wie die christlichen Völker diesseits der Alpen die ihrige, der römischen und byzantinischen Bauart nachgebildet haben, und daß hierauf die Aehnlichkeit der rundbogigen Bauart der Orientalen und Europäer im Mittelalter beruht. Ferner hat man sich überzeugt, daß der Grund, warum die Europäer den Rundbogen mit dem Spitzbogen vertauschten, darin lag, daß letzterer wenig Seitendruck ausübend, also wenige Widerlage bedürfend, ihnen ein zuverläßiges Mittel darbot, leichter und höher zu bauen, welches bey der Richtung zur Höhe, die das Kirchen-Gebäude besonders seit der Einführung der Thürme, wie wir anderwärts nachgewiesen, immer mehr genommen hatte, ihnen überaus willkommen seyn mußte.

Es war demnach diese Bogenart den Europäern blos ein Element, obwohl ein Hauptelement zu ihrer Erfindung, und es fragt sich nur noch, ob sie selbst zuerst auf den Gedanken geriethen, den Spitzbogen bey der Baukunst zu gebrauchen, oder ob ihnen darin die Mahomedaner zuvorgekommen sind?

Man hat zwar in neuern Zeiten einzelne spitzbogige Wölbungen in altäthiopischen und altrömischen Gebäuden gefunden, so Hoskins (Travels in Aethiopia. London 1835) im Innern der Vorhalle zu der Pyramide von Gibel el Birkel (a. a. O. pl. 28) und Nibby (Viaggio antiquar nei Contorni di Roma T. I. p. 48.) in einer Wasserleitung nahe bey dem alten Tusculum. Aber von solchen einzelnen Erscheinungen kann hier nicht die Rede seyn. Denn es ist einleuchtend, daß überall, wo man zu wölben versuchte, man gar leicht auch auf die Spitzbogen-Form verfallen konnte, daß dieses also zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten mag statt gefunden haben. Wir müssen sagen, die Bemühung, den ersten Spitzbogen aufzusuchen, wäre ein ähnliches Unternehmen, als wenn man im Frühling die erste Schwalbe aufsuchen wollte.

Für die Kunstgeschichte hat der Spitzbogen nur insofern Werth, als diese Wölbungs-Form einen wesentlichen Bestandtheil der Gebäude ausmacht, und wo nicht ausschließend doch vorherrschend an denselben vorkömmt. Dieses ist aber nur bey den mahomedanischen und christlichen Denkmalen des Mittelalters der Fall. Die Frage beschränkt sich demnach lediglich darauf, ob die spitzbogige Wölbung zuerst im Orient oder in Europa üblich geworden.

Aus den Nachrichten und Abbildungen, welche uns bisher von orientalischen Denkmalen bekannt geworden, zogen wir die Vermuthung, daß die Mahomedaner so wie früher die rundbogige Wölbung, so auch später die spitzbogige von den Europäern entlehnt haben, und Thomas Hope ist derselben Meynung. Indessen ist man noch bey Weitem nicht genug unterrichtet, oder vielmehr die bereits vorhandenen Materialien sind noch nicht genug bearbeitet, um ein entscheidendes Urtheil fassen zu können. Und es wäre wünschenswerth, daß Männer, die der orientalischen Sprachen kundig sind, ihr Augenmerk den meist mit Inschriften versehenen Baudenkmalen zuwendeten, die Zeit ihrer Errichtung zu bestimmen und dadurch die Geschichte des Orients und sein Verhältniß zum Occident während des Mittelalters aufzuklären suchten.

Betrachten wir die Schriften von Willis und Whewell im Ganzen und in Bezug auf kunstgeschichtliche Forschung überhaupt, so besteht ihr vorzüglichster Werth darin, daß sie den entscheidendsten Beweis für die allmählige, folgerechte ja naturähnliche Entwicklung der Baukunst im Mittelalter liefern.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. December.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

Illustrations of the Botany and other branches of the natural history of the Himalaya mountains and of the flora of Cashmere. By J. Forbes Royle, Esq., F. L. S. et G. S., M. R. A. S. London, Parbury, Allen et Comp. 1833 — 35. Fasc. I — VII. Imper. 4. (Price 20 S. each part.)

Das vorliegende Werk nimmt eine ehrenvolle Stelle in der Reihe der großartigen Leistungen ein, welchen wir seit den letzten Decennien gründlichere Aufschlüsse über Asien verdanken, als manches europäische Land über seine eigenen Produkte aufzuweisen hat. Rußland, England und Holland haben in dieser Beziehung in rühmlichen Anstrengungen gewetteifert. Schon seit einem Jahrhunderte (von Messerschmidt im Jahre 1719 an) *) setzt sich in dem nördlichen russischen Antheile des weiten Kontinents eine ununterbrochene Reihe gelehrter Reisender fort. So wird zuerst Sibirien und Kamtschatka bis zum Eismeere mehrmals untersucht, auf der Aleutenbrücke nach der Nordwestküste Amerika's übergesetzt, und die Kurilenkette bis gegen Jesso hin durchforscht. Dann öffnen die glücklichen Kriege gegen die Pforte und Persien und die Gränzbestimmungen zwischen Rußland und China dem Forschereifer neue Bahnen im Südosten und Süden. Dauurien, die ganze Altaikette, ein Theil der Mongoley, die Kirghisensteppen, so wie endlich die Hochlande des Kaukasus und Armenien werden mannigfach bereist, und wir besitzen in Folge dessen über einzelne Theile dieses unermeßlichen Gebietes, z. B. über das Altaigebirge und den Kaukasus jetzt schon genauere Floren, als die pyrenäische Halbinsel vielleicht in einem Jahrhunderte darbieten wird. *) Selbst das chinesische himmlische Reich konnte trotz aller Aengstlichkeit sich dieser wissenschaftlichen Eroberungszüge nicht völlig erwehren, denn die komerziellen und politischen Missionen lieferten Bunge u. A. dennoch Mittel zur Ausbeutung und die gleichzeitig zunehmende Kenntniß der chinesischen Literatur gewährt uns auch schon manche Aufschlüsse über des räthselhaften Volkes eigene Leistungen im Gebiete der Naturgeschichte. Vom entgegengesetzten Ende des Welt-

*) S. Bongard esquisse historique des travaux sur la Botanique entrepris en Russie depuis Pierre-le-grand jusqu'à nos jours (Extrait du Receuil des Actes de l'Académie de St. Petersburg 1834).

*) Der mit dem Reichthume spanischer Vegetation vertrauteste Botaniker La Gasca versichert, daß man der jetzigen Flora des Landes mindestens noch 1000 neue Arten, vorzüglich aus den Gebirgsprovinzen, beyfügen könne. Und doch hat in den besseren Zeiten der Ruhe und des Wohlstandes auch in Spanien der Regierung nicht der Wille gefehlt, die Naturgeschichte in ihren weiten Besitzungen zu fördern. Es wurden viele Millionen Piaster auf wissenschaftliche Expeditionen, vorzüglich nach den verschiedenen Königreichen des spanischen Amerika's, verwendet. Sessé und Moçinno, Mutis, Ruiz und Pavon, Haenke u. a. häuften auch wirklich unermeßliche Schätze an Herbarien, Manuskripten, Handzeichnungen u. s. w. in Madrid zusammen. Aber dort vermoderten sie nutzlos oder wurden im glücklichen Falle (die unvollendete Flora peruviana ausgenommen) erst durch fremde Gelehrte (Alex. v. Humboldt, De Candolle u. a.) der Oeffentlichkeit übergeben. Das Hänke'sche Herbarium blieb sogar größtentheils vergessen in Ca-

theils, von den großen Inseln jenseits des Aequators reichen die Forschungen der Holländer gegen Norden. Abgesehen von den früheren Werken (Burmann's, Rheede's, der Commelyn's, Herrmann's, Rumph's u. A.) über Ceylon und die indischen Küstenländer sind hier vorzüglich neuerlichst die großartigen Arbeiten Reinwardt's und Blume's (an jene Horsfield's und anderer Engländer während der Occupation sich anreihend) und die Reisen nach Japan wichtig geworden. Durch erstere zählt die Flora von Java jetzt bereits über 3000 wissenschaftlich untersuchte Pflanzenarten, *) und über das japanische Inselreich werden von Siebold's Sammlungen, fortwährend noch bereichert von dem holländischen Etablissement auf Dezima, bald neues Licht verbreiten. Westlich erhob sich indessen während der letzten fünfzig Jahre das ungeheuere Reich der Britten in Indien und steckte seine Gränzen vom Kap Komorin bis zum Indus und bis an die Schneegipfel des Himalaya. Damit wurde zugleich nicht allein die ganze indische Halbinsel auf mehr als 24 Breitengrade der Naturforschung zugänglich gemacht, sondern die wahrhaft königliche Kompagnie scheute auch keine Kosten und Anstrengungen, Hinter-Indien, Burmah, Siam und die unteren Malayenländer der Wissenschaft zu öffnen. Keine politische oder Handels-Mission wurde ohne Begleitung wissenschaftlicher Männer dahin ausgesendet.

Wenn auch im Norden die (wohl begründete) Eifersucht der Chinesen das Ueberschreiten des Himalaya bald fast unmöglich machte, so wurden doch die meisten Uebergangspässe und die südlichen Hochthäler auch außer dem brittischen Territorium, Cashmir, Kunnawur, Nepal, Bhotan und selbst Assam bis zum obern Brahmaputra-Laufe mehr oder minder bekannt und durch Naturforscher *) oder mindestens durch eigens abgeschickte Sammler bereist. Der Birmanenkrieg und seine Folgen öffneten die Ströme von Burmah und förderten ebenso die Kenntniß dieser bisherigen terra incognita, als die Umwälzungen, welche sich in den Ländern der Sikh's vorbereiten, gleiches für diese Gebiete verheissen. Welches Urtheil dann auch die Geschichte über den Staat aussprechen mag, der nur in immer weiterem Umsichgreifen seine Sicherheit findet, die Wissenschaft ist selbst dem Eroberer dankbar, der sie schützt und hebt; denn sie pflückt mit reiner Hand mackellose Früchte auch aus seiner blutigen Saat. Ueberdieß hat das brittische Gouvernement in Indien wohl hinreichend dargethan, daß es nicht bloß des materiellen Vortheils willen litterarisches Schaffen und Wirken begünstige. Die botanischen Gärten in Calcutta, Madras, Bombay, Singapore, Saharunpore u. s. w. sind, abgesehen von ihrer praktischen Richtung als Akklimatisations-Anstalten auch als rein wissenschaftliche Institute in jeder Beziehung auf das Reichste ausgestattet. Die Vorstände sind durch eigens angestellte Zeichner und Maler so thätig unterstützt, daß in einer kurzen Reihe von Jahren über 3000 ausgemalte Pflanzen-Abbildungen vollendet und in dem Kompagniehause zu London deponirt werden konnten. Sie bilden die Basis der großen Prachtwerke von Roxburgh und Wallich. Außerdem war seit 20 Jahren durch Wallich, Patr. Russel, Klein, Heyne, Rottler und John, Buchanan-Hamilton, Roxburgh, Finlayson, Wight, Moorcroft, Hardwyke, Smith, Colebrooke u. A. auf Reisen in allen Theilen Indiens ein ungeheueres Herbarium zusammen gebracht, und in Calcutta auf-

dir liegen, bis der großmüthige Beförderer der Naturforschung, Graf von Sternberg, es um die Transportkosten an sich brachte, dem böhmischen Museum in Prag als Geschenk übergab und die Bearbeitung in den Reliquiis Haenkeanis veranlaßte.

*) Vergl. vorzüglich Blume Bijdragen tot de flora van Nederlandsch Indië Batavia 18$\frac{25}{26}$, die Enumeratio plantarum ins. Javae etc.

*) Der um die Botanik Indiens so hochverdiente Direktor des Gartens zu Calcutta befindet sich gegenwärtig wieder in Ober-Assam, um über das Vorkommen und die Kultur des neuerlich dort wild wachsend entdeckten Theestrauches Erfahrungen zu sammeln.

gehäuft worden. Diese ganze Sammlung, 7684 Arten stark, wurde durch Wallich nach England gebracht, und mit dem systematisch geordneten lithographirten Kataloge, der allein einen starken Folioband ausmacht, der Linnean Society, in mehr als 40 Exemplaren (also über 300,000 Stücken), zu dem Zwecke übergeben, selbe an die vorzüglichsten Museen und Privatgelehrten in Europa zu verschenken, was auch geschah! *) Wahrlich eine Liberalität, welcher man allenthalben Nachahmung wünschen dürfte!

Auch Sir Forbes Royle hatte sich bey dem vorliegenden Werke thätiger Unterstützung des Gouvernements zu erfreuen. Schon seine Stellung als Direktor des botanischen Gartens und Arzt der Kompagnie in Saharunpore, einer der Akklimatisations- und Genesungs-Stationen der Engländer in Oberindien, 1000 englische Meilen nordwestlich von Calcutta und kaum 30 vom Fuße der Himalayakette, am Rande des Gangesthales gelegen, gab ihm die beste Gelegenheit, die Flora des Landes kennen zu lernen. Er bereiste von hier aus das obere Ganges- und Jumna-Thal und einen großen Theil des brittischen Himalaya's bis zu der Schneekette der Gränzpiks, veranstaltete Sammlungen in Kashmir und Kunawur und brachte so ein Herbarium von ungefähr 3500 Arten auf einem Areal von etwa 5 Breiten- und eben soviel Längengraden (von 28 — 33 ° n. Br. und 75 — 80 ° ö. L.) zusammen. Dieses an und für sich schon sehr bedeutende Material verglich er mit den Sammlungen der Kompagnie, die Wallich, Webb, Moorcroft, die Gerard's u. A. in jenen Gegenden gemacht hatten, und gewann so eine mehr oder minder genaue Uebersicht der Vegetation des gesammten Hochlandes von Kashmir bis weit nach Nepal (Gosaingsthau liegt schon ungefähr unter 85 ° ö. L.). Dabey standen ihm noch 10 Bände mit Abbildungen, die General Hardwyke während 30jährigen Aufenthaltes in Indien machen ließ, und sämmtliche noch unedirte Wallich'sche Tafeln zu Gebote. Ja der General-Gouverneur Lord Amherst sendete ihm während Wallich's Abwesenheit in Europa sogar dessen sämmtliche Pflanzenzeichner von Calcutta nach Saharunpore (über 120 deutsche Meilen Weges und in einem Lande, wo jeder Schritt mit Gold aufgewogen wird)!

*) Die Gesammtzahl der jetzt aus dem Festlande und den Inseln Ostindiens bekannten Pflanzen mag sich nach mäßigem Ueberschlage auf ungefähr 14,000 Arten belaufen. Davon sind aber über 9000 erst in diesem Jahrhunderte durch die Engländer und Holländer entdeckt worden.

Den reichen Vorrath verarbeitet der Verfasser jedoch nicht zu einer systematischen Flora Nordindiens nach Gattungen und Arten, sondern beschränkt sich, und wohl mit Recht, auf eine allgemeine Uebersicht des Charakters der Vegetation; er vergleicht nach Familien die dem Berglande eigenthümlichen Formen mit der tropischen Pflanzenwelt der Halbinsel, wo ihm Roxburgh, Hamilton, Wallich, Wight u. A. sichere Anhaltspunkte geben, zählt die hieraus sich ergebenden numerischen Unterschiede auf und räumt der deskriptiven Botanik nur in so fern eine Stelle ein, als er von den wichtigsten Familien einzelne Repräsentanten (bisher auf Tab. 11 — 78) abbildet und kurz definirt. Nur von wenigen Familien werden Uebersichten sämmtlicher aufgefundener Arten gegeben, z. B. von den Ranunculaceis (71 Arten), den Sileneen (24 Arten) u. s. w. Alle sind nach Decandolle'scher Reihenfolge aufgeführt und das 7. Heft reicht bis zu den Synanthereen. Ein zweytes Hauptaugenmerk des Verfassers ist auf bessere Benützung der einheimischen und die Akklimatisation auswärtiger Nutzgewächse gerichtet. Seine Beobachtungen und Vorschläge über diesen Gegenstand beschränken sich aber nicht auf das Bergland, sondern dehnen sich über die ganze Halbinsel aus. Er bemerkt dabey mit vollem Rechte, daß kein Reich in der Welt sich mit dem brittisch-indischen in der Leichtigkeit messen könne, die Kulturpflanzen aller Zonen aufzunehmen, da es bey einer Ausdehnung von dem 8. bis 32 ° n. Br. alle Bodenmischungen und alle Klimate in sich faßt.

(Fortsetzung folgt.)

An historical Essay on Architecture by the late Thomas Hope etc.

Remarks on Architecture of the middle Ages etc.

Architectural Notes on German Churches, a new Edition to which is now added etc.

(Schluß.)

Es muß die Aufmerksamkeit eines jeden nachdenkenden Mannes erregen, daß es bey einem rein systematischen Verfahren hat gelingen können, die Denkmale so vieler Jahrhunderte in eine Reihenfolge zu ordnen, die im Wesentlichen mit der Geschichte zusammentrifft.

Den Hauptzügen nach befolgte die Baukunst während des Mittelalters in allen europäischen Ländern einen gleichmäßigen Gang, aber sie nahm in jedem Lande eine mehr oder weniger unterscheidende Eigenthümlichkeit an. Die größte Uebereinstimmung findet zwischen Deutschland, Frankreich und England, die größte Abweichung zwischen diesen Ländern und Italien statt, Spanien steht in der Mitte. Jene Versuche sind nun auch darin sehr lehrreich, daß sie durch ståte Vergleichung mit entsprechenden Denkmalen in England die Eigenthümlichkeiten der alten Kirchenbaukunst in Italien und Deutschland, zum Theil auch in Frankreich bezeichnen. Indessen fehlt es besonders bey Whewell an Vollständigkeit, da er seine genauern Beobachtungen in Deutschland auf den Rundbogenstyl und auf den Uebergang zu dem vollkommenen Spitzbogenstyl beschränkt. Derselbe Mangel ist bey diesem Verfasser in der Uebersicht der Denkmale, und um so mehr fühlbar, als er nur diejenigen aufgenommen, die er in den Rheinlanden und im südlichen Deutschland gesehen hat. Das Verzeichniß von Willis befriedigt hingegen sehr, es umfaßt ganz Italien. — Am vollständigsten ist in diesem Stück das Buch von Rickmann; es läßt für England nichts zu wünschen übrig, hat daher auch schon die vierte Auflage erreicht. —

So schätzbar und nützlich nun auch die genannten Schriften sind, so können wir doch nicht verhehlen, daß die darin angewandte Behandlungsweise in ihrer Einseitigkeit etwas sehr trockenes und ermüdendes hat.

Bey dem beständigen Zerlegen erhält man kein klares, ganzes Bild der Gebäude, und von dem Leben, woraus die Baukunst hervorgegangen, wodurch sie im guten oder schlimmen Sinn verändert worden, erfährt man nichts. Ohne Kenntniß der geselligen und bürgerlichen Verhältnisse und Schicksale, der religiösen und poetischen Denkart, der mächtigen und geistigbegabten Persönlichkeiten, die auf die Baukunst gewirkt haben, wird man aber ihr Wachsen, Blühen und Abnehmen nicht erklären, ihre Denkmale nie recht begreifen können.

Darin liegt freylich, besonders in Beziehung auf das Mittelalter, die große Schwierigkeit der Aufgabe; denn hier handelt es sich mehr oder weniger von allen christlichen und nebenbey von den mohammedanischen Völkern während zehn Jahrhunderten, deren Denkmale untersucht, deren Geschichte zum Theil in der allerspeciellsten Hinsicht erforscht werden soll. Es werden daher noch viele mit dieser Aufgabe sich beschäftigen, noch Viele je nach Zeiträumen oder einzelnen Ländern und Denkmalen sich darein theilen müssen; es wird ihr auch nie an Reiz fehlen, da jeder gelungene Beytrag zu ihrer Lösung neues Licht über den merkwürdigen Gang der Kunst und der höhern Bildung überhaupt verbreitet. Wir aber werden uns über jeden redlichen Mitarbeiter freuen, und ihn auf gemeinsamer Bahn willkommen heißen.

S. Boisserée.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. December.
Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

Illustrations of the Botany and other branches of natural history of the Himalaya mountains and of the flora of Cashmere etc.

(Fortsetzung.)

Manche der einzelnen Bemerkungen hierüber liegen so nahe, daß sie gewiß Beherzigung finden werden, so z. B. was über die Wahrscheinlichkeit des Gedeihens der verschiedenen Cinchona-Arten und der Brechwurzeln im südlichsten Theile der Halbinsel auf den Nilgherri-Gebirgen (8000' über dem Meere), über Anpflanzung der Arakatscha u. s. w. gesagt wird. Dazwischen finden sich andere interessante Notizen z. B. über den in Indien sehr im Steigen begriffenen Kartoffelbau, Exkurse über die Kultur der Baumwolle, des Thee u. s. w. Tabak wird stark gebaut, aber nicht allein der aus Amerika eingeführte, sondern auch eine kleinere Art mit langen weissen Blumen (Nicotiana persica Lindl.), welche sehr hoch geschätzt, und wahrscheinlich der alten Welt eigen ist. Der Kaffee von der Malabarküste ist von so vortrefflicher Qualität, daß er häufig nach Arabien ausgeführt, und von da als ächter Mokkah-Kaffee wieder zurückgebracht wird u. s. w. Die philologischen und archäologischen Bemerkungen über indische Pflanzen des Alterthums hat der Verfasser zum Theil anderwärts zu größeren Abhandlungen verarbeitet (S. z. B. Royle on the Lycium of Dioscorides in Transact. of the Linnean Society Vol. XVII. 1. p. 83 seq.). Eine Vergleichung der häufig angegebenen Sanskrit-Namen mit unsern deutschen Trivial-Benennungen zeigt manche überraschende Aehnlichkeit. So heißt die giftige Wurzel eines Aconitum's (A. ferox Wall.) Ati-Visha, was unserm Attich nahe kömmt, die chinesische Federnelke heißt Kurunphul (καρυόφυλλον), was der oberdeutschen Groffel entspricht, und die Melone Khurbooza, ein Name, den wir auf den Kürbis übergetragen haben u. s. w. Hierbey verdient auch die Bemerkung des Verfassers Aufmerksamkeit, daß nämlich das Vorkommen von Sanskrit-Namen für gewisse Pflanzen darum noch nicht berechtige, selbe für ursprünglich in Indien einheimisch zu erklären. Auch solche, von welchen die Zeit der Einführung noch historisch bekannt sey, führten zum Theil jetzt solche Namen, z. B. der amerikanische Tabak und Anona squamosa.

Für Zoologie, Petrefaktenkunde und Geognosie ist nur wenig Raum gelassen. Die ersten zehn Tafeln geben nämlich geognostische Durchschnitte, Abbildungen von Pflanzen- und Thier-Versteinerungen und von einigen Säugethieren, Vögeln und Insekten. Bey den Vögeln werden die tropischen Formen, welche sich nur in der Regenzeit einfinden, von denen europäischen Ansehens, welche auch in der kalten Jahreszeit anwesend sind, geschieden. Leider fehlt noch der Text zu diesen Tafeln und überhaupt leidet das Werk in dieser Beziehung an gleichem Fehler mit vielen größern litterärischen Produkten der neuesten Zeit, daß nämlich einzelne Abtheilungen oder Exkurse, welche sich gegenseitig stützen und erläutern sollen, nicht regelmäßig auf einander folgen, sondern neben einander fortgesponnen werden, wodurch ihre Benützung vor Beendigung des Ganzen sehr erschwert wird. Aus

diesem Grunde behalten wir uns auch vor, vielleicht später nochmals auf das Werk zurückzukommen.

Die Pflanzen-Abbildungen tragen, ich möchte fast sagen, das Gepräge des Heimweh's, denn man sieht, mit welcher Vorliebe der Verfasser die europäischen Gattungen der Hochgebirge hervorhebt, und dagegen die tropischen Formen etwas zurückstellt, die freylich auch bey Wallich und Roxburgh schon mehr Berücksichtigung erhalten hatten. *) Die technische Ausführung der Tafeln ist der glänzenden Ausstattung des Buches würdig, sie sind richtig in der Zeichnung und vortrefflich im Kolorit. Doch vermißt man sehr häufig, wie bey allen englischen Kupferwerken über die asiatische Flora, jenen Reichthum und jene Genauigkeit der Analyse, welche Robert Brown in den Zeichnungen von Ferd. Bauer so meisterhaft geltend zu machen wußte. Namentlich sind die meisten Details nicht gehörig durch Vergrößerung deutlich gemacht, ein Fehler, welcher jedoch wahrscheinlich darin

*) Wir geben hier die Namen der bisher abgebildeten Pflanzen, wobey die deutschen Gattungen durch gesperrte Lettern hervorgehoben sind: Tab. 11. Anemone discolor, Ranunculus polypetalus, Isopyrum grandiflorum, microphyllum. T. 12. Delphinium Cashmerianum. Tab. 13. Aconitum heterophyllum. 14. Cimicifuga frigida. T. 15. Meconopsis aculeata. 16. Corydalis Cashmeriana, Govaniana. 17. Tauscheria desertorum. 18. Viola serpens, reniformis, kunawurensis. 19. Polygala myrsinites, furcata, crotalarioides, triphylla. 20. Silene Falconeriana, Lychnis fimbriata. 21. Leucostemma latifolia, angustifolia, Arenaria festucoides. 22. Grewia elastica. 23. Gossypium herbaceum, arboreum. 24. Eurya acuminata, Hypericum japonicum. 25. Cedrela serrata. 26. Cissus rosea, capreolata. 27. Geranium Lindleyanum. 28. Impatiens bicolor, glandulifera. 29. Dictamnus himalayanus. 30. Biebersteinia odora. 31. Evonymus echinata, Odina Wodier. 32. Thermopsis barbata, Edwardsia mollis. 33. Uraria lagopoides, Astragalus leucocephalus. 34. Caragana Gerardiana, Genista versicolor. 35. Parochetus communis, Smithia ciliata. 36. Aquilaria Agallocha, Astragalus Grahamianus. 37. Cassia (Senna) lanceolata. 38. Prinsepia utilis, Cerasus cornuta. 39. Sieversia elata, Dalibarda calycina. 40. Potentilla Cautleyana, pteropoda, Sibbaldia purpurea. 41. Potentilla Saundersiana, microphylla, Inglisii. 42. Rosa sericea, Webbiana. 43. Circaea cordata Epilobium laxum. 44. Lythrum Cashmerianum, Myricaria bracteata. 45. Conocarpus latifolia, Sonerila tenera. 46. Philadelphus tomentosus, Deutzia corymbosa (wird mit Unrecht hier hergezogen und gehört zu den Hydrangieen). 47. Cucumis pubescens, Pseudo-Colocynthis, Hardwickii. 48. Sedum linearifolium, azureum, coccineum. 49. Saxifraga imbricata, ciliata, ramulosa. 50. Saxifraga stenophylla, spinulosa, Parnassia nubicola. 51. Pycnocycla glauca, Eriocycla nuda. 52. Osmorhiza laxa, Hymenolaena Govaniana. 55. Morina Wallichiana, Scabiosa speciosa. 56. Echinops nivea, Cyathidium taraxacifolium. 57. Dolomiaea macrocephala. 58. Aster angustifolius, Calimeris flexuosa, Galatilla juncea. 59. Aplotaxis gnaphaloides, Chaptalia gossypina. 60. Corvisartia indica, Ligularia arnicoides. 61. Mulgedium macrorhizum, sagittatum. 62. Campanula Cashmeriana, Codonopsis rotundifolia. 63. Andromeda fastigiata, Gualtheria nummularioides, trichophylla. 64. Rhododendron lepidotum, anthopogon. 65. Olea ferruginea, Syringa Emodi. 67. Swertia coerulea, alternifolia. 68. Gentiana coronata, Kurroo, contorta. 69. Cyananthes lobata, integra, Codonopsis ovata. 71. Platystemma violoidea, Picrorhiza Kurroa. 74. Eremostachys superba. 75. a. Phlomis Cashmeriana, Salvia hians. 75. b. Primula rosea, elliptica. 77. Prim. obtusifolia, purpurea. 78. Rheum spiciforme.

Von Säugethieren sind abgebildet auf Tab. 5. Lagomys alpinus. Tab. 5. Cervus Dodur, Rutwa. Von Vögeln tab. 7. tropische Formen: Certhia goalpariensis, Eurylaimus Dalhousiae, Pitta brachyura. Tab. 8. Europäische Formen: Garrulus bispecularis, Carduelis caniceps, Turdus albicollis. Von Insekten auf Tab. 9. Cetonia Roylei, Geotrupes orientalis, Onthophagus phanaeoides, Lucanus lunifer, Lamia Wallichii, Porus ochraceus, Aphodeus irregularis, Anisotelus bimaculatus, Elater cyanopterus, Ripipharus apicalis, Forficula micropyga.

Entschuldigung findet, daß die Originalzeichnungen häufig von indischen Künstlern gefertigt wurden.

Aus der sehr interessanten Einleitung stellen wir nun einige allgemeine Resultate über die Vegetations-Verhältnisse des Gebirgslandes zusammen.

Der südliche Abhang gegen die indischen Ebenen hin ist in jeder Beziehung auffallend von den innern Thälern und noch mehr von den hohen Plateau's zwischen dem Himalaya und den Kailasgebirgen Tibets verschieden. Der Einfluß der tropischen Regen von der Halbinsel her bleibt auf der Südseite bis zur ewigen Schneegränze hin fühlbar und veranlaßt nicht allein die Anwesenheit vieler Pflanzen- und Thierformen im wilden Zustande, welche man unter 30 — 33° n. Br. auf solchen Höhen über dem Meere nicht mehr erwarten sollte, sondern er führt auch ganz eigenthümliche Verhältnisse der künstlichen Production in Feld- und Gartenbau herbey. In allen hier einschlägigen Landstrichen haben jährlich zwey Erndten statt, welche sich freylich nach der Höhe über der Meeresfläche wieder bedeutend modificiren, die Erndte der Regenzeit oder Sommererndte (Khureef), welche im May und Juny gesäet und im October eingebracht wird, und die der trockenen oder Winterzeit (rubbee), deren Vegetationsperiode vom October bis März oder April dauert. Die erste umfaßt, zumal in niedrigeren Gegenden, Reis, Baumwolle, Indigo, Mais, Mohrenhirse, verschiedene Arten von Panicum, Paspalum und Eleusine, Sesam, die Nachtschattenarten mit eßbaren Früchten, Kürbisgewächse in großer Mannigfaltigkeit, Bohnen und Faseln (Dolichos) u. s. w. Crotalaria juncea und Hibiscus cannabinus dienen als treffliches Material zu Geweben und Stricken. Die zweyte liefert Waizen, Gerste, Hafer, Hirse, Erbsen, Bohnen, Wicken, Kichern, Saubohnen, Senf und andere Kreuzblüthige zum Oelschlagen, gelbe Rüben, Koriander, Kümmel, Fenchel, Tabak, Flachs, Saflor, Cichorien u. s. w. Hanf ist allenthalben in Menge wild, dient aber nur zur Bereitung eines berauschenden Getränkes. Reis (vorzüglich Bergreis) und Waizen wechseln oft in einem Jahre auf demselben Felde. Merkwürdig genug hat aber, wie es scheint, der Roggen auch in der neuesten Zeit noch nicht seinen Weg nach Südasien gefunden. Auch perennirende Gewächse von tropischer Form erheben sich auf die Berge, so weit die periodischen Regen reichen. Scitamineen (Roscoea alpina) und Bambuseen (eine mit Chusquea Humb. Knth. aus Hochperu nahe verwandte Gattung) kommen bis 10000′ über der Meeresfläche vor. Eine sehr merkwürdige Kombination von Pflanzenformen zeigt in dieser Beziehung auch das Arboretum des Gartens von Saharunpore, wo Royle nachstehende Bäume als zusammen im Freyen gezogen anführt. Aus Indien eingeführt Pisang, Anona, Pompelmusen, Orangen, Limonien, Gujaven, Manga, Tamarinden u. s. w. Aus China Euphoria Litschi und Longan, nebst mancherley Orangen, aus Europa Mandel, Pfirsich, Nektarinie, Aprikose, Pflaume, Granatapfel, Weintraube, Apfel, Birne, Quitte, Feige, Maulbeere und Wallnuß. Aus Amerika außer den oben bey Indien genannten noch den Mahagony- und Kampechenholzbaum, Parkinsonia aculeata und Acer Negundo. Was liesse sich innerhalb der Gränzen zwischen Pisang, Gujave, Manga und Birne, Wallnuß und Apfel nicht noch ansiedeln!

Ein zweyter sehr interessanter Unterschied ergiebt sich aus der Beschaffenheit der Bergketten selbst und ihrem Aufsteigen aus dem nächsten Flachlande. Je geringer die Masse des Gebirges und je rascher seine Erhebung, desto dürrer und unfruchtbarer ist es unterhalb der Schneelinie. Aus diesem Grunde geht die Kultur an den äussern Vorbergen des Himalaya, bey Mussoree, wenig über 6000 Fuß empor, obgleich noch Berghänge 1500 — 2000 Fuß höher hinaufragen. Sie steigt an den inneren Bergreihen allmählig höher, z. B. am Churgebirge ist Waizenbau bis 7000, zu Bumpta bis 8000 und bey Nol bis 10000 Fuß, erreicht aber bey weitem nirgends die Höhe,

welche Gerard und Moorcroft jenseits in den tibetischen Hochländern für Gerste bis auf 16 — 17000 F. schätzen, wo aber auch die Hochthäler und Ebenen bis zu 10000 Fuß emporsteigen, und zugleich das trockne großen Temperatur-Unterschieden in verschiedenen Jahreszeiten unterworfene Klima ausgedehnter Hochlande eintritt. (S. Ritter's Geogr., Asien II. 585). Hier ist nur mehr eine Sommererndte unserer Feldfrüchte, die im August und September reift, und der Winter dauert sechs Monate. Die äußeren in einzelne himmelhohe Piks vielfach zerschnittenen Himalayaketten sind also hinreichend, den Einfluß des tropischen Klima's von dem nordwärts von ihnen gelegenen Theile Mittelasiens, von Hochtibet, völlig abzuhalten. An den gerundeten lang gestreckten Bergketten, die sich zum Theil nur 3 — 4000 Fuß über die hohen Plateau's erheben (Moorcroft schätzt auf seiner Reise nach Ladak die tartarischen Hochebenen auf 16000', die Berge umher auf 3000 Fuß darüber) erreicht die Vegetation, freylich nur in wenigen Pflanzenarten repräsentirt, ungewöhnliche Höhen, und die Gränze des ewigen Schnees zieht sich bis zu 20000 Fuß über dem Meere zurück. Die Rama oder tartarische Furze, eine Art von Stachelginster (Genista versicolor) wächst bis 17000 Fuß, aber durchaus ist großer Mangel an Holzgewächsen, die Berghöhen sind alle ohne Waldung und nur um die Dörfer zwischen 10 — 12000 Fuß kommen verkrüppelte Aprikosen, Weiden und Wallnußbäume vor. Keine Spur der indischen Vegetation reicht mehr hieher, die Flora hat im Gegentheile in ihrer Kombination schon viel Uebereinstimmendes mit der des Altaigebirges und Südsibiriens. Royle führt sogar sehr merkwürdige Beyspiele identischer Pflanzenarten aus den beyden Floren, z. B. Tauscheria desertorum, Biebersteinia odora, Isopyrum grandiflorum, Dracocephalum sibiricum u. s. w. an. Doch fehlt es auch nicht an eigenthümlichen Formen, denn in der Nähe von Ladak entdeckte u. a. Moorcroft die berühmte Prangospflanze (Prangos pabularia Lindl.), deren Einführung als Futterkraut in Europa nach allen Kräften erstrebt werden muß.

Das Eindrängen der europäischen Gattungen in die Tropenflora hat vom Südrande des Gebirges aufwärts sehr allmählig statt. In den Niederungen finden sich meistens nur einjährige oder perennirende Unkräuter auf bebautem Lande und vermuthlich mit Nutzpflanzen eingewandert, z. B. Veronica hederifolia, Fumaria Vaillantii, Anagallis coerulea, Sonchus oleraceus, Antirrh. Orontium, Silene conoidea, Saponaria Vaccaria, Avena fatua, Lolium temulentum, Malva rotundifolia, Verbena officinalis, aber auch diese meistens nur in der kältern Jahreszeit. Mit ihnen kommen einzelne eigenthümliche Arten aus unsern Gattungen Potentilla, Campanula, Arenaria, Spergula, Lithospermum, Viola, Geranium, Hypericum, Rubia, Poa etc. vor. An Holzpflanzen ziehen sich Clematis, Berberis, Viburnum, Rhus, Evonymus, Rubus, Rosa am tiefsten in die tropischen Niederungen herab. Theilt man mit Royle den Abhang des Himalaya in 3 Gürtel, deren unterster die Höhe von 4 — 5000 Fuß umfaßt, so schließt dieser auch die angegebene Vegetation ein. Der zweyte Gürtel zwischen 5 und 9000 Fuß, wo der Schnee noch immer vor dem Eintritt der Regenzeit schmilzt, bezeichnet mit seiner obern Gränze ziemlich genau das Aufhören auch aller krautartigen tropischen Pflanzengattungen (S. oben Roscoea). Die am genauesten untersuchten Stationen von Simla, Mußoree und Lundour haben bey 7500 Fuß Höhe über dem Meere noch tropische Formen, als Scitamineae, Orchideae, Commelineae, Gräser, Begonien, Melastomeae, Acanthaceae, Acacieae, Cassieae u. s. w., aber meistens krautartig und nur in der Regenzeit. Der Baumwuchs entspricht schon ganz dem der gemässigten Zone; der Wald besteht außer Rhododendron arboreum, aus verschiedenen Arten von Eichen, Ahorn, Ulmen, Hainbuchen und Nadelhölzern.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. December.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

1. Correspondance d'Orient 1830 — 1831 par M. Michaud, etc.
2. Souvenirs, Impressions, Pensées et Paysages, pendant un voyage en Orient 1832 — 1833, etc.

Vierter Artikel.

Von Jean d'Acre zog Hr. Poujoulat den bekannten Weg an der Seeküste über Tyrus und Sidon nach Bairut, den Hauptstapelplatz Syriens, und von dort über die untern Abhänge des Libanon queer durch das Thal Cölesyrien und den Antilibanon nach Damascus, wo er im May 1831 — eben ein Jahr nach seiner Abreise aus Frankreich — eintraf. Wie kommt es denn, daß die Bürger heiliger Orte gewöhnlich in allen Welttheilen ihres Characters wegen im schlimmsten Rufe stehen? Schami schumi, شامي شومي, ist das erste Wort, welches der Fremde im Orient vernimmt, sobald von Damascus die Rede geht. Und warum herrscht unter den Mohammedanern das Sprichwort: Wenn dein Nachbar die Pilgerfahrt zum hl. Grabe des Propheten und nach Mekka gemacht hat, nimm dich in Acht vor ihm; hat er aber die Wallfahrt zweymal gemacht, so verkaufe dein Haus und verlaß seine Nachbarschaft ganz? Wir getrauen uns eine solche Frage nicht zu beantworten, glauben aber den boshaften und unduldsamen Character der Damascener zum Theil aus ihrem geringen Verkehr mit Fremden, besonders Europäern, zu erklären. Als eines der Thore von Mekka, gilt Damascus für eine heilige Stadt des Islam, wie Bochara in Iran und Kahira in Aegypten; und, wie jedermann weiß, standen die Kahiresen ehmals in keinem bessern Rufe, was Rohheit gegen Fremde, Bosheit gegen ihre Mitbürger, und Unduldsamkeit gegen die Christen betrifft, als die Damascener. Mohammed Ali's Politik, und schon vor ihm die Siege Sultan-Bonaparte's, haben in diesem Puncte eine große Umgestaltung bewirkt. Oeffnet Damascus den Europäern, und in kurzer Zeit wird man die Bewohner gänzlich verändert finden. Der duldsame, und in der menschlichen Natur überall das Bessere suchende Poujoulat findet in den Bürgern der eigentlichen Stadt jetzt schon Keime künftiger Geselligkeit, aber die Bewohner der Vorstädte, besonders der von Damascus gänzlich getrennten, und mitten zwischen Gärten liegenden Ortschaft Salahieh schienen auch ihm mehr Wölfe, Panther und höllische Geister als menschliche Wesen zu seyn, (VI., 200 ff.). Und doch gehört Damascus nach den Begriffen der Morgenländer zugleich mit Kaschmir, Samarkand und Bassora zu den Paradisen der Erde; und was die Schönheit des Blutes betrifft, so würden wir seinen Bewohnern ohne Bedenken den Rang vor den gepriesenen Circassiern anweisen. Mitten auf einer länglich gestreckten, von drey Seiten durch die baumlosen, abgeschälten, röthlichbraunen Bergabhänge des Antilibanon eingerahmten, gegen Osten in's Unabsehbare geöffneten, mit Kies und Steingeröll bedeckten, hochebenen, traurigen Einöde erhebt sich ein dichtbelaubter, ewig grüner Wald, und mitten im Walde mit ihren Kuppeln, Domen und Thürmen die Stadt Damascus. Der Anblick ist überraschend, wenn man durch das traurige Steingeklüfte auf die letzte Höhe gekommen, plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, Hochöde, Wald und Stadt erblickt. Ein Dickicht von we-

nigstens acht Wegstunden im Umfang, von Bäumen der mannichfaltigsten Art, ungewöhnlicher Höhe und Ueppigkeit, von unzähligen Kanälen, Bächen und Bächlein durchschnitten, in einer nackten Sandwüste unter dem glühenden Himmel Asiens, welch ein Anblick! Orangen-, Limonien- und Cedrabäume von der Größe unserer größten Birnbäume, dann Aprikosen von zwanzigerley verschiedenen Arten, Pflaumen-, Kirschen-, Pfirsich-, Aepfel-, Feigen-, Oel-, Maulbeer- und Nuß-Bäume, mit der babylonischen Thränenweide, der Platane, der schlanken Silberpappel, der Weinrebe und der dunkeln Cypresse, bilden die vorzüglichsten Bestandtheile des Damascenerwaldes. Breite, nach der Schnur gezogene, gepflasterte und mit Hochpfaden für Fußgeher versehene Strassen führen zwischen hohen Gartenmauern, Epheugeranke und im Schatten kolossaler Bäume vom Saume des Waldes zu den Thoren, was man sonst nirgends im Orient sieht. Weinstöcke, einen Fuß dick und so hoch wie eine Cypresse, beweisen den kraftvollen Trieb dieses glücklichen Erdstrichs. Wer vermöchte erst Größe, Schönheit und Süßigkeit der Trauben zu schildern! Ref. war zur Zeit der Weinlese in Damascus. Allein diese Herrlichkeit, dieses Eden hängt vom Daseyn zweyer Flüße ab, die in tiefen Schluchten, gleichsam ungesehen und heimlich aus dem Gebirge auf die Ebene hervorbrechen und auf die sinnreichste Art nicht nur allenthalben durch den gartenweise abgetheilten und eingehägten Wald, sondern auch in alle Häuser der Stadt geleitet werden. Die Häuser selbst, von Außen unförmlich, von Innen geräumig, haben einen, wo nicht mehrere, mit Mosaikböden, Springbrunnen und großen Limonienbäumen, Divanen und Sälen geschmückte Höfe, in welchen man gewöhnlich marmorne Bodenbekleidung, marmorne Springbrünnlein und vergoldetes Getäfel sieht. Der Mohammedanische Dom mit seiner hohen Kuppel, besteht aus drey Schiffen, deren Länge auf 400 Fuß angegeben wird. — Die Stadt selbst zählt nach den gewöhnlichen, an Ort und Stelle selbst auf gewöhnlichem Wege eingesammelten Notizen, etwa 20,000 Christen verschiedener Bekenntnisse, dann bey 2000 Juden, und nicht weniger als 130,000 Moslimen aller Secten. Herrn v. Lamartine sagte man, die Damascenischen Christen beliefen sich auf 30000. Katholische Haushaltungen insbesondere nannte man uns 1500, deren Seelenheil einige Kapuziner, Franziskaner und ein Paar französische Lazaristen besorgen. Hr. Poujoulat gibt umständliche Nachrichten über diese große und wichtige Stadt, ihre Fabriken, ihren Handel, und über das Leben und Treiben ihrer, den sinnlichen Freuden und der Ruhe ergebenen Bewohner; es ist aber unmöglich, alles Merkwürdige hier im Auszuge mitzutheilen. Hr. P. wird beredt, und Hr. v. Lamartine geräth in höhern Schwung beym Anblick dieser unbekannten Herrlichkeiten; letzterer behauptet aber offenbar zu viel, wenn er (III., 75) durch Erscheinung eines einzigen Fremdlings in Europäischer Tracht, einen allgemeinen Volksaufstand ausbrechen ließe. Denn im nämlichen Jahre ritt ein russischer Graf, alles Abmahnens seiner Begleitung ungeachtet, in vollständig europäischer Toilette, den fanatischen Damascenern zum Trotz, durch die volkreichsten Quartiere ihrer Stadt von nicht mehr als vier Türkischen Kavassen mit silbernen Stöcken und zwölf arabischen Lanzenreitern begleitet. Die Menge machte schweigend Platz, man hörte keine Schmähungen, wie kurz vorher zu Hamah in der Palmyrenischen Wüste. Man hört nicht, daß nachher noch irgend ein Europäer diesen — nutzlosen Muth gehabt habe. — Hrn. Poujoulat's Briefe über Damascus (VI., 148 — 237), scheinen uns vorzüglich viel Neues, Belehrendes und Angenehmes zu enthalten. Wie soll sich jemand, der Damascus einmal gesehen hat, nicht zurücksehnen nach den grünen Lauben, die sich vor seinen zahllosen Kaffeehäusern am Rande eines, zweyer, ja dreyer vom Hauptstrome hingeleiteten Bäche erheben;

„wo Pappeln, Thränenweiden und Platanen ihre Schatten über eurem Haupte wiegen, wo ihr die Kühle der Wasser athmet, das Rauschen der künstlichen Kaskaden höret, und mit träumerischem Auge

den Blättern, dem abgebrochenen Zweige folget, die die Welle forträgt; wo euch nur das erlöschende Nargileh (Nargileh ist eine gläserne Wasser-Tabakpfeife) an das Hinschwinden der Zeit erinnert, und wo die Ruhe, die man genießt, so tief, so vollkommen ist, daß man sich schon im ewigen Frieden und jenseits des Wechsels aller Dinge glaubt!" (VI., 178).

Nach Balbek, wohin Hr. P. von Damascus zog, führen zwey Wege: der eine über das liebliche, ganz von Moslimen bewohnte Zebdani, ungefähr fünfzehn Wegstunden lang; der andere über den christlichen Ort Saidonaja, von beyläufig achtzehn Stunden Länge. Hr. P. und seine Karavane wählten den letztern. Saidonaja ist ein merkwürdiger Ort, sechs Stunden von Damascus, hoch im Gebirge auf einer luftigen, baumlosen, aber heitern und gesunden Alpe, die Wein und Getreide hervorbringt. Neben dem von 3000 griechischen Christen bewohnten Flecken erhebt sich ein von allen Seiten freystehender Kegelberg von lebendigem Gestein, dessen abgestumpfte Spitze ein ungeheures, festungsähnliches Frauenkloster mit einer geräumigen Kirche und vielen Fremden-Wohnungen einnimmt. Von den obersten Häusern des Fleckens führt eine im Felsen ausgehauene Stiege zu der eisernen Klosterpforte. Wie St. Saba in der Wüste am todten Meere, so ist auch Saidonaja auf der Alpe des Antilibanon gegen die Wüste von Palmyra eine Schöpfung des Ersten Justinian, und gleichwie die Dörfer von Edom zu Frohn und Zins ans erstere, so wurden die Bewohner des Burgfleckens Saidonaja zur Erhaltung des letztern angewiesen, und sollen die Nachkommen von 300 georgischen Sklaven seyn, die der Kaiser der neuen Stiftung schenkte. Sie sind bis auf den heutigen Tag Christen geblieben, aber schon lange aller gezwungenen Leistungen an die Nonnen enthoben. Das Kloster lebt von eigenen Mitteln und von den Geschenken der fremden Gäste, die theils zum Vergnügen, theils aus Andacht, theils der Gesundheit wegen während der ganzen schönen Jahreszeit herbeyströmen.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrations of the Botany and other branches of natural history of the Himalaya mountains and of the flora of Cashmere etc.

(Schluß.)

Kornelkirschen (nebst Benthamia), Spindelbaum-Faulbaum-Rhus-Stechpalmen- und Andromeda-Arten bilden das Unterholz; Buchs, Seidelbast, Weißdorn, Gaisblatt-Arten das Strauchwerk. Unter den Fruchtbäumen scheinen die Wallnuß, Aprikose, Granate und der Pfirsich hier ursprünglich wild, nebst verschiedenen Birn-, Kirschen-, Maulbeer- und Rubusarten. Gleichzeitig erinnert Manches an die Flora von China und Japan und die des nördlichen Amerika's. Ueberwiegend ist aber bereits die Einmengung europäischer Gattung in einjährigen und perennen krautigen Arten. Ranunculaceae, Umbelliferae, Saxifrageae, Crassulaceae und Caryophyllaceae, Hypericinae, Geraniaceae, Violaceae, Campanulaceae, Plantagineae, Dipsaceae, Compositae, Stellatae, Gentianeae, Primulaceae, Pediculares und Labiatae, Irideae, Junceae, Cyperaceae, Gramineae sind vorzugsweise häufig. Gegen 20 Arten werden als völlig identisch mit deutschen Arten aufgeführt, hier unter Hedera Helix, Leont. Taraxacum, Acorus Calamus, Alisma Plantago, Prunella vulgaris, Samolus Valerandi.

Die dritte Zone, von 9000 Fuß bis zur untern Gränze des ewigen Schnees, hat die reichste Alpen-Vegetation mit dem üppigsten Baumwuchse in ihrem untern Gebiete. Hier sind die prächtigen Nadelhölzer des Himalaya (Pinus Webbiana, Deodara, excelsa und Morinda), Eichen, unter welchen Qu. semecarpifolia höher als die Nadelhölzer, und mit Wachholder, Weiden und Johannisbeeren bis 12000 Fuß emporreicht. Niedriger stehen Eiben, Ahorn, Kirschen, Birken (Bet. Bhojputra), Pappeln, Viburnum, Evonymus, Xylosteum, Staphylea,

Sambucus, Syringa u. s. w. Die Hauptzierde der Flora bilden aber die Ericeen (Rhododendra), Rosen, Clematis nepalensis u. s. w. Die krautartigen Gattungen müssen im Buche selbst nachgesehen werden. An ächt nordischen Arten gesellen sich hier zu denen der zweyten Zone noch Thymus Serpyllum, Lamium amplexicaule, Arenaria serpyllifolia und einige sibirische Species z. B. Pyrus baccata, Spiraea camtschatica, Fritillaria verticillata.

Diese Eintheilung gilt dem Verfasser vorzüglich von dem Theil des Gebirges zwischen Ganges und Jumna. Leider gestattet uns der Raum nicht, ihm in den Schilderungen, welche er dann weiter über die Hochthäler von Kashmir und Nepal, so wie über einzelne Gegenden des centralen Gebirgs (über Kunawur) und das Plateauland zwischen Himalaya und Kailasgebirg macht, ausführlicher zu folgen. Kashmir (nach Jacquemont zwischen 5200 — 5500 Fuß über dem Meere) hat eine Vegetation von völlig europäischem Ansehen; fast alle Gattungen, welche Royle durch seine Sammler erhielt, waren europäisch, darunter an identischen Arten Mentha viridis, arvensis, sylvestris, Hibiscus Trionum, Centaurea moschata, Hieracium sabaudum, Dianthus barbatus, Lychnis coronaria, Myosotis palustris, Dactylis glomerata, Cucubalus baccifer. Alle europäischen Obstarten bilden hier die dichtesten Waldungen. Der seiner Qualität wegen berühmte Salep des Thals soll von einer Art Eulophia (E. vera Royle) kommen.

Die Nepalthäler stehen vielmehr unter dem Einflusse des Tropenklima's, da nur niedrige Hügelreihen sie von den indischen Ebenen trennen, und allenthalben die periodischen Regen sich noch einstellen: Daher finden wir hier noch Palmen (Chamaerops Martiana Wall.) und Balanophoren; die indischen Körnerfrüchte, Baumwolle, Ingwer, Kardamomen und der indische Krapp (Rubia Munjista) bilden die Sommer-, Waizen und Gerste die Winter-Erndte. Die europäischen Obstbäume gedeihen des kurzen Frühlings wegen nicht gut.

Die Uebergangspässe über die Schneekette des Himalaya nach dem Nordabhange sind alle zwischen 15 — 16000 Fuß hoch, ja die östlichen noch höher. Die Nadelhölzer hören am Südabhange unter 12000 Fuß auf. Alle Gattungen aus diesen Regionen, die Royle erhielt, waren europäisch, manche darunter aber z. B. Cynoglossum, Salvia, Lamium, Origanum gehören bey uns nur dem Flachlande an. An der Nordseite reicht die Vegetation durchaus höher hinauf, z. B. Rhodod. lepidotum und die Furze (dornige Astragali, nämlich A. Moorcroftianus, spinosissimus, Webbianus, Gerardianus) bis 14200 Fuß.

Kunawur, das obere Sudletsch-Thal, ist auf einer Seite vom indischen Himalaya, auf der andern vom Parkyul-Gebirge (dessen höchste Gipfel bis 22000 Fuß) umschlossen. Es hat mit Ausnahme des untersten Theiles nichts mehr mit dem Tropenklima gemein. Eine Erndte, die unserm Sommer entspricht, hat im obern Theile statt. Die Schneegränze scheint zwischen 16 — 17000 Fuß zu streichen. Hungarung und noch mehr die inneren tibetischen Hochlande zeigen ähnliche klimatische und Vegetations-Verhältniße, aber die Schneelinie und die obere Gränze des Pflanzenwuchses steigen, wie bereits oben angegeben, noch viel höher, erstere an manchen Orten über 20000 Fuß (Gerard fand bey 14,"320 Barometerstand noch schneeleere Höhen), letztere bis über 17000 Fuß.

Wir können am Schlusse dieser kurzen Anzeige der Wissenschaft nur wahrhaft Glück wünschen rücksichtlich der vielen und wichtigen Bereicherungen, welche ihr besonders in Beziehung auf Pflanzengeographie aus dem schönen Werke erwachsen, dessen Vollendung wir mit Ungeduld entgegensehen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. December.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



1. Correspondance d'Orient, 1830 — 1831, par M. Michaud etc.
2. Souvenirs, Impressions, Pensées et Paysages pendant un voyage en Orient 1832 — 1833 etc.

(Fortsetzung.)

Wer immer von den Christen in Damascus Geld und Langweile hat, oder keine Mohammedaner sehen will, zieht den Sommer über auf die Alpe nach Saidonaja, wo zugleich ein wunderthätiges Mariabild Gegenstand allgemeiner Verehrung ist.

An Augen- und Fieberkranken geschehen hier jährlich viele Mirakel, nicht etwa nur an Christen, sondern eben so gut an Moslimen, ja noch häufiger an diesen als an Christen, wie Ref. selbst aus dem Munde der Vorsteherin gehört hat. Hülfsbedürftige Pilger aus Bagdad, aus Musul und Diar-Bekr, aus Erzerum, ja aus Stambul, Philippopoli und Salonichi kommen zum Wunderbilde nach Saidonaja, wie an den Mauern der Kirche und an den Wänden der Gastzimmer dankbare Inschriften in arabischer, armenischer, türkischer und griechischer Sprache bezeugen. Man lebt hier dem Vergnügen in vollkommener Freyheit. Die Nonnen selbst, Töchter wohlhabender Familien aus Damascus und andern Städten Syriens, halten strenge Clausur, und Hr. P. ist nicht ganz gut unterrichtet, wenn er (VI. 239) schreibt, die eine Hälfte der Klosterbewohner seyen Mönche und die andere Nonnen. Hr. P. hat das Kloster nur wenige Augenblicke gesehen und die Nacht im Khan des Fleckens zugebracht, Ref. aber wohnte längere Zeit im Kloster selbst und ist von allen Umständen genau unterrichtet. Der griechische Clerus in Damascus redet allen Fremden seines Glaubens eifrig zu, ja die Wallfahrt zur wundervollen Panagia von Saidonaja nicht zu versäumen. Der Ort ist ein Hauptbollwerk griechischer Christenheit, und man ist in aller möglichen Weise bedacht, seinen Credit und sein Einkommen zu mehren, und alle ausserordentlichen Umstände zu seinem Vortheile zu benützen. Nur die wohlverschleierte Aebtissin empfängt Fremde von Distinction, und sieht sie mit vollkommenem Anstande beym Abschiede, dankt ihnen für die dem Kloster gereichte Gabe und wünscht sehnlich, Gott möge dieselben ja doch „vom höllischen Feuer" bewahren.

Von den Ruinen des Tempels in Balbek, den hohen Säulen*), dem zum Theil noch aufrecht stehenden Palast des Sonnen-Oberpriesters, so wie von den prächtigen Nußbäumen außerhalb des Tempelumfangs wollen wir nichts melden, theils weil alle diese Herrlichkeiten aus den Zeichnungen des Engländers Wood, den Volney und alle nachfolgenden Reisende copirten, jedermann hinlänglich bekannt sind, theils weil sich Beschreibungen von Ruinen weniger als alles Uebrige zu einem Auszuge eignen. Wir begnügen uns, auf die geographischen Irrthümer, besonders der großen Charte von Syrien durch Arrowsmith in Beziehung auf das Thal von Bekaa oder Hohl-Syrien (κοίλη Συρία, Coelesyria) aufmerksam zu machen. Von der Krümmung des Orontes, östlich von Antiochia, ziehen sich die Weissen Berge (denn das bedeutet

*) Regia solis erat sublimibus alta columnis.

Libanon) in gerader Linie, wie eine von Nord nach Süd laufende Wand bis unter Damascus herab. Auf der Ostseite dieser Wand sind die Städte Haleb, Marrah, Hamah, Hems und Damascus, wie Oasen am Saume der großen Wüste von Palmyra. Bey Hems, grade am Fuße des mit fast ewigem Schnee bedeckten Bergknotens öffnet sich diese Wand und bildet einen von anderthalb bis zwey Stunden breiten und wohl dreyßig Stunden langen Durchgang vom Sandmeere im Osten bis zum Mittelmeere im Westen. Das ist Cölesyrien. An der östlichen Mündung des Thales liegt Hems, an der westlichen Tyrus, und in der Mitte auf erhöhtem Thalgrunde Balbek, unmittelbar am Fuße der höchsten Spitze des beschneieten Libanon und an der Wasserscheide, da der Orontes mit seinen Nebenbächen gegen die Wüste hinausrinnt, alle in der Tempel-Umgezend hervorquellenden Bächlein aber die Elemente zu einem Fluße bilden, der sich unweit Tyrus ins Meer ergießt. Wenn man von Hems nach Tyrus geht, heißt die Thalwand rechts der Libanon, links aber Antilibanon, der mit seinem ins Meer auslaufenden Capo blanco einst die Grenze zwischen Palästina und Phönicien machte. Uebersteigt man aber von Balbek aus die Schneide des Libanon, findet man auf der andern Seite um die Quellen eines nach Tripoli hinablaufenden Baches die berühmten Cedern Salomons. Sie gehören in die Markung des Bergstädtchens Bscharrâ, dessen Ackerland bis dicht an das Cederwäldchen am Ende der Vegetation hinreicht und vor Mitte May vom Schnee nicht frey wird. Ref. hat 571 große und kleine Stämme dieser heiligen Bäume gezählt, worunter nicht mehr als acht von riesenmäßigem Umfang; mittlerer Größe mögen etwa hundert seyn; der Reste ist jüngerer Nachwuchs. Sie sind offenbar nur die Ueberbleibsel eines uralten Hochwaldes, der einst in einer Breite von wenigstens drey Stunden die Linie der Schneeregion und der unfruchtbaren Oede bedeckte, und hauptsächlich durch den Andrang der vor der Moslimischen Herrschaft aus der Ebene entflohenen christlichen Bevölkerung gelichtet oder vielmehr bis auf besagte Ueberbleibsel ausgerodet und in Ackerland verwandelt wurde. Der Maronitische Patriarch, zu dessen Gebiete die Cedern gehören, hat bey Strafe des Kirchenbanns verboten, einen Baum zu fällen, oder nur einen großen Ast abzuhauen. Viele Leute in Europa glauben, daß es außer diesen keine Cedern im ganzen Libanon gebe; die Gegend von Akkar hat aber noch ungeheuere Waldungen dieses Holzes, von welchen Butrus Karam, der Hrn. Poujoulat und Hrn. v. Lamartine wohlbekannte Scheich von Eden, die Querbalken, Thüren und Fensterpfosten seines eben im Bau begriffenen Hauses bringen ließ. Der von etwa 4000 Maroniten nur während des Sommers bewohnte Burgflecken Eden liegt nur drey Stunden südlicher als die Cedern und ist in der That was sein Name sagt: ein Paradies. Hr. Poujoulat hat recht, wenn er die Glückseligkeit dieses Ortes, seine reine Luft, sein unübertreffliches Wasser, die Lieblichkeit seiner mit weißen Maulbeer-, Nuß-, Kirschen-, Birn- und Aepfelbäumen, schlanken Pappeln und rüstigen Weinstöcken geschmückten Halden, und die Schönheit seiner Bewohner zum Gegenstande eines besondern Lobes macht (VI. 265). Die Maroniten sind eifrige Katholiken und große Freunde der Franzosen, die als eine gut katholische und ritterhafte Nation in jenen Gebirgen seit den Tagen der Kreuzzüge gepriesen werden. Dagegen hat man wider die Engländer, wider ihre Missionäre und ihre Bibeln eine entschiedene Abneigung. Vertheilte Bibeln wurden zusammen getragen und dem Feuer überliefert, die Biblisten selbst aber mit Steinen aus dem Lande getrieben. Die Mohammedaner zu Damascus sind in diesem Puncte nachsichtiger als die Maroniten; Ref. las selbst auf der Thüre eines Hauses in Damascus, worin Englische Bibelverbreiter wohnten, in der Landessprache den Anschlag: Hier verkauft man das Wort Gottes. — Von Eden steigt man während drey Stunden durch Steilseiten und Schlünde bis an den Fuß des Gebirges hinab, und kommt endlich nach vier weitern Stunden durch die schönste Ebene nach Tripoli.

Hr. P. schenkt dieser Stadt und ihrer Umgegend einen besondern und nicht unverdienten Grad von Aufmerksamkeit, einmal, als ehmaliger Hauptstadt eines französischen Fürstenthums während der Kreuzzüge, und dann wegen ihrer soliden Bauart, und wegen des Ruhmes ihrer Orangen-Gärten, Oel- und Getreid-Felder. Vortrefflichkeit und Fülle der Aprikosen hat Tripolis mit Damascus gemein, weßwegen es auch Klein-Damascus genannt wird. Ref. wohnte viele Monate in dieser Stadt, und vermag daher vielleicht besser als irgend ein anderer die Genauigkeit und Sorgfalt zu beurtheilen, welche der unermüdliche P. auf diese Gegend verwendet hat. Aber nach Hrn. Michaud's Weise wird aus den Zeiten der Kreuzzüge Alles hervorgesucht, was Entstehung und Schicksale von Neu-Tripolis aufhellen kann; auch über Aber- und Wunderglauben der Einwohner wird einiges angemerkt, und besonders der heilige Fischteich, eine Wegstunde außerhalb der Stadt, nicht vergessen (VI., 401). Herr P. sagt aber nur, daß diese Fische in der Meinung der moslimischen Bewohner des Landes für verwandelte Heilige gelten, von niemand beunruhigt und von Deruischen mit Brodkrumen gefüttert werden. — Neben dem Born, in welchem spiegelklares Wasser zu- und abfließt, steht zwischen dichtbelaubten Bäumen eine Moschee mit einem einzigen Hause, worin ein einziger mohammedanischer Weltgeistlicher wohnt, dessen näherer Bekanntschaft sich Ref. rühmen darf, da wir uns gegenseitig öfters besuchten. Wir fütterten seine heiligen Fische und brachten ihm selbst kleine Geschenke, wogegen er uns von den Mirakeln unterhielt, die seine Fische wirken. Seine Moschee und sein Fischteich ist eine uralte, weit und breit berühmte Wallfahrt, zu welcher Leute aus den entferntesten Gegenden Syriens sich in ihren Anliegen wenden, und jedesmal, wie er sagte, unfehlbar erhört werden, wenn sie anders den rechten Glauben haben und die gehörigen Geschenke bringen, als da sind, Reis, Erbsen, Durrah, Kukuruz, Eyer und Brod, die im Hause des Wallfahrtpriesters zu Ehren und Fütterung der wunderthätigen Fische niedergelegt werden. Zu gewissen Zeiten, fügte er hinzu, verschwinden die Fische größtentheils aus dem Born, begeben sich auf unbekannten Wegen in entfernte Länder, besonders wo für den Islam gegen Ungläubige gestritten wird. So z. B. seyen sie dem Sultan Mahmud während seines Kampfes gegen die Griechen mehrere Male zu Hülfe gezogen, und namentlich aus dem Sturm auf Tripolitza mehrere dieser gebenedeyten Thiere verwundet und bluttriefend in den Teich zurückgekommen. Auch schwarze Fische erscheinen manchmal im Brunnen, was offenbar Gegenbesuche aus dem fernen Sudan (Mohrenlande) seyen. — Schon Volney bemerkt irgendwo, daß nach dem Verfall der bürgerlichen Macht des Chaliphen-Reiches sich das Band der Einheit auch in der Mohammedanischen Religion löste, indem die Völker, welche den Islam annahmen, ihren National-Vorurtheilen niemals entsagt hatten. Bey der Anarchie in der Reichsreligion seyen nun diese alten, in Asien seit undenklichen Zeiten verbreiteten Ideen und religiösen Vorstellungen allenthalben unter neuen Formen wieder aufgetaucht. Die wunderthätigen Fische in Tripoli sind demnach auch nur ein verwandeltes Ueberbleibsel des uralten Syrischen Fisch- oder Dagon-Dienstes (vgl. Selden de Diis Syris 2, 3. Herrmann's Mythologie Thl. 3. Artik. Fische). Ein noch auffallenderes Beyspiel dieser Unaustilgbarkeit alter asiatischer Provinzial-Kulte gibt die Religion der Ansaren, bekanntlich eine Völkerschaft, die in mehr als 700 Dörfern, und etwa 100,000 Seelen stark, das Libanische Gebirg von der Maroniten-Gränze bis gegen Antiochia hin bewohnt. Weder Christenthum noch Islam konnte diese Bergbewohner je ganz für sich gewinnen; die Sonne, der Mond, der Hund, das weibliche Zeugungsprincip, — Christi Geburt, Beschneidung, Erscheinung, Auferstehung ꝛc. werden in verschiedenen Abtheilungen dieses Volkes gefeyert, alle heidnischen und alt-Syrischen Gräuel werden begangen, allerley christliche und mohammedanische Bräuche geübt, und Magie mit Seelenwanderung geglaubt. Ein Mann dieses Volkes sagte

zu jemanden, daß er sich recht gut erinnere, nacheinander Engländer, Ziege und Gaselle gewesen zu seyn, (VI., 465). Uebrigens werden Christen und Mohammedaner von diesem Volke gleichmäßig verabscheut. Mit diesen Nachrichten, welche unser Briefschreiber größtentheils aus Volney, Herbelot ꝛc., der alten Chronik des Jacob von Vitry, mitunter auch aus den mündlichen Mittheilungen der Christen in Laodicea gesammelt hatte, endet seine Korrespondenz. Ref. hat in seinem Tagebuch in Betreff der Ansaren dieselben Quellen benützt und aus dem Munde der Europäer von Laodicea ungefähr dieselben Notizen und zwar mit denselben Worten erhalten, sie sind gleichsam stereotyp und wandern unverändert von Generation zu Generation, weil die Ansaren ihre Religion als Geheimlehre behandeln, und mit Fremden niemals vertraut werden. — Uebrigens wird uns Hr. Poujoulat in einem noch zu erwartenden Bande Antiochia und das schöne Orontes-Thal zwischen dieser Stadt und der Flußmündung beschreiben. Die Schicksale dieser ehmaligen „Königin des Orients“, die Wälder von Daphne, die Gärten von Saodiah (Seleucia) und die Heldenthaten der französischen Ritter gegen Sultan Kerboga müssen einem so talentvollen und kenntnißreichen Forscher, wie uns Hr. Poujoulat zu seyn scheint, guten Stoff geben, seine Kunst zu üben. Wir lassen Hrn. P. zu Laodicea und wenden uns wieder zu Hrn. Michaud, der von Jerusalem nach Jean d'Acre zurückgekehrt und von dort zu Schiffe nach Alexandria in Aegypten gekommen war.

Der erste Anblick des Delta-Ufers wird jeden Fremden mit Traurigkeit erfüllen, komme er, woher er immer wolle, besonders wenn er in Alexandria landet. Die niedere, flache, baumlose, dürre, sandige Küste mit der einem Europäer beynahe unglaublichen Erbärmlichkeit der Araberstadt Alexandria und ihrer halbnackten, schmutzigen, einäugigen, erdfarbigen Bewohner, die noch größtentheils kamelähnelnde Gesichter haben, sind die ersten Gegenstände, die er im Wunderlande sieht. Ist der Fremde auch noch unterrichtet, so sind diese Eindrücke noch viel peinlicher durch die Vorstellung, daß hier eine der größten und schönsten Städten des Alterthums stand, mit Tausenden von Palästen und Bädern und einer Bevölkerung von mehr als 300,000 freyen Bürgern ohne Sklaven und Fremde. Das Alles ist verschwunden: nur Schutthaufen von einer Höhe, wie man sie in keiner anderen Stadt findet, zeugen von der alten Herrlichkeit; Neu-Alexandria selbst ist auf einer Stelle gebaut, die nicht zum alten Stadtgrunde gehört. Bekanntlich hatten die Macedonischen Könige durch einen Damm, den sie von der Stadt auf die gegenüber gelegene Insel Pharus zogen, dieses Eiland mit dem festen Lande verbunden und so den Hafen selbst in zwey durch zwey Schleusen communicirende Theile getrennt. Diese Insel, sagt Cäsar (C. B. III, 112.), liegt Alexandria gegenüber und bildet (durch ihre dem Continent auf beyden Seiten hornartig sich nähernde Spitzen) den Hafen, steht aber durch einen 900 Schritte langen Molo mit Brücke und Schmalweg mit der Stadt in Verbindung. Nach dem Verfall der alten Stadt hörten auch die Anstalten zur Hafenreinigung auf, und der Molo erwuchs durch den im Laufe der Jahrhunderte von dem Nordwinde hingetriebenen Sande zu einer breiten Erdzunge, auf welcher die Araber Neu-Alexandria bauten. Mohammed Ali und die Europäer rücken jetzt mit ihren Anlagen gegen die Stelle der alten Stadt vor, auf welcher sich schon früher italienische Capuziner angesiedelt hatten. Hr. Michaud blieb kaum zwey Tage hier, hatte aber doch hinlängliche Zeit, sich umzusehen und nebenbey zu bemerken, daß die arabischen Soldaten beweglicher sind und besser exerciren als die Türkischen.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In Nr. 49. erste Columne, erste Seite, Zeile 16 von unten lies: شامي شومي statt: شاعي شوعي

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. December.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

1. Correspondance d'Orient 1830—1831 par M. Michaud, etc.
2. Souvenirs, Impressions, Pensées et Paysages, pendant un voyage en Orient 1832—1833, etc.

(Fortsetzung.)

Wenn er aber dem heutigen Alexandria, welches nach den zuverläßigsten Nachrichten mit Besatzung, Fremden, Troglodyten in den Ruinen, und einheimischen Bürgern vor der Cholera des Jahres 1831 wohl 40,000 Seelen zählte, nur 12,000 zugesteht, so ist dieses wieder eine jener Oberflächlichkeiten, in welche dieser achtbare Schriftsteller nicht selten verfällt, wenn er das Gebiet der Schilderung oder der Reflexion verläßt.

Bey Rosette (Raschid, رشيد), wohin er durch die Wüste, Abukir vorbey, in neun Stunden gekommen war, erblickte er das erstemal den Nil, will aber nicht eingestehen, daß sein Wasser süßer und lieblicher schmecke, als das Wasser der Seine, Loire oder Rhone (V. 42). Ref., der Heilsamkeit und Lieblichkeit des Nilwassers durch einen beynahe jahrlangen Genuß desselben vielfältig erprobt hat, ist hierüber nicht seiner Meynung, wenn er auch nicht mit dem enthusiastischen Araber überzeugt ist, daß Mohammed den Aufenthalt auf dieser Welt dem Paradiese vorgezogen, wenn er Nilwasser gekostet hätte. Wer alle Beschreibungen gelesen hat, die seit hundert Jahren über die Wasserfahrt von Rosette nach Kahira verfaßt worden sind, wird Hrn. Michauds drey Briefe über denselben Gegenstand (V. 41, 57 und 95) dennoch mit großem Vergnügen und nicht ohne neue Belehrung lesen. Hr. M. schwärmt nicht wie Savary und Maillet, hascht nicht nach Effekt, will nicht bey jedem Schritte seine Leser in Erstaunen setzen; er ist ruhig, ohne Enthusiasmus, aber lebendig, graphisch, einfach und wahr. Aus dem, was er während der Fahrt an beyden Flußufern hörte und sah, hatte er sich ein vollkommenes Bild von der Landes-Verwaltung noch eher gesammelt als er Kahira, den Mittelpunkt von Mohammed Alis neuem Regierungs- und Finanz-System erreichte. Hr. M., wie jeder billige Mann, schmäht nicht gerne über eine Regierung, wäre es auch eine Türkische oder eben auch eine Mohammed-Ali'sche, beschöniget aber des Paschas fiscalische Tyranney nicht, wie es vielleicht Hr. Prokesch v. Osten ein wenig gethan hat; hat aber den richtigen Tact einzusehen, daß die Quelle alles Unglücks für die Aegyptier in der Natur ihres Bodens selbst liegt, und daß Mohammed Ali keine eigentlich neue Bahn in Bedrückung seiner Unterthanen erfunden hat, sondern nur um einen Schritt weiter gegangen ist, als seine Vorfahren, die Pharaonen, die Lagiden, die Imperatoren, die Chalifen und die Mamlucken.

Denn, schreibt Hr. M., da der wahre Reichthum Aegyptens ganz auf Grund und Boden beruht, so haben Könige, Sultane oder Paschen den Bebauern desselben selten das Eigenthum davon gestattet. Grundbesitz war in diesem Lande beynahe allzeit ein unbekanntes Ding; zur Zeit der Mamlucken bestand nur ein Schattenbild desselben, heutzutage ist auch dieses Schattenbild selbst verschwunden, und Mohammed Ali, indem er seine Hand über alles vom Nil bewässerte Erdreich ausstreckt, spricht: Alle diese Ländereyen sind mein. Auch alle Bewohner des offenen Landes sind nichts mehr als Taglöhner

im Dienste der Regierung, oder an die Scholle gekettete Knechte, und die Arbeiten des Ackerbaues geschehen nur unter Leitung und Aufsicht der öffentlichen Behörde. Man pflügt, säet und pflanzt nur mehr nach der Laune und im Interesse des Herrn; ist die Aerndte vorbey, so werden ihre Produkte in den Magazinen des Pascha aufgehäuft, um die Schiffe der Ausländer zu befrachten; er selbst bestimmt den Werth der eingelieferten Erzeugnisse, und der Producent erhält von diesem willkührlich gesetzten Preis nur das was nach Abzug der öffentlichen Auflagen übrig bleibt; nach dem Pascha kommen die Großen seines Hofes und die hohen Regierungs-Beamten, welche zum Unterhalt ihres Hausstandes Requisitionen in den Dörfern ausschreiben und für das Abgelieferte nur die Hälfte des Werthes bezahlen. Bleibt nun dem Bauer von seiner Aernte dennoch etwas Geld übrig, so muß er es für immer erneute Taxen hingeben, und weil er niemals alles zu bezahlen im Stande ist, so ist er beständig den willkührlichen Bedrückungen der Agenten des Fiscus zur Beute (VI. 75).

Es ist unmöglich mit mehr Wahrheit und Mäßigung über den Haushalt des Pascha zu urtheilen; nur hätte Hr. M. noch beyfügen sollen, daß der Besitzer des großen ägyptischen Maierhofes seine Domestiken bey schwerer Arbeit Hungers sterben läßt; denn es ist eine bekannte Sache, daß von den jährlichen Sterbefällen Aegyptens zwey Drittheile auf Rechnung des Hungers und der Peitschenhiebe kommen. Jedes, auch das geringste Dorf hat türkische Prügelknechte, welche die Bauern Morgens auf das Feld treiben und durch reichlich vertheilte Schläge zur Arbeit zwingen: nackte oder mit einem Fetzen um die Mitte verhüllte und vor Hunger verschmachtende Männer, Weiber und Kinder graben, schaufeln, ärnten unter der Peitsche eines faisten und gutgekleideten Osmanli! Von Strecke zu Strecke sieht man durch ganz Aegypten türkische Kavallerie-Abtheilungen das ganze Jahr unter Gezelten am Ufer des Niles campiren, um den Prügelknechten Gehorsam zu verschaffen und die Forderungen des Fiscus zu unterstützen. Wenn, wie es oft geschieht, ganze Dorfgemeinden Haus und Hof verlassen, und nackt, ohne zu wissen wohin, in die libysche Wüste entfliehen, sitzen Reiter auf und treiben die Entlaufenen auf die Scholle zurück, wie Ref. zweymal in Ober-Aegypten zwischen Theben und Siut mit eigenen Augen gesehen hat. Wir glauben gerne, daß solche Schändlichkeiten nicht im Systeme Mohammed Ali's liegen; allein die Vollziehung desselben und die Werkzeuge, deren sich die Regierung bedient, bringen sie als nothwendige Folge mit sich. Wenn man liest, wie Hr. Prokesch v. Osten das ägyptische Finanzsystem darstellt, möchte man glauben, Mohammed Ali regiere wie ein jeder andere Fürst in Europa, und seine Unterthanen könnten in ihrem gesegneten Lande bey mäßiger Thätigkeit immer noch so viel erübrigen um sich und ihrer Familie ein behagliches Leben zu bereiten. Theorie ist überall dieselbe, sey es in Europa oder in Afrika. Der Unterschied liegt in der Praxis: Mohammed Ali, und überhaupt der mohammedanische Regent, nimmt seiner Proklamationen ungeachtet aus den Taschen der Unterthanen, so lange er etwas findet, spürt durch Gewaltmittel auch noch nach dem Verborgenen, und kann überhaupt den Gedanken nicht ertragen, daß außer ihm noch jemand Geld und Lebensbequemlichkeit besitze; die christliche Religion dagegen lehrt ihre gekrönten Bekenner der natürlichen cupido habendi gewisse Grenzen zu ziehen und die Genüsse des Lebens gleichsam mit ihren Untergebenen zu theilen, mit einem Worte, die im Evangelium begründete Billigkeit präsidirt in den europäischen Regierungsformen; Maaßlosigkeit und Gewalt in den Moslimischen. In ganz Aegypten, ja bis in Aethiopien kennt man diesen Unterschied, und es wäre selbst im Interesse der christlichen Religion zu wünschen, die Hoffnungen der Nil-Anwohner, nächstens unter europäische Herrschaft zu kommen, möchte ja bald in Erfüllung gehen. Das Evangelium würde dem Koran gegenüber den schönsten Triumph feyern.

Uebrigens war Aegypten seiner Fruchtbarkeit ungeachtet von jeher ein trauriges Land. Ohne Berg, ohne Hügel, ohne Wiese, ohne Feldblume, ohne Gras, ohne Brunnen, ohne Gebüsch, ohne Brombeerstaude, ja beynahe ohne Baum, ein eintöniges, flaches, zwischen zwey nackten Felsdämmen sich hinziehendes Gartenbeet, welche Freude konnte einem Europäer sein

Anblick gewähren? Außer der Sykomore, der Dattel-Palme (ungefähr fünf Millionen Stämme zwischen Rosette und Syene) und dem wilden Limonienbaume im Unterlande hatte Alt-Aegypten eigentlich kein Gehölze. Der gegenwärtige Pascha brachte den Maulbeer-, den Aprikosen-, den Oel-, Pfirsich-, Apfel- und Birnbaum sammt der verschwundenen Weinrebe ins Land; die edle Pomeranze, die Banane, Blumen und Gewächse aus Europa und Indien schmücken die Gärten von Schubra und die Parke der Vornehmen um Kahira, und die Delta-Städte-Kanäle wurden gegraben, verlassene Strecken angebaut, das Raubgesindel zu Wasser und zu Lande ausgerottet, für persönliche Sicherheit und innere Ordnung vollkommen gesorgt, ja besser als in manchem europäischen Staate. Der ägyptische Boden hat unter Mohammed Ali gewonnen, und die Fremden müssen sein Lob singen; unzufrieden dürfen nur seine Unterthanen seyn, denen er mit einer Hand gibt und mit beyden nimmt. Daß übrigens dieser Pascha gewisse Theile der europäischen Wissenschaft und Technik nur im Interesse seiner Macht, seiner persönlichen Erhaltung und seines politischen Ehrgeitzes, nicht aber im Interesse seiner Unterthanen und der öffentlichen Wohlfahrt nach Ägypten verpflanzt habe, weiß heut zu Tage jedermann und erklärt sich auch das Unvollkommene und Wurzellose derselben. Er selbst hat keine andere Meynung über sein politisches Schaffen und Treiben. „Ich stehe allein", sagte er in einem Kreise türkischer Officiere, „und ich weiß, daß ihr alle gegen mich seyd, und daß nach meinem Tode alle meine Schöpfungen zugleich untergehen; dieß hindert mich aber nicht, zu thun, was ich meinen Vortheilen zuträglich erachte." Ein Ohrenzeuge erzählte Referenten diese Anecdote zu Kahira. Mohammed Ali reformirt in seinem Lande, um seine Macht und sein Leben zu sichern, und die Eintönigkeit und Langweile des Lebens zu zerstreuen. Hr. Michaud, der so klar sieht und so richtig urtheilt, sagt (VI., 313) geradezu, „der Pascha von Ägypten spiele mit der Civilisation Komödie, um den europäischen Politikern Sand in die Augen zu streuen." Er spielt selbst den esprit fort und ahmt die religiöse Duldsamkeit der Europäer nach, aber nur um die Stiftungen zu säcularisiren und das Vermögen der Geistlichen und der Moscheen dem Fiscus einzuverleiben. Die schönsten Monumente saracenischer Frömmigkeit und Baukunst in Kahira verfallen, und drey Viertheile der Moscheen sind geschlossen und von der früher stiftungsmäßig angestellten Geistlichkeit verlassen. — Was Hr. Michaud von der Stadt Kahira, den Pyramiden von Giseh und Sakara, so wie der Todtenstadt bey Memphis berichtet, muß hier als allgemein bekannt mit Stillschweigen übergangen werden; nur fügen wir bey, daß nach den neuesten und genauesten Messungen Jomard's, Kahira dem Flächeninhalte nach bedeutend größer als selbst Paris ist. Die Pyramide Cheops hat auf ihrer Aussenseite 203 große Stufen, zu deren Ersteigung man etwa eine halbe Stunde braucht. Die Höhe gibt Hr. M. zu 428 1/2 Fuß, die Grundfläche zu 515,000 Quadratfuß, und den Inhalt der ganzen Masse zu 75,000,000 Kubikfuß an, und nicht ohne Erstaunen wird man Hrn. Michaud's Bemerkung lesen, daß man mit den Steinen dieser Pyramide eine Mauer bauen könnte, welche zehn Fuß hoch, einen Fuß breit und 665 Stunden lang wäre, und folglich um ganz Frankreich herumginge, (V., 284). —

Seine Wanderungen um die Pyramiden und durch die unterirdische Todtenstadt am Fuße der Libyschen Bergkette schließt Hr. M. mit einer Betrachtung, die wir, ohne ein Wort darüber zu bemerken, hier anfügen:

„Unter den Denkmälern die von der alten Welt bis auf unsere Zeit gekommen sind, sprechen uns am klarsten ihre Gräber an. Ueber den Grad der Civilisation eines Volkes der Urzeit zu entscheiden wäre es vielleicht hinreichend, zu wissen, wie dieses Volk seine Todten behandelte, und welche Vorstellung es sich von dem Zustande des Menschen nach dem Leben machte. Ohne Zweifel hat Plato die Gräberfläche von Sakara besucht, und dort die Philosophie

seines Phädon geschöpft. Alle diese nun verwüsteten Gräber, diese Pyramiden, die noch unbekannten sowohl als schon geöffneten und ausgeplünderten Katakomben werden den Reisenden allzeit Zeugniß geben, daß die Lehre eines andern Lebens Grundlage des altägyptischen Glaubens war. Während ich mitten unter Ruinen und Gräbern lebte, habe ich mir wenigstens diese Wahrheit gesammelt, daß dem Menschen ein Gedanke verliehen wurde, um seine Kräfte zu vergeistigen und sein moralisches Wesen zu veredeln, und dieser Gedanke, den er überall mit sich trägt, ist das Bewußtseyn seines Todes. Den lebenden Wesen, welche zugleich mit uns auf die Erdkugel geworfen wurden, kommt das Ende ihres Daseyns niemals in den Sinn; das Bild des Todes drängt sich ihnen weder für sie selbst noch für die Geschöpfe ihres Gleichen auf, während die Menschen von allen Ländern des Erdbodens herbeyströmen, um diese Orte zu besuchen, wo die menschlichen Generationen begraben liegen. Millionen Vögel sind über die Fläche Sakara gezogen ohne zu träumen, daß dort eine zahllose Menge Geschöpfe ihrer Gattung den Schlummer des Todes schlafen. Dieser einzige Unterschied reicht hin, die moralisch höhere Würde des Menschen zu sichern, und ihn über alles, was athmet, zu erhöhen; hieraus begreifen wir das künftige Leben, und dieses künftige Leben gibt uns die schönste Bürgschaft der göttlichen Gerechtigkeit. Man weiß, welchen Vortheil die moralischen Gesetzgeber aller Zeiten aus der Vergänglichkeit und Kürze dieses Lebens zogen, um ihren Vorschriften eine höhere Weihe zu geben; niemand ist weiser als der Tod, heißt es im Buche Job, und der Tod allein kennt die Zukunft, das ist, das endliche Schicksal des Menschen."

„Alle Weisheit, so wie alle alten und neuen Religionen sind aus dem Orient zu uns gekommen, und im Orient beschäftigte sich der menschliche Geist vorzugsweise mit dem Tode, und daselbst hat man von seinen Lehren den besten Nutzen gezogen. Diese Wahrheit leuchtet aus der Pracht der Gräber hervor, deren Ueberbleibsel wir allenthalben gefunden haben, während man in Europa den Reisenden nicht ein einziges Grabdenkmal aus hohem Alterthum zu zeigen vermag. Das Morgenland ist mit Todten-Wohnungen bedeckt, die zugleich mit der menschlichen Gesellschaft ihren Ursprung nahmen und den Beweis liefern, daß die Gesittung des Erdbodens mit den Gräbern begonnen habe."

„Oft habe ich auf meiner Reise bedauert, nicht mehr Kraft und Rührigkeit der jungen Jahre zu haben; wenn ich aber über die Oede von Sakara und Abusir wanderte, ward ich zufrieden, jene Stufe des Alters erreicht zu haben, wo Lebens-Erfahrung unser Urtheil erleuchtet und den Gedanken manchmal höhern Schwung gibt; weil ich lange gelebt, habe ich vielleicht die Lehren besser verstanden, welche unter dem Sande der Wüste und den Steinen der Mausoleen verborgen sind. Ich habe die Erschütterung noch nicht vergessen, welche meine Seele empfand, als ich kurze Zeit vorher bey jenem Grabe verweilte, welches über alle Gräber des Morgenlandes hervorragte und von welchem die Wahrheit ausgegangen, die den Erdboden unterjocht. Ein Gott, welcher duldet, ein Gott, welcher stirbt! welch ein erhabenes Schauspiel! So hat das Christenthum, damit es in alle Seelen dringe, einen Bund gemacht mit dem Schmerze, von dem niemand frey ist, und mit dem Tode, welchen das ganze menschliche Geschlecht dulden muß." (V. 335).

Mancher Leser wird bey diesen Grabgedanken des Hrn. M. einen höhern Genuß empfinden, als bey einer kritischen Untersuchung, ob St. Spiridion am linken oder rechten Auge blind gewesen sey.

Wenn es bey andern Reisenden durch Aegypten die vorzüglichste Angelegenheit ist, irgend eine alte Inschrift oder irgend eine ungekannte Seite irgend einer alten Ruine zu entdecken, oder wohl gar ein Schärflein zur Entzifferung der Hieroglyphen beyzutragen und die Tempelwände zu Medinet-Abu oder Abu-Simbul zu copiren, wie es durch den berühmten und scharfsinnigen Engländer Wilkinson um dieselbe Zeit nicht ohne Erfolg geschah; so lehrt uns dagegen Hr. Michaud die christlichen Einsiedler der Thebais, ihr Leben, ihre Mirakel und die vom Himmel gestiegene Mönchsregel des St. Antonius und seiner Anachoreten kennen (VI. 267 u. 286), ob er das in Weichlichkeit und Sinnenlust zerfließende Zeitalter vielleicht durch dieses Bild christlicher Strenge zu einiger Consistenz bringen könnte. Eine besondere Aufmerksamkeit schenkte er in Kahira den Klöstern der Kopten, d. i. der Ueberbleibsel der alten griechischen Aegyptier, und suchte, weil er selbst nicht nach Ober-Aegypten kam, bey Hrn. Wilkinson Nachrichten über den Zustand derselben in den obern Gegenden des Nilstromes einzuziehen, konnte aber seine Wißbegierde in diesem Punkte nicht befriedigen, weil sich Hr. W. mehr mit den Hieroglyphen von Beni-Hassan und Karnak beschäftigte, als mit den entarteten Schülern von St. Pachomius und St. Antonius.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. December.
Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



1. Correspondance d'Orient, 1830 — 1831, par M. Michaud etc.
2. Souvenirs, Impressions, Pensées et Paysages pendant un voyage en Orient 1832 — 1833 etc.

(Fortsetzung.)

Wenn aber Hr. M. aus dem was er in der Hauptstadt sah, Ursache hatte, sich über Unwissenheit, Schmutz, Betteley und Liederlichkeit der Koptischen Mönche zu betrüben, so muß man ihm Glück wünschen, die bis zur Thierheit herabgesunkene Entartung derselben in den Nilklöstern des Oberlandes nicht gesehen zu haben. Ueber Koptisches Kirchen-Ceremoniel und Mönchswesen hat Ref. im Lande selbst mancherley gesammelt, erzbischöflichen Messen und Tafeln beygewohnt und von Alexandria bis Syene Wohnungen koptischer Mönche besucht, so daß er diese Lücke in Hrn. Michauds Correspondenz zum Theil ergänzen könnte. Er scheut sich aber dieses zu thun, weil man seine Bemerkungen leicht als Ausfluß einer gegen das Christenthum selbst feindseligen Gesinnung betrachten könnte. Uebrigens ist es auch schon hinreichend, wenn man das Wenige liest, was der fromme Michaud (VI. 280) vom Hörensagen über die Nilklöster Ober-Aegyptens schreibt.

Von Kahira schiffte Hr. M. auf dem östlichen Nilarm bis zur Mündung desselben unterhalb Damiat hinab, hauptsächlich um St. Ludwigs Schlachtfelder bey Farescour, Mansurah und dem Kanal von Aschmunein zu sehen. Die beyden Flußufer auf dieser Seite, besonders zwischen Damiat und dem See Mensaleh haben an vielen Stellen wahrhaft etwas Paradisisches, was selbst unser besonnener und nicht leicht etwas dieser Art bewundernde Hr. M. in seinem 104. Briefe zugesteht. Wenn man nicht wüßte, wie wandelbar der Sinn der Menschen und wie unmöglich es ist, unser Gemüth durch irgend eine irdische Seligkeit bleibend zu fesseln, so müßte beym ersten Anblick dieser Zauber-Gegenden im Wanderer natürlich der Wunsch erwachen, den Rest seiner Tage daselbst hinzubringen. Ref. stand lange an der Mündung des Kanals, dessen Uebergang dem siegreichen Heere der Franken sechs Monate Zeit sammt allen früher auf ägyptischem Boden gepflückten Lorbern kostete. St. Ludwig hatte gewiß alle Tugenden eines Menschen, eines Christen und eines Königs; aber die eines Feldherrn hatte er gewiß nicht, so wie seine Soldaten von allen Vorzügen der heutigen französischen Kriegsheere nur den ritterlichen Sinn und den persönlichen Muth hatten. Die Schlachten bey Mansurah und die an den Pyramiden! Die Heerhaufen St. Ludwigs und Napoleon Bonaparte's! Hier endet die „Correspondenz," deren Schluß in einem siebenten Bande folgen wird. Wir lassen Hrn. Michaud zu Mansurah, indem wir uns ungerne von einem so unterrichteten, menschlich fühlenden und klugen Reisegefährten trennen, welcher „multorum hominum mores vidit et urbes."

Unserm Versprechen gemäß schließen wir diese Anzeige mit einem numerirten Verzeichnisse der vorzüglichern Uebersehen, die uns in geographischer und sprachlicher Beziehung beym sorgfältigen Durchlesen der sechs Bände Reisebriefe der Herren Michaud und Poujoulat begegnet sind. Band I. S. 19, der

kalabrische Burgflecken, wo Murat 1815 landete, heißt nicht Pezzio, sondern Pizzo. S. 52, nicht Iparissus, was gar kein Name ist, sondern Pamisus nannte man im Alterthum den Messenischen Fluß, von welchem Hr. M. spricht. Heute wird er Pirnatscha genannt. S. 66, Kap Malea und Kap Matapan ist nicht eins, wohl aber Kap Malea und Kap St. Angelo. Matapan ist das alte Tänarus an der südlichsten Spitze der maniatischen Gebirge. S. 121, die Slavenstadt Andravida lag nicht auf der Stelle des alten Hafenortes Cyllene, sondern landeinwärts mitten auf der Feldebene von Elis; Chlumutzi nahm den Platz von hellenisch Cyllene ein. Und die Schlacht, welche den Franken 1205 Morea überlieferte, geschah nicht unweit Megara, sondern in der Nachbarschaft von Kalamata am Fuße der Maniatischen Berge; eine Ortschaft Kontura, von welcher die Chronik redet, fand sich einst in beyden Gegenden; das eine oberhalb Megara wurde erst in unsern Tagen verlassen, indem die Albanesische Bevölkerung nach Levsina auswanderte; das maniatische Kontura ist mit vielen andern Orten der Slavenzeit verschwunden. S. 145 steht Cephissus statt Ilissus, und *χαλὴ εμήρα* für *καλὴ ἡμέρα*. S. 187, die große Abenteurergesellschaft des 14ten Jahrhunderts siegte über die fränkischen Athenienser nicht am Cephissus unweit Platons Akademie in Attika, sondern am Cephissus in Böotien, der jetzt *Μαῦρο-Πόταμο* heißt und wo man heute noch Gräben sieht, wovon die alte Chronik spricht. S. 204 liest man: Smyrne, ella fiora del Levanti für: il fiore di Levante. S. 364, das türkische Dorf an den Quellen des Scamandros nennt man nicht Bournabachi, sondern Bunar-Baschi, vom Türkischen بیکار oder بوکار pinjar, punjar, die Quelle, und باش basch, Haupt, Ursprung; dem arabischen راس العين ras ül ain entsprechend. S. 391, das türkische Dorf heißt nicht Argillars, sondern Aodschilar, آوجیلر کوی, aadschilar-köi, Jägerdorf. S. 423, das Terrain, wo die Quellen des Sc. entspringen, heißt nicht Kir-joss, sondern Kyrk-gjöß, d. i. Vierzig-Auge, nicht Vier Auge, weil in diesem letztern Sinne auf türkisch دورت کوز, dört-gjöß gesagt wird. —

Band II. S. 103, der Cadi von Artaki sagte gewiß nicht peki, peki, sondern pek eji, pek eji, پک ایو پک ایو d. i. sehr gut, sehr gut. S. 149 steht ikoglans für Itsch-oglan, ایچ اوغلان, d. i. Kammer-Knabe, Knabe des Innern. Seite 180, Gefängniß-Aufseher heißt auf türkisch Sindan-Chassekisi, زندان خاصهکیسی, nicht Sindam-hassekiti. S. 183, die Schrift, welche man Hingerichteten beylegt, heißt nicht fiafta, sondern Jafta, vom persischen Worte یافته jafta, der Befund. S. 207, die gewölbten Kaufgänge in den morgenländischen Städten heißen nicht tchiarki, sondern Tschiarsu, Tschiarschu oder Tschiarsub, d. i. جارسو جارشو جارشوب. S. 288, guioksou heißt im Türkischen nicht Grün-Wasser, sondern Blau-Wasser; grün sagt man jeschil, یشیل. S. 291, Coupe-tête heißt im Türkischen باش کسن basch-kesen, nicht Basesce oder Bash-kesce. Uebrigens heißt das fragliche Schloß in türkischen Büchern بوغاز کسن, boghas-kesen, Kehlabscheider. S. 313, die türkische Phrase: Bö giun bana isah, jarin sana dür, heißt in wörtlicher Uebertragung: Sey es heute an mir, so ist es morgen an dir.

Band III. Seite 188, wird die Aufschrift, welche Sultan Achmed III. auf einen Brunnen zu Konstantinopel verfertigte, folgender Weise angegeben: „La fontaine te parle de son age dans ces vers du Sultan Ahmed: Passant, ouvre la

clé de cette source pure et limpide qui ne tarit point, et prie Dieu pour le Sultan Ahmed.“ Diese Uebersetzung paßt nicht ganz auf den türkischen Grundtext, wie Ref. ihn copirt hat:

تاريخي سلطان احمد .... جاري زماني لولهدن

آچ تسميتله ايچ صويي خان احمد ايله دعا

d. i. Tarichi sultan Ahmed .... dschari semani lulehden
Atsch tesmijet-ileh itsch suji chan Ahmed eileh dûa,

auf deutsch wörtlich:

Sultan Ahmeds Datum ... des Brunnens Zeitalter:
Die Röhre öffne, mit einem „In-Gottes-Namen“ trink Wasser, für Chan Ahmed bete.

S. 237, der Wisir, von dem hier geredet wird, hat nicht Berecta, sondern Mustapha mit dem Zunamen Bairakdar بيراقدار, der Fahnenträger, geheißen. S. 333, wird ein griechisches Dorf auf Mitylene Lautran statt Λουτρό genannt. S. 410 steht Ouadi-techi-kalessi für Uadi-ketschi-kalessi, Ziegenschloß-Thal, وادي كچي قلعسي. S. 456 wird behauptet, unter allen Inseln des Archipelagus hätten die Götter des Heidenthums auf Patmos allein keinen Tempel gehabt. Ein von Hrn. Hofrath Thiersch daselbst aufgefundener Votivstein, den auch Ref. eingesehen, bezeugt aber, daß Artemis gleich nach den Zeiten des trojanischen Krieges auf diesem Eilande ein Heiligthum hatte. S. 474 wird von der Insel Nicerie gesprochen, soll aber heißen Ni-Syra, ein kleines waldichtes Eiland zwischen Cos und Rhodus. Die Bewohner desselben hießen ΝΙΣΥΡΙΟΙ, wie Ref. auf einem vasenartig bearbeiteten Marmorblocke in den Ruinen von Alt-Rhodus gelesen hat.

Band IV. Brief 93. S. 146 — 178 liest man immer Scheirk für Scheich, شيخ, und S. 157 desselben Briefes kéri d'or für khaïrieh d'or; خيريه, Chairieh, eine arabische Goldmünze, damals einen halben Kronthaler im Werthe. S. 182, der berüchtigte Häuptling von Anathot zwischen Ramleh und Jerusalem heißt Abou-gosch ابو غوش, nicht Abou-ghos. S. 228 soll ein arabisches Christenmädchen unweit Bethlehem zu Hrn. Poujoulat gesagt haben: Ana Nassara ké chesmou Maria, um auszudrücken: Ich bin Christin und heisse Maria. So hat sie gewiß nicht gesagt, weil diese Phrase im Neu-Arabischen انا نصرانيه و اسمي مريم, ana nosranieh w' ismi Mirjem, lautet.

Band V. die Stechmücke, von welcher S. 229 nach Walther Vinisauf geredet wird, nennt man nicht cincenelle, sondern sensal vom arabischen زنزال, wenn sich Ref. in der Orthographie des Wortes nicht selbst irret. S. 357, cavagea, Chavadschia, خواجه, heißt eigentlich Kaufherr und ist ein persisches Wort, dient aber den Arabern im Verkehr mit einem Europäer für unser „Mein Herr! Monsieur!“, weil man sich in jenen Ländern unter einem Reisenden nur einen Kaufmann vorstellen kann. S. 424 leitet Hr. P. den Namen des Samaritanischen Bergschlosses Sanir oder Sanur vom fränkischen Senior oder Signore ab, da es doch offenbar das uralt morgenländische שׂניר, Senir, Sanir, Eigenname verschiedener Berge und befestigter Orte ist, und im arabischen سنور, die Brustwehr, jetzt noch gebraucht wird.

Band VI. S. 216, tacterouan, (ein hölzerner Reisewagen im Morgenlande, den man auf Kamelen ladet um schnell und bequem zu reisen), ist ein persisches Wort aus تاختن tacht, d. i. schnell, und روان revan, ruan, d. i. gehen, zusammengesetzt und könnte mit Eilwagen übersetzt werden, تاختروان

Tachteruan, oder تاختة روان Tachteh-Ruan. S. 238, das Frauenkloster zwischen Damasc und Balbek heißt eigentlich nicht Seydnai, sondern Saidonaja, صيدنايا, wie aus einer in Handen liegenden neuarabischen Urkunde dieses Klosters zu ersehen ist. S. 295, statt ya enni soll es heißen; ïa aïni, o mein Auge, was der Anfang einer bekannten arabischen Liebeserklärung ist. Die ganze Phrase, welche man in Kahira so gut als zu Damascus oft genug hören kann, lautet im Arabischen, wie folgt: يا عيني يا قلبي يا روحي يا حبيبي يا سيدي ïa àini, ïa koelbi (sprich 'oelbi), ïa ruehhi, ïa hhabibi, ïa sidi, d. i. o mein Auge, o mein Herz, o mein Hauch (Seele), o mein Geliebter, o mein Gebieter! Sonderbar genug wird der Buchstabe ق in Syrien wie ein gelinder Hauch gesprochen: Ja'ub für Jakub; 'Ubros für Kubros, die Insel Cypern, *Κύπρος*; 'otn für kotn, قطن, Kattun, Baumwolle. S. 411, die Aprikose heißt im Arabischen nicht Mousmouchs, sondern مشمش, Mischmisch.

Nach der etwas umständlichern, obgleich nicht erschöpfenden Anzeige der morgenländischen Korrespondenz der Herren M. und P., bleibt uns über Hrn. v. Lamartine's Werk nur wenig zu sagen übrig, weil sich dasselbe über keine neue Gegend des Orients verbreitet, sondern nur einen kleinen Theil der hier schon besprochenen Länder umfaßt, und auch der Zeit nach nur um ein Jahr jünger ist. Hr. v. L. reiste wie ein Satrap, wie ein Emir, mit Reichthum und Pracht; er wollte nichts erforschen, keine wissenschaftliche Entdeckung machen, weder ein Buch verbessern noch Materialien zu einem neuen sammeln. Auch frommer Sinn oder eine unvergessene Idee aus der Knabenzeit hatten an seiner Wanderschaft geringern Antheil als die Langweile und der Ueberdruß an den politischen Zuckungen seines Vaterlandes. Die Fahrt ging von Marseille über Athen und Rhodus gerade nach Bairut an der syrischen Küste, wo Hr. v. L. im September 1832 eintraf und sich mit seiner ganzen Familie für einen längern Aufenthalt gemächlich einrichtete, um gelegenheitlich Ausflüge in das Innere des Libanon und nach Palästina zu unternehmen. Zuerst wurde ein Besuch bey Lady Esther Stanhope in ihrem Landsitze oberhalb Sidon, und dann beym Gebirgsfürsten Emir Beschir in Deir el Kamar gemacht; später zu Lande über Tyrus nach Jean d'Acre gezogen, und von da über Nazareth zum Galiläischen Binnen-Meer und über Kana wieder nach Jean d'Acre zurück gegangen, um längs der Seeküste über Jaffa nach Jerusalem und seiner Umgegend zu wandern. Die Monate November, December, Jänner, Februar und März brachte die Reisegesellschaft in den Winterquartieren zu Bairut hin, und Ende März wurde Damascus besucht und über Balbek wieder nach Bairut zurückgekehrt um eine letzte Tour über Tripoli zu den Cedern des Libanon zu machen. Mitte April verließ Hr. v. L. mit seiner ganzen Gesellschaft die Quartiere in Bairut, und segelte längs der Küste fort gegen Ägypten. In Jaffa legte er an, blieb einige Tage und wurde durch einen Sturm, statt nach Alexandria zu kommen, nach Cypern verschlagen, von wo er dann die Fahrt an der Kleinasiatischen Küste nach Smyrna und Konstantinopel fortsetzte, und von dort zu Lande über Belgrad nach Frankreich zurückkehrte.

Hrn. v. Lamartine's Reisebeschreibung gleicht ganz und gar der Reise selbst, sie ist wie diese ohne Plan, ohne innern Zusammenhang, ohne Hauptgedanken, ohne leitende Idee; jetzt eine politische Reflexion, dann mitten unter moralischer Zerknirschung die kleinsten Detail aus dem alltäglichen Reiseleben: Witterung, Pferdestall und Marktpreis; Blitze poetischen Genie's, Visiten, Mahlzeiten, Landschafts-Schilderungen, kritische Bemerkungen über ein Bauwerk aus dem Alterthum, Pferdehandel, Lob schöner Weiber, und Notizen über Drusen und Maroniten mit hundert andern Dingen, die bald tiefe Blicke in die menschliche Natur, bald Oberflächlichkeit und Mangel an kritischem Sinn verrathen, bilden ein Agglomerat von Phrasen, auf welche man nicht ganz ohne Grund Caligula's Arena sine calce, „Sand, — aber mitunter auch Goldsand — ohne Kalk" anwenden könnte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. December.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



1. Correspondance d'Orient 1830—1831 par M. Michaud, etc.
2. Souvenirs, Impressions, Pensées et Paysages, pendant un voyage en Orient 1832—1833, etc.

(Schluß.)

Herr von Lamartine ist zwar dem Jehova von Herzen zugethan, er hinkt aber zuweilen doch auch zum Altar des Baal hinüber, und troß seines Genie's und seiner dichterischen Celebrität bleibt sein Buch im Ganzen weit hinter Michaud's Korrespondenz zurück. Auffallend ist es, bey einem Schriftsteller, der in Chateaubriand's Fußstapfen getreten ist, (II., 191) zu lesen: „Mag Jesus Sohn Gottes oder Sohn des Menschen seyn;" (205), „das Thal Josaphat sey zu enge für das ganze zum Weltgericht versammelte Menschengeschlecht;" (II., 238), „Natur und Mirakel sey eins;" (III., 259), „den Glauben wieder geben, im Gewissen der Völker erstorbene Dogmen wieder in's Leben rufen, und wieder aufrichten, was die Zeit zerstört, sey barer Unsinn, sey ein Kampf wider die Natur und wider den Geist der Dinge, sey ein feindseliger Schritt gegen die Providenz" u. s. w. Die, welchen Michaud's fließender Styl und wohlgerundete Schreibart gefällt, werden wenig Geschmack finden, wenn sie unter unzähligen Beyspielen dieser Art (I., 141) lesen: „Angekommen im Piräus um acht Uhr Morgens, 19. August; wir werfen Anker; die Pferde erwarten uns am Lande; wir stiegen zu Pferd. — Ich finde einen Esel, auf dem wir einen Frauen-Sattel für Julien zurecht machen; wir reisen ab." — Hrn. v. Lamartine's literarischer Ruhm ist zu wohl begründet und zu weit in der Welt verbreitet, als daß er durch vorstehende Bemerkungen eine Minderung erleiden könnte; Ref. wollte nur so viel andeuten, daß auch die größten Geister und die berühmtesten Schriftsteller zuweilen Mittelmäßiges in das Publikum senden, und auf ihre große Reputation zu sündigen scheinen. Hrn. v. Ls. Unterredung mit der berühmten Lady Stanhope, der Malcha Tadmor der Morgenländer, ist aus den öffentlichen Blättern hinlänglich bekannt, und man hat es an dieser Dame vielleicht etwas sonderbar gefunden, daß sie zwey auserlesene Pferde bereit hält, eines für sich und das andere für den Messias, um mit ihm und an seiner Seite in Jerusalem einzuziehen (I., 268). Hierin liegt aber nichts sonderbares; Mylady hat diese Vorstellung einer sich nahenden Weltrevolution durch Erscheinung eines „Retters" mit der ganzen Bevölkerung des Gebirges Libanon gemein, und es soll uns wundern, wenn Hr. v. L. nicht wahrgenommen hat, daß die herrschende Idee, und so zu sagen das Alltagsgespräch jener Völkerschaften die nahe Ankunft des Messias und des Antichrists sey. In dieser Erwartung sind Mohammedaner, griechische und lateinische Christen, Franken und Asiaten daselbst völlig einverstanden, und wenn bey uns in Europa die verschiedenen Phasen der Staatsgewalt, die absolute und die constitutionelle Monarchie, der Staatshaushalt, die öffentliche Glückseligkeit, das Vor- und Rückwärtsschreiten, Revolution und Erhaltung alle Köpfe beschäftigen und das gewöhnliche Thema aller Discussionen

bilden, so ist es am Libanon der Messias und der Antichrist. In Gesellschaften, bey festlichen Vereinen und Mahlzeiten, besonders wenn Carmelitermönche oder Franciscaner der Terra sancta anwesend sind, fällt die Rede gewiß auf den Antichrist und das nahe Weltende. Ref. spricht hierin aus eigener Erfahrung. Alle Zeichen der Zeit, welche die Apokalyps verkündet, seyen nach der Meynung der frommen Väter erfüllt, die Welt niemals ruchloser gewesen als jetzt, das Sitten-Verderbniß hätte den letzten Grad erreicht, wie ihn die geheime Offenbarung vorhergesehen, die Zahl der Gerechten könne nicht mehr geringer werden, und Antichrist wandle bereits auf der Erde. Nur sind die griechischen und lateinischen Christen über das Land nicht eins, woher er komme; nach den Vätern der Terra Sancta ist er bereits geboren und wird aus dem südlichen Rußland und namentlich aus der Crimischen Tartarey hervorbrechen, während er nach der Vorstellung der griechischen Gläubigen aus Aegypten kommt und bereits in der Person des jungen Abbas-Pascha, Sohnes des Ibrahim-Pascha, in Syrien und zwar als Statthalter von Haleb aufgetreten sey. Lady Stanhope scheint sich bey der bevorstehenden Katastrophe eine bedeutende Rolle vorzubehalten. Niemals war irgend eine Gegend der Welt reifer für eine Umwälzung als Syrien von Gazeh bis an den Taurus, und die Nilländer von Meroe bis Alexandria! Wer immer mit einiger Macht erscheint, wird sie erobern, und wer nur den leisesten Schein sehen läßt, daß er auch für die Volksmasse wohlwollende Gesinnungen habe, wird sich im Besitze behaupten. Prophet oder Eroberer, oder noch etwas Drittes ist gleich, die Syrier horchen auf jeden, der die Sprache der Kraft und der Bewegung spricht.

Das Bedürfniß nach Wunderwerken ist in jenem Lande so groß, daß der um 1810 verstorbene Dschessar-Pascha, welcher Jean d'Acre mit Hülfe der Engländer gegen die französische Armee vertheidigte und ganz Syrien mit dem Rufe seiner Grausamkeit erfüllte, jetzt in seinem Grabe Mirakel wirkt. — Hr. v. L. sagt selbst in der Vorrede zum ersten Bande, daß er nicht als Pilger und Glaubensritter wie Chateaubriand, auch nicht als Sittenmaler und Kritiker wie Michaud, sondern als Dichter und Philosoph in das heilige Land gekommen sey, deßwegen erblickte er auch in den lateinischen Mönchen zu Nazareth und in den übrigen Klöstern der Terra Sancta nichts anders als Bauernjungen aus Spanien und Italien, welche die Langweile des Mönchslebens zuerst aus Europa in den Orient, und dort von einem Kloster in das andere, von Jerusalem über Bethlehem nach St. Johann, und von dort über Jaffa nach Nazareth, Akke, Tripoli, Damascus und Aleppo treibe.

„Sie haben, schreibt er II. 66, keine andere Beschäftigung als den Kirchendienst und die Promenaden in den Gärten und auf den Terrassen ihrer Klöster. Kein Buch, kein Studium, keine nutzbringende Verrichtung. Die Langweile verzehrt sie; im Innern der Mauern bilden sich Kabalen, die Spanischen schimpfen auf die Italienischen und umgekehrt. Wir waren nicht sonderlich erbaut über die Aeusserungen, welche die Mönche von Nazareth sich erlaubten. Wir fanden unter ihnen nicht einen einzigen, der fähig wäre, die geringste vernünftige Unterredung selbst über die gewöhnlichsten Gegenstände ihres Berufes auszuhalten. Keine Kunde des kirchlichen Alterthums, der Väter, der Orte, die sie bewohnen. Alles was sie wissen, beschränkt sich auf gewisse volksthümliche Ueberlieferungen, die sie ohne Prüfung weiter geben und den Reisenden mittheilen, wie sie selbst sie von der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der christlichen Araber des Landes erhalten haben. Unwissenheit, Müssiggang und Langweile die drey hauptsächlichsten Gebrechen derselben!“

Diese lateinischen Konvente sind eigentlich kirchliche Besatzungen, um die katholischen Gemeinden zu hüten oder auch nur alterworbene Rechte kapitulationsmäßig auszuüben. Von Verbreitung besserer Einsichten oder Mehrung der Gläubigen ist nirgends die Rede; man will nur erhalten, was einmal da ist, muß deswegen die Anhänger durch Zahlung der Kopfsteuer und Vertheilung reichlicher Almosen an den alten Glauben fesseln. Unterdessen muß man beyfügen,

daß der griechische Clerus in Syrien wo möglich auf einer noch tiefern Stufe steht, und sich gleichsam auch noch in alle Launen seiner Glaubensgenossen schicken muß, um nicht Hungers zu sterben oder Desertionen zu veranlassen. Während Refs. Aufenthalt zu Tripoli in Phönicien brachten die Bauern eines griechisch-glaubenden Bergdorfes der Eparchie Arka einen Mann aus ihrer Mitte zum Patriarchen von Antiochia, der damals zu Tripoli saß, mit der Bitte, denselben zum Seelenhirten ihrer Gemeinde zu ordiniren, weil er die Kirchengebete lesen könne und übrigens ein unbescholtener Mann sey. Nach vierzehntägiger Vorbereitung ward der Bauer Pfarrer, und auf unsere Verwunderung, wie man einen ganz unwissenden Mann so kurzweg zum Geistlichen anordnen könne, erklärte der Patriarch seufzend, daß er den Leuten ihren Willen erfüllen mußte, weil sie sonst ohne weiteres Bedenken zur Gemeinschaft der katholischen Maroniten übergetreten wären, wodurch ihr Seelenheil und sein Einkommen zu gleicher Zeit Schaden leiden würde. — Von Nazareth bis zum Kegelberg Thabor sind nur 1 1/2 Stunde. Ganz auf das Höhen-Plateau selbst kam Hr. v. L. nicht, der Führer verirrte sich! Dieß ist aber nicht denkbar, da nur ein einziger wohlbekannter, zigzag laufender Pfad auf die Höhe führt, die man allenfalls auch noch in einer Stunde zu Pferd erreichen kann. Auch ist oben keine Kapelle, wohl aber eine Ruine derselben, und der Kegel selbst ist nicht allenthalben grün bekleidet; die Südseite ist ausgebrannt, wie alle Hügel Judäas. Auf dem Gipfel erblickt man das mittelländische und das galiläische Meer, und südlich die Berge Ephraim und Hermon. Vom Fuße des Thabor reitet man in sechs Stunden durch ebenes und nacktes Land zum Meere von Galiläa, dessen Ufer amphitheatralisch auf allen Seiten in die Höhe steigen, und einst mit prachtvollen Städten bedeckt waren; heute sind sie so öde wie die Ufer des todten Meeres; das Städtchen Tiberias macht kaum eine Ausnahme; man sieht es von der Höhe herab tief unten dicht am Wasser, klein, von einer Mauer umschlossen, ohne Vorstadt, ohne Haus, ohne Garten außerhalb der Thore. Die Wüste reicht bis dicht an die Stadtmauer, innerhalb welcher kaum 2000 Menschen wohnen, die nur eine einzige Barke haben, um die Fische des Genesareth zu fangen. Ohne Bedeckung von wenigstens 100 Reitern wollte uns der Gouverneur nicht über die Ruinen von Kapharnaum und Bethsaida auf die Stelle ziehen lassen, wo der Jordan in den See fällt. Hr. v. L. sah den Punkt, wo dieser Fluß wieder aus dem See hervorbricht, und gibt eine umständliche und ganz genaue Beschreibung der westlichen Uferseite, so wie des ganzen Panorama des östlichen Galiläa, auf welche wir den neugierigen Leser hinweisen. Im Städtchen selbst sah Ref. eine Menge Juden, die unlängst aus Litthauen eingewandert waren und alle deutsch sprachen. Von Tiberias geht ein guter Fußgeher in neun Stunden durch das breite, von niedrigen Hügeln eingerahmte Längenthal des eigentlichen Galiläa nach St. Jean d'Acre am mittelländischen Meere. Auf der Hälfte des Weges findet man in einem Seitenthale den uralten Burgflecken Cana, كفر قنة, Kuffer kanah, dessen Bewohner großentheils griechische Christen sind. Der Ort liegt nördlich von Nazareth, von welchem es eine etwa drey Stunden breite Kalkstein-Hügelreihe trennt. In dem armseligen Kirchlein zeigte uns der Priester noch einen von den sechs steinernen Wasserkrügen aus der Zeit Christi. Bey Cana stehen noch drey Palmbäume, deren Früchte aber nicht reif werden; Oel und Johannisbrod, Durra und türkischer Waizen gedeihen reichlich.

Man hat schon im vorangehenden Artikel bemerkt, daß Hr. v. L. in seinem Berichte die Distanzen von Jerusalem nach Jericho und von dort zum Jordan viel zu groß ansetzt. Wenn man aber nun II. 233 liest, auf dem Wege vom Flußufer zum todten Meere hätte er die Richtung gegen die höchsten Gebirge des steinichten Arabiens genommen, so ist dieses, um milde zu urtheilen, eine ganz ungeeignete Phrase. Wahrscheinlich soll der Leser glauben, Hr. v. L. sey auf dieser Seite weiter vorgedrungen, als irgend ein Reisender der neuern Zeit, während er gerade dieselbe stereotype Tour vom Jordan zum todten Meere gemacht hat, wie sie unter Begleitung der Hierochuntischen Araber jeder Europäer macht, wie sie Ref. in demselben Jahre und Hr. Pou-

joulat achtzehn Monate vorher gemacht hat. Man hat Hrn. von L. auf dieselbe Stelle am Jordan geführt, wohin man andere Wandere vor ihm gebracht hat, und von dort zur Mündung des Flußes, die er gesehen haben will, reitet man leicht in zwey bis dritthalb Stunden; während man den nächsten Punkt des Meeres in 6/4 Stunden erreicht. S. 237, schreibt Hr. v. L., er sey lange Zeit auf beyden Ufern des See's, d. i. auf der arabischen und palästinischen Seite herumgeritten. Der berühmte Mann wird es nicht übel nehmen, wenn wir dieses für einen Irrthum halten; Hr. v. L. hat in der Zerstreuung offenbar das rechte Ufer für das linke genommen, auf welches er nicht hinübergekommen ist, denn niemand hätte es gewagt, ihn zu begleiten; auch sagt er nicht, daß er irgendwo über den Jordan geritten sey. Wie kommt es denn, daß die Reisenden immer weiter wollen gewesen seyn, als sie wirklich waren? Und warum ist denn von dieser Schwäche ein so berühmter Mannn, wie H. v. Lamartine, nicht frey?

Der Frühling trat im Jahre 1833 in den obern Gegenden des Libanon bekanntlich um wenigstens vier bis sechs Wochen später als gewöhnlich ein, und Hr. v. L. wollte die syrische Küste nicht verlassen, ohne die berühmten Cedern besucht zu haben. Die Zeit der Abreise drängte, aber tiefer Schnee lag noch bis auf drey Stunden unterhalb dieser „natürlichen und ältesten Denkmäler des Universums.“ Der Versicherung der Eingebornen, daß es unmöglich sey, bis zu den heiligen Bäumen vorzudringen, wurde nicht geglaubt und am 9. April von Tripoli aus die Reise nach Eden angetreten, um Tags darauf den Versuch zu wagen. Unglücklicher Weise trat aber gerade an jenem Tage (10. April) ungünstige Witterung ein; trüber, graulichter Himmel bey heftigem Südwest, Regen in der Tiefe und Schneegestöber im Gebirge, wie Ref. in seinem Tagebuch findet, Hr. v. L. aber nicht anmerkt. Die Karavane blieb in Eden zurück, und nur der berühmte Dichter in Begleitung einiger Maroniten wagte den Versuch weiter zu dringen. „Einen breiten schwarzen Fleck sahen sie auf dem Schnee, und das war die berühmte Cedern-Gruppe; dann setzten sie die Pferde in Galop bis diesen der Schnee an die Schultern ging, etwa fünf bis sechs Hundert Schritte vor den Bäumen, (III., 158).“ Hier fürchten wir, ist wieder etwas zu viel Poesie miteingeflossen. Gesehen hat Hr. v. L. die Cedern allerdings mit Hülfe eines Fernrohrs, aber nähern konnte er sich ihnen damals kaum auf eine Stunde Wegs, Thalrisse und tiefe, mit Schnee gefüllte Schluchten, hinderten den Zugang noch länger als vier Wochen; denn Mitte May, also ungefähr fünf Wochen nach Ls. Versuch konnten wir nur mit großer Mühe und nicht ohne Umwege in den Wald gelangen. Nach dem Reisebericht des Verfassers (III., 148 — 156) fällt sein mißlungener Versuch auf den 18. April; wir finden aber in unserm eigenen Tagebuch, daß Hr. v. L. schon Abends den 11. April beym gräßlichsten Unwetter von Eden wieder zurück nach Tripoli kam, wo wir damals eben wohnten und auch den ganzen Vorgang umständlich ad notam nahmen. Der berühmte Verfasser hat sein Journal mit allen Unrichtigkeiten, mit allen Uebersehen, mit allen chronologischen, historischen, geographischen, orthographischen und philologischen Irrthümern, ohne Durchsicht und Sorgfalt dem Drucke übergeben. Von den fremden Wörtern ist nicht das zehnte richtig geschrieben: Setinus für Ictinus, Carvas für Kauas, Castracan für Kesrouan, كسروان, Bethulié für Bethanieh oder Lasarieh werden hier nur Beyspielsweise angeführt (I., 154; 227; II., 149; 210). I., 339 liest man Sala el Kaer als Morgen-Gruß eines Scheichs im Libanon-Gebirge; der Scheich hat aber gesagt: Sabah balchair, صباح بالخير; denn dieses ist der neu-arabische Ausdruck für Guten Morgen; Sal chaïr dagegen heißt in der Alltagssprache Guten Abend; man sagt aber eben so oft Messa-kum balchaïr, d. h. Euer Abend (sey) im Guten. Wer gar keine grammatischen Vorkenntnisse des Türkischen und Arabischen besitzt, wird immerhin besser thun in diesen beyden, von den Europäischen so himmelweit verschiedenen Sprachen, entweder gar keine Phrase anzuziehen, oder im unvermeidlichen Falle vorher das Urtheil eines sachverständigen Mannes einzuholen. *) Das Publikum, welches Schriften über den Orient so gerne liest und bezahlt, verdient wohl, daß man so viel Rücksicht für dasselbe habe.

Fallmerayer.

---

*) In Metii descendat judicis aures.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. December.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



C. Valerii Catulli Veronensis Carmina annotatione perpetua illustravit Frid. Guil. Doering. Altonae, sumtibus I. F. Hammerichii. MDCCCXXXIV. X. 255.

In der zweyten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts wurde den elegischen Dichtern Roms, nachdem sie schon lange vorher in Holland mit großen Commentaren ausgestattet waren, auch von deutschen Gelehrten aus der Heyneschen Schule größere Aufmerksamkeit gewidmet. Heyne selbst hatte mit Tibullus den Anfang gemacht, am meisten wurde Propertius bedacht, Catullus fand seinen Erklärer 1788 — 92 an H. Döring. Diese für ihre Zeit vorzügliche Bearbeitung vereinigte Critik und Exegese, und genügte zum nothwendigen allgemeinen Verständnisse, so lange man nicht weiter forschte und das gegebene als feste und sichere Ueberlieferung annahm. Das Ausland hat sein günstiges Urtheil durch die That am besten gezeigt; in Italien wurde 1820 zu Turin in einem schönen und großen Bande, (wie die Vorrede dem Leipziger Original gegenüber mit Recht rühmen durfte: sublatis scripturae mendis nitide ac diligenter expressi), ein vollständiger Abdruck besorgt und die französische Ausgabe des H. Naudet, Paris 1826 bietet wieder nur, was unser Landsmann gegeben hatte. Jetzt nach beynahe fünfzig Jahren tritt derselbe Herausgeber mit einem, wie das Vorwort sagt, ganz umgearbeiteten Commentare auf, und wenn diese lange Zwischenzeit zu einem fortgesetzten Studium der römischen Dichter benutzt worden, so ließ sich für Erklärung unsers Dichters von niemand mehr als von H. D. erwarten. Alles unrichtige und unpassende der ersten Ausgabe wurde entfernt, die Varianten, großentheils unnütz, (ante omnia farraginem variarum lectionum sustuli, quia in iis formae exhibentur tam informes, ut risum potius moveant, quam ad vitium aliquod retegendum ducant) sind übergangen, an schwierigen Stellen aber eigene Versuche vorgebracht, das neue seinem Freunde Jacobs zur Durchsicht mitgetheilt und dessen Bemerkungen dankbar angenommen. Letzteres ist um so erfreulicher als bekanntlich in D. Horatius kein Anzeichen von dem zu finden was Jacobs so manigfaltig zum bessern Verständniß jenes Dichters beygetragen. Doch nur an drey Stellen (VI., 12. LXIII., 68. LXVI., 21) finden wir Mittheilungen aus jenes Veteranen Hand, und was dieser zerstreut in seinen Schriften gegeben hat, ist hier so wenig, als zum Horatius erwähnt.

Ein erklärender Commentar zu Catullus ist ein Bedürfniß, es sind der Stellen zu viele, wo selbst der kundige Leser, der nicht den Dichter zu seinem besondern Studium gemacht hat, Anstoß nehmen wird, H. D. aber wollte wie es scheint, allen Freunden des Alterthums diese Gedichte leicht und verständlich machen, und erwägt man, wie viel tüchtige Männer sich nicht ohne Erfolg versucht haben, Parthenius (1487), Palladius Fuscus (1496), Ant. Muretus (1554) der zuerst eine durchgreifende Behandlung einführte, und die Erklärung mehr, als alle seine Vorgänger und Nachfolger förderte, Achilles Statius (1566), zwar vorzüglich kritisch, aber auch in Erklärung wichtig, Jos. Scaliger (1577), Is. Vossius (1684), die Fundgrube der folgenden, Ant.

Volpi (1737), so wird an schwierigen Stellen eine Uebersicht des Geleisteten unentbehrlich.

Gewiß haben wir noch die meisten und wichtigsten Gedichte des Catullus und nur wenige von größerer Bedeutung mögen untergegangen seyn; was die zunächst folgenden Jahrhunderte von ihm erwähnen, ist fast alles erhalten; von den ohnehin wenigen Fragmenten bey den spätern Grammatikern sind einige zweifelhaft; was Nonius p. 517, 3 dem Catullus zuschreibt:

animula miserula properiter abiit

gehört nach Diomedes p. 513 dem Serenus, was derselbe Nonius p. 546, 26 aus unserem Dichter anführt und Muretus LXIV., 235 einsetzen zu müssen glaubte,

lucida qua splendent summi carchesia mali

wird mit geringer Aenderung von Isidorus 19, 2 dem Freunde unsers Dichters Cinna zugeschrieben; doch erwähnt derselbe Isidorus 19, 33 unter Cinnas Namen einige Worte: strophio lactantes cincta papillas, welche bey Catullus LXIV., 65 stehen. Anderes ist in unsern Gedichten zu suchen, wie des Servius Angabe Aen. IV., 409. Hinc etiam Catullus cavere dixit, wahrscheinlich nur Mißverständniß der Verse LI., 18. 19. LXI., 152

nunc audax, cave, sis, precesque nostras,
oramus, cave despuas, ocelle,
Vir petet, cave ne neges.

Derselbe Servius Aen. VII., 378 Catullus hoc turben dicit, ut hoc carmen, womit gewiß nur die Stelle LXIV., 107 gemeint ist

quercum aut conigeram sudanti corpore pinum
indomitus turbo contorquens flamine robur

dadurch wird erst die Variante des Codex Datanus indomitum verständlich. Noch anderes, wie von demselben Servius Georg. II., 95: Quo te carmine dicam, Rhaetica? Hanc uvam Cato praecipue laudat in libris quos scripsit ad filium; contra Catullus eam vituperat et dicit nulli rei aptam esse miraturque cur eam laudaverit Cato — hat gewiß nicht in einem Gedichte gestanden und vielleicht überhaupt keine Beziehung auf unsern Catullus. Von Uebertragungen aus Callimachus, die der Dichter selbst erwähnt CXVI., wenn wir ihn anders richtig verstehen, ist ungewiß, ob er sie öffentlich bekannt gemacht hat. Nur die Incantamenta und Priapeia fehlen unserer Sammlung, wahrscheinlich nichts als einzelne Lieder; erstere erwähnt Plinius Hist. Nat. 28, 2, 4, hinc Theocriti apud Graecos, Catulli apud nos proximeque Virgilii incantamentorum amatoria imitatio; eine Pharmaceutria kennen wir nicht, und der Inhalt des LXII. ist nur von ferne damit verwandt; von letzterem hat Nonius p. 134, 24 ein Fragment: Catullus Priapo: De meo ligurrire libido est. Vier Verse dieser Gattung haben mehrere Grammatiker, welche man wegen Gleichheit des Metrum mit dem XVII. Gedichte als XVIII. hinter dieses gestellt hat. Da Terentianus Maurus sagt, Catullus habe mehrere priapeische Lieder (im priapeischen Versmas) geschrieben, so hatte Petr. Victorius aus der lat. Anthologie zwey (rein jambische) Gedichte dem Catullus zu vindiciren gesucht, welche die Herausgeber seit jener Zeit als XIX. und XX. Gedicht eingereiht haben; Lachmann hat sie zuerst seiner Absicht getreu, die alte Handschrift, aus der unsere Abschriften geflossen sind, zu geben, ausgelassen, und jene vier ächten Verse des Catullus unter die Fragmente gesetzt. H. D. der in der ersten Ausgabe genaue Nachweisung darüber gegeben hat, sagt in der neuen ganz unrichtig zu XVIII.: Tria sequentia poemata postliminii iure Catullo vindicarunt Marius Victorinus de Art. Grammat. IV., p. 2508. Atilius Fortunatianus p. 2675. Terentius (?) Maurus p. 1444 ed. Putsch et alii. etc., und führt hier und in dem Folgenden den Leser in den Irrthum, als seyen jene zwey Gedichte XIX. XX. diplomatisch durch alte Autorität dem Catullus zugewiesen. Sie sind es nicht

einmal wahrscheinlich, denn Terentianus Maurus spricht von Gedichten in priapeischen Versen, die Catullus ähnlich den XVIII. verfaßt, und diese, von Victorius aus der Anthologie übertragenen sind in reinen Jamben. Dieses eines von den vielen Beyspielen, worin die neue Bearbeitung des H. D. verglichen mit der ältern in offenem Nachtheile steht.

Wenn nun auch die Sammlung im ganzen weniger gelitten hat und das Bedeutendste uns noch immer erhalten ist, so ist der innere Zustand um so schlimmer und das einzelne desto zerstörter; die vielen Lücken erschweren jedes Weiterkommen, sie sind nicht nur augenscheinlich, indem bald einzelne Worte des Verses, bald ein Vers selbst, ein adonischer, glyconischer, Hexameter, Pentameter, fehlt; sondern der innere Zusammenhang ist oft aufgehoben, es fehlt das Ende des einen, der Anfang des andern Liedes. Ferner ist das vorhandene in den Handschriften meistens entstellt und unverständlich, so daß diese ganz anderes als unsere Ausgaben bieten. Die gelehrten Italiener des fünfzehnten Jahrhunderts, Männer productiven Geistes, hatten ihre besondere Aufmerksamkeit unserm Dichter zugewendet, und ihnen allein verdankt man die Herstellung eines leserlichen Textes; manches war zwar zu kühn geändert, und mehr für die Gedanken als die Worte besorgt, hatten sie nicht selten statt sorgfältiger Kritik kühne Interpolation gegeben, doch die folgenden Geschlechter verstanden solche Uebertreibung wieder zu sondern und das vorzügliche zu behalten. Manches mag noch überschätzt seyn und vom größern Scharfsinne seine Vollendung erwarten; *) denn nur zu gerne begnügt man sich mit dem Ueberlieferten, wenn es Sinn und Zusammenhang hat, ohne daran zu denken, wie und durch wen es entstanden ist; deswegen ist es, so thunlich und geeignet es bey einem durch alte Handschriften gesicherten Dichter, wie Horatius, seyn mag, bey Catullus ein so mißliches Verfahren für den Erklärer, wenn er wie H. D. in der neuen Ausgabe die Kritik ganz aufgibt, seinem gangbaren Texte als sicherer Ueberlieferung vertraut, und bey nicht klaren und verständlichen Stellen Verbesserungsvorschläge macht, unbesorgt was die bekannten handschriftlichen Mittel leisten; er ist oft in dem Falle, durch leichte unbedeutende Aenderung der Vulgata auf den Schein Annehmliches zu geben und schmeichelt sich selbst, ohne zu bedenken, daß er vielleicht was selbst nur Correctur, wieder corrigirt. Erst in unsern Tagen ist der Anfang gemacht worden, dem Catullus eine bewährte und sichere Basis zu gewinnen. Lachmanns Ausgabe gibt doch wenigstens zwey Codices vollständig, obschon er selbst keinen gesehen und den Augen des Nic. Heinsius trauen mußte; das vorzüglichste aber steht nach vorläufigen Anzeigen in den Jahn'schen Jahrbüchern XIII, 3. S. 262 vom Prof. Sillig zu erwarten; er hat nämlich 1823 in Paris unter andern die älteste bis jetzt bekannte Handschrift S. Germanensis, geschrieben 1375, verglichen. Erst im Anfange des XIV. Jahrhunderts wurde (nach den neuesten Untersuchungen. Neue Jahrbücher III. p. 96—99) in Italien eine verstümmelte Handschrift des Catullus, die Quelle aller übrigen, gefunden und dann in unzähligen Abschriften verbreitet; das ganze Mittelalter bis dahin scheint diese Gedichte nicht gekannt zu haben. So lange

*) Hier nur eines von den zahllosen Beyspielen. X., 29.
meus sodalis
Cinna est Caius.
die Handschriften geben cuma est gravis; im letztern stimmen sie sämmtlich überein, und im erstern hat keine der mir bekannten cinna, wohl aber einige cumas, noch die ältesten Ausgaben des XV. Jahrh. haben cuma. Es gehörte nicht gemeiner Scharfsinn und großes Studium des Dichters dazu, in jenem den Cinna zu erkennen, der zuerst in dem Drucke des Lepidus Regius 1481 erscheint. Petrus Victorius hat in seinem handschriftlichen Apparate die Bemerkung: leg. Cinna est Caius. Her. Demgemäß ist diese treffliche Emendation dem Hermolaus Barbarus zuzuschreiben. Auf den Namen Caius, wofür Lachmann und D. dem gravis näher, Gaius geschrieben, ist nicht so viel Gewicht zu legen, als von Weichert geschehen Poet. Lat. Reliq. p. 150.

keine ältere gefunden werden, muß jene S. Germanensis die Grundlage bilden. Wir wünschen, daß Prof. Sillig, der sich durch seine Ausgabe des Catullus 1823, worin vieles aus den Editiones principes und fast alles von den spätern Herausgebern zusammengetragen, um unsern Dichter verdient gemacht hat, durch die Fortsetzung seiner Arbeit das noch weit größere Verdienst erwerbe, indem er die ältesten Handschriften selbst vergleiche und in einer neuen Ausgabe besonders darlege, in welcher Gestalt Catullus in der frühern Zeit gelesen worden, was bei Wiederauflebung der Literatur und von wem geändert werden, damit man überall erkenne, was jetzt fast nirgends der Fall ist, wem man die Herstellung verdankt und woraus sie gemacht ist. Wieviel hierin zu thun, wird man bald einsehen, es machen sich manche Nachrichten und Auszüge als aus Handschriften gezogen geltend, worüber man jetzt keineswegs zuverläßig urtheilen kann. Eine Bearbeitung, wie wir sie erwarten, wird auch diese Zweifel entscheiden; Lachmann hätte weit mehr leisten können, wenn er gewollt hätte, doch ist eigene Betrachtung und Vergleichung hier erste Bedingung und die Benutzung eines fremden Apparats, wie des Santenius, kann nur eine wichtige Zugabe und Bestätigung werden.

Diese Bemerkungen waren nöthig, den Zustand der Kritik im Catullus und ihren Einfluß auf Erklärung zu bezeichnen, zu zeigen, wie, wenn auch diese das eigentliche Ziel, jene doch nicht übergangen werden kann, auch hat es Hr. D. nicht an neuen Vorschlägen fehlen lassen, aber der Herausgeber ist zu wenig mit dem bekannt, was bisher geleistet worden, und was er kennt, ist nicht genau betrachtet; daher öfters Bemerkungen, die den Leser, wenn er sich nicht aus andern Ausgaben Rath erholt, irre führen. So lesen wir LXIII, 68 bey D. den Vers

Egone et deum ministra, et Cybeles famula ferar?

mit der Bemerkung: Pro Egone et malit Illustriss. Jacobsius: ego jam et Anonymus in Seebodii Neu. Archiv, 3. Jahrgang 4. Heft (ubi ille plures Catulli locos docte tractavit) ego nunc. Sed, nisi fallor, eodem redit et — et. Aus dieser Anführung wird jeder schließen, und Hr. D. scheint es selbst geglaubt zu haben, daß egone et deum feste Ueberlieferung sey, und dann wundern wir uns allerdings, wozu noch eine Aenderung nöthig, aber dieß ist nur Conjektur des Robbe, von Sillig in den Text genommen, die Vulgata hat gegen das Metrum egone deum; darum vermuthete Jacobs ego jam, Referent (er ist jener Anonymus) ego nunc aus der Variante ego nec. Wenn mir damals unbewußt, schon Santenius diese Vermuthung gegeben, so wird die Ehre erster Erfindung auch diesem streitig gemacht, da bereits Pricäus in den Noten zu Apuleius p. 255 b. mit dieser Verbesserung aufgetreten ist; Santenius wußte gewiß von der des Pricäus so wenig, als ich damals von beyden, und so mag noch manches in nicht beachteten Schriften verborgen liegen.

Wir erwähnen hier im Zusammenhange die kritischen Versuche zur Herstellung des Textes, die der Herausgeber in den Noten mittheilt; sie einzeln näher zu prüfen und zu untersuchen würde zu weit führen, überdieß sind sie mehr Nebensache und treten im Verhältniß zur Erklärung in den Hintergrund; bey manchen wird schon die äußere Form den Werth oder Unwerth zeigen, Lachmanns Ausgabe ist selten benutzt worden. VI, 12 nae mi für nam mi. X, 26. da, modo, nach Bedarf des Metrum für commoda, welche Verwechslung H. D. sehr leicht findet. XIII, seu quod für seu quid. XVII, 19. superne icta für supernata, was durch die Autorität des Festus (Verrius Flaccus) mehr als hinreichend gesichert ist. XX, 14. tenaxque für tenerque-vaccula, sehr annehmbar, da eine Aenderung wohl nöthig ist, die beste aller Emendationen von H. D. teneraque was Heinsius geschrieben, verwirft das Metrum, weil der Tribrachys nicht für den Jambus in diesen Gedichten gesetzt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. December.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

C. Valerii Catulli Veronensis Carmina annotatione perpetua illustravit Frid. Guil. Doering. Altonae, sumtibus I. F. Hammerichii. MDCCCXXXIV. X. 255.

(Fortsetzung.)

XXII, 6 relecta oder retexta für relata. XXXI, 3 effert für fert. XXXVIII. 18 vilis (sic) für fili. XLI, 7 imago nasi für imaginosum, witzig. LV, 9 mel te für vel te, was die Stellung verwirft. LXII, 9 dicere für visere. LXIII, 74 plorans statt palans, wo H. D. übrigens selbst Bentleis Emendation als das bessere erkennt. LXIV, 95 saeve puer vom Amor für sancte. 250 nunc für tamen. 309 erat pulchra statt purpurea. LXVI, 77 explens se für expers. LXVIII. 91 pariter für nempe et. LXXVI. quaque statt usque. CXI, 4 ex patruo parere für efficere ex patruo. CXIII, 2 moechari für moechi, illo, möchte annehmbar scheinen, wenn nicht jenes moechi illo selbst nur Interpolation wäre und die Codd. mecilia gäben, worin ganz anderes liegt. Ergänzungen ganzer Verse sind LI, 8. LXIV, 19. LXVII, 12. XCV, 4. Beyträge zu andern Autoren lesen wir p. 30 zu Martialis, p. 72 zu Tibullus, p. 157 zu Virgilius.

Catullus hatte immer Beyfall gefunden; von seinen Zeitgenossen bis zum Untergange des römischen Reichs ist kein Jahrhundert, das nicht sein Lob verkündet; mit welcher Lust und Begierde er, als er in Italien wieder aufgefunden, von allen Freunden lateinischer Poesie begrüßt, gelesen, studiert, emendirt, versucht und nachgebildet worden, zeigt die Geschichte der Kritik und Literatur des XV. und XVI. Jahrhunderts; nur unserer Zeit war es vorbehalten, darüber anderer Meinung zu seyn. Weichert in Poet. lat. Reliq. bemerkt wiederholt p. 89. 122 — 124. 288. 327, Horatius habe durch den Vers:

> nil praeter Calvom et doctus cantare Catullum

seine Verachtung gegen diese Dichter hinreichend ausgesprochen, und mit Recht. Der jüngere Plinius habe I, 16, wo er von den Gedichten seines Freundes Pompejus Saturninus spricht — facit versus quales Catullus aut Calvus; quantum illis leporis, dulcedinis, amaritudinis! inserit sane, sed data opera, mollibus levibusque duriusculos quosdam, et hoc quasi Catullus aut Calvus — genau den Character dieser Poesie bezeichnet: hoc Plinii loco descriptam quasi videmus naturam et indolem Calvi poematum, quae si eorum argumentum spectamus, moliuscula et leviuscula, si verba et numeros, duriuscula fuerunt, qualia scripta nobis reliquit Catullus. Eine merkwürdige Verdrehung der Worte des Plinius! dieser sagt, die Verse seines Freundes seyen so leicht und fließend, wie die des Catullus und Calvus, nur einige fänden sich etwas rauh und hart, aber nicht aus Unkunde des Dichters, sondern absichtlich und geflissentlich (also gewiß dem Gedanken angemessen); auch dieß sey wie bey Catullus. H. Weichert trennt sofort Inhalt und Form, läßt jenen zu weichlich und unbedeu-

tend seyn, diese zu hart, unangenehm und nicht gehörig ausgearbeitet. Eine unglücklichere Erklärung konnte nicht leicht geliefert werden. Neque huic judicio, fährt Hr. Weichert fort, repugnat locus Gellii N. A. Lib. XIX, 9. ubi Catullus et Calvus nonnisi pauca (soll heißen: ubi nonnisi Catullus et Calvus pauca) scripsisse dicuntur poemata, quae cum fluentibus Anacreonteis deliciis contendi possent. Nam in carminibus Catulli, quem adeo Plinius major H. N. Praef. Tom. I. p. 4. Fr. duriusculum nominat, nemo, opinor, erit, quin illam nervosae orationis elegantiam, lenitatem et numerorum concinnitatem desideret, quam Augustei aevi poetae et verbis et numeris referunt ad Graecorum, in primis Alexandrinorum vatum, exempla feliciter effictam. Gewiß ein großer Tadel gegen einen lyrischen Dichter, wenn ihm Härte der Composition vorgeworfen wird. Aber sagt das auch Plinius? Das Wort freylich, doch den Gedanken nicht; fast scheint es, Weichert sey durch die lächerliche Anmerkung des Cantanäus zur obigen Stelle des jüngern Plinius getäuscht worden; man lese die Worte des Autors: ille (Catullus) enim, ut scis, permutatis prioribus saetabis, duriusculum se fecit, quoniam volebat aestimari a Veranniolis et Fabullis. Hier ist deutliche Beziehung auf das XII. Gedicht. Verannius und Fabullus hatten dem Dichter aus Spanien (v. Carm. IX.) ein sätabisches Schnupftuch geschickt, Asinius hatte dieß in der Gesellschaft absichtlich oder zufällig vertauscht; Catullus aber tritt hier sehr bitter gegen ihn auf und fordert das Geschenk seiner Freunde zurück. Wo ist eine Spur von dem, was H. W. sagt, si argumentum spectamus, molliuscula et leviuscula, si verba et numeros, duriuscula? wenn etwas daran ist, so wäre es vielmehr das Gegentheil; die Heftigkeit, das Bittere und Sarkastische ist es, was Plinius meint; er nahm eine unbedeutende Sache zu empfindlich, duriusculum se fecit. — Wir wollen

jener Meinung eine wichtigere Autorität leihen, keine geringere als die des Dichters selbst, er klagt XVI, 4, 8. man habe seinen Versen den Vorwurf gemacht:

qui me ex versiculis meis putatis,
quod sint molliculi, parum pudicum.

aber auch dieß ist nicht im Sinne des H. W.; wie der Zusammenhang lehrt, wird damit nur der erotische Inhalt der Lieder angedeutet. Horatius tadelnde Worte berühren, was schon anderswo gegen H. W. bewiesen worden, nicht den Calvus und Catullus, sondern nur Hermogenes und Demetrius. Wir kennen seine Ansichten über Poesie im Einzelnen und Ganzen hinreichend, um mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß die meisten Gedichte des Catullus seinen Beyfall haben mußten. Was ihn zu so einem bittern Urtheile gegen die ältesten römischen Dichter verleitete, die vernachläßigte Form, die sein geglättetes Zeitalter so strenge strafte, war bey Catullus nicht zu finden, dieser hatte zuerst freyere lyrische Verse gewählt und die Form so strenge beachtet, daß er ganze Gedichte nur aus reinen Jamben — was selbst Horatius nicht wagte — verfertigte; eine eigene uns unbekannte Bewandtniß mag es mit den metrischen Freyheiten des LV. Gedichtes haben; und wenn Einzelnes, doch höchst selten, sich findet, was im Horatius nicht nachzuweisen ist, wie: tu dabi, supplicium, so lebte Catullus auch früher und erlaubte sich nur das allgemein zugestandene und von Niemand noch untersagte. Besonders anstößig ist H. W. der Gebrauch der vielen Deminutiva, welche den Gedichten, statt Anmuth zu geben, alle Kraft nehmen und sie entnerven; p. 124 cf. 30: erat enim illius aetatis poetarum proprium vitium nescio dicam an studium, ut, quod Latinus sermo in foro jam asciverat virile robur, in versibus frangerent cum aliis rebus, tum imprimis frequenti Deminutivorum usu, quo tantum aberat, ut carminibus elegantiam conciliarent, ut iis molestam quandam et duram adderent scabritiem, quae Augusti demum aetate

Horatii acumine (?) et Virgilii arte (?) detersa est, ita ut Maecenas, quem constat hujuscemodi calamistris utrumque orationis genus inussisse, ab omnibus derideretur. Dieser Tadel des häufigen Gebrauches der Deminutiva ist nicht ganz ungegründet, nur daß wohl Niemand daraus sogleich eine molesta et dura scabrities folgern wird, eben so richtig ist, daß Horatius und Virgilius dieses vermieden haben; doch wird, wie wir glauben, dabey der Inhalt zu wenig beachtet; dem spielenden, scherzenden Tone, der verliebten, sentimentalen Stimmung sind diese verkleinernden Formen eben so angemessen, als der ernsten und bedächtigen Sprache fremd, und die Versart der Hendecasyllabi bot und gebot sie von selbst; auch Horatius würde sich dieser in solchen Versen bedient haben.

Einen triftigeren Grund könnte man darin finden, daß Horatius von sich rühmt (Carm. III, 30. IV, 9.) er sey der erste, der die lyrische Poesie den Römern zugänglich gemacht, der erste (Epist. I, 19), der parische Jamben dem Latium gezeigt habe, da doch schon Catullus mit beyden angefangen, und nur aus Geringschätzung seines Vorgängers ignorire er, was dieser geliefert habe, etwa wie wir zu den Worten carmina non prius audita (Carm. III, 1.) die Bemerkung der alten Erklärer lesen: Romanis utique non prius audita, quamvis Laevius Lyrica ante Horatium scripserit, sed videntur non illa Graecorum lege ad Lyricum characterem exacta. Aber die Erwähnung des Lävius ist jedenfalls am unrechten Orte, an solche lyrische Gedichte, welche das dritte Buch enthält, mit moralischer Tendenz zur Besserung des jüngern Geschlechts (die alten wurden als unverbesserlich aufgegeben) hatte vor Horatius niemand gedacht und dieser konnte ersteres mit Recht von sich rühmen, da Catullus nur (zweymal) die sapphische, nie die alcäische Strophe, in welcher doch die kräftigsten Oden geschrieben sind, versucht hatte, nicht zu erwähnen, daß wir den Geist griechischer Dichtung der lateinischen Denkart angepaßt, bey Catullus nur in den elegischen, bey Horatius in den lyrischen Liedern ausgedrückt finden. Vergl. Bentlei zu Ep. I. 19, 29. Auch das zweyte, was Volpi in seiner Vita Catulli den Horatius vorgeworfen, bezieht sich auf die äußere Form; parische Jamben, wie Archilochus sie geschrieben, hat Catullus nicht; übrigens mochte Horatius vielleicht an ihm die zu große Heftigkeit, das derbe und bittere, noch Spuren der freyen Republik im Gegensatze der folgenden, feineren Zeit des Augusteischen Hofes tadeln, er mochte mit Plinius sagen: duriusculum se fecit.

Wir wünschten, H. Döring hätte diese und ähnliche Fragen einer Untersuchung unterworfen und seine Ansichten darüber mitgetheilt; die erste Ausgabe enthält als Einleitung die Notitia literaria, ferner die vita Catulli, testimonia, metra aus Volpi. Wären die Lebensumstände des Dichters nachgewiesen und die Gedichte im allgemeinen gehörig gewürdigt, alles übrige könnten wir leicht entbehren; jetzt werden wir (nur ein Schema der verschiedenen Metra aus Nobbe's Abhandlung zusammengestellt geht voraus) unmittelbar zu den Gedichten und deren Erklärung geführt. Diese ist die vorzügliche Seite, die H. D. hervorgehoben, auch ist hinreichend dafür gesorgt und wohl nichts mit Stillschweigen übergangen. Sehr passend hat jedes Lied seine Inhaltsangabe, kürzer und gewöhnlich genauer als die erste Ausgabe, nur daß Mangel und Vernachläßigung der Kritik sich schon hier deutlich genug äußert. LI. enthält die Uebersetzung einer Ode Sappho's; vier Strophen und der Anfang der fünften von dem griechischen Originale stehen bey Longinus, die lateinische Version des Catullus giebt nur drey und enthält in einer vierten folgenden eigenen Zusatz:

Otium, Catulle, tibi molestum est;
Otio exultas nimiumque gestis,
Otium et reges prius et beatas
Perdidit urbes.

Jeder muß gestehen, daß Catullus in dem vorhandenen eine genaue Uebersetzung liefert, und wenn drey

Strophen, warum nicht auch die übrigen? zumal im Originale der Gedanke erst mit der vierten völlig schließt, und was soll die beyspiellose Verbindung eigener Verse mit dem Gedichte der Sappho? daher haben wir schon früher unsere Meinung dahin ausgesprochen, daß die Uebersetzung nicht vollständig gewesen, wie die Elegie des Callimachus, jene dem Catullus eigene Strophe aber den Rest eines verlornen Liedes bilde; ähnlich beginnt Horatius II, 16. Otium divos rogat in patente ... Otium bello furiosa Thrace, Otium Medi pharetra decori. Gleichwohl findet Hr. D. dieses Anhängsel, welches Martini Laguna, Hand und Sillig für eine Interpolation späterer Zeiten erklärt hatten, als das schönste des Liedes (pro veste Graeca induit vestem Romanam, sed eidem laciniam annexuit quae pro summo ejus ornamento habenda est.) und meint, Catullus sey nach der Uebersetzung dieser Liebesode zu sich gekommen (ad se rediisse), habe über die Ursache solcher Leidenschaft nachgedacht, und sie endlich in der Quelle aller Uebel, dem ignavum otium, gefunden. Eben so ungenügend mußte der Inhalt von LIV. werden, da H. D. verbindet, was frühere Herausgeber längst getrennt haben und die Worte

Irascere iterum meis jambis
immerentibus, unice imperator,

zeigen klar genug den Anfang eines verloren gegangenen Gedichtes gegen Cäsar; das wiederholte Zürnen des Cäsar ist von Bedeutung. Dürften wir die Gedichte nach der Zeit, in der sie geschrieben, geordnet denken, so müßten wir annehmen, daß die Versöhnung Cäsars und Catullus erzwungen und ohne Bestand gewesen, und das erste Zeichen des neuen Ausbruches würden wir in obigen Versen erkennen; vergl. LVII. XCIII. wahrscheinlich auch CXIII. bezieht sich auf Cäsar. Es ist nämlich allgemein angenommen und sehr wahrscheinlich, obschon nicht entschieden, daß XXIX (wie die Erwähnung der Iberischen Beute lehrt, nach der Schlacht bey Munda, also im letzten Lebensjahre Cäsars geschrieben) das Gedicht sey, wovon Suetonius Cäs. 73 sagt, Valerium Catullum, a quo sibi versiculis de Mamurra perpetua stigmata imposita non dissimulaverat, satisfacientem eadem die adhibuit coenae hospitioque patris ejus, sicut consuerat, uti perseveravit. H. D. hat zu XXIX., wo er das Benehmen Cäsars anführt, das wichtigste, jenes s a t i s f a c i e n t e m, übergangen.

Die Einleitung der Stellen bietet im Einzelnen viel Gutes, aber dadurch, daß Hr. D. ähnlich den Glossatoren der Handschriften so oft Worterklärungen folgen läßt, worin das einfachste und leichteste mit ähnlichen Ausdrücken wiederholt wird, z. B. v e n u s t a s elegantia, lepor. p e r d i t i u s profligatius, corruptius, insanabilius. a m p l i u s, plus quam adhuc factum est, optabilius, ulterius. s i m u l simulac u. dgl. sind wir endlich wieder da angekommen, wo die ersten Erklärer des XV. Jahrhunderts Parthenius und Palladius Fuscus angefangen hatten.

Eben so häufig sind die der heynischen Schule eigenen allgemeinen Lobsprüche, unbestimmte Ausrufungen, kreischende Bewunderung, wie Lessing sagt, eben so ununterrichtend für den Liebhaber, als eckelhaft für den, den man damit zu ehren vermeint; daran ist die neue Bearbeitung viel reicher, als die ältere z. B. LXIV. v. 1. expende verborum splendorem et ornatum expressae sententiae . . v. 6. quam pulchre et exquisite! pro vulgari . . v. 9. observa in hoc elegantem et numerosam verborum structuram . . v. 10 egregie et scite ad rem fabrilem pro . . . v. 13 venusta oratio pro . . . nur daß die Frivolität unsers Dichters nicht selten dieses ästhetischen Gefühls spottet und dafür zur Strafe auch Ausrufungen entgegengesetzter Art veranlaßt, so hat XLV. Carmen melitissimum! conspicimus duorum amantium imaginem tanquam in tabula pulcherrimis coloribus depictam seinen Gegensatz in XXXII. novum exemplum projectissimae impudicitiae, quam exhorrescit aetas cultior; nam versibus obscenissimis Catullus etc. und vielen andern.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. December.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

C. Valerii Catulli Veronensis Carmina annotatione perpetua illustravit Frid. Guil. Doering. Altonae, sumtibus I. F. Hammerichii. MDCCCXXXIV. X. 255.

(Schluß.)

Dagegen freuen wir uns, ein Verdienst des Herausgebers um Catullus hervorheben zu können, das schon die erste Bearbeitung auszeichnet, wir meinen die Angabe nicht etwa ferner Aehnlichkeiten späterer Dichter, sondern entschiedener Nachbildung. H. D. hat unseres Wissens zuerst zu den Versen LXII, 42.

multi illum pueri, multae optavere puellae,
idem cum tenui carptus defloruit ungui,
nulli illum pueri, nullae optavere puellae.

die Nachahmung des Ovidius Metam. III, 353. anzeigt:

Multi illum pueri, multae cupiere puellae;
sed fuit in tenera tam dura superbia forma.
nulli illum juvenes, nullae tetigere puellae.

Dieß ist das Feld, wo viel geleistet werden konnte; Martialis und die lat. Anthologie geben allein eine gute Ausbeute und durch eine Lectüre der römischen Dichter mit besonderer Rücksicht auf Catullus würde der Commentar von dieser Seite seine Vollendung erlangen. Von niemand waren wir hierin mehr zu erwarten berechtigt, als von H. D.; dieß scheint jedoch nicht seine Absicht gewesen zu seyn, und was die zweyte Bearbeitung außer der ersten neues giebt, ist mehr zufällig beachtet, als absichtlich gesammelt; aber auch dieß wenige erkennen wir mit großem Danke und schätzen die Beyträge dieser Art zu XLI, 2. 41, 8. LXIII, 81. LXIV, 148. 153., nur wundern wir uns, daß LXI, 61. die Nachahmung des Claudianus erwähnt und die weit zuverlässigere und näher liegende des Lotichius Eleg. IV, 3, 35:

Nil sine te Venus alma potest Jovis inclita proles,
comprobet assensu quod bona fama suo.

welche die erste Ausgabe mittheilt, übergangen ist.

Der lyrische Dichter wird dadurch, daß er seine Empfindung ausdrückt, sich und seine Umgebung darlegen; diese Verhältnisse zu erkennen und nachzuweisen, so weit es möglich, ist Sache des Erklärers. Wir lesen von einer engern Verbindung dichterischen Freunde, des Calvus, Cinna, Cäcilius, und finden dabey manche Bemerkung, welche eine Litteraturgeschichte nicht übergehen sollte; mythische Gegenstände in den Gedichten darzustellen, lag besonders in der Sitte jener Zeit, so Catullus LXIII. LXIV. Cinna dichtete die Zmyrna, Cato die Diana, Cäcilius die Cybele; aber auch von verachteten Dichtern erfahren wir Manches, einem Cäsius, Aquinius, Volusius, Suffenus. Doch das Wichtigste im Catullus ist sein Liebesverhältniß zur Lesbia. Wären die Gedichte chronologisch geordnet, so hätten wir dadurch allein das größte Ver-

ständniß und viele Zweifel würden gar nicht entstehen, aber sie sind nach der äußern Form gestellt *), und auch hier scheinen sie nicht sämmtlich der Zeit nach, in welcher sie geschrieben, einander zu folgen. XLVI drückt die Freude über die bevorstehende Abreise aus Bithynien aus, wohin er der Cohorte des Prätor Memmius, wir wissen nicht in welcher Eigenschaft, gefolgt war, und doch lesen wir die freudige Begrüßung der Halbinsel Sirmio am Benacus schon XXXI., ein Lied unmittelbar nach seiner Ankunft daselbst aus Bithynien geschrieben; noch mehr, die Weihung des Phaselus, mit dem er aus Asien in Italien anlangt, später als XXXI. und gleichfalls am Lacus Benacus gedichtet, ist das vierte Gedicht unserer Sammlung. Aus den Tagen wechselseitiger Neigung zwischen Catullus und Lesbia stammen die Gedichte II., III., V., VII. Dagegen zeigt von den Hendecasyllabi zuerst VIII die Trennung, wahrscheinlich schon aus den ersten Tagen dieser; es ist nicht das vibrare truces jambos, nicht das Aufgeben des geliebten Gegenstandes, sondern die Ermahnung und Aufforderung an sich selbst, nachdem er sich getäuscht und verlassen sieht, mit männlicher Kraft das Schicksal zu ertragen. Vielleicht in diese Zeit gehört, doch noch etwas früher LXX, welches den Zweifel wahrer Liebe ausdrückt (wo Hr. D. nicht sagen durfte: a muliere quadam; daß Lesbia gemeint sey, beweist LXXII). Die nämliche Stimmung trägt das vortreffliche Gedicht LXXVI. Nicht viel später wird

*) a) I—LX. Lieder, lyrische Gedichte; Hendecasyllabi ist ihre größte Zahl, daher konnte Charisius mit Recht: Catullus in Hendecasyllabis sagen;

b) Epithalamia LXI in Glyconischen Versen. LXII, Wechselgesang in Hexametern. LXIII, Galliambus, wenn nicht zufällig hier eingereiht, bildet den schroffen Gegensatz vou den Epithalamien und der Schluß mag die Erklärung seiner Stelle gebeu, LXIV Hochzeitsfeyer des Peleus und der Thetis.

c) LXV—CVI. Disticha, Elegien und Epigramme.

LXXVIII seyn, an den Manlius, (nach Muretus die Elegie aller Elegien), welches nähern Aufschluß über jene Dame ertheilt. Außerdem gehören in diese Zeit der Trennung XI, ein völliger Abschiedsbrief, der seinen frühern Ursprung schon dadurch beurkundet, daß des Cäsars höchst rühmlich erwähnt wird (Caesaris visens monumenta Magni), doch nicht vor 698 geschrieben. XXXVII. LVIII. LXVIII. LXXII. LXXV LXXXV, letzteres ein Distichon

Odi et amo; quare id faciam, fortasse requiris.
Nescio, sed fieri sentio et excrucior.

der Grund, der ihm selbst noch dunkel gewesen, ist gleichwohl schon in einem frühern Gedichte desselben Inhaltes LXXII, 5. deutlich ausgesprochen:

Nunc te cognovi; quare etsi impensius uror,
multo mi tamen es vilior et levior.
Qui potis est? inquis; quod amantem injuria talis
cogit amare magis, sed bene velle minus.

In allen diesen Gedichten herrscht die leidenschaftliche Stimmung verschmähter Liebe, alle tragen das Gepräge ächt poetischen Geistes und wir rechnen sie zu den schönsten Denkmälern dieser Gattung, welche das Alterthum uns überliefert hat; man lese nur LXXVI. Den Anfang der Wiederversöhnung verkündet XXXVII, in diese Zeit fallen LXXXIII. LXXXVI. XCII. CIV; entschieden ist die Vereinigung ausgesprochen CVII. CIX.

Wir übergehen die grammatische Erklärung, wiewohl sich auch hier manches findet, was wohl wenige Leser für gegründet annehmen werden, wie wenn es zu XIX, 4.

nutrivi, magis et magis ut beata quotannis

heißt: scil. fieret; und erwähnen noch zum Schlusse einige Stellen, die uns einer andern Auffassung fä-

hig scheinen. Catullus drückt im XI. Gedichte die innigste Freundschaft gegen Furius und Aurelius aus; ganz anders aber ist XVI., worin beyde wegen eines Tadels seiner Gedichte nicht auf die freundlichste Art begrüßt und verabschiedet werden. Vergl. XV. XXI. XIII. H. D. hat schon in der ersten Ausgabe einen Zweifel über die Identität der Personen erhoben, der in der neuen sich zur völligen Ueberzeugung gestaltet hat; ab his duobus certe diversi plane fuerunt homines Aurelius, quem Catullus infra XXI. ut patrem esuritionum et Furius quem infra XXIII. ut hominem summa rerum inopia laborantem exagitat. Wie, Catullus hat einen Aurelius und Furius, welches seine besten Freunde sind, und wieder einen Aurelius und Furius, die seine Feinde sind und beyde Paare halten eng zusammen! Muretus dachte an später entstandene Feindschaft, doch sind diese scheinbar harten Angriffe nur scherzhafter Natur, die Alten verstanden mehr Scherz, als wir, und nicht ohne Grund mag er sich von seinen Freunden sagen lassen, was vielleicht Urtheil eines größeren Publikums gewesen ist; die alte Klage über Frivolität der Dichter ist hier kräftiger, als irgendwo bei den spätern zurückgewiesen. Sind aber hier dieselben Freunde, welche XI hervorhebt, gemeint, so ist in den übrigen Gedichten um so weniger zu zweifeln, als Inhalt und Gegenstand, die Ueberlieferung des schönen Knaben Juventius, das Scherzhafte deutlich durchblicken lassen. XIV. an den Calvus beginnt mit den Worten

Ni te plus oculis meis amarem,
jucundissime Calve, munere isto
Odissem te odio Vatiniano.

wozu die Bemerkung: odio Vatiniano proverbiali fere locutione pro odio acerbissimo. Nam Vatinius per scelera quae Cicero persecutus est in oratione in Vatinium, omnium hominum acerrimum sibi conflaverat odium. Dieß ist nie Sprichwort gewesen und eine allgemeine Bedeutung ist hier nicht an der Stelle; es muß eine wechselseitige Beziehung zwischen Calvus und Vatinius eintreten, daher man eher vermuthen konnte: der Haß, den du gegen Vatinius hast; Calvus war nämlich ungemein heftiger Natur und zeigte diese Heftigkeit besonders in dem Rechtshandel gegen Vatinius, gegen den er (699 nach Weichert p. 119) als Kläger auftrat; um so heftiger aber mußte sein Zorn seyn, als er das Recht auf seiner Seite hatte und gleichwohl durch Cicero, der wegen Pompejus und Cäsar sich des Vatinius annehmen mußte, durchgefallen war; doch der grammatische Gebrauch, wie die Sache lehrt, daß hier nur von dem Hasse des Vatinius gegen Calvus die Rede sey; und diese Erklärung hatte außer der obigen die erstere Ausgabe: vel tanto quanto te odit Vatinius. In den Versen XXII, 4., wo von dem schlechten, schreibsüchtigen Dichter Suffenus gesprochen wird:

Puto esse ego illi millia aut decem, aut plura
perscripta, nec sic, ut fit, in palimpsesto
relata; chartae regiae, novi libri,
novi umbilici, lora rubra, membrana
directa plumbo, et pumice omnia aequata

vermißt Hr. D. den Begriff des Verbesserns und wiederholten Revidirens und glaubt ihn durch die Aenderung von relecta oder retexta gefunden zu haben: vergebens, er liegt in dem Worte palimpseston, welches an sich und durch seinen Gegensatz von chartae regiae andeutet, daß es nur zum gewöhnlichen Gebrauche des Concipiren verwendet worden; übrigens fordert die Concinnität der Glieder, wo jedes Substantivum sein eigenes Prädikat erhält, daß im letzten Verse mit Herstellung der handschriftlichen Leseart die Distinction geändert werde:

membrana

detecta, plumbo et pumice omnia aequata.

Diese Bemerkungen mögen hinreichen, zu zeigen, daß die zweyte Ausgabe nicht das Resultat eines nach Erscheinen der ersten fortgesetzten Studiums römischer Poesie liefern, sondern daß Hr. Döring in seinem hohen Greisenalter (septuaginta octo annos natus) mehr eine unterhaltende und angenehme Muße suchte und wir können solch einer ehrenvollen Beschäftigung um so mehr günstigen Erfolg versprechen, als diese Bearbeitung, so wenig sie auch den Anforderungen unserer Zeit genügt, doch immer Vieles zum Verständnisse beyträgt und die einzige ist, welche die neuere Zeit von diesem Dichter geliefert hat.

A Description of the Azores or Western Islands, by Captain Boid, late of H. M. F. Majesty's navy. London 1835. 8. S. 373. Mit einer Karte der Azoren und einigen Abbildungen.

Die Beschreibung, welche Capitän Boid von den Azoren macht, die er im Dienste Don Pedro's, alle, mit Ausnahme der zwey westlichsten, besucht hat, erinnert an die

Arva, divites et insulas,
Reddit ubi Cererem tellus inarata quotannis
Et inputata floret usque vinea,

welche Horaz seinen Mitbürgern als Zufluchtsort aus den bürgerlichen Kriegen empfiehlt. Der vulcanische Boden ist von so großer und beständiger Fruchtbarkeit, daß er, besser benützt als jetzt, fünf bis sechs Millionen Menschen reichlich nähren könnte. Dermal haben die neun Inseln zusammen nur 250,000 Einwoher. Nicht die Natur ist der Zunahme entgegen; denn Luft und Wasser sind äußerst gesund; an den Beherrschern liegt die Schuld. Drey Viertel des angebauten Landes sind mit Fideicommiß belegtes Eigenthum von Herren, die man Morgados nennt. Das ist nun kein Uebel an sich, wie der Verf. zu glauben scheint; sind doch, wie er wohl wissen kann, die Güter vieler englischer Herren ganz eben so gebunden und gleichwohl nicht weniger blühend als die ungebundenen ihrer Nachbarn. Aber die unwissenden, trägen und schmutzigen Morgados, zum Theil in Portugal wohnhaft, verpachten ihr Land in kleinen Stücken, auf sehr kurze Zeit, unter sehr lästigen Bedingungen; darum fehlt es der Landwirthschaft an aller Aufmunterung. Dazu kommt, daß das Innere der Inseln, zwey Drittel des ganzen Landgebietes ungebaut bleibt, weil keine Straßen dahin führen. Die portugiesische Regierung ließ überdieß ihren Beamten übermäßige Gewalt, die von ihnen gewöhnlich zu Erpressungen mißbraucht wurde. Kein Wunder, daß aus diesen glücklichen Inseln große Auswanderungen nach Brasilien geschehen sind.

Der Verf. hofft viel von der gegenwärtigen Regierung, befürchtet aber, daß die Abneigung der Portugiesen gegen Ansiedelungen Fremder ein Hauptmittel der Verbesserung, die er sonderbar genug Reform nennt, nicht werde ergreifen lassen. — Auf Santa Maria, das nur noch halb so viel Einwohner, als vor zwanzig Jahren, zählt, begann zu der Zeit, als der Verfasser in der Nähe war, ein neuer Beamter die Reform der Wirthschaft damit, daß er ein Decret, das seine Absichten kund thun sollte, an mehreren Orten anschlagen ließ. Das hilft gar nichts, bemerkte ihm ein älterer Beamte; auf der Insel sind nur zwey Weiber und ein Mann, die lesen können.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. December.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

Ensaio sobre o Fabrico do Assucar. Offerecido à Sociedade d'Agricultura Commercio e Industria da Provincia da Bahia. Por Miguel Calmon Du Pin e Almeida, do Conselho de S. M. o Imperador etc. Bahia, na typographia do Diario. 1834. gr. 8. (191 Seiten). (Versuch über die Fabrikation des Zuckers, der Gesellschaft für Agrikultur, Handel und Industrie der Provinz Bahia gewidmet von Calmon du Pin e Almeida, Staatsrath u. s. w.)

Der Verfasser dieses Buches, unter Don Pedro I. eine Zeit lang Finanzminister von Brasilien, lebt jetzt in der Nähe von Bahia auf seiner Zuckerfabrik, und hat vielfache Gelegenheit, die Fabrikation eines für sein Vaterland so äußerst wichtigen Artikels zu beobachten. Er beabsichtigt, seine Landsleute auf die verschiedenen Gebrechen dieses Industriezweiges aufmerksam zu machen und gedeihliche Verbesserungen anzurathen. Mit vollem Rechte geht er hiebey von der Ansicht aus, daß der Zuckerbau namentlich in Bahia die Grundlage jeder andern Landwirthschaft sey, und daß eine Verbesserung desselben auf den Wohlstand der ganzen Provinz vom günstigsten Erfolge seyn müsse. Sein Buch giebt daher noch viele andere Anweisungen, durch welche der Leser in den Stand gesetzt wird, eine Uebersicht der gesammten, dort üblichen Landwirthschaft zu gewinnen. Rücksichtlich der Behandlungsart des Stoffes selbst aber kann es so ziemlich als ein Musterbild von der Art und Weise angesehen werden, in welcher portugiesische und brasilianische Schriftsteller zu schreiben pflegen. Man bemerkt nämlich bey allen diesen Schriftstellern eine seltsame Neigung, ihre Gelehrsamkeit durch mannigfaltige Citate glänzen zu lassen, zugleich aber ein lebhaftes Bestreben, von der rein-theoretischen Ansicht in die Praxis herüberzukommen. Das Erstere haben sie mit den Spaniern, das Andere mit den Nordamerikanern gemein, und der Grund dieser Eigenthümlichkeit mag in der realistischen, vom klassischen Studium fast ganz abgewandten Bildung liegen, welche in Coimbra, wie in den zwey brasilianischen Landes-Universitäten zu St. Paulo und zu Olinda, gegeben wird.

Senhor Calmon behandelt seinen Gegenstand in drey Theilen. Im ersten erwägt er die Nothwendigkeit einer allgemeinen Reform des Zuckerbaues und der Zuckerfabrikation in seinem Vaterlande, in der zweyten die dazu dienlichen Mittel im Allgemeinen, und in der dritten stellt er die Art der Zuckerbereitung dar, wie er sie für ersprießlich erkannt hat.

In einer Einleitung spricht der Verf. von den Fortschritten der Agrikultur und ihrem dermaligen so wesentlichen Einfluß auf den Reichthum und die Gesittung der Völker. Da er die meisten Länder Europas in dieser Beziehung selbst bereist hat, so führt er Manches an, was zur Aneiferung für seine Landsleute dienen kann. Die Notiz, welche über den Zustand der Agrikultur in Deutschland gegeben wird, nimmt sich hier freylich sehr seltsam aus, denn sie datirt um mehrere Decennien zurück. Als eine Probe, wie der Verfasser sich unser Deutschland in Rücksicht auf die Landwirthschaft denkt, mag sie hier stehen. „In dem größten Theile von Deutschland wird die Landschaft von Tag zu Tag wesentlich gefördert und verbessert. Die Principien von Thaer, die Arbeiten von

Serenius für die Schulen von Sachsen-Weimar (Syntagma de rebus rusticis), das österreichische Manual von Weigand, das treffliche Buch von Rizhaub (Brevis rei rusticae descriptio, Giess. 1786), der böhmische Bauern-Katechismus, die Lehrstühle auf den preußischen Universitäten, Beckmanns Vorträge in Göttingen und viele Schriften wirken zur Erweiterung aller Zweige dieser Wissenschaft u. s. w. (!)" Wenn der europäische Leser solche Bemerkungen höchst dürftig und ungenügend finden muß, so wird er dagegen die allgemeinen Betrachtungen des Verfassers über die Fortschritte der Agrikultur mit Interesse lesen. Vom Kaffeebaue bemerkt Calmon, daß er im Jahre 1810 noch ganz unbedeutend in Brasilien, seitdem in den Gebirgen der Provinz von Rio de Janeiro so außerordentlich zugenommen habe, daß jetzt die Kaffeeausfuhr aus Brasilien mit der des Zuckers und der Baumwolle wetteifern könne. Die Zunahme der Ausfuhr aus Rio von jener Zeit bis 1828 betrug, nach Calmons Rechnung aus authentischen Quellen, jährlich 300,000 Arrobas (100,900 Centner), und Rio allein exportirt gegenwärtig wenigstens um 12,000,000 Gulden jährlich, indem monatlich 15,000 Säcke, jeder zu 12,000 Rees verschifft werden. — Der Zuckerbau hat ganz vorzüglich durch die Einführung der sogenannten „otahitischen" Varietät, welche in Brasilien, weil sie aus Cajenne kam, Cayana genannt wird, einen fast unglaublichen Umschwung erhalten. Seit den 18 Jahren, die nach der Einführung dieser Sorte verflossen sind, hat sich der Zucker-Ertrag fast vervierfacht, so daß jetzt aus Bahia 40,000 Kisten (jede zu 40 Arrobas oder 1280 Pfund), während vorher 10,000, ausgeführt werden. Sehr wesentlich war auch der Vortheil, welcher aus der sparsamern Benützung der Brennmaterialien hervorgieng, ohne welche, nach des Verfassers Meinung, viele Fabriken (Engenhos) in Bahia nicht im Stand gewesen wären, Concurrenz zu halten. Auch die Errichtung mehrerer ökonomischen Gesellschaften in Brasilien, welchen vorzugsweise die von Antigua, Barbados, St. Vicente und Jamaica zum Vorbilde dienten, war von großem Einfluße auf die Erweckung der Industrie und der verschiedenen Landwirthschaftszweige. In Rio de Janeiro bildete sich eine solche Gesellschaft unter dem Namen Sociedade auxiliadora da Industria; in Baha organisirte Hr. Calmon die Sociedade d'Agricultura, Commercio e Artes, und 1832 ward daselbst eine andere, Sociedade Philomathico-Chimica, gegründet, deren Mitglieder zum Theil in Paris in der polytechnischen Schule gebildet worden sind. Vor der Sociedade industrial von Valença brachte General Arouche seine gründlichen Vorschläge zum Anbau des Theestrauches in Brasilien in Anregung, von welchen der Verfasser die günstigsten Erfolge erwartet. Auch in einer Zeitschrift, die in der südlichsten Provinz von Brasilien, unter dem Titel: Propagador da Industria Rio-Grandense, herauskommt, erblickt der Verfasser einen kräftigen Hebel zur Belebung der Industrie und der Landwirthschaft. Uebrigens geht aus seiner Schilderung hervor, daß die unmittelbare Mitwirkung der Regierung gar oft nothwendig seyn werde, um Brasilien in diesen Beziehungen auf gleiche Linie selbst mit denjenigen Ländern Europa's zu stellen, wo die Landwirthschaft noch am meisten vernachläßigt ist. Kanäle, Straßen, mancherley Arten von Fabriken können, nach H. Calmons Ansichten, nicht etwa, wie in Nordamerica durch Actionäre und Privat-Gesellschaften hergestellt werden; sie erheischen das unmittelbare Eingreifen der Administration, weil der Gemeinsinn und die Einsicht zu schwach, und die für solche Unternehmungen nöthigen Capitalien zu selten seyen. Ein großes Hinderniß der Industrie findet er auch in den starken Abgaben, welche auf den einzelnen Artikeln der brasilianischen Landwirthschaft: Tabak, Zucker, Zuckerbranntwein u. d. gl. lasten. Er rühmt sich jedoch, als Mitglied der Assemblée in Rio die Verminderung einiger dieser drückendsten Lasten angeregt und durchgesetzt zu haben.

In dem ersten Abschnitte faßt der Verfasser die Mißbräuche und Mißverständnisse in's Auge, welche

eine Umgestaltung der Behandlung des Zuckerrohrs und des Zuckersaftes, kurz, die gesammte Oekonomie in den Zuckerhöfen, gebieterisch erheischen, und er geht hiebey von der Ansicht aus, daß ohne eine baldige Verbesserung des landwirthschaftlichen wie des technischen Betriebes eine allgemein unglückliche Katastrophe für die Zuckerbauern eintreten müsse. Er findet namentlich schädlich die irrigen Meinungen mancher Gutsbesitzer, daß man den Verlust an gutem Zucker durch die Erzeugung einer größeren Menge von schlechter Qualität compensiren könne, — daß es immer die hinreichende Anzahl von Sclaven zur Leistung der hier nothwendigen Dienste geben werde — daß Brasiliens Zuckerhandel durch keinen mächtigen Concurrenten bedroht werde. In Rücksicht auf den ersten Irrthum zeigt der Verfasser, daß der Preiß des Zuckers und seiner verschiedenen Sorten sich nicht in demselben Verhältniß erhöht habe, wie der vieler anderer Gegenstände, namentlich des Viehes und der Sclaven, seitdem eine ungeheure Quantität von Papiergeld das Gold verdrängt hat. Alle Betriebskosten einer Zuckerfabrik sind sonst um ein Drittheil geringer gewesen als jetzt, und da der Zucker aus Havanah und den übrigen amerikanischen Ländern an Qualität den brasilianischen mehr und mehr zu übertreffen droht, so sey die ernste Erwägung einer Methode, wodurch die Güte des inländischen Fabrikats zu heben wäre, von äußerster Nothwendigkeit.

Eine besondere Aufmerksamkeit widmet der Verfasser den Verhältnissen der Sclaven, welche unter den gegenwärtigen Umständen, insbesondere bey der geringen Bevölkerung und bey dem Mangel an Lohn-Arbeitern, ein nothwendiges Uebel seyen. Er glaubt, daß nach Aufhebung des Negerhandels, durch Contrebande nicht mehr so viele schwarze Arbeiter in's Land gebracht werden könnten, als zum Betrieb der Zuckerfabrikation nothwendig wären. Er spricht die traurige Ueberzeugung aus, daß, um den Sclavenstand für Brasilien im Verhältniß zu den durch ihn zu verrichtenden Arbeiten zu erhalten, jährlich 20,000 Sklaven recrutirt werden müßten! Ohne dieses Mittel vermindere sich die Zahl derselben bald in einer für die Existenz der Zuckerfabriken gefährlichen Progression, und zwar aus drey Hauptgründen: der Zunahme anderer Zweige der Landwirthschaft und der Industrie, wodurch ebenfalls viele Neger, als Arbeiter, in Anspruch genommen würden; der Manumission, welche, wenn auch noch so oft aus Gründen der Menschlichkeit eintretend, dennoch die Zahl arbeitender Personen notorisch verringere, weil sich der Freygelassene hartnäckig weigere, noch Sklavendienste um Lohn zu verrichten; der unter den Negern stets sehr beträchtlichen Sterblichkeit. Hr. Calmon bemerkt, daß auch in Jamaica, Essequebo, Demerary u. s. w. die Sterblichkeit seit dem Ende des Sklavenhandels in einem Verhältniß beobachtet worden sey, welches die Existenz der Sklaven in jenen Colonien überhaupt in Frage stelle, und daß in Brasilien, nach vielen Berechnungen von Zuverläßigkeit, der jährliche Abgang durch den Tod wenigstens auf 5 von Hundert anzuschlagen sey. Vermehrung der arbeitenden Hände durch Einführung europäischer Colonisten, durch Zähmung der wilden Urbewohner oder durch Anlegung von Armen-Colonien hält der Verfasser für wenig ausführbare Mittel, um dem Zuckerbau aufzuhelfen. Die bisherigen Erfahrungen der Regierung rücksichtlich der eingeführten Colonisten, unter denen man den Abschaum der europäischen Bevölkerung erhalten habe, stellen jede ähnliche Unternehmung als zweckwidrig dar, indem die Ankömmlinge, im Allgemeinen, sich der Arbeit, wie immer möglich, zu entziehen suchen.

Der Verfasser wirft nun einen Blick auf die Zuckerproduktion in andern Ländern, um seine Landsleute auf die Gefahren einer so mächtigen Concurrenz aufmerksam zu machen. Er bemerkt, daß jetzt in Ostindien, wegen der Wohlfeilheit des Taglohns, eine unglaubliche Quantität producirt werde, daß auch im tropischen Afrika sich unbemerkt dieser Culturzweig entwickelt habe, und daß die portugiesische Regierung jetzt ohne Zweifel der Industrie ihrer afrika-

nischen Besitzungen jeden Vorschub leisten werde. Auch der Zucker, welcher in Nordamerika und in Europa theils aus Zuckerrohr, theils aus Zuckerahorn und Runkelrüben erzeugt werde, träte nach und nach als gefährlicher Concurrent auf. Luisiana habe im J. 1828 bereits 87,000 Fäßer, jedes zu 40 Arrobas exportirt, Frankreich habe im J. 1831 in 206 Fabriken 9 Millionen Pfunde Runkelrüben-Zucker erzeugt. (Nach Andern betrug die Production im J. 1834 nur 4 Millionen, und soll 1835 auf 6 getrieben werden. Den Berichten von Mathieu de Dombasle zu Folge kosten 1000 Rüben in Frankreich, aus denen 60 Pfund Zucker bereitet werden, nur 8 Frks., und das Pfund kann dort um 4 Sous erzeugt werden.) Am größten ist aber die Zuckerproduction auf den antillischen Inseln. Der Verfasser kennt die genauen Zusammenstellungen nicht, welche Hr. v. Humboldt (Voyage III. p. 412 u. 484 f. f.) über diesen Gegenstand gemacht hat, gemäß denen alle Antillen von 1823—1825 jährlich 287 Millionen Kilogr. Zucker in den Handel gebracht haben. Doch geben schon seine früheren Data eine Ansicht von der Größe dieses Handelszweiges; Jamaica sendete im J. 1815. 118,767 große, 12,224 Drittelskisten und 2817 Fäßer nach England, welche im Gewicht 123,000 brasilianischen Kisten gleich kommen, und neben einander eine Reihe von 41 Legoas Länge ausgemacht haben würden.

Um diesen gewaltigen Concurrenten in Zukunft das Gleichgewicht halten zu können, muß die Zuckerfabrikation in Brasilien aus ihrem trägen Schlendrian zu einem ökonomisch und technisch vortheilhafteren Betriebe kommen; und der Einzelne müsse sich hier selbst helfen, denn alle Erwartungen von Fürsorge und Beyhülfe abseiten der Regierung wäre illusorisch. Der Verfasser empfiehlt, in dieser Beziehung, mehr Kenntniße und Industrie in dem Geschäfte, mehr kluge Haushaltung, Anwendung von Maschinen, welche die Handarbeit und die Hülfe von Zugvieh vermindern, mehr Aufmerksamkeit in der Behandlung der Sclaven, damit sie zweckmäßiger und weniger arbeiten, und sich mehr fortpflanzen, als dieß geschieht, die Errichtung von Destillir-Apparaten, Anpflanzung von Nahrungspflanzen für die Arbeiter, da in den meisten Fabriken jeder Anbau außer dem des Rohres vernachläßigt wird, Einführung besserer Raçen von Pferden aus englischen Hengsten und friesischen, oder Buenos-Ayres Stuten und von Rindvieh, namentlich der malabarischen Raçe für Zugvieh und der piemontesischen für Milchkühe, Anpflanzung nützlicher Baumarten, welche den innern Werth der Grundstücke vermehren, und zweckmäßige Verwendung von Ländereyen, die jetzt brach liegen.

Unter die überall zu empfehlenden Werkzeuge rechnet der Verfasser unter anderen gut construirte Karren zur Herbeyführung der Rohre und des Brennmaterials. Es ist kaum glaublich, daß an vielen Orten die schwerfälligen Karren mit zwey großen hölzernen Rädern noch im Gebrauch sind, welche als Symbol unbehülflicher Schläfrigkeit gelten könnten. Man fängt jetzt an, niedrige Karren mit fixer Achse aus England einzuführen. Ebenso wird jetzt hie und da vom Pflug und von der Egge Gebrauch gemacht; aber es ist schon charakteristisch für den Zustand der Landwirthschaft in Bahia, daß dieses uralte Instrument ebenso wie eine Maschine zum Schneiden der Häckerlinge, Schubkarten u. dgl. anempfohlen werden müssen.

Sehr bezeichnend für den Zustand des Landes ist das Kapitel, worin eine wohlwollende Behandlung der Sklaven empfohlen wird. Es ist nicht bloß die Menschlichkeit und politische Klugheit, sondern auch das Interesse des Pflanzers, was eine zweckmäßige Fürsorge für die dermalige Negerbevölkerung erheischt. Der Negerhandel hat ein Ende, und wird nicht wiederkehren: Darum erhalte der Eigenthümer sich seine jetzt lebenden Neger so lange als möglich, und begünstige die Fortpflanzung derselben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. December.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

Statistisches Blatt.



Ueber Sparanstalten im Allgemeinen, insbesondere über Sparkassen, mit Rücksicht auf die in Bayern bestehenden Anstalten der Art.

1.

Bedeutung und Werth des Sparens und Ersparens.

Auf den ersten Blick scheint der Mensch zur Befriedigung seiner Bedürfnisse von der Natur reich ausgestattet zu seyn, da er die große Mitgift der Erdoberfläche mit den Erzeugnissen der drey Naturreiche und im Klima tausendfältige Erleichterung des Lebens genießt. Bey näherer Prüfung erweist sich aber diese Meynung als Täuschung. Denn bedenkt man, wie unbekümmert um das Menschengeschlecht die Natur ihren Weg geht, wie schwach und hülflos ihr der Mensch gegenübersteht, wie mühselig er ihr, was er bedarf, erst abgewinnen muß, bis auf die Waffen selbst, womit er sie bekämpft und ihre Gaben brauchbar macht, so überzeugt man sich leicht von der Wahrheit und Fortdauer des alten Fluchs, der den Mann zur Arbeit im Schweiße seines Angesichts verurtheilt. In der That reicht das, was der Mensch ohne eigenes Zuthun von der Natur empfängt, kaum in heißen Himmelsstrichen zur Fristung einer armseligen Existenz hin. Schon Jäger- und Fischervölker bedürfen nicht bloß Geschoße, Fahrzeuge und Fanggeräthe, sondern auch einige Vorräthe zum Unterhalt bis zur Beendigung der neuen Jagd oder des neuen Fanges: und doch ist ihr kärgliches Leben täglich von den Launen der Natur bedroht. Soll sein Daseyn dauernde Sicherung gewinnen, so muß der Mensch heraustreten aus dem Zustand des Wilden, der als Bettler oder Räuber der Natur gegenübersteht; er darf nicht mehr ihrer freywilligen Gaben warten, sondern muß Gewalt zu erhalten suchen über die Kräfte, welche bey der Hervorbringung und Fortpflanzung von Gewächsen und Thieren wirksam sind: er muß Herr der Erde werden. Wer indeß glaubte, diese Unterwerfung der Natur unter das Thun und die Zwecke des Menschen hänge bloß ab von der Erweiterung seiner Kenntnisse und der Entwicklung der Technik, würde irren. Die Bemühung, verwilderte Völker zu civilisiren, ist fast überall fruchtlos geblieben: nicht weil sie die technischen Fertigkeiten nicht zu erwerben vermochten, die das bürgerliche Leben voraussetzt, sondern weil ihnen die moralische Kraft fehlte, die den ersten und alle folgenden Schritte auf dem Wege der Gesittung bedingt. Die Erdarbeit nämlich, so wie die weitere Zubereitung der Güter erfordert Samen, Stoffe, Vieh, Werkzeuge, Vorrichtungen, Gebäude, Vorräthe von Lebensmitteln, die bis zur Vollendung des neuen Produkts ausreichen, und das Bedürfniß selbst nicht bloß rasch verbrauchbare Dinge, sondern auch länger dauernde, zu wiederholtem Gebrauch. Ihre Herstellung und Bereithaltung nun setzt voraus, daß man Ueberlegung und Kraft genug besitze, nicht bloß für den Augenblick, sondern auch für die kommenden Tage zu sorgen, und um zukünftiger Bedürfnisse willen den

gegenwärtigen Verbrauch zu beschränken. Der Wilde fällt den Baum, um die Früchte zu genießen; der Erste dagegen, der eßbare Getraidkörner aussäte, um in der künftigen Aernte desto reichlichere Nahrung zu haben, so wie der Erste, welcher gefangene Thiere zähmte und dauernd nutzbar machte, übte einen Akt der Selbstbeherrschung, dessen Größe am besten an dem rohen Leichtsinn der amerikanischen Jägervölker bemessen werden kann. Gleiche Willenskraft über die träge, bloß den Augenblick bedenkende Genußgier mußte der besitzen, welcher zuerst Vorräthe von Lebensmitteln und Stoffen zu weiterer Verarbeitung aufsammelte, Arbeitsgeräthe verfertigte und durch dauerhafte Kleidung und Wohnung das Leben schützte und erleichterte. In dem Maße, in welchem er sein und seiner Familie dauerndes Bedürfniß überschaute und mit gegenwärtiger Beschränkung und Bemühung künftigem Nothstand vorbeugte, entwand er sich der Hand der Natur, erhob er sich über das Thier, das Mangel an Nahrung, Nässe oder Kälte hinwegraffen, und begründete er mit der Fortdauer des menschlichen Geschlechts zugleich die Möglichkeit der Entfaltung aller der edleren Kräfte, die unter der thierischen Nahrungssorge verwilderter Völker verkümmern.

Was aber am Anfang der Civilisation den Grund legt zur nachhaltigen Befriedigung der Bedürfnisse, das ist auch die unerläßliche Bedingung, an welche im ganzen Fortgang derselben bis auf den heutigen Tag die Verbesserung und Sicherung der Lebenszustände und jede Erweiterung und Ausbildung der Technik geknüpft ist: Selbstbeschränkung im augenblicklichen Genuß der Güter und Vorsorge für den Bedarf des ganzen Lebens durch Aufsammlung von Vorräthen, oder S p a r e n und E r s p a r e n, sind noch jetzt der einzig sichere Weg, auf welchem ein Einzelner wie ein ganzes Volk an Vermögen und in ihm an Hilfsmitteln in der Noth oder an Gegenständen anhaltender Benützung zunehmen kann. Indem auf solche Weise der Trieb der Selbsterhaltung, der in dem wirthschaftlichen Thun der Einzelnen waltet, das ganze Leben des Individuums mit seinen höheren und dauernden Zwecken umfaßt, und sich zur Sorge um die Familie und in ihr um die künftige Generation erweitert, gewinnt er sittlichen Werth. Und so wichtig ist diese ökonomische Vorsorge für eine Nation im Ganzen, daß sogar ein übermäßiges Sparen Einzelner, das für diese selbst vielleicht der sittlichen Grundlage ermangelt, weil es die Erreichung ihrer eigenen Lebenszwecke verhindert, doch fürs Ganze von der wohlthätigsten Wirkung seyn kann: wenn nämlich das Ersparniß in den Händen verständiger Erben als eine Grundlage dauernder Nutzung die Masse der Güter für immer vermehrt, welche der Nation ohne Arbeit zu Gebot stehen. Es nimmt dann einen Theil der Noth hinweg, die zur Arbeit fürs Bedürfniß zwingt, und erweitert damit den Spielraum freyer Thätigkeit und heiterer Existenz.

2.

Bedingungen und Umstände, von denen der Erfolg des Sparens abhängt.

Die Ansammlung von Ersparnissen scheint ganz und gar ein isolirtes Thun der Einzelnen, bey dem Jeder durch nichts bestimmt wird, als durch seinen Willen, seinen Erwerb und seine Lebenszwecke, und man sieht nicht sogleich, wie er von Aussen oder von Andern darin unterstützt werden könnte. Gleichwohl ist, wie in den meisten wirthschaftlichen Geschäften, so auch hier die Abhängigkeit eines Jeden von äußeren Umständen und besonders von der Beyhülfe Anderer oder der Gesammtheit sehr groß; und man muß es ein Glück nennen, daß auf einen Vorgang, dessen Erfolg für die Gesellschaft so wichtig ist, diese selbst einen so förderlichen Einfluß zu äußern vermag.

I. Betrachten wir zuvörderst den W i l l e n zu sparen und Güter aufzusammeln, so fällt in die Augen, daß Ermunterung und Zwang auf ihn wirken können; sodann entspringen aus den Verhältnissen, in denen Einer lebt, und selbst aus der Naturbeschaffenheit der Länder hier bedeutende Verschiedenheiten. Lage,

Fruchtbarkeit und Klima eines Landes ändern wenig an den Bedürfnissen seiner Bewohner; aber von ihnen rührt es her, daß dasselbe Bedürfniß in einem Lande künstliche Hülfsmittel nöthig macht, das in einem andern von der Natur selbst gestillt wird. Leichte Kleidung, einfache Wohnung und wenig Nahrung genügen in heissen Klimaten, und sie lassen sich überdieß mit geringerer Mühe herstellen, als in kälteren Ländern auf dieselben Dinge zu verwenden ist. Nun bedarf man aber in diesen noch dazu weit mehr solcher Güter, die sich nicht anders als mit Anstrengung erlangen lassen: der natürliche Antrieb zur wirthschaftlichen Thätigkeit ist also hier weit größer und so finden wir denn auch in kälteren Ländern lebende Völker gewöhnlich reicher an künstlichen Hülfsmitteln zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse und thätiger in der Aufsparung von Gütern, als diejenigen, welche die Natur zwar in der Produktion besser unterstützt, denen sie aber mit der Bedürftigkeit das Streben nach Verbesserung ihrer äussern Lage genommen hat. Indeß nicht bloß durch überreiche Gaben stumpft die Natur den Spartrieb ab, sondern auch durch allzukärgliche. In hohen Breiten, wo übermäßige Anstrengung und Sorge nöthig wären, um auch nur einen Theil der Bequemlichkeiten herzustellen, welche man in gemäßigten Ländern für unentbehrlich hält, verzichten daher die Bewohner lieber auf die Befriedigung vieler Bedürfnisse, als daß sie vergebliche Bemühung auf die Verbesserung ihrer ärmlichen Lage verwendeten.

Von bedeutendem Einfluß auf die Wirthschaft und auf die Lust zu sparen, sind hiernächst die bürgerlichen Verhältnisse. Vor allem muß man der Frucht seiner Sorge sicher seyn; der Sklave, der Leibeigene, die ihrem Herrn erwerben, ermangeln nothwendig des Antriebs zum Ersparen. Wenn Eigenthum und Erwerb des Staatsschutzes entbehren, und Keiner sicher ist, daß, was er seinem Genuß abbricht, auch wirklich ihm selbst oder den Seinigen zu Gute kommt, schwindet die Lust, Güter anzusammeln und selbstische Genußsucht wird herrschend, die noch vergeudet, was die Vorfahren hinterlassen haben. Vorübergehend zeigte sich diese wirthschaftliche Verzweiflung in der französischen Revolution, länger fort unter den spätern Kaisern im römischen Reich. *) Aus ihr erklärt sich auch das Stillstehen oder Rückschreiten des Wohlstandes in Ländern, wie die Türkey und Aegypten. Was in dieser Hinsicht von Seite der Regierung geschehen kann, bedarf keiner Auseinandersetzung und ist zum Glück jetzt in den meisten europäischen Ländern vorhanden.

Weniger beachtet, aber von nicht geringerer Wichtigkeit ist hierbey die Ansicht eines Volkes von der Wohlthätigkeit. Je größer im Allgemeinen die Gewißheit ist, mit der man auf wohlthätige Spenden jeder Art rechnen kann, desto weniger Aufforderung ist unter der gemeinen Bevölkerung vorhanden, allen Bedürfnissen durch selbstständigen Erwerb zu genügen; desto mehr verläßt man sich auf fremde Hülfe. Ist der gemeine Mann sicher, im Alter und in Krankheit aus öffentlichen Mitteln unterstützt zu werden, so hat er nicht nöthig, in der Jugend und in gesunden Tagen daraufhin zu sparen; weiß der Unverheirathete, daß, wenn sein Arbeitsverdienst zum Unterhalt seiner Familie nicht ausreicht, er auf Zuschüsse aus dem Armenfond rechnen kann, so ist er der Mühe überhoben, schon vor seiner Verheirathung durch Beschränkung seines Verbrauchs, die Subsistenz-Mittel einer Familie vorzubereiten. Auf gleiche Weise wird bey der Aussicht, seine Hinterbliebenen auf öffentliche Kosten versorgt zu sehen, mancher Familien-Vater sich von der Pflicht lossprechen, ihnen ein Ersparniß zu hinterlassen. Wo daher die Wohlthätigkeit so weit ausgedehnt ist, daß nicht bloß die unverschuldete Armuth der Beyhülfe sicher ist, sondern noch außerdem ein großer Theil der Leistungen von ihr übernommen wird, welche Natur und Sittengesetz dem Einzelnen selbst zur Pflicht machen, da schwächt sie nothwendig den Antrieb zum Sparen,

*) Gibbon, history etc. c. 27. gegen das Ende.

und statt der Verarmung zu steuern, wirkt sie gerade wie eine Ermunterung zum Eintritt in die Reihe der Bedürftigen.

Gegen dieses Uebel gibt es nur ein Mittel: richtige Würdigung der wirthschaftlichen Thätigkeit bey'm Unterricht der Jugend in Religion und Moral. Erscheint hier, wie es seyn muß, die ökonomische Selbstständigkeit als Grundlage und Vorbedingung aller übrigen bürgerlichen Tugenden, und unter andern der Wohlthätigkeit selbst, so kann auch dem Sparen sein Recht zu Theil werden. Jeder lernt bey Zeiten einsehen, daß er zunächst ein irdisches Leben vor sich hat, dessen Mangel und Bedürftigkeit nicht bloß beklagt seyn will, sondern durch strenge Arbeit und ernste Selbstüberwindung bekämpft werden muß; er lernt den Umfang der Pflichten genau kennen, welche die vollständige ökonomische Vorsorge zunächst dem Einzelnen und dann dem künftigen Familienhaupt auflegt, wenn er sich und die Seinigen von fremder Unterstützung so unabhängig erhalten will, wie die Lehre des Christenthums es vorschreibt. Es muß allgemeine Ueberzeugung werden, daß Jeder bey Verbesserung seines wirthschaftlichen Zustandes ganz und gar auf sich selbst gewiesen ist: auf seinen Erwerb und auf die Beschränkung seines Verbrauchs, und daß alle Ueberwälzung von ökonomischen Pflichten auf Andere oder auf die Gesammtheit ein Eingriff in die Existenz Anderer, und darum unsittlich ist.

Geschieht dieß, so wird man nicht mehr, wie noch so häufig, den Erwerbfleiß und die Sparsamkeit, bloß als nothwendige Uebel, gleichsam als eine Art Unkraut unter der Saat der übrigen Tugenden ansehen, sondern als Träger und Stamm aller höheren und innigeren Beziehungen in der Familie und im bürgerlichen Leben selbst.

Die Begründung und Verbreitung eines klaren Bewußtseyns im Volke, über die wirthschaftliche Thätigkeit, und insbesondere über die Wichtigkeit des Ersparens muß nicht bloß im Allgemeinen höchst vortheilhaft auf den Wohlstand der Nation wirken, sondern dieß ist auch der einzige Weg, auf welchem der Zustand der untern Volksklassen von Grund aus gebessert, und den thörichten Ansprüchen begegnet werden kann, welche Partheyführer hier und da in ihrem Namen auf das Vermögen der Bemittelten machen.

Wiewohl diese Art der Ermunterung zur Sparsamkeit, welche sich auf die Erkenntniß der ökonomischen Pflichten gründet, unstreitig die wirksamste ist, so kann man doch noch auf manche andere Weise die Lust zu Ersparnissen erhöhen. Vornehmlich wichtig ist die sichere Gelegenheit, sein Ersparniß zinsbringend anzulegen; in dieser Hinsicht haben die Sparanstalten ungemein viel zur Vermehrung der Spargelder beygetragen. Vielleicht ließen sich auch Prämien für diejenigen Individuen aus dem Arbeiterstande auswerfen, welche bey ihrer Ansäßigmachung oder bis zu einem gewissen Alter bey gleichem Lohnerwerb am meisten erspart hätten. Einen angemessenen Fond dazu bieten die Ueberschüsse der Sparkassen selbst, die gegenwärtig nicht immer zweckmäßig verwendet werden. Der dienenden Volksklasse könnte als Empfehlung in den Dienstbüchern vorgemerkt werden, was sie in den Sparkassen liegen haben. Eine solche Vormerkung hielte sie eher ab von unbedachtsamer Vergeudung des Ersparten, und wäre auch zur Controlle der Rechtmäßigkeit ihres Erwerbs von Nutzen.

Von einem Franzosen wurde vorgeschlagen, mit den Sparkassen eine Lotterie zu verbinden, und einen Theil der Einlagen und Zinsen zu Gewinnsten für die Einleger zu verwenden. So wenig dieser Gedanke im ersten Augenblick anspricht, so ist er doch nicht ganz zu verwerfen. Zwar würde sich in einem Lande, wo eine Staatslotterie alljährlich einen großen Theil des Einkommens des gemeinen Volkes in die Staatskasse abliefert, das Finanzinteresse gegen seine Durchführung sträuben; man setze aber, diesem Lande werde das Glück zu Theil, die Staatslotterie aufgehoben zu sehen, (wie es in England seit längerer Zeit der Fall

ist, und in Frankreich demnächst geschehen wird), so könnte die Verbindung von Gewinnstausspielungen mit den Sparkassen ein zweckmäßiges Mittel an die Hand geben, die seit so langer Zeit aufgeregte Spiellust des Volkes zu befriedigen, und allmählich in die verständige und ruhige Vorsorge des Ersparens zu verwandeln, ohne daß man das noch gefährlichere heimliche Einsetzen in fremde Lotterien zu fürchten hätte. Welch' ein Fortschritt im Reichthum, wenn ein Volk die Millionen, welche es jetzt jährlich in die Staatslotterie setzt, und von denen es kaum die Hälfte als Gewinnst wieder zurückerhält, ganz in Sparkassen legte, die etwa 1/4 davon ausspielten, 3/4 aber als Ersparniß den Einsetzern gut schrieben! Bekanntlich wurde der Ertrag der Lotterien ursprünglich für wohlthätige oder kirchliche Zwecke verwendet; neuerlich werden sie zur Ermunterung des Erwerbsfleißes benützt: warum nicht auch zur Vermehrung der Sparsamkeit und darin zum Besten jedes Einlegers selbst?

Was aber auch zur Erhöhung der freyen Lust zu sparen geschehen mag, immer werden bey einer großen Zahl vornehmlich der jüngern Mitglieder der unbemittelten Volksklassen Mangel an ökonomischer Vorsorge und leichtsinnige Genußgier die Oberhand behalten. Und in der That ist es nichts Kleines, daß der junge kräftige Arbeiter in dem Augenblick, wo ihn der Genuß lockt, das Bedürfniß seines ganzen Lebens überdenken, und für Krankheit und alte Tage, ja sogar, wenn er sich zu verheirathen vor hat, für seine künftige Familie sorgen soll. Bey aller Einschärfung der Pflicht, weder selbst noch mit den Seinigen Andern zur Last zu fallen, werden doch immer genug Alte, Kranke und Kinder, in Folge von wirthschaftlicher Nachläßigkeit, Almosen bedürfen. Soll daher durchaus kein Anderer als der unverschuldet Arme öffentliche Unterstützung erhalten, dieser aber mit Sicherheit auf sie zählen können, so darf es nicht mehr frey stehen, zu sparen oder nicht, sondern in den Zeiten des reichlichsten Erwerbs, bey vergleichungsweise geringerem Bedürfniß, muß Jeder gehalten werden,

durch ein Ersparniß, künftiger Noth vorzubeugen. Ob ein solcher Zwang zum Sparen nicht der freyen Beschränkung des Genusses ihren Werth nehmen und sie seltener machen würde, so wie auf welche Weise, und in welcher Ausdehnung eine solche Einrichtung getroffen werden könnte, lassen wir hier dahin gestellt. Unbestreitbar bleibt es immer, daß die Gesammtheit (sey es der Staat, die Provinz, die Gemeinde oder eine Corporation), welche dem Bürger bey seiner Niederlassung und der Begründung einer Familie, im Falle der Verarmung, wenigstens nothdürftigen Unterhalt verbürgt, hinwiederum mit Recht verlangt, daß er sie gegen verschuldete Dürftigkeit seiner selbst und der Seinigen sicher stelle. Ja es ist sonderbar, daß eine Anforderung an die gemeinen Arbeiter auffällt, die doch fast jeder Staat an seine eigenen Diener stellt, wenn er sie zwingt, in Wittwen- und Waisen-Kassen zu legen; oder wenn er selbst ihnen deßhalb Gehaltsabzüge macht oder weniger Gehalt gibt, um ihren Hinterbliebenen Pension zu zahlen. *)

Uebrigens ist der Gedanke nicht neu, auch von gemeinen Lohnarbeitern die Ansammlung von Ersparnissen zu ihrer eigenen Versorgung im Alter oder in Krankheit, und zum Unterhalt ihrer Wittwen und Waisen zu verlangen. Am ausführlichsten hat ihn Leopold Krug erörtert. **) Sein Vorschlag ist, Niemand die Verehlichung zu gestatten, der nicht eine bestimmte Summe zur Versorgung seiner Wittwe in eine Kasse hinterlegt. Für Kinder werden von der Geburt an Einlagen gemacht; vom 20. Jahre an zahlt jede Person auch für sich selbst einen kleinen wöchentlichen Beytrag, wofür sie das Recht genießt, vom 51. Jahre an, Unterstützung zu erhalten. Es mag aber dieser Plan hauptsächlich darum weniger Aufmerksamkeit ge-

*) Auch in den Ländern besteht ein Zwang zum Ersparen, wo die Versicherung der Gebäude in Brand-Kassen vorgeschrieben ist.

**) Die Armen-Assecuranz, das einzige Mittel zur Verbannung der Armuth aus unserer Commune. Berlin 1810.

funden haben, weil er nicht sowohl auf Erleichterung der Existenz der Familien, als vielmehr bloß auf Versorgung der Wittwen und Waisen abzielt, die doch gerade dann dem Arbeiter bedeutend erleichtert ist, wenn er ein erspartes kleines Kapital in seinem Erwerb anlegen kann. Dazu kommt, daß er, unter andern Sonderbarkeiten, im Fall die Beyträge für die Kinder nicht gezahlt werden, die Trennung der Ehe verlangt. —

Ein zweyter Vorschlag ähnlicher Art, findet sich in einem englischen Aufsatze, über das Armenwesen vom vorigen Jahre. *) Es soll eine Sparkasse errichtet werden, worein jeder vermögenslose Arbeiter, so lange er arbeitsfähig ist, einen kleinen Theil seines Lohnes, zu legen, gezwungen wäre, um im Alter und in Krankheit Unterstützung daraus zu erhalten. Diese Einlage wäre dann eine Art Lohnsteuer, die, da sie wahrscheinlich den Lohn etwas erhöhte, am Ende der Lohngeber, also derjenige zu zahlen hätte, welcher vom Arbeiter Nutzen zieht; sie wäre eine besser vertheilte Armentaxe, als die bisher in England bestehende, bey welcher zuletzt immer der Grundbesitzer die Arbeiter ernähren muß, die der Fabrikant in der Zeit ihrer Kraft benützt, und wenn sie untauglich geworden, der öffentlichen Wohlthätigkeit überläßt. Gegen eine solche Steuer läßt sich nichts einwenden, da der Staat ja auch in jeder andern Steuer nur die Mittel erhebt, womit Unordnung und Ungehorsam abgehalten und bekämpft werden. Uebrigens zeigen genaue Tafeln, die für die Hilfsgesellschaften in England berechnet worden, daß, wenn ein gesunder Arbeiter wöchentlich 6 Pfenning (18 kr. unseres Geldes) einlegt, er, so oft er bettliegerig krank, wöchentlich 10 Schilling (6 fl.), so oft er krank ist, aber noch umhergehen kann, 5 Schilling, nach dem 65. Jahre, bis an seinen Tod, wöchentlich 5 Schilling erhalten, und dann noch 10 Pfund hinterlassen könne.

Zwar möchte es scheinen, als sey auch dieser Vorschlag ohne praktischen Nutzen, da auch er eine allzuweitgehende Bevormundschaftung des gemeinen Volkes verlangt; indeß sind doch schon sehr frühe in den Zünften durch Unterstützung verarmter Meister aus der Zunftkasse, durch Anlegung von Hülfskassen für Gesellen aus Beyträgen von diesen, ähnliche Einrichtungen mit dem wohlthätigsten Erfolg getroffen worden. Auch das deutsche Bergwesen bietet ein nachahmungswürdiges Beyspiel. Bekanntlich sind die Bergarbeiter mehr als die Arbeiter in andern Erwerbsarten Unglücksfällen ausgesetzt, die ihnen bald das Leben kosten, bald sie wenigstens arbeitsunfähig machen. Zur Versorgung solcher verdienstloser Arbeiter oder der Hinterbliebenen Verunglückter bestehen nun in den großen deutschen Bergbau-Distrikten die Berghülfskassen, welche theils aus der Haupt-Bergkasse, theils von den Gewerkschaften, theils aber auch durch Beyträge aus dem Lohne der Arbeiter selbst dotirt sind. *) Warum sollte dieses treffliche Institut nicht in jeder Gegend eingeführt werden können, die zahlreiche Fabriken besitzt, deren Arbeiter, wenn auch nicht so oft Unglücksfälle, doch immerhin die Arbeitsunfähigkeit in Krankheit oder im Alter zu befürchten haben?

Was kann im Wege stehen, gesetzlich die Errichtung einer Sparkasse an jeder Fabrik wenigstens für die jungen und unverheiratheten Arbeiter vorzu-

*) Quart. Review Janr. 1834. Aber auch schon früher eben daselbst, October 1827. Dem Beyspiel, das der Verf. dieses Aufsatzes anführt, daß den römischen Soldaten die Hälfte der Geschenke zurückbehalten wurde, lassen sich ähnliche Einrichtungen in Bezug auf Ersparnisse der Soldaten aus unsern Zeiten an die Seite setzen. Vergleiche Richardson Annalen der Sparkassen S. 15.

*) Diese Anstalt ergänzen sodann die Bergmagazine, welche dem Bergmann bey allem Schwanken der Kornpreise gleichen Sachlohn sichern, indem er aus ihnen seinen Getreidbedarf zu einer bestimmten mäßigen Taxe erhält, sobald der Marktpreis diese Taxe überschreitet.

schreiben, worin ein Theil des noch entbehrlichen Lohns für spätere Bedürfnisse aufbewahrt würde? Uns wenigstens scheint hierin ein wirksames Hülfsmittel zur Verbesserung des Zustandes der Fabrikarbeiter zu liegen und wir sehen nicht ein, warum diese wichtige Angelegenheit der seltenen Einsicht und dem vielleicht noch selteneren guten Willen der Fabrikbesitzer überlassen seyn soll. Daß Aehnliches ausführbar ist, zeigen einzelne Fabrikherren in England, und ist neuerlich auch in Bayern von einem Fabrikanten (Herrn Sattler in Schweinfurth) mit Erfolg versucht worden. Der zweckmäßigste Weg scheint uns aber in der Fabrik des Hrn. Legrand im Steinthal in den Vogesen hierbey eingeschlagen zu seyn. Es wird nämlich dort vom Lohn der unverheiratheten Arbeiter, die im Hause ihrer Aeltern leben, ein Theil ihnen selbst aufgespart, ein anderer ihren Aeltern übergeben und nur ein Theil ihrer eigenen Verfügung überlassen. Zusammenhalt der Familien und Frugalität der jungen Leute werden auf solche Weise befördert und jeder Arbeiter besitzt bey seiner Verheirathung ein kleines Kapital zur Ergänzung seines Erwerbes in der Fabrik.

Solche Einrichtungen sind das einzige Mittel, den Fabrikarbeitern einigermaßen einen Vortheil zu ersetzen, den die Zünfte allgemein gewährten und der in den kleineren Gewerben, auch bey völliger Gewerbfreyheit, nie ganz verschwindet: die bessere Vertheilung des Erwerbs nämlich auf das ganze Leben des Arbeiters je nach seinem Bedürfniß. Da man diesen Vorzug der Kleingewerbe noch zu wenig beachtet hat, so wollen wir ihn mit einigen Worten erläutern. In den Handwerken hat so ziemlich jeder Lehrling und Geselle Aussicht auf künftige Niederlassung als Meister, und damit auch die entschiedene Aufforderung, so lange er jung und unverheirathet ist, zu sparen, damit er als Familienvater und selbstständiger Hauswirth zu seinem Arbeits-Verdienst durch Kapitalbenützung einen freyen Zuschuß habe. Dieses Sparen ist aber nicht ganz dem Leichtsinne der jungen Arbeiter überlassen, sondern macht sich einfach dadurch, daß die Lehrlinge meist länger als zur Erlernung des Handwerkes nöthig ist, dem Meister gegen bloße Kost oder nur ganz niedrigen Lohn arbeiten, und auch die Gesellen vom Meister weniger Lohn empfangen, als sie im unmittelbaren Dienst der Consumenten erhielten. Von Lehrlingen und Gesellen bezieht also der Meister einen Zuschuß zu seinem eigenen Arbeitslohn, den er anscheinend nicht vergilt. Da er aber selbst auf ähnliche Weise für seine Meister gearbeitet hat, so mag er den Vortheil, den er nun genießt, als eine Erstattung seiner eigenen frühern Aufopferung, sein Lehrling oder Geselle, was er jetzt an Lohn mißt, als ein Ersparniß ansehen, das er dereinst als Meister zurückbezahlt erhält. Man sieht leicht ein, daß eine ähnliche Einrichtung im Fabrikwesen darum unmöglich ist, weil der Arbeiter keine Aussicht hat, Fabrikant zu werden, und daß nur durch künstliche Hülfsmittel, wie etwa durch das Gebot der Einlegung eines Theils des entbehrlichen Erwerbes der unverheiratheten Arbeiter in eine Sparkasse, der bloß nach Verhältniß der Leistung bemessene Lohn einigermaßen nach dem Bedürfniß des Arbeiters in den verschiedenen Perioden seines Lebens vertheilt und der Staat vor dem Uebelstand bewahrt werden kann, diejenigen im Alter oder in Krankheit ernähren zu müssen, welche in der Jugend auch den Theil ihres Lohns verbraucht haben, der das Bedürfniß der spätern Tage decken konnte.

Von bedeutender Wirkung auf die Summe der Ersparnisse in einem Volke ist übrigens auch der Zwang zum Sparen, den man sich durch Benützung mancher Sparanstalten selbst auflegt, z. B. durch Einlegung in Lebensversicherungskassen, durch Verpflichtung gegen Tilgungskassen rc.

II. Nächst der Erkenntniß des ganzen Lebensbedarfs und dem Willen, den gegenwärtigen Verbrauch von Tauschgütern zu beschränken, hängt der Erfolg des Sparens ab von dem Umfang der Güter, die Einem zur Deckung seiner laufenden Bedürfnisse zu Gebot stehen. Nicht Jeder, der spart, erspart auch;

bey kleinem Einkommen kann ein kleines Ersparniß eine weit größere moralische Kraft erfordern, als ein großes bey überflüßigem Erwerb. Im Allgemeinen ist es auch leichter aus Kapitalgewinn Ersparnisse zu machen, als aus Arbeitslohn, weil dieser bey der großen Zahl der Arbeiter nur wenig den Bedarf übersteigt. Doch ist es irrig, alle Fortschritte einer Nation im Reichthum durch Ersparungen bloß den Kapitalbesitzern zuzuschreiben, wie einige englische Schriftsteller gethan; die kleinen Ersparnisse, welche die Arbeiter aus dem Lohne machen können, sind im Ganzen höchst bedeutend, da diese Volksklasse die zahlreichste ist, und für den Staat sogar von noch größerem Werthe, da sich in ihnen am besten die moralische Kraft und Tüchtigkeit der großen Mehrheit des Volkes offenbart. Es bedarf keiner Ausführung, daß alles, was den Erwerb der Bürger erleichtert und erhöht, auch ihre Fähigkeit zu sparen vergrößert; indeß leuchtet ein, daß der Staat oder die Gesammtheit in dieser Hinsicht dem Sparen der Einzelnen nur indirect Vorschub leisten kann. Doch ist es von großem Werthe, daß die Sparkassen die Einlagen verzinsen und dadurch die nutzbare Anlegung auch der kleinen Summen möglich machen, die bey isolirter Aufbewahrung ungenutzt liegen blieben. Indem sie auf solche Weise dem unbemittelten Einleger zeigen, daß Anwachs des Vermögens ohne weitere Arbeit die Belohnung seiner Entsagung ist, können sie nicht anders als höchst ermunternd auf die Lust zu sparen wirken.

III. Von großem Einfluß auf die wirthschaftliche Vorsorge und den Erfolg des Sparens in einer Nation sind endlich noch die Zwecke, welche man mit dem Ersparniß zu erreichen sucht. Sie lassen sich auf folgende Weise überblicken. Das Ersparniß kann bestimmt seyn:

1) Zur Erhaltung des schon vorhandenen Vermögensstammes, wie z. B. zum Ersatz von Kapital, das durch Elementarschaden 2c. bedroht ist.
2) Zur Vermehrung der Güter und hier
   a) zur Deckung bestimmter Bedürfnisse und zwar
      α) solcher, deren Eintritt ungewiß ist, wie z. B. die Ausstattung einer Tochter, die eigene Verpflegung im Alter oder in Krankheit, das Begräbniß, die Versorgung seiner Hinterbliebenen.
      β) Völlig gewisser, wie z. B. die Tilgung von Schulden, die Ablösung von Grundlasten, der Ankauf von Grundstücken 2c.
   b) Zur allgemeinen Verbesserung des Wirthschafts-Zustandes oder zur beliebigen Verwendung des Ersparten.

Je klarer und bestimmter einem Jeden seine wirthschaftlichen Pflichten und Aufgaben vor Augen stehen, desto stärker ist auch der Antrieb zum Ersparen; es gehört daher unter die wichtigsten Beförderungsmittel der Gütervermehrung, alle die Vortheile gehörig aus einander zu setzen, welche sich durch Ersparnisse erreichen lassen.

3.

Ueberblick der Sparanstalten.

Die Anstalten zur Aufnahme, Vermehrung durch Zinsen und Verwendung von Ersparnissen, lassen sich nicht ganz nach den Zwecken des Ersparens eintheilen, sondern werden besser gesondert in Kassen:

1) welche Jedem sein Ersparniß isolirt aufbewahren oder doch berechnen und durch Zinsen vermehren. Halten diese Kassen
   a) die angesammelte Summe dem Einzelnen zur beliebigen Verwendung bereit, so hat man die eigentliche Sparkasse, die Sparkasse im engern Sinne. Es kann aber auch
   b) die Anstalt zugleich für die Verwendung des Ersparten auf einen gewissen Zweck zu sorgen haben, wie bey den mit den Creditanstalten verbundenen neueren Tilgungskassen der Fall ist; oder bey den Sparkassen, die in Armen-Colonien Abschlagszahlungen für Gebäude, Geräthe, Grundstücke aufnehmen;

Vermögens-Ausweis der Sparkassen des Königreichs Bayern für 1833/34.

Spar-Kassen.	Activ-Kapitalien-Stand. Übertrag aus 18 32/33.		Zugang 18 33/34.		Abgang 18 33/34.		Betrag für 18 33/34.		Activ-Zins-Rückstände mit Schluß 18 33/34.		An den Activ-Kapitalien partizipiren als Schuldner: Der Staat.			Privaten.			Gemeinden u. Korporat.			Passiv-Kapitalien-Stand. Übertrag aus 18 32/33.		Zugang 18 33/34.		Abgang 18 33/34.		Betrag für 18 33/34.		Passiv-Zins-Rückstände mit Schluß 18 33/34.		Zinsfuß der Sparkassa-Gelder.
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	p. Cto.	fl.	kr.	p. Cto.	fl.	kr.	p. Cto.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	p. Cto.
I. Isarkreis:																														
1. Erding	55726	–	15700	–	1150	–	70276	–	45	–	4	41100	–	5	20020	–	4	9156	–	55327	–	22272	–	8399	–	69200	–	—	–	3⅓
2. Landshut	101370	–	141460	–	—	–	242830	–	2230	18	4	146700	–	5 4	32450 63680	– –	—	—	–	106746	41	160044	16½	18958	55½	247832	2	5650	33	4 u. resp. 3½
3. München	986000	–	289000	–	10000	–	1265000	–	—	–	4	674500	–	—	—	–	4	590500	–	952994	13¾	444388	25½	175249	5½	1222133	33¾	—	–	3⅓
4. Wasserburg	46900	–	19675	–	1000	–	65575	–	10	9¾	4	46300	–	5	19275	–	—	—	–	50607	41⅞	20185	32½	3837	6½	66956	7⅞	—	–	3⅓
5. Landsberg (1834 errichtet).	—	–	—	–	—	–	—	–	—	–	—	—	–	—	—	–	—	—	–	—	–	—	–	—	–	—	–	—	–	3⅓
Summa ...	1189996	–	465835	–	12150	–	1643081	–	2285	27¾	—	908600	–	—	135425	–	—	599656	–	1165675	30⅝	646890	14½	206444	7½	1606121	43⅝	5650	33	—
II. Unter-Donaukreis:																														
Paßau	20104	8	6780	5¾	2943	3	23941	10¾	—	–	4	10500	–	—	—	–	3⅓ unzinsl.	13356 84	41 29¾	20093	26	6780	5¾	2943	3	23930	28¾	—	–	4 u. resp. 3⅓
Summa ...	20104	8	6780	5¾	2943	3	23941	10¾	—	–	—	10500	–	—	—	–	—	13441	10¾	20093	26	6780	5¾	2943	3	23930	28¾	—	–	—
III. Regenkreis:																														
1. Amberg	46670	–	7242	–	—	–	53912	–	—	–	4	52702	–	—	—	–	4	1210	–	46620	11¾	13434	28½	6132	12	53922	28¼	610	45½	3½
2. Eichstädt (1834 neu begr.)	—	–	—	–	—	–	—	–	—	–	—	—	–	—	—	–	—	—	–	—	–	—	–	—	–	—	–	—	–	3½
3. Ingolstadt	57100	–	29000	–	—	–	86100	–	—	–	4	86100	–	—	—	–	—	—	–	59891	19	31420	53	7136	15	84175	57	1904	27	3½
4. Mengkofen	1163	–	505	–	—	–	1668	–	20	48¼	—	—	–	4	1668	–	—	—	–	1120	–	568	16⅜	—	–	1688	16⅜	36	57	3½
5. Regensburg	22660	–	4740	–	800	–	26600	–	—	–	—	—	–	—	—	–	4	26600	–	21378	59⅞	5692	6⅝	2488	–	24583	6½	298	58¾	3⅓
Summa ...	127593	–	41487	–	800	–	168280	–	20	48¼	—	138802	–	—	1668	–	—	27810	–	129010	30⅝	51115	44½	15756	27	164369	48⅛	2851	8¼	—
IV. Ober-Donaukreis:																														
1. Augsburg	471000	–	117900	–	—	–	588900	–	7803	19	4	588900	–	—	—	–	—	—	–	476530	58½	178874	38½	59193	21	596212	16	—	–	4
2. Burheim	—	–	510	–	—	–	510	–	—	–	—	—	–	5	510	–	—	—	–	—	–	510	–	—	–	510	–	—	–	3⅓
3. Dillingen	—	–	3000	–	—	–	3000	–	—	–	4	3000	–	—	—	–	—	—	–	—	–	3283	–	—	–	3283	–	—	–	4 u. resp. 3⅔
4. Donauwörth	34950	–	7900	–	—	–	42850	–	—	–	4	42850	–	—	—	–	—	—	–	35514	35	11428	46	2518	25	44424	56	1011	13	4
5. Günzburg	—	–	1775	–	—	–	1775	–	—	–	4	1775	–	—	—	–	—	—	–	—	–	1875	–	—	–	1875	–	—	–	4 u. resp. 3⅚
6. Kaufbeuren	48522	32	9568	34	1	7	58089	59	1074	36	4	51280	–	5 4	700 600	– –	4	5509	59	47909	7	12845	15	4797	26	55956	56	3138	15	4
7. Kempten	48250	–	2500	–	4500	–	46250	–	345	20	4	32800	–	—	—	–	4	13450	–	51240	57	8311	2	12226	20	47325	39	—	–	4
8. Lindau	76797	20	9808	–	2760	–	83845	20	1913	57	—	—	–	5	53845	20	4	30000	–	77595	18	17373	49	7564	26	87402	41	—	–	4
9. Memmingen	49000	–	9750	–	8100	–	50650	–	—	–	4	41900	–	5	5500	–	5 4½	500 2750	– –	47852	–	10941	–	9731	–	49062	–	—	–	3½
Summa ...	728519	52	162711	34	15361	7	875870	19	11137	12	—	762505	–	—	61155	20	—	52209	59	736640	55½	245442	30½	96030	58	886052	28	4149	28	—
V. Rezatkreis:																														
1. Ansbach	226600	–	54400	–	2300	–	278700	–	6186	32	4	212100	–	5 4	250 41400	– –	4	24950	–	221157	26	86994	16	36134	51	272016	51	10051	9½	3⅓
2. Erlangen	12654	–	5200	–	1000	–	16854	–	—	–	—	—	–	—	—	–	4	16854	–	12548	50¼	7138	30	3079	53	16607	27¼	—	–	3⅓
3. Fürth	87275	–	34400	–	10100	–	111575	–	96	–	4	85425	–	5 4½ 4	1700 4150 4400	– – –	4	15900	–	82996	58	33284	23¼	9703	46	106577	35¼	5227	32	3⅓
4. Gunzenhausen	53955	42½	18048	–	12085	21½	59918	21	1680	1¼	4	19700	–	5 4½ 4	21314 11651 300	41 – –	5 4	1556 5396	– 40	53074	33½	19599	38	10850	24	61823	47½	625	43¾	3⅓ u. resp. 3
5. Hersbruck	—	–	3367	–	—	–	3367	–	—	–	4	2100	–	4	1267	–	—	—	–	—	–	3856	–	480	56	3375	4	—	–	3⅓
6. Nördlingen	38813	3	11625	–	7875	–	42563	3	17	3¾	—	—	–	5	30342	33	4	12220	30	41764	5	12153	40½	3964	15	49953	30½	—	–	4 u. resp. 3⅓ unzinsl.
7. Nürnberg	698188	–	120110	–	25335	–	792963	–	4744	21	4	501300	–	5	151313	–	4	140350	–	692527	56	163058	–	85208	–	770377	56	—	–	4 u. resp. 3⅓
8. Rothenburg	40875	–	6400	–	—	–	47275	–	900	–	4	47275	–	—	—	–	—	—	–	39728	31	10530	30	4545	–	45714	1	1305	–	3⅓
Summa ...	1158360	45½	253550	–	58605	21½	1353215	24	13623	58	—	867900	–	—	268088	14	—	217227	10	1143798	19¾	336614	57¾	153967	5	1326446	12½	17209	25¼	—
VI. Ober-Mainkreis:																														
1. Bamberg	72438	–	33000	–	6000	–	99438	–	—	–	4	69300	–	4	5400	–	4	24738	–	72418	48¾	44753	16½	22373	22	94798	43¼	4550	34	3⅓
2. Bayreuth	102550	–	12500	–	900	–	114150	–	751	56½	4	49050	–	5 4½ 4	26950 5500 500	– – –	5 4	25000 7150	– –	106113	54¼	20647	51	11603	7½	115158	37¾	2925	14½	3⅓
3. Weiden	16855	–	7202	–	700	–	23357	–	379	43¼	—	—	–	5 4	10100 13257	– –	—	—	–	19270	33	6976	22	2678	–	23568	55	—	–	4 u. resp. 3⅓
4. Wunsiedel	15026	51	8718	9	5955	–	17790	–	2	–	—	—	–	5	17790	–	—	—	–	15059	29½	6810	38¼	2063	56	19806	11¾	—	–	3⅓
Summa ...	206869	51	61420	9	13555	–	254735	–	1133	39¾	—	118350	–	—	79497	–	—	56888	–	212862	45½	79188	7¾	38718	25½	253332	27¾	7475	48½	—
VII. Unter-Mainkreis:																														
1. Schweinfurt	14445	–	4993	–	2346	–	17092	–	—	–	—	—	–	—	—	–	3⅓	17092	–	14445	–	4993	–	2346	–	17092	–	—	–	3⅓
2. Würzburg	113410	–	27500	–	—	–	140910	–	—	–	4	13000	–	4	300	–	4	127610	–	139543	12	56791	36	35797	2	160537	46	8	56	3⅓
Summa ...	127855	–	32493	–	2346	–	158002	–	—	–	—	13000	–	—	300	–	—	144702	–	153988	12	61784	36	38143	2	177629	46	8	56	—
VIII. Rheinkreis:																														
Speyer	8279	40	825	–	—	–	9104	40	214	45	—	—	–	5	4682	40	5	4422	–	8674	44	1995	16	1322	29	9347	31	910	49	4
Totale ...	3567578	16½	1025101	48¾	105850	31½	4486829	33¾	28415	50¾	—	2819657	—	—	550816	14	—	1116356	19¾	3570744	30	1429811	32¾	553325	37	4447230	25¾	38256	8	—

ja man könnte, analog diesen speciellen Einrichtungen, Kassen aufstellen, die ganz allgemein regelmäßige Einlagen durch Zinsen vermehrten, um die ersparte Summe sodann zur Tilgung irgend einer Schuld, zur Bezahlung eines erkauften Gegenstandes, zur Ablösung von Grundlasten und Ewiggeldern ꝛc. zu verwenden.

2) Die Sparanstalten der zweyten Klasse werfen alle unter gleichen Verhältnissen von sämmtlichen Theilnehmern gemachte Einlagen sammt Zinsen in einen Fond zusammen, aus welchem sodann beym Eintreffen eines gewissen Ereignisses den Berechtigten die ausgemachten Summen gezahlt werden. Wegen der Zusicherung einer bestimmten Zahlung auf den Fall, daß ein gewisser Vorgang wirklich erfolgt, heißen sie im Allgemeinen Versicherungs-Anstalten. Einrichtungen dieser Art können übrigens mit den eigentlichen Sparkassen in Verbindung gebracht werden. Die Versicherungs-Anstalten lassen sich, je nach der Sphäre, in welcher das über die Zahlung entscheidende Ereigniß erfolgt, eintheilen in

a) Güter-Versicherungen, wenn es Vorgänge im Vermögen sind, von welchen die Forderung an die Kasse abhängt. Hierher gehören die manchfaltigen Versicherungen gegen Elementarschaden und Seegefahr, die bey Gütern eintreten können: also die Brand-, Hagel-, Viehseuch-Assecuranzen, die Versicherung von Gütern, die zu Land und auf Binnenwassern transportirt werden, endlich die See-Assecuranzen.

b) Personen-Versicherungen, *) wenn es Vorfälle oder Umstände sind, die im Leben des Menschen eintreten, an welche die Kasse ihre Zahlungen bindet: wie z. B. Verheirathung, Krankheit, Alter, Tod, Hinterlassung von Weib und Kind. Wie dort erhält man auch hier, je nach der Art des ungewissen Ereignisses, verschiedene Kassen: als Aussteuer-, Hülfs-, Alters-, Leichenkassen, Lebens-Versicherungsanstalten im engern Sinne, Wittwen- und Waisenkassen.

Daß die Personen-Versicherungen Sparanstalten, d. h. solche Einrichtungen sind, welche wenigstens in der Regel beliebig verwendbares Einkommen zu Kapital aufsammeln, bedarf keiner weitläufigen Erläuterung. Wer z. B. den Seinigen eine Summe zu hinterlassen gedenkt, könnte, was er jährlich erübrigt, entweder selbst verzinslich anlegen und mit den Zinsen vermehren oder in eine gewöhnliche Sparkasse legen, damit diese ihm die Aufbewahrung und Verzinsung besorge. In beyden Fällen befindet er sich aber in der Ungewißheit, ob er auch so lange leben werde, als nöthig ist, damit seine jährlichen Ersparnisse bey seinem Tode die erforderliche Summe betragen. Gegen diese Gefahr, zu wenig zu hinterlassen, wenn er früher stirbt, kann er sich nun dadurch sichern, daß er mit Andern von gleichem Alter, Geschlecht, Gesundheit in der Art sich verbindet, daß ihre sämmtlichen Einlagen sammt Zinsen zusammengeworfen und Jedem auf seinen Tod die gleiche, der mittlen Lebensdauer ihres Alters entsprechende Summe daraus gezahlt wird. Wer dann früher stirbt, als die mittle Lebensdauer besagt, erhält allerdings mehr als er einlegte; wer länger lebt, muß mehr einlegen, als seine Erben empfangen: allein da Letzterer an Leben gewinnt, was er an Geld verliert, so hat diese

*) Nicht darauf gründet sich dieser Unterschied, daß, wie man gewöhnlich lehrt, bey der Güter-Versicherung Güter, bey der Personen-Versicherung Personen Gegenstand der Versicherung sind; in beyden ist vielmehr ganz auf gleiche Weise die Erlangung eines gewissen Werthes der Zweck des Einlegens in die Kasse und es wird weder in diesen die Person, noch in jenen das Vermögen gegen Schaden gesichert; ja es ist der Vorgang, an den sich die Zahlung knüpft, gar nicht nothwendig ein Nachtheil.

Ungleichheit die Neigung, in Lebens-Versicherungskassen zu setzen, nie geschwächt. Ganz auf ähnliche Weise verhält es sich bey den Kassen, die in Krankheit und Unglück Beyhülfe leisten und überhaupt in allen den Fällen, wo die Erlangung der versicherten Summe an den Eintritt eines Nachtheils geknüpft ist. Das über die Zahlung entscheidende Ereigniß kann aber auch ein günstiges seyn, dann befinden sich die Empfänger des versicherten Betrages in gedoppeltem Vortheil: solche Kassen werden daher nie viel Zulauf haben. Dahin gehören schon die reinen Alterskassen, wo das Ersparniß aller Einleger nur diejenigen genießen, welche ein gewisses Alter erreichen; und noch mehr die Heirathskassen. Sodann sind überhaupt auch diejenigen Anstalten der Art minder beliebt, welche, was Alle ersparten, nur einem Theile der Einleger, nämlich denen zuwenden, bey welchen der entscheidende Umstand eintritt. So empfangen z. B. aus Wittwenkassen die Familienväter, welche eine Wittwe hinterlassen, die Ersparnisse auch aller derer, die als Wittwer sterben, was unstreitig die Ursache ist, daß freye Wittwenkassen, unseres Wissens, nur da gediehen sind, wo der Staat seinen Dienern die Theilnahme an denselben gebot.

Güter-Versicherungsanstalten als Sparkassen zu betrachten, ist ungewöhnlich; sie sind es aber gleichwohl, da es auch ihre wesentliche Aufgabe ist, Ersparnisse aus dem Einkommen anzusammeln. Daß das neue Kapital hier zunächst zum Ersatz eines mit Verlust oder Beschädigung bedrohten schon vorhandenen Kapitals bestimmt ist, ändert in jenem Vorgange nichts. Um dieß einzusehen, denke man sich einen Kaufmann mit so vielen eigenen Schiffen in gewissen Meeren, daß die Unglücksfälle und Beschädigungen, welche er nach Durchschnittsrechnungen aus einer großen Anzahl von Fahrten, zu befürchten hat, mit genügender Regelmäßigkeit eintreten. Er kann dann diesen Verlust unter den Kosten seiner Waaren als regelmäßige Kapitalauslage aufrechnen, die ihm der Käufer im Preise ersetzt. Da aber am Ende und auf die Dauer jedes regelmäßig verbrauchte Gut mit Einkommen gekauft wird, so zahlt nun der Käufer, jenes möglichen Verlustes willen, aus seinem Einkommen regelmäßig eine gewisse Summe in die Kasse des Kaufmanns, der daraus den Kapitalwerth aufsammelt, der ihm verloren gehen mag. Dabey leuchtet ein, daß es ganz gleichgilt, ob wirklich ein einzelner Kaufmann für seine Abnehmer diese Sparkasse hält (wie z. B. die englisch-ostindische Compagnie, wenigstens so lange sie ihr Handelsmonopol besaß, ihre Schiffe nicht versicherte), oder ob er die Beyträge der Consumenten in die besonders dazu eingerichtete Kasse einer Assecuranzanstalt legt, die ihm sofort den wirklich eintretenden Schaden vergütet: die Hauptsache bleibt immer, daß für vernichtetes Kapital aus dem Einkommen neues aufgespart wird. Man hebe diese Bestimmung des Ersparnisses auf, so hat man auch hier eine gewöhnliche Sparkasse; nur mit der Eigenthümlichkeit, daß die Einlagen sich nach dem Verbrauch oder Besitz gewisser Güter richten. Daß dem so ist, ergibt sich am deutlichsten bey den gegenseitigen Versicherungen, wo, was von den Theilhabern über den Betrag des vernichteten Kapitals eingelegt ist, als reines Ersparniß oder wahre Kapitalmehrung eben den Einlegern wieder zu gute kommt.

Die verschiedenen Arten der Sparanstalten sind so ziemlich überall in der Reihenfolge entstanden und verbreitet worden, in der sie für die Zwecke des Sparens unentbehrlich waren: zuerst diejenigen, ohne welche das Bedürfniß, das zum Sparen auffordert, nie sicher zu befriedigen war; später die Anstalten, welche das isolirte Aufsammeln von Ersparnissen bloß erleichtern und wirksamer machen. Ohne Vereinigung der einzelnen Ersparnisse in eine gemeinsame Kasse, läßt sich die Absicht, ein bestimmtes Kapital beym Eintreffen eines ungewissen Ereignisses zu besitzen, gar nicht erreichen. Sobald daher die Nothwendigkeit einleuchtete, auf solche unsichere Vorfälle hin Ersparnisse bereit zu haben, war man zur Ergreifung des einzigen Mittels gezwungen, das hier zum Zwecke führen

kann: zur Einlegung des Erübrigten in eine Kasse, die aus dem gemeinschaftlichen Fond beym Eintritt des entscheidenden Ereignisses die gewünschte Summe gewährt. In der That sind auch Versicherungs-Anstalten die ältesten Sparkassen; und unter ihnen die Güterversicherungen, deren nächster Zweck, Erhaltung der schon vorhandenen Kapitalwerthe durch Ersatz des Verlorenen aus dem Einkommen, allerdings am dringendsten zum Ersparen auffordert. Die Personen-Versicherungen haben zwar ebenfalls ein gewisses Bedürfniß im Auge, dessen unbestimmtes Eintreten die Vereinigung Vieler zu gemeinsamer Verwaltung ihrer Ersparnisse nothwendig macht; doch gehen sie, mit wenigen Ausnahmen, auf Verbesserung des Wirthschaftszustandes durch eigentliche Vermehrung des bereits vorhandenen Vermögens. Daß solche Anstalten entstanden, erforderte schon eine weit größere wirthschaftliche Voraussicht; sie bildeten sich daher auch überall weit später als die Güter-Assecuranzen.

Nimmt man ihre Benützung zum Maßstab der Entwickelung des wirthschaftlichen Sinnes in einem Volke, so ist es auffallend, wie weit hier die eine Nation hinter der andern zurücksteht. Verglichen mit England z. B., wo die Lebens-Versicherungskassen seit mehr als hundert Jahren ungeheure Kapitale dem laufenden Verbrauch entzogen und für die späteren Generationen aufbewahrt haben, und wo die Hülfsgesellschaften (friendly und charitable societies) unter der minderbemittelten und ärmeren Bevölkerung seit langer Zeit viele Noth mildern, hat Frankreich erst spät solche Anstalten erhalten und benützt sie noch jetzt nur wenig. Dabey ist es bemerkenswerth, wie in dem einen Lande gerade eine Art solcher Versicherungskassen ausschließlich in Anwendung kam, die in einem andern unbekannt oder doch unbeachtet blieb. So sieht man in Deutschland zahlreiche Wittwen- und Waisenkassen in eben der Zeit entstehen, wo in England sich die Lebens-Versicherungskassen verbreiteten. Wir nehmen indeß keinen Anstand, die letzteren für ein günstigeres Zeichen der wirthschaftlichen Tüchtigkeit eines Volkes zu halten, als die ersteren: da es bey jenen nicht bloß auf den Lebensunterhalt der Hinterbliebenen abgesehen ist, sondern auf die Hinterlassung eines Kapitals, dessen thätige Benützung zur dauernden Versorgung der Familie beytragen kann und auch andern Erben zu gut kommt; diese dagegen bloß eine Rente gewähren, die mit dem Tode der Wittwe aufhört. Dabey kommt noch in Betracht, daß die deutschen Wittwenkassen hauptsächlich der Ermunterung und Unterstützung der Regierungen ihre Entstehung und Ausbreitung verdanken; die Lebens-Versicherungen aber eine freye und ernste Sorge für die Hinterbleibenden im Volke voraussetzen. Es ist daher ein Beweis der Zunahme der ökonomischen Einsicht in Deutschland, daß die Lebens-Versicherungskassen mehr und mehr Beyfall finden; nur wäre zu wünschen, daß die Staaten, wo dergleichen Anstalten entstehen, oder Agenten haben, von den Unternehmern und Verwaltern die erforderliche Garantie verlangten.

Die Personen-Versicherungsanstalten haben alle den Nachtheil für den Einleger, daß sie das Ersparniß nur beym Eintritt eines gewissen Bedürfnisses ja die am meisten verbreitete Art derselben, die Lebens-Versichrerungskassen (worunter eigentlich auch die Wittwen- und Waisenkassen gehören), gar nur nach dem Tode des Einlegers auszahlen. Ist nun hierdurch allerdings auf den einen Fall gut und sicher vorgesorgt, so muß es doch oft drückend seyn, daß die Einlage nur diesem und keinem andern Bedürfniß gewidmet werden kann; selbst dann nicht, wenn das Interesse oder die Pflicht ganz hinwegfällt, beym Eintreffen des über die Zahlung entscheidenden Ereignisses ein Ersparniß zu besitzen. Insbesondere ist dieser Uebelstand bey der Lebens-Versicherungskasse auffallend, wo Einer, der nicht den größern Theil seiner Einlagen verloren geben will, gezwungen seyn kann, mit Beschränkung des eigenen Bedürfnisses lachenden Erben ein Ersparniß zu sammeln, das ursprünglich für Weib und Kind bestimmt war. Sodann kann auch bey beschränktem Einkommen und raschem Anwuchs

einer Familie selbst eine mäßige Einlage in solche Kassen allmählich unerschwingbar werden. In sie sollte man daher nur einen solchen Theil des sichern und regelmäßigen Einkommens legen, als man ohne Beeinträchtigung der wohlbemessenen laufenden Bedürfnisse seiner Familie stets entbehren zu können voraussieht. Eben dadurch aber sind sie bloß für die wohlhabenderen Klassen der Gesellschaft und unter den Minderbemittelten nur für diejenigen brauchbar, die fixes Einkommen haben.

Die Veranlassung zur Errichtung von Sparanstalten, die Jedem auch kleine Ersparnisse isolirt und zur beliebigen Verwendung aufbewahren, liegt ziemlich fern. Wenigstens kann sie derjenige entbehren, dessen Ersparnisse groß genug sind, um sicher nutzbar angelegt zu werden; dessen Wille zu sparen verlässig genug ist, um keiner äussern Ermunterung oder Bindung zu bedürfen; und den genügendes Einkommen gegen die Versuchung schützt, das Zurückgelegte wieder auf augenblickliche Bedürfnisse zu verwenden. Im Allgemeinen bedarf ihrer daher der Wohlhabende weniger als der Minderbemittelte, der nicht im Stande ist, seine kleinen Sparpfenninge verzinslich zu benützen und der tausend Veranlassungen hat, bald mit dem Zurücklegen aufzuhören, bald das Ersparte zu verzehren. Aber die ärmern Volksklassen sind nicht im Stande zu ihrem eigenen Wohl gemeinnützliche Einrichtungen zu treffen; wir sehen daher solche Sparkassen überall erst dann entstehen, wann die Einsicht in die Wichtigkeit der kleinen Ersparnisse des gemeinen Volkes erkannt wird und, falls nicht die Regierung sich der Sache annimmt, so viel Gemeinsinn unter den wohlhabenden Volksklassen sich verbreitet, als zur Uebernahme einiger Beschwerde zum Besten ihrer ärmern Mitbürger nöthig ist.

4.

Von den Sparkassen im engern Sinne, mit besonderer Rücksicht auf die in Bayern bestehenden.

Deutschland hat die Ehre zuerst Sparkassen eingerichtet zu haben; aber, wie andere seiner Erfindungen, lernte es sie erst schätzen, als ihm das Ausland ihren Nutzen vorhielt. Schon 1778 wurde in der Versorgungsanstalt zu Hamburg ein Kasse eröffnet, die Summen von 15 Mark (11 fl. im 24 1/2 Guldenfuß) an mit Zinsen aufsparte; ähnliche Kassen entstanden *) 1786 im Herzogthume Oldenburg, 1787 in Bern, 1792 in Basel, und zu Anfang dieses Jahrhunderts in Altona, Zürich, und an einigen andern Orten. Auch in Großbritanien wurden von 1800 — 1810 mehrere Sparkassen errichtet; doch blieben alle diese Versuche ziemlich isolirt, bis endlich nach Wiederherstellung des Friedens die Völker den Blick auf ihre innern Zustände zu wenden und die friedlichen Mittel zu bedenken anfiengen, welche die Wunden des Krieges zu heilen vermöchten. Nun erst lernt man die Sparkassen würdigen und sie verbreiten sich so rasch, daß man sie, nach der treffenden Bemerkung eines gelehrten Staatsmannes, als eine Erfindung der neuesten Zeit und als ein Zeichen betrachten kann, daß die Nationen in dauerndem Frieden ihre wirthschaftlichen Verhältnisse von Grund aus zu verbessern die Hoffnung faßten.

Am ersten ist in Schottland mit Einsicht für ihre Verbreitung gewirkt worden. Es erschienen über diesen Gegenstand im Jahr 1815 in Edinburg mehrere Schriften, **) die einen so großen Erfolg hatten, daß

*) Nach Rau, polit. Oek. II.

**) An Essay on the nature and advantages of Parish-Banks etc. By Henry Duncan. Edinb. 1815.

A short account of the Edinburgh Savings-Bank. 2 Ed. 1815.

Report of the Committee appointed by the Highland Society of Scotland, to consider what is the

schon 1817 in England und Wales über 100 Sparkassen *) bestanden und in diesem Jahre ihre Einrichtung und Verwaltung durch eine Parlamentsacte geregelt wurde, welche die Staats-Schuldentilgungs-Commission anwies, die Sparkassegelder anzunehmen. **) Dieß erst machte auch in Deutschland auf diese bey uns längst bestehende, aber übersehene Einrichtung aufmerksam, und so wurden denn die ersten dieser neuen Sparkassen in Berlin und Stuttgart errichtet. Unter den deutschen Regierungen scheint die Königlich Bayerische zuerst die große Wichtigkeit dieser Anstalten erfaßt zu haben; wenigstens ist sie die erste auf dem Continent, welche die Mitwirkung der Staatsschuldentilgungskasse für die Zwecke der Sparkassen anbot. Denn schon auf dem Landtage von 1819 führte der königl. Finanzminister unter den Mitteln zur Begründung einer Staats-Schuldentilgungskasse die Anlegung einer Sparanstalt und einer auf die Versorgung bey erlangter Volljährigkeit oder Ansässigmachung berechneten Rentenanstalt auf***), und die Beylage V. zum Landtags-Abschiede räumt der Staatsschuldentilgungs-Anstalt das Recht ein, „durch zweckmäßige Spar- und Renten-Anstalten sich selbst bereite Mittel, den Darleihern aber Gelegenheit zur vortheilhaften Anlegung ihrer Gelder zu verschaffen.“ Doch machte sie nicht selbst Gebrauch von diesem Rechte. Nachdem aber 1821 und 1822 durch gemeinsinnige Thätigkeit von Privaten, zum Theil unter Mitwirkung des Stadtmagistrats, in Nürnberg, Augsburg und Ansbach Sparkassen entstanden, die der Schuldentilgungskasse Gelder anboten, erschien am 26. Febr. 1823 eine königliche Verordnung, welche die Staatsschuldentilgungskasse ermächtigte:

1) mit sämmtlichen unter Staatsbewilligung errichteten Sparkassen in Anlehensgeschäfte zu treten;
2) den Zinsfuß für sie so lange auf 5 0/0 zu halten, als noch Anlehen zu 5 0/0 angenommen würden.

Die Specialschulden-Tilgungskassen des Isar-, Unterdonau-, Rezat- und Obermainkreises wurden mit der Annahme von Sparkassegeldern beauftragt. Das Minimum ihrer Einlage war 100 fl.; *) bey den Quittungen erhielten sie Stempelfreyheit. Diese Anordnung, insbesondere da sie auch dann noch in Kraft blieb, als längst von Privaten keine 5 % Anlehen mehr angenommen wurden, sondern blos noch ältere solche Staatsschulden vorhanden waren, bewirkte eine so rasche Verbreitung der Sparkassen, daß schon im Jahr 1829 32 Sparkassen mit 2 1/2 Millionen Gulden Kapital im Königreich bestanden. Als die Schuldentilgungskasse sich in Stand gesetzt sah, den Zinsfuß aller ihrer fünfprocentigen Papiere auf 4 % herabzusetzen,**) verweigerte sie auch den Sparkassen die weitere Verzinsung ihrer Kapitale zu 5 % (24. März 1830); verfügte aber unterm 31. July 1830, daß die Sparkassagelder ohne Rücksicht auf ihre Aufkündbarkeit im Falle des Bedürfens sogleich heimgezahlt wer-

best mode of forming institutions of the nature of Savings-Banks etc. Edinb. 1815.

*) Auch in Genf wurde schon 1816 eine Sparkasse gegründet, die am 31. December 1834 9852 Darleihern 2,168,674 Frcs. schuldig war. Bibl. univ. Dec. 1834.

**) In Frankreich legen von 147 autorisirten Sparkassen 110 ihr Kapital bey der Staatskasse an.

***) Stände Verhandl. II. S. 426. Gesetzentwurf §. XV. Ebendaselbst S. 437.

*) Also beynahe gleich hoch wie in den schottischen Banken (10 L.). Die Bank von England nimmt für die Sparkassen von der Schuldentilgungs-Commission nur Summen von 50 L. und darüber an; eben so die Bank von Irland.

**) Auch in England war im Jahre 1817 die Verzinsung der Sparkassengelder bey der Staatsschuldentilgungs-Commission zu 4 Proc. gesetzlich zugestanden; da aber der Staat bald darauf und so forthin zu niedrigeren Procenten borgen konnte, so hatte die Schuldentilgungs-Commission Verlust; das Gesetz über die Sparkassen vom Jahre 1828 setzt daher den Zinsfuß, den die Commission den Sparkassen bewilligt, auf $2\frac{1}{2}$ d. täglich von 100 L., oder auf $3\frac{3}{4}$ Proc. (genau 3 L. $16\frac{1}{2}$ sh. von 100 L. jährlich).

den sollten. Dieß verursachte vorübergehend einige Störung bey den Sparkassen. Manche Spargelder wurden zurückgezogen; einige Sparkassen lösten sich auf; andere setzten ihren Zinsfuß herab, was das Vernünftigste war; bey einzelnen machten die Gemeinden Aufopferungen. Nachdem sich mit dem Steigen der vierprocentigen Staatsschuld über Pari die Aussicht allmählicher Umwandlung dieser Papiere in $3\frac{1}{2}$ procentige öffnete, erklärte das königliche Finanz-Ministerium unterm 23. September 1835, daß, vermöge Allerhöchsten Befehls Sr. Königlichen Majestät vom 17. Sept., vom 1. October d. J. an Sparkassegelder nur mehr zu $3\frac{1}{2}$ % angenommen werden. Da hier blos von anzunehmenden Geldern die Rede ist, so darf man wohl voraussetzen, daß die bereits zu 4 % bey der Schuldentilgungskasse liegenden Sparkapitale 4 % Zinsen fortbeziehen werden. Wenigstens ist dieß so lange billig, als der Staat nicht im Stande ist, alle seine vierprocentigen Papiere in $3\frac{1}{2}$ procentige zu verwandeln. Welche Folgen jene Herabsetzung der Zinsen von neuen Einlagen bei der Schuldentilgungskasse fernerhin haben wird, lassen wir noch unbeachtet. Daß die bisherige regelmäßige Verzinsung zu 4 % höchst vortheilhaft auf die Vermehrung der Ersparnisse wirkte, zeigt sich darin, daß seit 1829 bis 1834 die Zahl der Sparkassen auf 35 gestiegen, die (mit Ausnahme der zwey erst 1834 errichteten, zu Landsberg und Ingolstadt) zusammen ein Kapital von 4'486,829 Gulden besaßen. Von diesem Zuwachs seit 1829 kommt das Meiste auf das Jahr 1833/34. Denn der Rechnungsabschluß sämmtlicher Sparkassen für dieses Jahr zeigt 1'383,587 fl. neue Einlagen und 46,224 fl. Vermehrung der ältern Ersparnisse durch Zinsen; während nur 553,325 fl. ältere Ersparnisse zurückgenommen wurden. Daß von 144,145 fl. Zinsen, welche die Anstalten bezogen, 101,324 fl. ausgezahlt wurden, ist ein Punkt, auf den wir unten nähere Rücksicht nehmen werden. Die Verwaltungs-Kosten betrugen auf Personal-Exigenz 4,991 fl. 14 kr., auf Real-Exigenz 2,029 fl. 7 kr., im Ganzen 7,020 fl. 21 kr., also nicht ganz 2 vom Tausend. Doch soll auch davon noch später die Rede seyn. Den Vermögenszustand sämmtlicher Sparkassen des Königreichs Ende Septembers 1834 gibt die hier beyliegende Tafel. Nach derselben waren von den schon oben erwähnten 4'486,829 fl. 33 kr. Activkapital

an den Staat	2'819,657 fl.	— kr.
an Gemeinden u. Corporationen	1'116,356 fl.	14 kr.
und an Private	550,816 fl.	19 kr.

ausgeliehen; die letzten noch vorherrschend zu 5 %; die zweyten mit wenig Ausnahmen, die ersten ganz zu 4 %. Mit Einschluß der Activ-Zinsreste betrug Ende Septembs. 1834 das ganze Vermögen der Sparkassen 4'515,245 fl. $24\frac{1}{2}$ kr., während das Guthaben der Einleger nur ausmachte:

an Kapital	4'447,230 fl.	$25\frac{3}{4}$ kr.
und an Zinsrückständen .	38,256 fl.	8 kr.
zusammen	4'485,486 fl.	$33\frac{3}{4}$ kr.

Es ergibt sich also ein Ueberschuß für die Sparkassen von . . . . . . 29,758 fl. $50\frac{3}{4}$ kr.
Dazu kommt aber noch der Kassabestand, der sich Ende Septembers 1834 auf 71,013 fl. $38\frac{7}{8}$ kr.
belief und der ebenfalls ganz den Kassen verbleibt, wenn die in der beyliegenden Tafel aufgeführten Passivkapitale sammt Zinsresten, wie es seyn muß, das ganze Guthaben aller Einleger enthalten: im Ganzen hatten also Ende Septembers 1834 sämmtliche 33 Sparkassen zu ihrem eigenen Nutzen aus den Ersparnissen und Zinsen ihrer Einleger ein Kapital erworben von

100,772 fl. $28\frac{1}{2}$ kr.*)

*) Am 20. November 1833 lagen in sämmtlichen Sparkassen von England, Wales und Irland 14'337,521 Pfund Sterling (etwa 172 Millionen Gulden), wovon auf England 12'680,512 L., auf Wales 329,887 L. und auf Irland nur 1'327,122 L. kommen. Gibt man also dem Geld in Deutschland doppelt so viel Kaufkraft als in England (was etwas zu viel ist), so beträgt das Ersparniß in den irländischen Sparkassen ohngefähr eben so viel als das unsrige; der in England aufgesparte Werth aber das Fünffache von dem unsrigen. Nimmt man keine Rücksicht auf den ver-

Sehen wir ab von dem letztern, etwas sonderbaren Resultat, das allerdings mit dem Hauptzweck der Sparkassen sich nicht sogleich vereinigen läßt, so ergibt sich aus diesem Rechnungsabschluß die große Wichtigkeit, welche diese Anstalten bereits für Bayern erlangt haben, und es lohnt sich wohl der Mühe, ihre Einrichtung und die Verhältnisse, unter denen sie arbeiten, etwas näher zu betrachten.

Für's erste mag die so sehr ungleiche Vertheilung der Sparkassen in den verschiedenen Kreisen und die noch ungleichere Frequenz derselben auffallen. Die Ursache hiervon liegt aber theils in der Verschiedenheit der Wohnsitze und Erwerbsgeschäfte der einzelnen Landestheile, theils in den zufälligen Ansichten, die über Sparkassen bey den Privaten und den Regierungsorganen obwalten. Wo die Städte klein sind und Landbau vorherrscht, wird sich im Allgemeinen weniger Theilnahme für sie finden, da der selbständige Landwirth seine Ersparnisse meist vortheilhafter auf den Landbau verwendet; wenigstens sind ihm unsere bisherigen Sparkassen minder brauchbar. So wichtig sie dann hier auch für die Dienstboten seyn mögen, so fehlt doch unter den Vermöglicheren die Lust, sich der Sache anzunehmen. Am wenigsten werden sie freylich da sich ausbreiten, wo man die Meinung hegt, „Sparkassen seyen nicht allenthalben von gedeihlicher Wirkung;“ oder doch nur da zweckmäßig, „wo sie den Gemeinden ihre Anlehen zu niedrigeren Zinsen verschafften.“ In größern Städten dagegen, wo viel Handel getrieben wird und viele Personen leben, die ihre Ersparnisse gar nicht anders als durch Ausleihen nutzen können, wo die Dienstboten hohen Geldlohn haben, wo auch mehr Einsicht in den Zweck und Nutzen solcher Anstalten und mehr Neigung und Geschicklichkeit zu ihrer Herstellung vorhanden ist, wurde das ermunternde Anbieten der königlichen Staatsregierung, durch verzinsliche Uebernahme der Spargelder diese Kassen zu unterstützen, sehr bald benützt und in solchen Kreisen bot sich den Aufsichtsbeamten die Erfahrung dar, „daß die Sparkassen in der arbeitenden und dienenden Klasse den Sinn für Sparsamkeit, Fleiß und Mäßigung wecken und nähren, das Vertrauen auf eigene Kraft erhöhen, Unfällen begegnen, die besonders kleineren Ersparnissen so leicht drohen, die Armenunterstützung mindern und dem Lohnarbeiter die selbständige Niederlassung erleichtern.“

Das englische Gesetz über die Sparkassen vom J. 1828 erlaubt die Anlegung von Filial-Kassen, dergleichen denn auch dort mit mehreren Sparanstalten verbunden sind. Diese Einrichtung fehlt bey uns. Indeß wissen wir, daß es die Absicht des königl. Staatsministeriums des Innern ist, in Zukunft jeder Gemeinde durch einen Agenten die Theilnahme an einer Sparkasse möglich zu machen. Geschieht dieß, so ist in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig.

Mehr als man glaubt, hängt bey der guten Wirksamkeit der Sparkassen von der Einrichtung ab, wo

---

schiedenen Geldwerth, und vergleicht man die ersparten Summen blos in Bezug auf die Bevölkerung der Länder, so liegt in Irland doppelt-, in England etwa zehnmal so viel in den Sparkassen als bey uns. Dabey ist denn freylich nicht zu übersehen, daß dort das Maximum des Guthabens in einer Sparkasse 300 L. ist, was bey uns nur Wenige in einer Sparkasse liegen haben. Von Schottland sind keine Berichte vorhanden. Die Behauptung des Companion to the Almanac von 1835, daß es bisher noch gar keine Sparkassen besessen, ist offenbar falsch, wie schon unser obiges Citat lehrt. Daß aber diese in Schottland nie große Theilnahme finden werden, rührt daher, daß man dort schon von jeher zum großen Vortheil aller Klassen der Bevölkerung jede Summe von 10 L. und d'rüber bey den Privatbanken unmitelbar zur Verzinsung deponiren konnte, was in England nicht möglich ist; und daß die Sparkassen solche Summen nur wieder in dieselben Banken einlegen, für die Verwaltung aber etwas an den dort empfangenen Zinsen abbrechen müßten. In seinen Banken hat daher Schottland schon seit mehr als 100 Jahren treffliche Sparanstalten und die eigentlichen Sparkassen wären dort nur für diejenigen, welche unter 10 L. deponiren wollten, und sie würden Summen von 10 L. schon zu eigener Verwaltung wieder zurück geben müssen.

denn folgende Punkte hervortreten: 1) Begründung der Anstalten; 2) Annahme der Gelder; 3) Verzinsung; 4) Zurückgabe des Guthabens; 5) Ueberschüsse; 6) Verwaltungskosten; 7) Aufsicht. Wir werden diese nun nach der Reihe beleuchten.

1) Begründung der Sparkassen.

Als reine Privatsache sind sie nirgend zu dulden, da Betrug allzu leicht möglich ist. Leisten Gemeinden Garantie für die Einlagen, so ist allerdings der Beschädigung der Einleger durch Unterschleif vorgebeugt; doch nicht zugleich eigennützigen Anordnungen zum Vortheil der Gemeindekasse. Ist aber dabey die ganze Einrichtung und Aufsicht den Gemeinden überlassen, so treten zwey Uebelstände ein. Einmal die zufällige Einsicht der Gemeindebeamten, oder das eben so zufällig bekannt gewordene Beyspiel einer bereits bestehenden Sparkasse entscheidet über die Einrichtung; obwohl weder jene immer die gründlichste noch dieses das beste ist. Sodann erhält man eine ganz nutzlose Manigfaltigkeit von Verwaltungsnormen, welche die Oberaufsicht erschweren und es beynahe unmöglich machen, die statistisch wichtigen Resultate der Sparkassen zu vergleichen. Wenn es daher zweckmäßig ist, im Anfang dem Gemeinsinn der Bürger oder der Vorsorge der Gemeinden freye Hand zu lassen, so erfordert doch, wenn sich einmal das Bedürfniß derselben entschieden ausgesprochen hat, das Interesse des Staats die Aufstellung bestimmter allgemeiner Grundsätze für die Einrichtung aller Sparkassen des Landes.

Selbst in England, wo sonst die Privaten in Besorgung öffentlicher Angelegenheiten weit mehr Spielraum haben als bei uns, hat man dieß eingesehen und ein allgemeines Gesetz über die Sparkassen im J. 1828 erlassen.

2) Annahme der Spargelder.

Es ist fast lächerlich zu bemerken, Erleichterung, nicht Erschwerung der Einlegung von Ersparnissen sey Zweck der Sparkassen und dazu die Verwaltung

aufgestellt und besoldet. Und doch sollte man diesen Satz auf einer Tafel mit großen Buchstaben in jedem Sparkasse-Bureau den Beamten vor die Augen hängen, die durch Unhöflichkeit und Anmaßung besonders ärmere Einleger von der Theilnahme zurückschrecken.*)

Was zur Befestigung des Zutrauens der Einleger gehört, sollte pünktlich geschehen; man muß es daher tadeln, wenn irgendwo die Einlagebücher nicht sogleich beym Empfang quittirt zurückgegeben, sondern einige Tage auf dem Bureau behalten werden, bis die Beamten Muße finden, sie zu unterschreiben. — Die Zeit der Annahme von Einlagen kann nach Maßgabe des Andrangs zur Kasse verschieden seyn; zweckmäßig ist es, nach den Zieltagen die Kassen länger oder öfter zu eröffnen, wie dieß an einigen unserer Sparkassen geschieht. — Wo bestimmte Termine festgesetzt sind, von welchen die Verzinsung eingelegter Kapitalien beginnt, sollten auch solche Einlagen, die einige Tage nach diesen Terminen einkommen, die Wohlthat der Verzinsung vom Anfang des Termins an genießen. Dieß ist darum nöthig, damit am ersten und einzigen Tag, wo man noch den Zinstermin benützen kann, nicht der Andrang zu groß werde.

Vortheilhaft ist es, wenn möglichst kleine Einlagen angenommen werden, damit auch das ärmere Volk die Kasse benützen kann. In dieser Hinsicht darf man die Sparkasse zu Erlangen musterhaft nennen. Sie nimmt noch Ersparnisse von 6 kr. an, und ermuntert zu regelmäßigen Einlagen, sey es wöchentlich, monatlich oder vierteljährlich. Mehrere andere unserer Sparkassen nehmen bis 15 kr.; die Mehrzahl 1 fl., was ein zu großer Betrag scheint, wenn man bedenkt, daß in England meist ein Schilling oder 36 kr. das Minimum ist.

*) Tadel verdiente es daher, wenn irgendwo die Verwaltungsbeamten Tantieme von den Einlagen bezögen; da dieß wie eine Ermunterung zur Verscheuchung ärmerer Einleger wirken müßte.



Es ist nicht der Zweck der Sparkassen, Kapitale, die der Besitzer selbst ausleihen kann, zu verzinsen; wo aber eine Garantie der Einlagen und eine bequeme Zurücknahme besteht, drängen sich auch bey niedrigen Zinsen blose Darleiher an die Sparkassen und benützen sie zur Verzinsung solcher Summen, die sie zur augenblicklichen Verfügung bereit haben möchten. Es ist daher nöthig, daß das Maximum der einzelnen Einlagen und des Gesammtguthabens einer Person gesetzlich festgestellt und über dessen Einhaltung streng gewacht wird. In dieser Hinsicht besteht nun in unsern Sparkassen noch viel Unordnung. Fast überall nämlich sprechen wohl die Statuten von einem solchen Maximum; nur von einzelnen Kassen aber wird es beobachtet und man findet in Sparkassen, die 300 fl. für das Maximum des Guthabens erklären, Summen von mehrern Tausend Gulden von einem und demselben Einleger. Hier und da ist wohl verboten, auf einmal über eine gewisse Summe zu nehmen; aber die Gesammtsumme, welche die Kasse noch verwaltet, frey gegeben: unter solchen Umständen ist es kein Wunder, wenn solche Kassen Leihbanken ähnlich werden, die unter Gemeindegarantie den Kapitalisten Gelder bereit halten oder sie mit dem Vortheil augenblicklicher Aufkündbarkeit dem Staate darleihen. Die großen Summen in den Büchern solcher Anstalten sind dann natürlicherweise nur zum kleinern Theile eigentliche Ersparnisse.

In den englischen Sparkassen ist nicht bloß die Einlage jedes Jahres (30 L. = 360 fl.), die Gesammteinlage (150 L. = 1800 fl. und das ganze Guthaben einer Person mit Einschluß von Zinsen (200 L. = 2400 fl.), gesetzlich bestimmt, sondern auch streng verboten, in mehr als eine Sparkasse zugleich einzulegen. Würde, wie es nöthig ist, eine ähnliche Einrichtung bey uns beliebt, so möchte das höchste Gesammtguthaben incl. Zinsen höher als bisher, etwa auf 1000 fl., zu setzen seyn, wobey denn die höchste Jahreseinlage 200 fl., die Gesammteinlage 800 fl. seyn könnte.

Nimmt eine Kasse anonyme Einlagen, so wird der Inhaber des Quittungsbuchs nothwendig Eigenthümer der Einlage. Dabey ein Maximum des Guthabens auszusprechen und vorzuschreiben, daß die Einlagen nur dem Eigenthümer persönlich zurückgegeben werden, ist sinnlos. Abgesehen von der Gefahr, die hier dem Einleger bey Verlust des Quittungsbuchs droht, ist übrigens eine solche Kasse ganz eigentlich ein höchst sicheres Depositorium für gestohlene oder sonst widerrechtlich erworbene Gelder und sie muß besonders mancherlei Arten von Unterschleif in den Familien erleichtern. Man hat für diese Maßregel angeführt, Mancher schäme sich, kleine Ersparnisse einzulegen, wenn er sich nennen müsse: allein wenig Hoffnung gibt die Sparsamkeit dessen, der sich schämt, mit kleinen Summen anzufangen.

Zweckmäßig, aber nicht allgemein ist die Verfügung, von Unmündigen nur mit Wissen der Ältern oder Vormünder Einlagen anzunehmen; unangemessen scheint es aber, sie auf Minderjährige auszudehnen, da hierdurch die Einlagen von Gesellen großentheils verhindert würden.

Nachahmung verdient die englische Einrichtung wonach die Aufseher berechtigt sind, im Namen anderer (benannter) Personen Einlagen zu machen und dann auch die Ersparnisse wieder zurückzuziehen. Dieß macht Entfernterwohnenden die Theilnahme leichter.

3) Verzinsung der Einlagen.

Nächst der Sicherung der Ersparnisse ist die Vermehrung auch kleiner Einlagen durch Zinsen*) der Haupt-

*) Es verdient hier eine Einrichtung rühmlicher Erwähnung, welche beym Vormundschaftsamt des k. Kreis- und Stadtgerichts München besteht. Nicht die isolirten Deposita werden dort ausgeliehen, sondern die ganze Baarschaft bildet den Fond, welcher die Darlehen macht und die Zinsen empfängt. Die letztern werden dann jeder Masse pro rata gutgeschrieben, wobey also nicht bloß kleine Summen Zins genießen, sondern auch kein Kapital unzinslich dazuliegen braucht, ja sogar Zinseszinsen möglich sind.

zweck der Sparkassen und hierbei sind zwey Fragen von Wichtigkeit. Einmal, wie kann und soll die Sparkasse die Einlagen benützen, und dann, wie viel Zins kann sie geben? Im Allgemeinen geben zwar Darlehen an Private etwas höhere Procente, die Kasse hat sie aber nicht disponibel, wann sie dieselben gerade braucht; besser ist daher die Anlegung der Spargelder bey Gemeinden und bei Leihkassen. Indeß muß in diesem Falle der Staat wohl darauf sehen, daß nicht die Sparkasse zu Gunsten der Gemeinde- und Leihkasse mißbraucht wird und zu wenig Zins empfängt. Am besten bleibt immer die Anlegung bey der Staatsschuldentilgungs-Kasse, wenn, wie bey uns, die eingelegten Gelder auf Verlangen sogleich zurückgegeben werden. Damit aber bey dieser Vergünstigung die Schuldentilgungskasse nicht in die Verlegenheit kommt, zu viel aufkündbare Anlehen zu erhalten, muß streng auf dem Maximum der Einlagen gehalten werden.

In England müssen alle Sparkassegelder der Schuldentilgungs-Commission übergeben werden; es sey denn, daß die Einleger ausdrücklich andere Anlegung verlangen. Summen bis zu 10,000 L. zahlt das Schuldentilgungsamt 5 Tage, größere 14 Tage nach Vorzeigung der Zahlungsanweisung zurück.

Die Sparkassen brauchen keine Wohlthätigkeitsanstalten zu seyn; wohlverwaltet gewähren sie den Einlegern genug Vortheil, auch wenn alle ihre Verwaltungskosten aus den Zinsen der Einlagen gedeckt werden. Um dieser Kosten willen können sie aber nicht so hohe Zinsen geben, als sie selbst empfangen; auch keine unveränderlichen Zinsen können sie bewilligen, sondern bloß solche, die mit dem allgemeinen Leihzins steigen oder fallen. *) Die Differenz zwischen dem Zins, den sie empfangen, und dem, den sie geben, darf indeß nicht mehr betragen, als zur Deckung jener Kosten, der Zinsentbehrung durch das Liegen der Gelder in der Kasse und möglicher Verluste nöthig ist.

*) Wie dieß die Stuttgarter Sparkasse ganz richtig erklärt.

In dem englischen Gesetz vom Jahre 1828 erhalten die Sparkassen von der Schuldentilgungs-Commission $3\frac{3}{4}$ % und dürfen nicht über $3\frac{5}{12}$ % geben, was übrigens viele wirklich zahlen.

Die Sparkassen in Bayern haben bis zum Jahr 1830 von ihren Anlehen beym Staat 5 % und später bis Ende Septembers 1835 noch 4 % genossen, den Einlegern aber größtentheils blos $3\frac{1}{3}$ %, nur wenige 4 % vergütet. Jene Differenz ist nun offenbar zu groß; ja selbst der Unterschied von 4 auf $3\frac{1}{3}$ % ist wenigstens bey großen Kassen noch ziemlich stark. Die oben angeführte Herabsetzung des Zinsfußes bey neuen Einlagen in die Staats-Schuldentilgungskasse von 4 auf $3\frac{1}{2}$ % wird nun zwar nicht sogleich, aber doch nach einigen Jahren, wenn bedeutend viele neue Anlegungen solcher Gelder vorkommen, zur weitern Herabsetzung des Zinses nöthigen; bey $3\frac{1}{2}$ % eigener Zinsen kann aber jede Sparkasse 3 % bequem und sicher bewilligen. *) — Einige unserer Sparkassen schreiben größern Einlagen höhere Zinsen gut, als kleinern; so z. B. Einlagen bis zu 25 fl. nur $3\frac{1}{3}$ %, höhern 4 %. Dieß scheint uns ganz zweckwidrig, da es ja insbesondere erwünscht seyn muß, diejenigen durch einen Zinsgenuß zum Sparen zu ermuntern, welche nur wenig einlegen können. Eher sollte man den kleinern Einlagen höhere Zinsen bewilligen. — Zur Erleichterung der Rechnung mag es angehen, die Zinsen aller Einlagen, die innerhalb einer gewissen Zeit vor und nach bestimmten Terminen gemacht werden, von diesen an zu berechnen. Dagegen ist es eine drückende und völlig ungerechte Maßregel, demjenigen, der sein Ersparniß innerhalb eines Jahres nach der Einlegung wieder zurücknimmt, gar keine Zinsen zu bezahlen, während ja doch die Kasse dergleichen bezieht. Man will dadurch den zu raschen Verbrauch des Ersparten hindern. Aber warum soll denn Einer Verlust erleiden, wenn er Ver-

*) Auch die Genfer Sparkasse zahlt nur 3 %.



anlassung hat, schon innerhalb eines Jahres sein Ersparniß anders zu verwenden, als in der Sparkasse; während er nichts verliert, wenn ebendieselbe Veranlassung nach Jahresfrist eintritt? Ist die neue Gelegenheit der Anwendung des Geldes vortheilhaft, so kann sie durch jenen Zinsverlust gleichgültig; ja geradezu nachtheilig werden; ist es ein Unglück, was die Zurücknahme des Ersparnisses nöthig macht, so fügt Einem die Sparkasse durch ihre Zinsverweigerung ein zweytes zu. Nach Umständen wirkt also diese Einrichtung wie eine Steuer vom Unglück. Und wie nichtig ist die Absicht, den unbedachtsamen Verbrauch des Ersparten zu hindern, der überdieß in der ersten Zeit, wo der Eifer zum Sparen noch lebhaft genug ist, seltener vorkommen wird! Setzen wir, Einer lege am 1. Januar für seine 4 Kinder, zu 250 fl., 1000 fl. in eine solche Kasse; am 15. December desseben Jahres aber nimmt er die Einlage wieder zurück, um sie auf den Wiederaufbau seines eben abgebrannten Hauses zu verwenden, so erhält er blos 1000 fl.; holt er sie aber am 2. Januar des folgenden Jahres, etwa um entbehrliche, vielleicht sogar wirthschaftlich nachtheilige Einkäufe zu machen, so erhält er $1033\frac{1}{3}$ fl.! — —

In England ist diese sonderbare Ermunterung zum Sparen unbekannt und die Sparkassen sind gehalten, vom Tag der Einlegung an bis zum Tage der Aufkündigung die Zinsen zu zahlen.

Wenigstens verlangt die Gerechtigkeit, daß die Zinsen vergütet werden, welche vom ersten die Einlage treffenden Termine an bis zu dem letzten fällig sind, nach welchem die Einlage aufgekündet wird. Hiernach würden also in unserm obigen Beyspiele die Zinsen auf 9 Monate zu fordern seyn, und unsere Kassen machen an jenem Einleger den unbilligen Gewinn von 25 fl.; wozu noch überdieß 6 fl. 40 kr. Zinsdifferenz kommt.

Dieser fast bey allen unsern Sparkassen vorkommenden Zinsverweigerung, in Verbindung mit der bisher wenigstens zu hoch gehaltenen Differenz der Zinsen, die sie erhalten, und selbst geben, ist der oben erwähnte Ueberschuß über das Guthaben der Einleger von mehr, als 100000 fl. zuzuschreiben, den sie am letzten September 1834 besaßen und der, neben 7000 fl. Verwaltungskosten, offenbar eine zu starke Vergeltung für den Dienst bildet, den die Sparkassen den Einlegern leisten.

4) Zurücknahme der Einlagen.

Einen wichtigen hierher gehörigen Punkt haben wir so eben betrachtet. Es ist daher bloß noch im Allgemeinen zu bemerken, daß man die Zurücknahme der Spargelder möglichst erleichtern muß, weil die Kasse, auch wenn sie das Recht dazu hätte, außer Stand ist, die Zweckmäßigkeit der Verwendung des Ersparten zu überwachen. In Bezug auf die Aufkündigungszeit bestehen an unsern Sparkassen sehr verschiedene Anordnungen. Eine Kasse, die von einzelnen Einlegern mehrere Tausend Gulden bewahrt, verspricht gleich baare Zurückgabe auf Verlangen, was bey ordentlicher Anlegung der Gelder unmöglich ist. Die übrigen geben größere Einlagen 8 Tage bis $\frac{1}{2}$ Jahr nach der Aufkündigung zurück; kleinere Einlagen zahlen einige gleich baar aus. Daß wenigstens $\frac{1}{2}$ Jahr zu lang ist, leuchtet ein. Die meisten unserer Sparkassen versprechen übrigens gleich baare Zahlung, auch größerer Guthaben, wenn ein dringendes Bedürfniß nachgewiesen ist. Dieß muß aber, nach Umständen, zu odioser Gunstbewerbung und Gnadenbezeigung führen. Besser scheint es, ja nothwendig für die Kasse ist es, Jedem die Wahl zu lassen, ob er sein Guthaben nach der festgesetzten Zeit oder, so weit es der Kassebestand erlaubt, sogleich baar mit Abzug des angemessenen Discontos empfangen will.

Die englischen Sparkassen zahlen 14 Tage nach der Aufkündigung und verzinsen bis zum Aufkündigungstag.

Unzweckmäßig und der ganzen Aufgabe der Sparkassen zuwider ist es, den Einlegern alljährlich bis

auf einen gewissen Termin die Jahreszinsen ihres Guthabens zur Erhebung bereit zu halten und sie erst von da an zum Kapital zu nehmen. Dadurch wird die Verwaltung erschwert und die Sparkasse eine wahre Leihbank. Alle Zinsen müssen vielmehr, sobald sie fällig sind, Jedem wie eine neue Einlage gut geschrieben und bey der Erhebung ganz nach der allgemeinen Regel der Zurücknahme der Gelder behandelt werden.

Von Einlagen, die mit Zinsen das Maximum erreicht haben, verbietet das englische Gesetz die weitere Verzinsung.*) In einigen bayerischen Sparkassen ist bestimmt, daß sie auf Gefahr des Eigenthümers ausgeliehen werden sollen. Die erstere Einrichtung hat Vorzüge für den Einleger, weil er in Benützung seines Kapitals freye Hand behält; für die Anstalt, weil ihr immer dergleichen Summen auch ohne Zins wenigstens so lange in der Kasse bleiben, bis der Eigenthümer über sie zu verfügen vermag.

5) Verwaltungskosten.

Mögen sie auch im Anfang, wo es gilt, Sparkassen zu begründen, mit Vortheil aus öffentlichen Mitteln (wie z. B. bey einem Paar der bayerischen Sparkassen aus Gemeindemitteln und aus der Kasse der Gutsherrschaft) bestritten werden, so ist dieß doch, wie bereis dargethan, auf die Dauer durchaus nicht nöthig. Der Vortheil, kleine nnd mäßige Ersparnisse völlig sicher verzinslich anzulegen und nach Bedürfniß disponibel zu haben, ist so groß, daß man sich gern etwas weniger als übliche Zinsen gefallen läßt. Doch kann die Bestimmung der Gehalte für die Beamten der Sparkasse nicht den Ortsbehörden überlassen seyn.

*) Doch gilt dieß nur von den seit 1828 gemachten. — Im Jahre 1833 wurde dann noch die Beschränkung getroffen, daß, was Einer im Laufe eines Jahres zurücknähme, nicht mehr von dem in eben diesem Jahre eingelegten Gelde abgerechnet werden soll, sondern daß, ohne Rücksicht auf die Zurücknahme, die Gesammteinlage eines Jahres nicht über 30 L. betragen dürfe. 3. Will. IV. c. 14. sect. 29).

In England regelt sie die Schuldentilgungs-Commission, die überhaupt die Oberaufsicht über die Sparkassen führt. Uebrigens erhalten dort nicht die Directoren, sondern blos die eigentlichen Beamten der Sparkassen, welche die Geld- und Schreibgeschäfte, die gemeinen Dienste leisten und die Rechtsgeschäfte der Sparkasse besorgen, Gehalt. Für Ausstellung von Papieren im Interesse der Einleger sind einige kleine Gebühren zu zahlen. Die Kassebeamten stellen Caution.*) Manches davon verdient Nachahmung.

6) Ueberschüsse.

Auch bey ganz richtiger Bemessung der Zinsdifferenz, die den Sparkassen verbleibt, und der Verwaltungskosten, wird sich immer aus dem Zins nicht sogleich erhobener Maxima, dann aus dem Diskont vor dem Verfalltag heimgezahlter Gelder, einiger Ueberschuß bilden. Wo die Kapitale Privaten vorgeliehen werden, ist ein Reservefond zur Deckung möglicher Verluste nöthig; hier fließen dann die Ueberschüsse zweckmäßigerweise in diesen. Wo der Staat oder die Gemeinden genügende Sicherheit geben, bedarf es höchstens gegen Veruntreuungen der Beamten eine Hülfskasse. Jedenfalls aber sollte die Verwendung der Ueberschüsse gesetzlich bestimmt seyn. Bey der großen Summe wenigstens, welche unsere Sparkassen erübrigt haben, erregt es Bedenken, daß nur in wenigen Statuten ausgesprochen ist, was mit diesen Ueberschüssen geschehen soll. Wo dieß nicht der Fall, läßt sich vielleicht noch fragen, wem sie überhaupt zustehen?

7) Aufsicht.

Die Sicherung der Theilnehmer, so wie die hohe staatswirthschaftliche Wichtigkeit der Sparkassen erfordert eine fortlaufende Beaufsichtigung der-

*) Bey uns ist nur eine Veruntreuung eines Sparkasseverwalters, und zwar aus der ersten Zeit ihrer Errichtung, bekannt geworden.

selben und regelmäßige Jahresberichte über ihren Zustand an die Aufsichts-Behörden. Solche Berichte sind auch bey uns angeordnet und das statistische Bureau des königlichen Staatsministeriums des Innern stellt die Resultate zusammen. Aus diesen wird es späterhin besonders interessant seyn, zu erfahren, welche Klassen der Bevölkerung die Ersparnisse gemacht haben, und wie viele Einleger bey jeder Summe der Einlagen von dem niedrigsten bis zum höchsten Guthaben vorkommen. Freylich würde diese Zusammenstellung bedeutend erleichtert und ihre Ergebnisse erlauben eher fruchtbare Vergleichungen, wenn Minimum und Maximum der Einlagen und Guthaben, so wie die übrigen wesentlichen Punkte, die auf die Theilnahme an den einzelnen Kassen Einfluß haben, bey allen unsern Sparkassen übereinstimmend angeordnet wären. In England legt die Schuldentilgungs-Commission alljährlich dem Parlamente einen Generalconspect aller Sparkassen vor, worin die Einleger nach der Größe des Guthabens klassificirt sind. *)

*) Vertheilung der Spargelder am 10. November 1833 in England, Wales und Irland. (Companion to the Almanac. 1835. p. 122 und 123.)

	Zahl der Einleger.	Summe des Guthabens.	Durchschnittsbetrag eines Guthabens.	
Unter 20 Pfund	242,015 L.	1,718,204 sh.	7 L.	2 sh.
„ 50 „	132,932	4,075,997	30	12
„ 100 „	55,950	3,826,428	68	8
„ 150 „	19,142	2,295,718	119	18
„ 200 „	9,461	1,594,904	168	10
Ueber 200 „	2,292	862,270	250	18
Summe 20 Nov. 1823:	462,792	14,357,521	30	18
Daran kommen auf				
England	402,607	12,680,512	31	8
Wales	11,015	329,887	29	18
Irland	49,170	1,327,122	27	—
Am 20. November 1830 war die Hauptsumme	412,217	13,507,565	32	15

Aus dieser Zunahme der Einlegerzahl bey einiger Abnahme des durchschnittlichen Betrags einer Einlage erhellt, daß die Sparkassen unter den weniger bemittelten Volksklassen mehr und mehr Theilnahme finden.

Vom 6. August 1817 bis 20. November 1833 stellt sich die Rechnung der Schuldentilgungs-Commission mit den Sparkassen und Hülfsgesellschaften (friendly societies) so:

	Guthaben dieser Sparanstalten incl. Zinsen.			Zahlungen an dieselben incl. Zinsen			Zinsen, welche die Commission bezog.			Zinsen, die sie an die Sparanstalten zahlte.		
	L.	s.	d.	L.	s.	d.	L.	s.	d.	L.	s.	d.
Großbritannien:	21,219,912	18	4	6,857,825	2	2	5,401,114	16	4	6,404,700	0	4
Irland:	3,331,577	13	7	1,953,322	2	0	346,143	8	5	427,365	11	0
Summe:	24,551,490	11	11	8,811,147	4	2	5,747,258	4	9	6,832,065	11	4

Hieraus ergiebt sich also, daß die Staatskasse in 16 Jahren bey der Verzinsung der Spargelder 1,084,807 L. 6 sh. 7 d. verloren hat, ein Verlust, der wohl nicht anders denn als Gewinn angesehen werden kann. Denn nicht leicht wird Jemand unter den Maßregeln, die dem Staat zur Unterstützung der wirthschaftlichen Thätigkeit des Volkes zu Gebot stehen, eine wirksamere anführen können, als die Ermunterung zum Ersparen. Die Sparsamkeit ist so wichtig für die Volkswirthschaft wie der Erwerbfleiß; bedenkt man nun die ungeheueren Summen, welche fast in allen Staaten, vornehmlich aber in Großbritannien, durch

An einzelnen Sparkassen werden dort auch Tafeln über die Theilnahme der verschiedenen Stände an den Sparkassen geführt, die sich ebenfalls zur Nachahmung empfehlen. *)

5.

Vorschläge zur Erweiterung der bisherigen Thätigkeit der Sparkassen.

An diese Betrachtung der bisherigen Einrichtung der Sparkassen und der Verbesserungen, die sich in derselben anbringen lassen, fügen wir noch Bemerkungen über einige Erweiterungen, die man zum Vortheil der Einleger wie der ganzen Volkswirthschaft in dem Plane dieser Anstalten vornehmen kann.

Die meisten Sparkassen, welche seit 1815 errichtet worden, und so auch die unsrigen, bleiben bey der einfachen Aufgabe stehen, Ersparnisse anzunehmen und mit Zinsen aufzusammeln. Sie kümmern sich nicht um den Fortgang des Ersparens, sondern überlassen es ganz der Willkühr eines Jeden, wann und wie viel er einlegen will; eben so geben sie das Ersparniß zurück, ohne weitere Rücksicht auf dessen Verwendung. Gleichwohl mag es in sehr vielen Fällen dem Einleger erwünscht seyn, bald bey der Anwendung des Ersparten für gewisse Zwecke von der Sparanstalt Beyhülfe zu erhalten, bald zum Behufe der Ansammlnng einer bestimmten Summe zu regelmäßiger Einlegung verhältnißmäßiger Ersparnisse angehalten zu werden.

Zölle und Einfuhrverbote, dann durch Ausfuhrprämien auf Ermunterung der Production verwendet werden, so mag jene Zinsdifferenz, so groß sie im Ganzen ist, unbedeutend erscheinen: vollends wenn man bedenkt, daß dieser Aufwand aufs entschiedenste zum Ziele führte, während die Millionen, welche das Verbotwesen den Völkern kostet, zum großen Theile verlorenes Geld sind.

In Frankreich wurde die erste Sparkasse im Jahre 1818 in Paris gegründet. (Revue encyclop. Mars 1832). Noch im Jahre 1824 hatte diese Kasse erst $2\frac{1}{2}$ Millionen Frcs. empfangen (Bull. von Ferussac. XIV. 170). Von da an hob sich die Theilnahme; so daß in allen Sparkassen in Frankreich bis letzten December

1831 eingelegt worden:	70,242,084 Frcs.
heimbezahlt war:	25,156,801 Frcs.
Blieben in Renten verwandelt oder noch creditirt:	45,085,282 Frcs.

Am 30. November 1835 lag in den 149 autorisirten französischen Sparkassen ein Kapital von 60,225,000 Frcs. (Allgemeine Zeitung vom 11. December), eine Summe, die im Verhältniß zur Bevölkerung um ein Gutes geringer ist, als das Ersparniß, das gegenwärtig in den bayerischen Sparkassen liegt.

*) So classificirt die Sparkasse von Devon und Exeter ihre Einleger auf folgende Weise. Wir setzen den Stand der Einlagen am 20. November 1833 bey:

	Zahl der Einleger.	Betrag der Einlagen.
1. Klasse. Dienstboten.		
1. Männliche	865	43,611 L.
2. Weibliche	3558	106,022
3. Kinder	332	3,284
Summe:	4,755	152,917
2. Klasse. Gewerbs- und Handelsleute.		
1. Handeltreibende und Schenkwirthe	485	26,899
2. Handwerker 2c.	2,335	90,839
3. Arbeiter, männliche	116	2,916

Fürs erste bedarf es keiner Ausführung, daß der Erfolg des Sparens ziemlich ungewiß bleibt, so lange man sich dabey nicht an eine gewisse Regel hält, und daß beschwerliche Regeln, die man sich selbst vorschreibt, allzuoft umgangen werden, wenn man nicht auf irgend eine Weise äußerlich an ihre Beobachtung gebunden ist. Zu loben ist daher die auch in einer von unsern Sparkassen bestehende Einrichtung, die Einleger zu regelmäßigen Einzahlungen zu veranlassen. Indeß wird dieß nicht viel helfen, so lange der Einleger bloß durch sein Versprechen zur Zahlung gemahnt ist; erst wenn ihn bey der Unterbrechung zugesagter Raten ein Nachtheil trifft, kann man regelmäßige Fortzahlung der Einlagen erwarten.

Dieß ließe sich aber leicht auf folgende Weise bewerkstelligen. Man erlaube an einer Sparkasse 5, 10, oder mehr Jahre dauernde Einlagen in wöchentlichen, monatlichen oder Jahresraten, um am Ende der Zeit das ganze Ersparniß mit Zinseszinsen disponibel zu haben. Wer vor Ablauf dieser Zeit stirbt,

---

	Zahl der Einleger.	Betrag der Einlagen.
4. Frauen, die Erwerb treiben	606	20,269 L.
5. Lehrlinge	443	2,615
6. Fuhrleute, Wächter rc.	192	8,535
7. Lehrer, männliche und weibliche	463	21,225
8. Kinder	3,568	50,840
Summe:	8,208	224.138
3. Klasse. Landbauer.		
1. Kleine Pachter	767	40,190
2. Arbeiter	2,033	65,757
3. Kinder	3,598	53,933
Summe:	6,398	159,880
4. Klasse. Armee, Flotte, Beamte.		
1. Seeleute	467	22,205
2. Militärs	39	727
3. Steuerbeamte und Pensionisten	119	8,790
4. Kinder	423	9,255
Summe:	1,057	40 977
5. Klasse. Verschiedene.		
1. Halbsold-Officiere, Geistliche rc.	93	5,011
2. Frauen ohne Erwerbgeschäft	268	14,982
3. Kinder	470	12,661
Summe:	831	33,654
Summe aller 5 Klassen:	21,249	610,566

Wie wichtig solche Nachweisungen sind zur Begründung eines sichern Urtheils über den wirthschaftlichen Zustand eines Volkes in verschiedenen Perioden zeigt z. B. die Einlegerzahl in den Sparkassen von Paris im Jahre 1829 und 1830: dort war sie 11,200, hier nur 7,800. Lyon, eine Stadt von 150,000 Einwohnern, empfing in seine Sparkasse von 1823 bis 1830 nur 1,872,822 Frcs. und besaß davon noch 439,875 Frcs., die 813 Einlegern gehörten, davon nur 418 Arbeiter in Fabriken und Handwerken waren. Revue encycl. Mars., 1832.

dessen Erben erhalten die ganze Einlage sammt Zinsen zurück; wer aber bey seinen Lebzeiten die Zahlung unterbricht, empfange bloß seine Einlagen; die Zinsen daraus, vermehrt mit ihren weitern Zinsen werden aber am Ende der Periode verhältnißmäßig unter diejenigen vertheilt, welche sich auf dieselbe Zeit verpflichtet und alle ihre Einlagen richtig gemacht haben. Will man den Vortheil derer, die bis ans Ende der Periode einlegen, noch vergrößern, so zahle man auch den Erben früher verstorbener Mitglieder bloß die Einlagen hinaus, und werfe auch deren Zinsen zu dem Fond, der am Schluß der Periode die Ersparnisse der noch einlegenden Mitglieder vermehrt. In Noth- und Krankheitsfällen könnte man dabey den Einlegern gestatten, ihre Einlagen herabzusetzen und kleinere Raten fortzuzahlen; was sie aber bisher über den Betrag der kleinern Einlage eingezahlt hätten, sammt Zinsen daraus, zurückzunehmen. Auf solche Weise lassen sich mit jeder Sparkasse leicht die Vortheile der Versorgungskassen verbinden, ohne daß die Ersparnisse aller Einleger bloß denen zu gut kommen, die wirklich in Noth gerathen oder ein gewisses Alter erreichen, was gewöhnlich von der Theilnahme an eigentlichen Versorgungskassen abschreckt. Insbesondere müßte eine Einrichtung, wie diese, den Arbeitern Vortheil bringen, die auf den Fall ihrer Verheirathung oder für spätere Jahre sich ein bestimmtes Kapital sammeln möchten, aber bey willkührlichen Einlagen selten ihr Vorhaben durchsetzen.

Sobald vorauszusehen, man werde bey regelmäßigen Einlagen zu gewisser Zeit ein bestimmtes Kapital besitzen, hat die Ueberzeugung mit ihm wirklich ausführen zu können, was man sich vorgesetzt, keinen geringen Einfluß auf die Lust zum regelmäßigen Ersparen. Und auch hierbey können die Sparkassen viel thun. Geht z. B., wie in dem eben angenommenen Falle, die Absicht des Einlegers auf Ansammlung eines Zuschusses zum Bedarf seiner spätern Jahre, so ist es ihm erwünscht, wenn ihn die Kasse in der regelmäßigen Vertheilung des Ersparten auf die Jahre

seines Bedürfnisses unterstützt: was dann geschieht, wenn sie ihm die Wahl läßt, ob er sein Ersparniß ganz herausnehmen, oder in Form einer Zeit- oder Lebensrente beziehen will. Die Sparkasse braucht hier nicht selbst eine Rentenkasse zu werden, sondern bloß mit einer solchen in Verbindung zu treten, und auf Verlangen die Auszahlung der Renten an die geschäftsunkundigen Einleger zu besorgen.

Eine solche Erweiterung der Einrichtung der Sparkassen wurde im Jahre 1833 in Großbritannien gesetzlich angeordnet. Es ist nämlich Sparkassen oder auch anderen Gesellschaften, die sich für diesen Zweck bilden mögen, erlaubt, gegen einmalige oder fortlaufende (wöchentliche, monatliche, vierteljährliche oder jährliche) Zahlungen, dem Einleger unmittelbare oder aufgeschobene Staatsrenten auf bestimmte Zeit oder auf Lebensdauer zu kaufen und auszuzahlen. Die Schatzkammer hat Preistafeln der verschiedenen Renten berechnen lassen und bekannt gemacht. *) Die Renten, weil nur auf die minderbemittelten Klassen berechnet, dürfen nicht über 20 L. und nicht unter 4 L. betragen, und keine Lebensrente Personen unter 15 Jahren bewilligt werden. Man kann für Andere Renten ausmachen. Die Rente wird halbjährlich ausgezahlt; durch zwey verschiedene Renten (die aber zusammen nicht über 20 L. betragen) kann man auch Vierteljahrszahlung erhalten. Die Erben empfangen noch 1/4 der Jahresrente. Einlegung und Rentenempfang kann von einer Kasse auf die andere

*) Um eine nach 10 Jahren anfangende Lebensrente von 20 L. zu erhalten, muß z. B. ein 15 jähriger Käufer zahlen: entweder gleich baar 245 L. 10 sh., oder jährlich 10 Jahre lang 26 L. 12 sh. 6 d.; ein 40 jähriger 183 L. 8 sh. 6 d. oder 19 L. 18 sh. Für eine unmittelbare Lebensrente von 20 L. dagegen zahlt der 15 jährige gleich baar 377 L. 15 sh. 6 d., der 40 jährige 314 L. 6 sh. 7 d. Für eine nach 20 Jahren anfangende Lebensrente von 20 L. hat der 15 jährige 157 L. 11 sh. baar, oder 10 L. 11 sh. 6 d. 20 Jahre lang; der 40 jährige 99 L. 15 sh. oder 6 L. 14 sh.

übertragen werden. Die Renten sind nicht verkäuflich; werden sie aber bey Insolvenz des Eigenthümers von den Gläubigern in Beschlag genommen, so zahlt die Schuldentilgungs-Commission nach billigem Anschlag ihren noch übrigen Werth zurück. Die Ausstellung der hierhergehörigen Papiere geschieht Stempel- und Gebührenfrey. Ist ein Rentenkäufer außer Stand, seine Einlagen fortzuzahlen, so kann er sie 3 Monate nach gemachter Anzeige (doch ohne Zinsen) zurücknehmen. Stirbt der Käufer einer aufgeschobenen Rente, ehe er in Genuß getreten, so erhalten seine Erben die ganze Einlage zurück. Wird ein Einleger wahnsinnig, oder sonst unfähig, für sich zu sorgen, so kann aus seinem Guthaben für seinen Unterhalt die erforderliche Summe an seine Freunde gezahlt werden. Wer sein Alter falsch angiebt, Zahlungen erschleicht, die ihm nicht gebühren ꝛc. wird hart gestraft.

Wie wohlthätig diese Einrichtung auf den wirthschaftlichen und moralischen Zustand der minderbemittelten Volksklassen wirken müsse, läßt sich leicht einsehen: denn sie bietet ihnen einen völlig sichern Weg, durch das Ersparniß ihrer jungen und kräftigen Tage sich in späteren Jahren ein freyes Einkommen zu verschaffen, wofür sie nicht mehr zu arbeiten brauchen, und ist dadurch eine neue, höchstkräftige Ermunterung zur Mäßigkeit, Vorsorge und wirthschaftlichen Unabhängigkeit, zu deren Verbreitung kein Mittel unversucht bleiben sollte.

In Bayern bestehen alle Bedingungen, welche diese treffliche Maßregel voraussetzt. Wir haben eine Reihe von Sparkassen, die bereits den Sinn für die Ansammlung von Ersparnissen geweckt haben; daß sie, so wie die englischen, regelmäßige Spargelder aufsammeln, zum Ankauf von Renten verwenden und diese den Einlegern auszahlen könnten, unterliegt keinem Anstand. Was aber die Creirung der Renten selbst betrifft, so ist bekanntlich schon vor 16 Jahren die Staatschuldentilgungskasse zur Errichtung einer Rentenanstalt ermächtigt worden; und sollte dieß ihrem gegenwärtigen Zustand weniger mehr zusagen, so bietet wohl unsere neue Zettelbank gern die Hand zu einem Unternehmen, das in den Kreis ihrer Geschäfte fällt und durch das sie den Volksklassen, welchen sie außerdem ziemlich fremd bliebe, den besten Beweis ihrer Nützlichkeit zu geben vermöchte. Unter solchen Umständen könnte Bayern der erste Staat auf dem Continent seyn, der diese wohlthätige Anstalt seinen Bürgern zum Gebrauch darböte.

So sehr sich nun diese Erweiterung der Thätigkeit unserer Sparkassen empfiehlt, so ist sie doch nur erst auf Linderung der Noth und gleiche Vertheilung des Einkommens nach dem Bedürfniß des ganzen Lebens der Einleger berechnet. Bleiben wir aber dabey nicht stehen; sondern versuchen wir es, dieselben regelmäßigen Einlagen, die hier blos zur Ansammlung eines Sparpfennings fürs Alter dienten, überhaupt zur Erzeugung neuer Kapitale und zur Verbesserung des Vermögenszustandes der Einleger zu verwenden. Was in dieser Hinsicht geschehen kann, läßt sich am besten an dem erkennen, was bereits versucht ist.

Vor Allem sind hier die Tilgungskassen anzuführen, welche in neuerer Zeit mit den Creditanstalten verbunden wurden. An ihnen verpflichtet sich der Borger zur Heimzahlung seines Kapitals in so kleinen Raten, als er aus seinem laufenden Einkommen entbehren kann; oder vielmehr die Anstalt sammelt ihm diese Ersparnisse sammt Zinsen so lange auf, bis sie dem geborgten Kapitale gleich stehen, welches dann durch Abtretung dieser Summe an die Creditanstalt getilgt wird. Der Vortheil, den hierbey der Borger genießt, besteht theils in der Heimzahlung seiner Schuld in so kleinen Summen, wie sie in der Regel kein Gläubiger annehmen wird; theils und vornehmlich darin, daß ihm die Tilgungskasse von diesen kleinen Abschlagszahlungen einfache und Zinseszinsen gewährt, die desto beträchtlicher werden, je länger er die Zahlung fortsetzt, und von denen es herrührt, daß die Abschlagszahlungen weit früher aufhören, als es

der Fall wäre, wenn auch ein einzelner Darleiher sich zu ihrer Annahme verstände. Dieser nämlich vermöchte die kleinen Summen nicht sogleich verzinslich anzulegen, könnte also dem Borger keinen Zins gut schreiben; eine Kasse dagegen, die viele solche Abschlagszahlungen auf einmal empfängt, leiht sie im Ganzen aus und vertheilt die Zinsen leicht auf die kleinsten Beyträge.

Für die Darleiher oder die Eigenthümer der von der Creditanstalt ausgeliehenen Kapitale erwächst aus der Einrichtung der Nutzen, daß sich neben ihrer Hypothek von Jahr zu Jahr ein größerer Fond ansammelt, den sie vorweg zur Tilgung ihres Guthabens verwenden können, und der besonders in allen den Fällen von großem Werth ist, wo die Hypothek, wie bey Gebäuden geschieht, durch Abnützung sich verschlechtert. Diese Sicherung der Gläubiger kommt aber wieder dem Borger selbst zu gut, da er ihretwegen leichter Geld erhält.

Zuerst ist eine solche Tilgungskasse im Jahr 1782 von der „obrigkeitlich bestättigten Creditkasse für die Erben und Grundstücke in der Stadt Hamburg und deren Gebiet" mit Erfolg aufgestellt worden.*) Die zweyte Kasse der Art erwähnen die Statuten des Credit-Instituts der Ritterschaft des Fürstenthums Lüneburg, die aber, so viel uns bekannt, nicht zur Ausführung kam. Später scheint die Einrichtung vergessen worden zu seyn, bis sie endlich im Jahre 1822 in Posen bey der dortigen Creditkasse wirklich durchgeführt wurde. Neuere Creditanstalten bringen sie wohl alle in Anwendung; so z. B. die Württembergische seit 1826. Auch unsere neue Hypothekenbank macht in Uebereinstimmung mit dem Gesetz vom 11. Sept. 1825 über die Errichtung eines Creditvereins, Darlehen in Form von Zeitrentenkäufen. Schon früher als die Tilgungskasse in Posen wurde übrigens an den Niederländischen Armen-Colonien eine Kasse zur Aufnahme regelmäßiger und vorgeschriebener Einlagen zum Behuf der allmählichen Abzahlung der Vorschüsse errichtet, welche die Colonisten in Vorräthen, Lebensmitteln und im Wirthschafts-Inventarium von der Colonie-Verwaltung erhalten.**)

Demnach bestehen bereits mehrere Anstalten, welche regelmäßige Ersparnisse mit Zinsen anhäufen, um sie, nicht zur Anwendung in der Noth, sondern zur Vermehrung des Vermögens zu verwenden. Die Nöthigung zur Fortzahlung der Einlagen liegt bey ihnen nicht in irgend einem Verlust, der bey Unterbrechung der Einlagen dem Theilnehmer droht, sondern darin, daß man sich gegen einen Andern vertragsmäßig zu regelmäßigen Einzahlungen verpflichtet. Sonderbar genug ist hier der Gläubiger der Aufseher, ja der Verwalter der Ersparnisse des Schuldners, und für ihre pünktliche Vermehrung aufs lebhafteste interessirt; ein Verhältniß, das nothwendig den Fortgang der Einlagen besser als irgend ein anderes Mittel im Zuge erhalten wird und daher, wo es immer angeht, Anwendung verdient. Dabey läßt sich aber nicht verkennen, daß alle diese Anstalten theils in der Verwendung der angesammelten Gelder mangelhaft eingerichtet sind, theils den Spielraum ihrer Benützung allzusehr beschränken. Denn was das erste betrifft, so kann man keinen Grund anführen, aus welchem die angesammelten Ersparnisse bloß zur Schuldentilgung zu verwenden wären; vielmehr leuchtet ein, daß sie eben sowohl und mit dem größten Nutzen zur Erfüllung anderer Contracte, z. B. zur Zahlung von Kaufschillingen rc. benützt würden: ja warum wollte man re-

*) Die Verfassungsartikel sind vom 10. December 1782. Allein schon am 19. August 1782 erging ein Aufruf zur Einzeichnung, der bereits im October desselben Jahrs den besten Erfolg zeigte. Im März und September 1783 wurden weitere vortheilhafte Berichte über den Fortgang der Anstalt bekannt gemacht.

**) Ueberhaupt lassen sich die Wirthschaften auf gemeinsame Rechnung in dieser Hinsicht hierherziehen. So sammelt auch in Anstalten nach den Ansichten von Charles Fourier eine Sparkasse Theile des Lohns der Arbeiter auf. S. Fondation d'une colonie sociétaire à Condé-sur-vesgres par Baudet-Dulary. Revue Encyclop. April 1833.

gelmäßige Ersparnisse bloß von denen annehmen, die Verpflichtungen eingegangen haben und nicht von Jedem, der sich durch anhaltende Zahlung gleichgroßer Einlagen den Besitz eines bestimmten Kapitals zu gewisser Zeit sichern will? Keine weitere Aenderung jener Kassen wäre hierzu nöthig, als daß man für den Fall, wo kein betheiligter Dritter vorhanden ist, die regelmäßige Fortzahlung der Einlagen durch einigen Nachtheil sicherte, den man mit ihrer Unterbrechung verbände. Eine solche Erweiterung dieser gegenwärtig blos auf Abtragung von Schulden berechneten Sparanstalten würde nicht bloß die Summe der jährlichen Ersparnisse der Nation bedeutend erhöhen, sondern auch, da sie eine ganz neue Weise der Abtragung größerer Summen, nämlich die Zahlung in kleinen Termingeldern, ohne Verlust für den Empfänger und mit dem größten Vortheil für den Zahlenden, möglich machte, eine Wichtigkeit für den Verkehr erlangen, die sich jetzt kaum noch überblicken läßt. Damit aber dieser vortheilhafte Erfolg wirklich in seinem ganzen Umfang eintrete, darf man diese Sparkassen keineswegs ausschließlich an bestimmte Creditanstalten binden; sondern jedem Borger, von wem er auch Geld erhalte,*) jedem Käufer von Realitäten, der in kleinen Abschlagssummen zu zahlen wünscht, muß die Benützung solcher Anstalten möglich gemacht werden. Nicht bloß dem erleichtere man die Heimzahlung seiner Schuld, der auf mehr als zureichende Hypothek von einer großen Anstalt borgt; noch mehr bedarf derjenige einer solchen Hülfe, dessen Realitäten vielleicht nur mehr geringe Sicherheit gewähren, der aber im Stande ist, durch eine regelmäßige Einzahlung in eine Sparanstalt den Darleiher sicher zu stellen. Auch manche, jetzt mit Verlust bedrohte Gläubiger würden durch solche Einlagen wieder einigermaßen wenigstens beruhigt werden können, und ihrem Schuldner eher Nachsicht schenken. Bisher konnte gegen Zusicherung einer Zeitrente für das Kapital nur der borgen, welcher so viel Kapital bedurfte, als Creditanstalten darleihen; welch' ein Gewinn aber für's Land, wenn auch die kleineren Landwirthe und Hausbesitzer ihre Schulden in kleinen Raten zu tilgen vermöchten!

*) Die Vervielfältigung von Creditanstalten empfiehlt neuerlich auch ein Preußischer Schriftsteller besonders darum, damit allen Landwirthen die Tilgung ihrer Schulden durch kleine Rentenzahlungen möglich werde. Buchholz, Neue Monatschrift. August 1835.

Insbesondere springt der Werth dieser Einrichtung bey der Ablösung von Grundlasten in die Augen. Soll diese der Grundbesitzer auf einmal abzahlen, so muß er in den meisten Fällen ein Anlehen aufnehmen, was ihm mehr Zins kostet, als er bisher Rente an den Grund- oder Zehentherrn gab und wobey er die Aufkündigung zu fürchten hat. Bey diesem Verfahren kommt er offenbar in üblere Lage als zuvor. Zur Erleichterung jener Auseinandersetzung hat man daher in einigen Ländern die Ablösung der grund- und zehentherrlichen Renten unter ihrem wahren Werthe gestattet, was aber eine rechtswidrige Schmälerung des Vermögens der Berechtigten ist. Will man dieß vermeiden und soll der Grundhold wirklich in den Genuß der Grundrente kommen und nicht bloß eine leichtere Zahlung gegen eine andere beschwerlichere vertauschen, so muß man ihm die Abtragung der Ablösungssumme in kleinen Raten möglich machen. Dieß kann aber nur der Berechtigte ausführen, welcher so viele Grundrenten bezieht, daß er die kleinen Abschlagszahlungen an ihren Ablösungspreisen zusammenzuwerfen und im Ganzen zinsbringend anzulegen vermag, wie es bey den Grundrenten des Staats meist der Fall ist. Wer nur wenig solche Einkünfte hat, kann ohne Verlust die Tilgung in kleinen Raten nicht annehmen. Treten aber dann die Sparkassen ins Mittel, und sammeln sie die kleinen Ersparnisse mit Zinsen auf, die sich zur Abtragung der Grundlast aus dem Gutsertrag erübrigen lassen, so ist auch dem isolirten Grundholden geholfen. *)

*) Dabey bedarf es wohl kaum der Bemerkung, daß wir weit entfernt sind, dieses Beyspiel der Benützung der Sparkassen als einen Vorschlag zu einer Anord-

Wie manigfaltig aber auch die Zwecke seyn mögen, die man bey solch regelmäßigen Ersparnissen im Auge hat, ihre Ansammlung mit Zinsen ist stets ein und dasselbe einfache Geschäft, das auch jetzt schon unsere Sparkassen verrichten. Denn daß sie hier auf pünktliche Zahlung dringen und nach Umständen das Guthaben einem Dritten bereithalten, ändert in der Hauptsache nichts. Sonach braucht es für diese Vorschläge gar keiner neuen und besondern Einrichtungen; sondern bloß einer ziemlich geringfügigen Erweiterung der bisherigen Aufgabe der Sparkassen: dieselbe Kasse, wohleingerichtet und verwaltet, kann willkührliche und regelmäßig zugesicherte Ersparnisse aufnehmen und mit Zinsen ansammeln und ebendieselbe sie in beliebigen Summen oder in Renten, an den Einleger selbst oder an andere Personen zurückzahlen. Damit verlangen wir aber nicht, daß sofort die Thätigkeit aller unserer Sparkassen auf solche Weise ausgedehnt werde: es genügt insbesondere, wenn einzelne Anstalten zur Ansammlung regelmäßiger Ersparnisse eingerichtet sind; und auch diese müssen nicht gerade bisherige Sparkassen seyn. Wo bereits Creditanstalten, wie unsere Hypothekenbank, zunächst für ihre Schuldner Tilgungskassen halten, ist es ein Leichtes, diese so zu erweitern, daß Jeder, auch für andere Zwecke regelmäßige Zahlungen zur Vermehrung mit Zinsen dort niederlegen kann. Und wenn vielleicht solche Institute nur die Annahme beträchtlicherer Summen räthlich fänden, so wäre es immer noch höchst wünschenswerth, daß andere Kassen auch von Minderbemittelten kleinere bestimmte Raten aufsammelten. Daneben könnten dann für einzelne Zwecke specielle Anstalten der Art bestehen, wie z. B. auf dem letzten Landtage des Königreichs Sachsen besondere Tilgungskassen zur Ablösung von Grundlasten empfohlen wurden.

---

nung über die Ablösung der Grundlasten anzusehen; wir erwähnen sie vielmehr nur als eines von den Mitteln, durch welche, auch bey **völlig freyer Uebereinkunft der Betheiligten**, die Ablösung von Grundrenten sicher und ohne Belästigung der Partheyen geschehen kann.

Damit man übrigens an der Ausführbarkeit dieser Vorschläge nicht zweifle, bemerken wir, daß bereits die erste Anstalt, welche zur Ansammlung regelmäßiger Ersparnisse Behufs der Schuldentilgung errichtet worden, die oben angeführte Hamburger Creditkasse von 1782 nämlich, eine eigene Klasse erhielt, deren Bestimmung es war, regelmäßige Einlagen von solchen Personen anzunehmen, „welche zur Zeit keine Realitäten besitzen, sondern bloß einen Sparfond zur Erleichterung des künftigen Ankaufs von Grundstücken oder zum anderweitigen Gebrauch sammeln wollen.“

Wir würden der Einsicht des Lesers zu nahe treten, wenn wir die Vortheile der consequenten Durchführung eines Systems solcher Sparanstalten in einem ganzen Lande weiter aus einander setzten. Nur eine Bemerkung möge uns noch erlaubt seyn.

Man hat es oft und mit Recht an den neueren Staatsschulden belobt, daß sie nicht wenig zur Erhaltung des Weltfriedens beytragen; auch jeder einzelne Staat hat in dem, was er seinen Bürgern schuldig ist, eine Garantie der Anhänglichkeit eben dieser Bürger an die bestehende Verfassung. Doch ist dabey von Wichtigkeit, welchen Volksklassen die Staatsgläubiger angehören, und wie zahlreich sie sind. So lange bloß die vermöglicheren Bürger Staatspapiere besitzen, suchen es Partheyführer gerne in Vergessenheit zu bringen, daß man nicht ohne Hingabe von Vermögen Staatsgläubiger wird, und die Staatsschuldzinsen nicht als ein Geschenk aus der Tasche der übrigen Landesbewohner bezieht. Dieser, hier und da schon auf bedenkliche Weise lautgewordene Gegensatz der Wohlhabenden und Minderbemittelten, wird sich nun mehr und mehr aufheben, wenn die Sparkassen auch von den Ersparnissen der ärmeren Volksklassen einen bedeutenden Theil in die Hand des Staates niederlegen. Auch unter ihnen verstärkt dann die Sorge für die Erhaltung des eigenen Vermögens die edleren Pflichten und Gefühle, welche den Bürger an den Staat fesseln.

F. B. W. Hermann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. December.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



Ensaio sobre o Fabrico do Assucar etc.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser räth zu diesem Ende eine nahrhaftere Kost, besonders häufigere Fleischspeisen und Zwieback statt des trockenen Mandiocca-Mehles, Kaffe statt des Branntweins, für die jüngeren Individuen Kuh- oder Ziegenmilch zum Frühstück, sorgfältigere Bekleidung, trockene, für jede Familie abgesonderte Wohnung in Hütten, deren Bedachung mit Brettern zu verkleiden sey, die Uebergabe eines kleinen Besitzthums an Land und Vieh zu eigener Verwaltung und Verwerthung, Begünstigung regelmäßiger Eheverbindung, sorgfältigere Erziehung der Sklavenkinder, von Zeit zu Zeit Erheiterung durch Spiele und Lustbarkeiten, milde Strenge in der Bestrafung, welche bey der schwarzen Raçe nach begangenen Fehlern nicht fehlen dürfe, Errichtung von Spitälern in den größern Zuckerplantagen, und sorgfältige ärztliche Pflege an.

In Bahia und fast überall da, wo der Zuckerbau aus früherer Zeit her datirt, hat man das Rohr so ausschließlich angepflanzt, daß der eigene Bedarf an Mandiocca-Mehl, Bohnen, Mais und andern Nahrungsmittel oft aus ziemlicher Entfernung angekauft werden mußte. Der Verfasser zeigt ausführlich die Schädlichkeit dieser Maßregel und wie nothwendig es sey, wenn auch nicht die Gründe von schwarzem fetten Lehm (Massapé) in der Nähe des Meeres (Beira-Mar), welche dem Rohre so vorzüglich gedeihlich sind, doch andere, tiefer landeinwärts liegende Niederungen (Brejos) mit Reis, und höhere, trocken liegende Gegenden mit Mandiocca und Bohnen zu bepflanzen. Die letzteren geben in der Nähe von Jacuipe hundert für ein Korn, und ebenso rentirt der Reis in den vom Meere bisweilen überschwemmten lehmigen Gründen (Salão) hundertfältig. Von der Banane oder Paradies-Feige wird vorzüglich die Varietät aus Ceylon, in Brasilien Banana de prata genannt, empfohlen. In grobem, starken Boden pflanze man Yams-Wurzeln und die süssen Bataten, welche in Brasilien selbst wild vorkommen, weil die Kartoffel (dort Batata ingleza) nicht gut gedeiht. Von Bäumen werden die Cocospalme (in der Nähe des Meeres), die Jaca oder der indische Brodfruchtbaum (Artocarpus integrifolia), die Orange und Manga (Mangifera indica) empfohlen.

Im Verhältniß zu der großen Anzahl von Zuckerfabriken gibt es bis jetzt nur wenige Rum- oder Tafia-Brennereyen in der Provinz. Eine Aufstellung von Destillir-Apparaten, welche nur die selbsterzeugte Melasse und die übrigen zuckerhaltigen Reste der Zuckerfabrikation veredeln, ohne jedoch durch angekaufte Melasse beschäftigt zu werden, hält der Verfasser für sehr zweckmäßig. Daß dieser Industriezweig bis jetzt nicht die erwünschten Früchte getragen habe, liege vorzüglich in der Neigung der Besitzer, den Betrieb über die eigenen Kräfte auszudehnen.

Im dritten Abschnitte geht der Verfasser zu der Methode der Zuckerbereitung selbst über, und er folgt hierbey vorzüglich dem Précis sur la Canne et sur les moyens d'en extraire le sel essentiel, 1790, von Dutrone. Man darf also hier keine für Theorie oder Praxis wichtigen neuen Data erwarten. Die Absicht der Schrift ist vorzüglich, den Zuckerfabrikanten

in Brasilien selbst einen richtigeren und wissenschaftlichern Betrieb vorzuzeichnen. Der Gebrauch des Thermometers und Saccharometers (Zucker-Aräometers) wird ernstlich empfohlen. Das letztere Instrument ist der Baumé'sche, in 53 Grade getheilte Aräometer. Bey 7 Grad zeigt er einen schwachen, bey mehr als 10° einen sehr guten rohen Zuckersaft an. Nach den hier angeführten Versuchen lieferte von den fünf Haupt-Varietäten: der Cana Merim, Cayana, Imperial, Malabar und Batavia, die Imperial oder gelb und grün gestreifte, den reichsten Zuckersaft, von 9°. Zur Prüfung des bereits dem Feuer ausgesetzten Zuckersaftes ist Dutrones Tabelle hier beygefügt, nach welcher bekanntlich der höchste Saturationsgrad durch 34° angezeigt wird, wobey der Saft aus 5 Theilen Zucker und 3 Theilen Wasser bestehen soll. Dieser Zustand entspricht einem Thermometerstande von 83° R. Den Thermometer empfiehlt der Verfasser zur Untersuchung der höheren Wärmegrade des siedenden Zuckersaftes (Melado), ebenfalls nach Dutrone's Angaben, dessen Tabelle über den Zucker- und Wassergehalt bey 83° bis 110° R. er beyfügt. Ueberhaupt folgt Hr. Calmon in der Darstellung der eigentlichen Operationen, der Reinigung, Abschäumung, der Evaporation, der Klärung und Siedung ganz dem genannten französischen Schriftsteller, in welcher Schilderung sich leicht erkennen läßt, daß er keine Früchte der neueren chemischen Wissenschaft für die genauere Bestimmung der nothwendigen Processe abgeleitet habe. So gibt er z. B. kein Regulativ für die Quantität von Kalk, Pottasche oder Soda und für die Epochen, in welchen diese Reinigungsmittel anzuwenden wären. Die Verdünstung empfiehlt er in demselben Kessel vorzunehmen, worin der Saft die erste Reinigung und Abschäumung erlitten hatte. Diese Methode dürfte sich allerdings bey großer Aufmerksamkeit auf den Wärme-Zustand des Syrups und bey zweckmäßiger Abschäumung günstig erweisen, insbesondere wegen Ersparniß des Brennmaterials. Sie ist übrigens in Brasilien nicht üblich, wo man meistens, nach dem englischen Systeme, den gereinigten Syrup zur weiteren Verdünstung in einen Kessel, der von einem zweyten Feuer geheizt wird, überleitet, und in neuerer Zeit auch anfängt, nach dem französischen Systeme zwey Kessel, neben einander durch ein Feuer zu erhitzen. Zum Clarificiren wendet er noch die Dutrone'schen Filtra an, indem er die von Dumont und Taylor, welche zugleich den Zweck erfüllen, durch Kohle zu reinigen, mit dem dermaligen Zustand der Fabrikation schwer vereinbar hält. Rücksichtlich der Siedung, des wichtigsten aller Processe, wodurch das überflüßige Wasser aus dem Syrup geschafft werden soll, ohne einen Theil des Zuckers zu verbrennen oder aus dem krystallisirbaren Zustande in Schleimzucker zu verwandeln, bemerkt der Verfasser, daß diese Operation bis jetzt in den brasilianischen Fabriken höchst mangelhaft angestellt worden sey, so zwar, daß nach der Meynung von Kunstverständigen zwey Drittheil des dortigen Zuckers angebrannt aus der Pfanne komme. Der Hauptgrund sey die noch allgemein übliche Anwendung von dem Feuer unmittelbar und ohne Unterlaß ausgesetzten Pfannen, in welchen man die Wirkung der Flammen nie sorgsam genug regeln und einer zu starken Erhitzung, wenn einmal eingetreten, nicht füglich steuern könne. Die verschiedenen Sudapparate sind: 1) die einfachen, unbeweglichen Pfannen. Sie werden wesentlich verbessert durch Anwendung von Luftströmen, welche, nach Kneller's Construction, in Röhren mittelst Blasbälgen in den Syrup geleitet werden. Diese letzteren Apparate sind in einem Engenho von Bahia bereits aufgestellt worden. 2) Bewegliche, dem Feuer unmittelbar ausgesetzte Pfannen, nach Guillons Construction. Diesem Apparate gibt Hr. Calmon für Brasilien den Vorzug vor allen übrigen. 3) Pfannen, die durch Dampf geheizt werden, nach der Construction von Taylor. 4) Pfannen, die durch Dampf geheizt werden, mit pneumatischem Apparate nach Howard oder nach Roth. Den letzteren, die auch in den Runkelrübenzuckerfabriken des Continents eingeführt sind, gibt der Verfasser den Vorzug vor

den ersteren. 5) Durch Feuer unmittelbar geheitzte Pfannen, mit pneumatischer Vorrichtung, nach John Davis. Außerdem wird noch der neueren Einrichtungen von Beale und Porter und von Brame und Lechevalier Erwähnung gethan. Das ganze System der Behandlung des Zuckersaftes und des daraus gewonnenen Rohzuckers, welches der Verfasser für das angemessenste hält, wird ausführlich, und mit einer für die brasilianischen Leser ohne Zweifel sehr zweckmäßigen Klarheit beschrieben, ist aber für diesen Ort keines Auszugs fähig. Unter die Verbesserungen, welche man von Europa aus diesem Industriezweige anrathen muß, gehört noch die Zuckerprobe mittelst Kochsalzes, wie sie neuerlich durch Hofrath Fuchs erfunden und (in Schweiggers Journ. 1835. Band 5. Heft 5.) angedeutet worden. Der Verfasser endigt seine Darstellung der zweckmäßigsten Bereitung mit Vorschlägen, statt der großen, schwerfälligen und kostbaren Kisten die leichten und billigen Fässer, zur Verpackung einzuführen. Eine Aenderung in diesem Systeme der Verpackung wird von großem Interesse für die europäischen Binnenländer werden, denn je vorzüglicher die Zuckersorten sind, welche man an Ort und Stelle bereitet, und je mehr der Transport von der Küste aus erleichtert wird, um so häufiger wird das Geschäft der Raffinerien sich von den Küsten, wo es früher ausschließlich betrieben wurde, nach dem Innern der Länder ziehen, was nicht ohne günstigen Einfluß auf wohlfeile Preise seyn kann.

Vielleicht der wichtigste Theil der Schrift für deutsche Leser sind die statistischen Notizen, welche der Verf. im letzten Kapitel, größtentheils nach offiziellen Quellen, mittheilt. Wir wollen sie auszugsweise hier wiedergeben, da das Buch nur in Weniger Hände kommen möchte. Vom Jahre 1550, als dem Zeitpunkt der Erbauung des Stadt Bahia, bis 1728, in welchem Rocha Pitta (America portugueza, Liv. 2. p. 78) statistische Notizen über den Bestand der Zuckerfabriken niederschrieb, wurden 150 Zuckerfabriken errichtet. Von 1728 bis 1827 nahm die Zahl derselben bis 462 zu, es wurden also in 99 Jahren im Ganzen 312, und jährlich mehr als 3 errichtet; und von 1727 bis 1835 kamen noch 141 hinzu, so daß jetzt die Gesammtsumme aller Engenhos in der Provinz 603 beträgt. Sergipe d'El Rey, ehemals abhängige Gemarkung (comarca) von Bahia, jetzt aber selbstständige Provinz, besitzt gegenwärtig 281 Zuckerfabriken. Die reissende Zunahme in der letzten Periode ist durch das wohlthätige Gesetz vom 13. Novb. 1827 verursacht worden, gemäß welchem Jedermann auf seinem eigenen Grund und Boden ein Engenho, in jeder Distanz von andern bereits existirenden, errichten darf. Gleichzeitig damit begünstigte eine ungewöhnlich große Einfuhr von Negersklaven die Errichtung der Engenhos. Die Unternehmer im Sklavenhandel setzten alle Hebel an, um eine möglichst große Anzahl von Negern einzuführen, weil die baldige Aufhebung des schändlichen Trafiks vorausgesehen wurde. So geschah es, daß von 1812 bis 1830 die ungeheuere Summe von 136,104 Negersklaven in die Provinz Bahia importirt wurden. *) Von den 603 Engenhos der Provinz mahlen 46 mit Dampfmaschinen, 62 mit Wasser und 495 mit Zugvieh. Die erste Dampfmaschine im Dienste der Engenhos ward 1815 eingeführt. Zwey Drittheile der Zuckermühlen, welche Zugvieh gebrauchen, arbeiten mit Pferden, ein Drittheil mit Ochsen.

Sehr interessant sind die Mittheilungen des Ver-

*) 1812	7,741	Transport:	70,717
1813	7,789	1822	8,418
1814	8,219	1823 *)	2,302
1815	6,907	1824 *)	2,994
1816	4,139	1825	4,259
1817	5,802	1826	7,858
1818	8,706	1827	10,186
1819	7,033	1828	8,127
1820	7,722	1829	12,808
1821	6,689	1830	8,425
S.	70,717	Total:	136,104

*) In diesen Jahren erlaubte die Occupation der Stadt durch General Madeira keine größere Einfuhr.

fassers über das Betriebskapital, welches in der Provinz Bahia durch die Zuckerfabrikation beschäftigt wird, und da er sowohl durch seine frühere amtliche Stellung, als durch großes Ansehen unter seinen Mitbürgern zu manchen, sonst wohl unzugänglichen, authentischen Nachrichten kommen konnte, werden sie so ziemlich als Basis bey ähnlichen Untersuchungen gelten können. Er nimmt, vermöge vielfach gepflogener Untersuchungen an, daß jeder Zuckerhof (Engenho) in seinen Baulichkeiten und Geräthschaften zu dem Durchschnitts-Werthe von 5,000,000 Rees anzuschlagen sey; daß jedes Engenho im Durchschnitte von 80 Arbeitern, respective Negersklaven, bedient werde, und daß daher 48,240 Sklaven in der Zuckerfabrikation der Provinz verwendet würden. Für jedes Engenho nimmt er ferner einen Viehstand von 100 Ochsen, also im Ganzen 60,300 Stücke an. Von den zwey Drittheilen der Engenhos, welche mit Pferden arbeiten, werden, nach des Verfassers Ueberschlag, zu 70 Stück, 23,100 Pferde beschäftigt. Für die Cultur des Rohrs selbst, für Weide und Waldschläge (Roças), welche zum Anbau von Lebensmitteln verwendet werden, theilt er jedem Engenho im Durchschnitte 300 Tarefas Land (eine Tarefa = 30 Quadratklaftern) zu; er rechnet also, daß 180,900 Tarefas in wirklichem Betriebe stehen. Im Durchschnitte rechnet er ferner auf jedes Engenho 150 Tarefas Wald, zur Gewinnung des nöthigen Bau- und Brennholzes, im Ganzen 88,450 Tarefas. Es ist hierbey zu bemerken, daß die am Meeresufer gelegenen Plantagen meistens nicht so viel Waldgrund besitzen. Jeder der 47 arbeitenden Dampfmaschinen kommt ein Durchschnittswerth von 6,000,000 Rees zu, und eben so viel jedem der im Gange sich befindenden Wasserwerke. Den Werth der übrigen großen und kleinen Baulichkeiten, der Krane, Destillir-Apparate, Kais, Barken, Schiffe, Kapellen, Wohnhäuser, Fischteiche, Vorwerke, im Hause dienenden Sklaven u. s. w. schlägt er zu 4,000,000 Rees an. Nach diesen Voraussetzungen stellt sich das gesammte Betriebskapital der Zuckerplantagen und Fabriken in der Provinz Bahia folgendermassen dar:

1. Für die 603 Fabrikgebäude à 5,000,000 =	3,015,000,000	Rees.
2. für 48,240 Sklaven à 300,000	14,472,000,000	„
3. für 60,300 Ochsen à 40,000 (jetzt 30,000 R.)	1,809,000,000	„
4. für 23,100 Pferde à 40,000	929,000,000	„
5. für 180,900 Tarefas Land à 40,000	7,236,000,000	„
6. für 88,450 Tarefas Wald à 20,000	1,769,000,000	„
7. für 47 Dampfmaschinen à 6,000,000	282,000,000	„
8. für 62 Wasserwerke á 6,000,000	372,000,000	„
9. für übrige Liegenschaften und Besitzthümer à 4,000,000	2,412,000,000	„
Total:	32,296,000000	Rees.

Der Werth des ganzen Kapitals, welches in der Provinz Bahia mit der Zucker-Erzeugung beschäftigt ist, steigt also über 80,000,000 Crusaden, oder ungefähr auf hundert Millionen Gulden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. December.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

Ensaio sobre o Fabrico do Assucar etc.

(Schluß.)

Ein eigenes Kapitel wird der Geschichte der Zuckerproduction in Bahia gewidmet. Der Verfasser meynt, die älteste Nachricht über dieß Verhältniß datire von 1628, indem Jaboatam (Chronica dos Frades Menores I. p. 61.) anführe, daß der holländische Admiral Petrit damals im Hafen 16 Schiffe mit 3000 Kisten (120,000 Arrb.) Zucker an Bord erobert habe. Und er nimmt an, daß dieß, weil in jener Zeit die Ausfuhr in vereinten, jährlichen Flotten wegging, eine ganze Jahreserndte gewesen sey. Es sind aber ältere Notizen von dem unbekannten Schreiber des Berichts an den Minister Don Christovam de Moura „Noticia do Brazil" vom Jahre 1589 vorhanden, nach welcher schon damals 36 Zuckerfabriken vorhanden waren, welche 120,000 Arrobas jährlich ausführten, *) Rocha Pitta (America portugueza Livr. 2. p. 78), welcher im J. 1728 schrieb, gibt die Zahl der existirenden Engenhos auf 150 an, welche jährlich 15 — 16,000 Kisten producirten. Die Bevölkerung der Stadt ward damals auf 28,000, die des ganzen umliegenden Seebeckens (Reconcavo) auf 100,000 geschätzt. Der Verfasser hat, von der Annahme ausgehend, daß Rocha Pitta das reichste Zuckerjahr angeführt habe, damit das reichste seiner Periode, nämlich 1821, verglichen, welches 46,310 Kisten und 110 Feixos oder Fässer (jedes zu 1/3 Kiste) erzeugte. Er schließt daraus, daß wenn damals jedes Engenho im Durchschnitte 100 Kisten erzeugte, dagegen im Jahre 1821, wo 561 arbeiteten, jedes derselben 83 Kisten producirte. In den fünf Jahren von 1819 bis 1823 betrug die Gesammt-Erzeugung 174,016. Es fällt daher auf jedes Jahr die Summe von 34,803, und da 566 Engenhos vorhanden waren, erzeugte jedes derselben 61 1/2 Kisten. Vom Jahre 1824 bis 1828 werden 475 Engenhos in Rechnung genommen, weil in dieser Periode die ehemalige Gemarkung von Sergipe d' El Rey, als eigene Provinz abgetrennt wurde. Die Gesammtproduction war in diesem Quinquennium 169,783 Kisten, oder die jährliche im Durchschnitte 33,954; somit stieg die Production jedes Engenho auf 71 1/3 Kisten. In den Jahren 1829 bis 1833 war das Gesammtproduct 190,223; es kommt auf jedes Jahr 38,044 und auf jede Fabrik 62 3/4 Kisten. Somit zeigt sich bey steigender Production im Ganzen eine Abnahme in der Erzeugung der einzelnen Fabriken. **)

*) S. Martius Flora Brasiliensis Vol. 2. p. 563.

**) Wir wollen, weil diese statistischen Notizen für einen Theil unserer Leser von Wichtigkeit, und nicht leicht aus so zuverlässiger Quelle zu schöpfen seyn dürften, die allgemeine Tabelle über die Zuckerproduction, nach den amtlichen Ausfuhrlisten beyfügen:

Die Staatsrente aus der Zuckererzeugung in Brasilien ist sehr beträchtlich. Anfänglich war der Zucker, wie jedes Product der Landwirthschaft bloß mit dem Zehnten (Dizimo) belegt. Man konnte den Zucker in natura, oder die Rohre liefern, welche in eigenen, dem Staate zugehörigen Mühlen verarbeitet wurden. Die schreiende Ungerechtigkeit, den Zuckerfabrikanten ganz auf gleiche Linie mit dem Ackerbauer zu stellen, veranlaßte, daß man gewiße Abzüge am Zehnten nach der Entfernung der Engenhos vom Meerhafen eintreten ließ, indem man die Verpackungskosten, die Führung zum Seehafen u. s. w. einzeln anschlug und vergütete. Man darf annehmen, daß, so fern der Erzeugungspreis des Zuckers einem Drittheile seines Werthes gleichkommt, der sogenante Zehnte nicht bloß 10 sondern 14 Procente vom Fabrikanten fordert.

Die Steuer des sogenanten Donativo, freywilligen Beytrags, ward bey Gelegenheit des Friedensabschlusses mit Holland, im Jahre 1662, eingeführt. Sie betrug 380 Rs. für jede Kiste, und 140 für jedes Faß. Das Subsidio welches seit 1799 galt, betrug 60 oder 30 Rs. für jede Arroba weißen oder braunen Zuckers. Im Jahre 1809 wurde nach der Novo Imposto 160 R. für eine Kiste und 40 für ein Faß, aufgelegt, und zwar zum Besten der Junta do Commercio. Diese letzten drey Steuern wurden 1832 abgeschafft, und dafür die Steuer des Consulado eingeführt, welche 2 Procent vom Werth beträgt. Sie ist viel weniger vexatorisch und um die Hälfte geringer als die früheren. Die Rente der abgeschafften Steuern im Jahre 1832 betrug 98,897,795 Rs., während 2 Procente auf das dem Zehnten entsprechende Kapital nur 44,909,956 betragen hätten.

In den letzten zehn Jahren bezog der Staat folgende Summen in Rees aus der Zuckersteuer

1824:	312,767,000	1829:	253,283,640
1825:	203,818,980	1830:	721,600,711
1826:	172,336,500	1831:	351,316,027
1827:	291,435,060	1832:	323,447,578
1828:	307,045,960	1833:	293,692,525
	1,287,403,500		1,943,340,481

	Jahr	Kisten	Feixos (Fässer)	Werth der Ausfuhr in Rees.	
Erstes Quinquennium.	1819	28,116	1,138	2,108,157,260	566 Engenhos in der Provinz Bahia, mit Einschluß von Sergipe d'El Rey.
	1820	36,605	986	2,142,548,240	
	1821	46,310	1,119	2,784,785,300	
	1822	33,948	588	1,934,218,700	
	1823	9,731	93	594,588,500	
		154,708	3,924	9,519,298,000	
Zweytes	1824	48,876	347	2,232,242,120	475 Engenhos in Bahia allein.
	1825	26,781	418	1,696,528,000	
	1826	34,550	225	2,343,556,900	
	1827	35,221	304	2,524,677.000	
	1828	28,724	600	2,926,181,200	
		174,152	1,894	11,723,185,220	
Drittes	1829	32,520	1,322	1,691,791,210	
	1830	77,014	1,651	5,001,164,620	
	1831	37,180	2,459	2,435,200,830	
	1832	33,970	1,960	2,245,497,830	
	1833	33,433	1,926	2,426,158,780	

Im ersten dieser Quinquennien belief sich also die Rente auf mehr als 630,000, im zweyten sogar auf 970,000 Crusaden, oder mehr als eine Million Gulden.

Es geht aus der Zusammenstellung des Verfassers hervor, daß ein Industriezweig, welcher ein Kapital-Vermögen von 80 Millionen Crusaden, gegen 50,000 Menschen und 83,000 Stück Zugvieh beschäftigt, und dem Staate eine jährliche Rente von einer Million liefert, für Brasilien die höchste Wichtigkeit habe. Vieles jedoch muß in dem ganzen Betriebe noch anders werden, damit die vom Verfasser geäusserten Befürchtungen sich nicht verwirklichen, und mit der Zunahme des Zuckerbaues in Ostindien und auf den Antillen und der Erhöhung der Erzeugung von Runkelrübenzucker, dem brasilianischen Handel und Wohlstande nicht eine verderbliche Wunde geschlagen werde. Dieser Betrieb hat, weil er so viele Negersklaven beschäftigt, noch eine politische Seite, auf welche der Verfasser, vielleicht aus Rücksichten der Klugheit, nicht hingewiesen hat. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß jede aufrührerische Bewegung der bedeutenden Masse von Sklaven, welche dem Zuckerbau obliegen, die Grundveste des geselligen Zustandes in den Provinzen von Bahia, Pernambuco, Parahyba do Norte und Rio de Janeiro, als den vorzugsweise Zucker erzeugenden Theilen des Reiches, erschüttern würde. Die Senhores der Engenhos sind zum Theile der Adel des Landes. Sie leiten ihren Stamm von den Conquistadores ab, haben einen ausgedehnten Grundbesitz und ihre Kapitalien sind auch im Handel der Seestädte manchfaltig beschäftigt. Man könnte die Verhältnisse dieser Klasse zu der übrigen Bevölkerung mit denen der reichen Hüttenbesitzer in Steyermark oder den Glasfabrikanten im bayerischen Walde vergleichen, wo ebenfalls alle bürgerlichen Beziehungen in einem Stande concentrirt sind. Eine plötzliche Emancipation der Negersklaven in diesen Zuckerhöfen, durch welch eine Conjunctur immer sie herbeygeführt werden sollte, wäre das sichere Signal zu einer allgemeinen Auflösung des gegenwärtigen Zustandes von Brasilien. Von diesem Standpunkte aus scheint es höchst erspriesslich, ja nothwendig, daß die Senhores de Engenhos selbst auf eine höhere Bildungsstufe gehoben werden, um sowohl die geeigneten Mittel zur Verbesserung ihrer Fabrikation zu finden, als auch mehr und mehr jenen Standpunkt, gegenüber von den Sklaven einzunehmen, der ein langsames und sicheres Fortschreiten zum Bessern verbürgt, ohne die bürgerliche Ruhe zu gefährden. In dieser Beziehung wird die angezeigte Schrift, welche für Europa mehr ein historisches Interesse hat, für Brasilien selbst von großem praktischen Nutzen seyn.

Ω

Die Säugthiere in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen von Dr. J. C. D. v. Schreber, fortgesetzt von Dr. Joh. Andr. Wagner, Prof. und Adjunkt in München. VI. Theil, mit Tafel 308 bis 328. Erlangen in der Expedition des Schreber'schen Säugthier- und des Esper'schen Schmetterlingswerkes, und in Commission der Palm'schen Verlagsbuchhandlung. 1835. XII und 520 S. in 4.

Schreber's Werk über die Säugthiere ist zu seiner Zeit mit einem solchen Beyfall aufgenommen worden, daß es eine allgemeine Verbreitung in allen kultivirten Ländern gefunden hat, und nur die Drangsale der Kriegsjahre zu Anfang dieses Jahrhunderts, so wie zuletzt der Tod des Verfassers haben die Vollendung dieses großen Unternehmens verhindert. Seitdem nun aber das Eigenthumsrecht auf dasselbe von den Herren Bürgermeister Dr. Martius und Magistratsrath Pauli in Erlangen erworben worden ist, haben diese mit Ernst daran gedacht, das Werk zu Ende zu bringen, und für die fehlenden Fortsetzungen, so wie für die Verbesserungen und Nachträge zu den älteren fünf Bänden Bearbeiter zu finden.

Der unterzeichnete Verf. hat die Bearbeitung des VI. Bandes übernommen, welcher die Naturgeschichte der einfach käuenden Hufthiere, d. h. der Ein- und Vielhufer enthält. Die Behandlung seiner Arbeit war ihm bereits durch die früher erschienenen, von Schreber verfaßten Bände vorgezeichnet, und er konnte um so leichter in die Fußstapfen seines Vorgängers treten, da dieser es vortrefflich verstanden hatte, dem Texte die rechte Haltung zu geben. Wenn in diesem VI. Bande die Arten ausführlicher behandelt sind, als es gewöhnlich in den früheren Bänden der Fall ist, so ist die Veranlassung hiezu in dem Umstande zu suchen, daß zur Abtheilung der einfach käuenden Hufthiere theils mehrere unserer wichtigsten Hausthiere, theils solche Thiere gehören, die seit den ältesten Zeiten durch ihre kolossalen Formen und merkwürdigen Lebensverhältnisse die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben. Der Verf. hat auf alle wichtigen Momente, welche an einem Thiere wahrgenommen werden, Rücksicht genommen. Es ist daher mit gleicher Vollständigkeit der äußere und innere Bau, so wie die Lebensgeschichte, die geographische Verbreitung und die Beziehung, in welche jede Art zum Menschen steht, behandelt worden.

Bey Thieren, die ihrer Bedeutsamkeit wegen die Aufmerksamkeit der Menschen nothwendig auf sich ziehen mußten, hält es gegenwärtig selbst Reisenden in fremden Ländern schwer, neue Arten ausfindig zu machen. Gleichwohl ist das hier der Fall, indem der Verfasser in der hiesigen königl. Sammlung, welche durch ihre Reichhaltigkeit dem zoologischen Schriftsteller einen erwünschten Anhaltspunkt darbietet, eine neue Art von Nashorn vorfand, die er in diesem VI. Bande unter dem Namen Rhinoceros cucullatus beschreibt. Diese Art ist um so merkwürdiger, da sie die Merkmale der zweyhörnigen, ungefalteten, und die der einhörnig, gefalteten Spezies in sich vereinigt. Das Vaterland dieses Exemplares ist unbekannt; der Verf. hält es aber für höchst wahrscheinlich, daß es dasselbe Thier ist, welches Bruce, dessen Glaubwürdigkeit so häufig mit Unrecht angefochten wurde, als das geharnischte und mit zwey Hörnern versehene Rhinoceros aus Abyssinien beschrebt.

Wenn der Verf. durch dieses Nashorn die Arten von Pachydermen bereicherte, so hat er doch im Ganzen ihre Anzahl nicht vermehrt; da er umgekehrt bey den Schweinen eine Art eingezogen hat. Er hat nämlich nachgewiesen, daß Lesson sein Sus papuensis als eigne Art nach einem Schädel aufgestellt, der noch nicht seine Milchzähne, wenigstens nicht seine Milchbackenzähne verwechselt hatte, und der in allen Beziehungen ganz das Gebiß eines jungen Hausschweins darstellte. Lesson, der indeß bey der Flüchtigkeit seiner Arbeit den großen Unterschied, der sich zwischen dem Zahnbau alter und junger Schweine findet, unbeachtet ließ, mußte allerdings bey seiner Vergleichung eines jungen Schädels vom Papuschwein mit dem alten eines zahmen oder wilden Schweines große Differenzen wahrnehmen; Differenzen, die wenn sie nicht bloß vom Alter herrührten, nicht allein zu specifischen, sondern selbst zu generischen Trennungen nöthigen müßten.

Was die Abbildungen betrifft, die diesem Bande beygefügt sind, so ist bekanntlich die Mehrzahl derselben bereits von Schreber ausgegeben worden. Der Verf. hatte deshalb nur die Figuren der neu oder nicht richtig abgebildeten Arten nachzuliefern, und da seit der langen Unterbrechung dieses Werkes die Forderungen an die bildlichen Darstellungen bedeutend gesteigert wurden, so sind denn auch diese neuen Tafeln, mit Vermeidung alles Luxus, in einer Weise bearbeitet worden, die allen billigen Forderungen vollkommen Genüge leisten wird.

Dr. Joh. Andr. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. December.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

Geschichte der Heruler und Gepiden. Ein Beytrag zur Geschichte der germanischen Völkerwanderung, von Jos. Aschbach. Frankfurt am Mayn. 1835. 8. 89 S.

Je dürftiger die Quellen sind, aus welchen für die Geschichte der Heruler und Gepiden zu schöpfen ist — da die Werke des Dexippus und Ablarius verloren gingen — desto verdienstlicher ist das Unternehmen des Hrn. Verfassers, wenigstens dasjenige zusammenzustellen, was in den fragmentarischen Berichten griechischer, römischer, gothischer und longobardischer Autoren über die genannten Völker enthalten ist. Ja, bis nicht Monographien der einzelnen Völkerstämme, welche mit so viel Klarheit und Gründlichkeit als die hier angezeigte ausgearbeitet wären — vor uns liegen, wird es immer eine höchst schwierige Sache bleiben, mit der Genealogie der das heutige Deutschland bewohnenden Stämme, an die letzten Ergebnisse dieser Völkerwanderung anzubinden. Dieses ist namentlich in Beziehung auf Bayern der Fall, und da die Schicksale der Heruler enge mit der Urgeschichte unsers Vaterlandes verbunden sind, so kann die Schrift des Herrn Aschbach den Freunden dieser Geschichte ganz besonders empfohlen werden. Denn nicht nur die Heruler sind es, deren Wanderungen wir in dieser Schrift genauer kennen lernen, sondern auch die Schicksale der sich stets in ihrer Nähe befindenden Rugier und Skyren.

Die früheste Nachricht von den letztern gibt Plinius, und nennt zugleich als ihre Nachbarn an der Ostsee (an den Mündungen der Weichsel und Oder) die Hirren.

Von den Rugiern spricht zuerst Tacitus und gibt ihnen gleichfalls an der Ostseeküste die kriegerischen Arier zu Nachbarn. In diesen Ariern und Hirren glaubt der Hr. Verfasser die Heruler zu erkennen, obgleich er selbst zugibt daß uns die erste zuverläßige Nachricht von diesem Volksstamme, erst aus der zweyten Hälfte des dritten Jahrhunderts zukommt. Aus der Vergleichung der sämmtlichen Notizen, die in dieser Beziehung noch zugänglich sind, ist Hr. Aschbach der weitern Ueberzeugung, daß die Heruler in Skandinavien Wohnsitze gehabt haben.

Im dritten Jahrhunderte treten zwey Abtheilungen dieses Volkes ganz bestimmt historisch hervor. Die eine derselben unternimmt in Gemeinschaft mit den Cavionen einen Zug nach Gallien, und wird hier durch Maximinian gänzlich aufgerieben. Die zweyte Abtheilung tritt aber, neben andern gothischen und sarmatischen Stämmen, an den Ufern des asowischen Meeres, *) mit einem eigenen Könige hervor. Diese Heruler verlieren aber schon unter dem großen Gothenkönige Hermannrich ihre Freyheit, und werden durch die Züge der Hunnen weiter nach Westen vorgeschoben. Denn gleich nach dem Tode Attila's finden wir sie in Pannonien, an der untern Donau. Und hier finden wir nun auch die Rugier und Skyren wieder als ihre Nachbarn. Ueber dieses Wiederzusammen-

---

*) Am „palus maeotides." Man wird hier unwillkührlich an die Verse der Kastler Reim Chronik erinnert:

Von einem Lande da waren See
Die sind genannt Maotide,
Da kam ein Herzog lobesam,
Ernestus, also war sein Nam.

treffen der Heruler und Skyren an der Donau wird von dem Herrn Verfasser nichts weiter bemerkt — wahrscheinlich weil er es vorzugsweise nur mit den Herulern zu thun hat. Ref. erlaubt sich daher in dieser Beziehung auf Zosimus IV. 34. und Jornandes c. 50. 53. hinzuweisen, aus welchen hervorgeht, daß auch Skyren im Jahre 381 als Bundesgenossen der Hunnen am schwarzen Meere angetroffen werden; daß eine Abtheilung derselben später vom Kaiser Marcian Wohnsitze in Mösien erhielt; eine andere Abtheilung aber, die Angi-Skyren, im Heere der Hunnen gegen die Gothen gestritten hat; so wie wir denn auch aus Sidonius Apollinar. entnehmen, daß Skyren unter Attila bey Chalons mitgefochten haben.

Von den weiteren Schicksalen der Süd-Heruler giebt der Hr. Verfasser folgenden Bericht: Nach dem Tode Attila's erkämpfen sie wieder ihre Unabhängigkeit. Ein Theil derselben schließt sich den Heerschaaren der Skyren und Rugier an, welche um die Mitte des fünften Jahrhunderts, in Gemeinschaft mit Thüringern, die Gegenden an dem Lech, der Donau und dem Inn einnehmen (die vor Alters die Bayern inne hatten) und sich zu dem Volke der Bajowaren vereinen. Eine andere Abtheilung von Herulern, wieder in Gemeinschaft mit Skyren und Rugiern, wozu nun auch die Turzelinger kommen, unternimmt einen Kriegszug nach Italien, und ihr Anführer Odoacer bemächtigt sich der Herrschaft über dieses Land (480). Dieser Odoacer zieht bald darauf — um Blutrache auszuüben, gegen die unter ihrem Könige Faba zurückgebliebenen Rugier in den Krieg, besiegt sie, und führt ihren König gefangen nach Italien (i. J. 487). Die Fortsetzung dieses gleichwohl noch nicht beendigten Krieges wird dem Bruder Odoacers: „Wulf" übertragen, welcher nach seines Vaters Eticho's Tod die Skyren beherrschte. Die Rugier unterliegen — Faba wird gefangen. Sein Bruder Friedrich aber sucht bey Theodorich dem Könige der Ostgothen Schutz und Hülfe. Dieser zieht mit Macht über die julischen Alpen (480), und besiegt die Heruler, Skyren, Rugier, und Turzelinger unter Odoacer an dem Isonzo und an der Etsch. Mit einem Theile dieser Kriegsschaaren behauptet sich Odoacer noch eine Zeit lang in den Städten Oberitaliens; ein anderer Theil zog unter Wulfs Führung höher an die Donau hinauf, wo bereits Skyren ansäßig waren. Soviel von diesen Süd-Herulern. — Eine andere Abtheilung dieses Volkes erscheint (467) auf seeräuberischen Zügen begriffen, an den Küsten von Spanien. Sie mögen des Stammes gewesen seyn, an dessen König, Theodorich das bekannte Schreiben (bey Cassiodor. III, 31.) gerichtet hat, und welche mit den Warnern und Thüringern in Verbindung standen. — Noch eine andere Abtheilung von Herulern wird (um die Zeit, in welcher Odoacer in Italien herrschte) durch die Dänen aus Skandinavien vertrieben, und vereinigt sich unter seinem Könige Rodulf mit den Stammsgenossen diesseits der Ostsee. Diese Abtheilung (Nord-Heruler) wurde durch die Züge der slavischen Völkermassen veranlaßt, die Oder hinaufzuziehen, und jetzt in Pannonien (an der Theiß und Donau) Platz zu nehmen (c. 500). Hier hatten sie nach Westen die Longobarden zu Nachbarn, welche gleichfalls von den Slaven südlich vorwärts gedrängt, einen Theil des Rugierlandes an der Donau in Besitz genommen hatten. Es entstand Krieg zwischen diesen Nachbarvölkern, in welchem Rodulf durch den Longobarder Fürsten Tato besiegt wurde (510). Die überwundenen Heruler zogen nun die Donau abwärts zu den Gepiden. Als sie auch mit diesen in Krieg gerathen, und von ihnen besiegt worden, nahm ein Theil von ihnen Kriegsdienste bey dem Heere des Kaysers Anastasius; ein anderer Theil, bey der Freyheit beharrend — schlug sich durch die Slaven nach der Heimath Skandinavien hindurch. Jene erstere zu den Griechen übergetretene Abtheilung der Heruler aber erhielt unter Kayser Justinian Ländereyen in Dacien, in der Nähe von Singidunum (Belgrad). Diese blieben übrigens mit ihren Brüdern in Skandinavien in so enger Verbindung, daß sie durch eine nach Thule verrichtete Gesandtschaft, sich einen aus königlichem Blute

entsprossenen Führer zu wählen beschlossen. — Die Heruler als Volk verschwinden nun aus der Geschichte, aber als einzelne Kriegsschaaren mit eigenen Stammführern werden sie auch später noch angetroffen. So unter Phares, der bey Belisar gegen die Perser und Vandalen gefochten; Philemut, der mit Narses gegen den Totilas gezogen; Phulkaris, der bey Parma von den Franken geschlagen und getödtet wurde; Sindualdo, der bey Capua dieselben Franken besiegen half (553). Und dieser Sindualdo — der sich „ein König der Heruler und Brebter" nannte, und gegen den Kayser um die Herrschaft in Italien streiten wollte, aber besiegt wurde — ist der letzte Stammführer der Heruler, den die Geschichte kennt. —

Man entnimmt aus dem Vorstehenden, daß der Hr. Verfasser der angezeigten Schrift dem Satze beypflichtet, daß um die Mitte des fünften Jahrhunderts Skyren, Heruler und Thüringer Besitz von dem heutigen Bayern genommen haben, und daß es diese Stämme sind, welche von den Autoren mit dem gemeinschaftlichen Namen Bajoarier bezeichnet werden. Wenn nun gleich für diese Behauptung keine neuen, bestimmten und ausdrücklichen Beweisstellen angeführt werden, so geht doch aus Hrn. Aschbachs lichtvoller Zusammenstellung der Schicksale der Heruler viel Ueberzeugendes für diesen Satz hervor.

Daß die Heruler, Rugier, mit Skyren sehr nah verwandte Stämme waren, zeigt sich offenbar aus dem Verfolge der Geschichte ihrer Wanderungen und Kriegszüge. Die Turzelinger werden zwar erst später genannt, allein in einem Sinne, der sie eben so bestimmt als Stammgenossen der genannten bezeichnet (so wie denn Odoacer von einigen dux Rugiorum, von andern dux Turcelingorum genannt wird). Bey den Wanderungen dieser Völkerschaften ist nun bemerkenswerth, daß man denselben nicht ein aus Wankelmuth hervorgehendes Herumschwärmen, noch eine selbstständige Wahl neuer Wohnsitze unterlegen kann. Sie wurden vielmehr von den nachrückenden Völkermassen getrieben, oder geschoben, oder mit fortgerissen. So wurden die Süd-Heruler durch die Hunnen — die Nord-Heruler aber durch die Slaven — jene aus den Gegenden des schwarzen Meeres, diese von der Ostsee in die Gegenden der Donau vorgeschoben. Bey den Skyren war das Nämliche der Fall, und wurden diese später durch die Gothen noch weiter nach Westen, bis an den Lech vorwärts gedrängt. Anders verhält es sich mit einzelnen Auszügen auf Abentheuer des Krieges, an welchem aber sodann nicht das ganze Volk, sondern nur eine Schaar der Streitlustigsten, unter einem hiezu gewählten Führer Theil genommen hat. Ein solcher Zug war der des Odoacer nach Italien, an der Spitze eines aus Skyren, Herulern und Turcelingern zusammengesetzten Heeres. Der König des Hauptvolkes, Faba, blieb im Rugilande zurück; und eben so das Hauptvolk der unter der Herrschaft Wulfs, des Bruders Odoacers, bereits am Inn und Lech hausenden Skyren. Diese hatten hier schon feste Wohnsitze gefaßt, als sie von Süden her einen unverhofften Zuwachs durch jene Schaaren ihres — und des mit ihnen verbrüderten Stammes der Rugier und Heruler bekamen, welche in den Schlachten an dem Isonzo und der Etsch von Theodorich besiegt — sich später durch die Gebirge nach Bayern wandten. Und wirklich geben sogar noch die, bey den Urkunden des Klosters Schlehdorf vorkommenden Ausdrücke „deserta Skyrorum" und „solitudo scarantiae" (die Scharnitz) und „Schiring villa" Zeugniß von einem Aufenthalte der Skyren in diesen Gegenden. Auffallend ist es, daß die Namen, die wir in den ältesten Urkunden der hier bezeichneten Gegend finden, viel Aehnliches mit den wenigen Benennungen haben, die uns von den Skyren, Herulern und Rugiern noch bekannt sind. So z. B. Wulf, Friedrich, Rodulf, ꝛc.

Freyberg.

Mémoires et Souvenirs de Charles de Pougens. Commencés par lui et continués par M. Louise B. de Saint-Léon. Paris 1834, VII. und 436 S. 8.

Carl von Pougens war ein unehelicher Sohn eines Vornehmen, der ihn zwar von sich entfernt hielt, aber wohl ausstattete, und ihm eine sorgfältige Erziehung geben ließ. Er legte sich auf Malerey, Musik und Sprachstudien. 24 Jahre alt, verlor er zu Rom, wo er der französischen Gesandtschaft beygegeben war, in Folge schwer überstandener Pocken, den Gebrauch

des einen Auges; bald darauf, durch schlechte ärztliche Behandlung, auch des andern. Dennoch wußte er, von Freunden und Gehülfen unterstützt, nicht nur seine Studien fortzusetzen und ein fruchtbarer Schriftsteller zu werden, sondern eine Zeit lang sogar einen ansehnlichen Buchhandel mit eigener Druckerey zu führen, wozu ihn das Bedürfniß eigenen Erwerbes veranlaßte, da er in der Revolution sein Vermögen eingebüßt hatte. Er stand in vielen litterarischen Verbindungen auch mit dem Auslande und machte sich um viele junge Künstler und Gelehrte, auch Deutsche, durch Rath und Empfehlung verdient. Große Verluste nöthigten ihn den Buchhandel aufzugeben; er zog sich in die Gegend von Soissons auf ein Landhaus der alten Freundin zurück, die nun seine Denkwürdigkeiten herausgegeben hat. Bis an seinen Tod, der zu Ende 1833 eintrat, blieb der 78jährige Greis in die linguistischen Studien vertieft, deren Frucht ein großes Werk über den französischen Sprachschatz seyn sollte. Die Denkwürdigkeiten hat er selbst in hohem Alter nur bis an sein 22tes Jahr geschrieben; das übrige ist von der Herausgeberin, die einen anspruchlosen und nicht unangenehmen, wiewohl breiten Vortrag hat. Für die Zeitgeschichte ist das Buch nicht von Werth; es wirft auf keine Begebenheit, keinen Zustand neues Licht.

◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇

Mexiko in den ereignißvollen Jahren 1832 u. 1833 und die Reise hin und zurück, aus vertraulichen Briefen mit einem Anhange über die neuesten Ereignisse daselbst, aus officieller Quelle, nebst merkantilischen und statistischen Notizen von C. C. Becher, damaligen Subdirektor der Rheinisch-Westindischen Compagnie ꝛc. Mit einer Karte und lithographirten Ansicht der Hochebene von Mexiko. Hamburg, 1834. 8. VIII. und 269 S.

Diese Schrift zerfällt, wie schon der Titel angibt, in zwey Abtheilungen. Die erste thut in vertraulichen Briefen Meldung von den persönlichen Schicksalen des Reisenden, von dem Eindrucke welchen die tropische Natur, die Bevölkerung Mexiko's und ihr sittlicher und bürgerlicher Zustand u. s. w. auf ihn gemacht haben. Mexiko ist in dieser Beziehung seit den reichen Werken des Hrn. v. Humboldt so vielfach und gründlich geschildert worden, daß man nur von einer eigenthümlich frappanten, geistreichen Auffassung des Reisenden etwas dem größeren Publikum Wichtiges erwarten kann. Doch macht der Verf. selbst nicht Anspruch darauf, den Dingen eine neue Seite abgewinnen und sie unter neuem Lichte darstellen zu können. Auch sind ja die Briefe an Freunde oder die Gattin gerichtet. Die kurze Darstellung der politischen und administrativen Maßregeln in Mexiko, seit der Präsidentschaft Santa Anna's, so wie der gegenwärtigen Lage des Landes, dürfte solchen Lesern die die Berichte in den nordamerikanischen und englischen Zeitungen sorgfältig zusammengestellt haben, ebenfalls nichts besonders Neues darbieten. Dagegen enthält der zweyte Abschnitt manche interessante merkantilische und statistische Notizen: über den Handel zwischen Mexiko, Bordeaux, Havre, Hamburg und Bremen, über die Bereitung der Cochenille (spanisch Grana) und über den Handel mit diesem Artikel, der jährlich ungefähr 1 Million Piaster einträgt, über Tabak- und Kaffebau, den mexikanischen Bergbau und die Silbergewinnung u. s. w. Da der deutsche Handel nach Mexiko fortwährend im Zunehmen ist — so wenig auch die Resultate der Bergwerks-Gesellschaften, und der rheinisch-westindischen Compagnie den ersten Erwartungen entsprochen haben — so werden diese Notizen hie und da mit Interesse gelesen werden. Mehrere dieser Notizen sind aus dem speciellen Berichten des damaligen Ministers des Innern, Alaman, gezogen. Da der Verfasser diese Brochüren nicht mit dem ganzen Titel anführt, und sie in Deutschland selten seyn dürften, so wollen wir diesen hier angeben: 1) Memoria de la Secretaria de Estado y del Despacho de Relaciones interiores y exteriores, presentada por el Secretario del ramo, em cumplimiento del articulo 120 de la Constitucion, à las Camaras del Congreso general al principio de sus sesiones ordinarias del anno de 1832. Mexico, 1832. fol. Die Einwohnerzahl von Mexiko und allen dependenten Föderativstaaten wird hier zu 6,382,264 Seelen angeben. — 2. Memoria del Secretario del despacho de Hacienda. Leida en la Camara de Senadores el dia 15, y en la de diputados et 7 de Febrero de 1832. Mexico, 1832. fol. Eine mit vielen Actenstücken belegte, genaue Darstellung der damaligen Finanzen und ihrer Verwaltung.

Ω

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. December.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



Darstellung neuer oder wenig bekannter Säugethiere, in Abbildungen und Beschreibungen von fünf und sechzig Arten auf fünfzig kolorirten Steindrucktafeln nach den Originalen des zoologischen Museums der Universität zu Berlin, von Dr. H. Lichtenstein, Prof. an der k. Universität ꝛc. Berlin bey C. G. Lüderitz. 1827 — 1834. In Fol.

Mit dem zehnten Hefte, das erst im gegenwärtigen Jahre durch den Buchhandel verbreitet wurde, ist die erste Abtheilung des vorliegenden Werkes geschlossen, und es ist daher jetzt an der Zeit, eine Beurtheilung desselben abzugeben. Um aber eine solche liefern zu können, ist es nöthig zuerst die Absicht, welche den Verf. bey der Herausgabe dieser Hefte geleitet hat, ins Auge zu fassen.

Des Verf. Absicht, wie sie in der Vorrede ausgesprochen wird, ist es gewesen, die Freunde der Naturgeschichte mit den neuen oder doch wenig gekannten Arten von Säugthieren, welche in der reichen zoologischen Sammlung zu Berlin aufgestellt sind, bekannt zu machen. Die Beschreibungen sollen keineswegs Anspruch darauf haben, ihren Gegenstand nach allen Seiten zu erschöpfen, sondern sie sind bestimmt, nur das Wesentlichste für die Diagnostik, wie für die Kenntniß der natürlichen Verhältnisse desselben und seiner Geschichte beyzubringen und als Vorarbeiten zu dereinst herauszugebenden Monographien zu dienen, indessen die bildliche Darstellung hier der Hauptzweck bleiben, und die möglichste Vervollkommnung derselben besonders erstrebt werden soll. In so fern hat das vorliegende Werk einen etwas andern Zweck als Temmincks Monographies de Mammalogie, und als die Fortsetzung von Schrebers Säugthier-Werke, welche letztere, außer der getreuen bildlichen Darstellung, auch die vollständige Beschreibung einer jeden Art in der Totalität ihrer Erscheinung zum Hauptaugenmerk sich gemacht hat. Dagegen kommt das angezeigte Werk in seiner Tendenz mit der Histoire naturelle des Mammifères par Geoffroy et Fr. Cuvier überein, und sein Werth wird sich also am besten bestimmen, wenn er mit letzterer verglichen wird.

Das französische Werk hat anerkanntermassen seinen Hauptwerth in den Abbildungen, welche insbesondere durch die natürliche, lebendige Haltung der Thiere und durch das sanft aufgetragene Kolorit ein höchst gefälliges Ansehen bekommen. Man sieht es den Figuren an, daß der Künstler seine Studien nicht an ausgestopften Bälgen, sondern an lebendigen Thieren gemacht hat. In dieser Beziehung zeichnet sich nun gleichfalls das Berliner Werk aufs vortheilhafteste aus, und mit Ausnahme einiger weniger Figuren unter den Antilopen, denen eine leichtere Haltung zu wünschen wäre, sind seine bildlichen Darstellungen denen des französischen Werks vollkommen gleich zu achten. Mit großer Treue ist insbesondere das Kolorit bearbeitet, und die Umgebungen, in welchen die Thiere auftreten, sind nicht bloß mit Geschmack, sondern auch in dem eigenthümlichen Charakter des Wohnorts einer jeden Art behandelt. Wenn aber auch das französische Werk hinsichtlich seiner bildlichen Darstellungen die Concurrenz mit dem Berliner aushalten kann, so ist dieß nicht mehr in Bezug auf den descriptiven Theil der Fall, indem es an wissenschaftlichem Gehalt von diesem weit

übertroffen wird. Das Berliner Werk hat vor jenem nicht bloß den Vorzug voraus, nur neue oder wenig gekannte Arten zu charakterisiren, sondern in den keineswegs weitläufigen Beschreibungen sind alle wesentlichen Merkmale scharf und klar herausgehoben, die hauptsächlichsten Dimensions-Verhältnisse genau angegeben, und bey schwierigen Arten ist die Beschreibung aufs sorgfältigste detaillirt; während dagegen in dem französischen Werke der Raum, welcher den Descriptionen bestimmt seyn sollte, nur zu häufig für unnütze Declamationen verschwendet und das Wesentliche darüber außer Acht gelassen wird. Von einem Naturforscher wie Lichtenstein läßt sich keine andere als eine vollendete Arbeit erwarten, und seine Darstellung neuer oder wenig bekannter Säugthiere ist eine der gediegensten und schönsten Arbeiten, mit denen die Zoologie in neuerer Zeit bereichert worden ist. Da Ref. im vorliegenden Falle das angenehme Geschäft hat, nichts anders als seine volle Anerkennung des Geleisteten auszusprechen, so begnügt er sich mit der Aufführung der in diesen 10 Heften dargestellten Gattungen, an welche er einige wenige Bemerkungen, die besonders die neuesten Hefte betreffen, anreiht.

I. Von der Ordnung der Wiederkäuer sind in den ersten 4 Heften 2 Gattungen aufgeführt, nämlich: Antilope und Cervus; erstere mit 16 Arten, worunter 2 ganz neue, letztere mit 5 Arten, welche zwar, so wie die übrigen 14 Antilopen bereits im Systeme aufgeführt, bisher aber nur fragmentarisch, zum Theil auch nicht richtig gekannt, überdieß nicht, oder doch meistens nicht genügend abgebildet waren. Da diese Antilopenarten so häufig mit einander verwechselt worden sind, so hat der Verf. durch seine scharfen Diagnosen mit erläuternden Beschreibungen und sehr genauen Abbildungen diesem Uebelstande abgeholfen. Auch der Alterthumsforscher geht bey diesen Darstellungen nicht leer aus; indem Lichtenstein die von den Alten schriftlich oder bildlich behandelten Antilopen einer sorgfältigen Beachtung unterwirft, und unsers Bedünkens aufs gelungenste gedeutet hat. Es ist dieß ein Gegenstand, der von dem Verfasser schon in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften erörtert worden ist, woselbst auch die 5 ersten Tafeln bereits vorkommen.

II. Der Ordnung der Nager ist das 5te — 7te Heft gewidmet, und es werden in denselben 5 Gattungen behandelt.

Von der Gattung Dipus sind hier nicht weniger als 10 Arten dargestellt, wovon 8 von Lichtenstein bestimmt sind. Die 6 Tafeln, auf welchen diese Springmäuse abgebildet werden, sind dieselben, welche des Verf. Aufsatz über die genannte Gattung in den Abhandlungen der Berliner Akademie begleiten. Die Abbildungen gehören zu den gelungensten, welche wir von Gegenständen der Art besitzen, und sie fallen durch die gut ausgeführten charakteristischen Umgebungen besonders angenehm in das Auge.

Unter dem Namen Eriomys Chinchilla hat Lichtenstein einen kleinen Nager beschrieben, dessen Pelzwerk man seit einiger Zeit häufig aus den Häfen von Carthagena und la Guayra erhält und von unsern Kürschnern zu Verbrämungen und leichten Pelzbesätzen verarbeitet wird. Es ist dieß dasselbe Thier, das Meyen als Lagostomus Chinchilla bezeichnet.

Ein bisher unbekannter Nager aus Neuholland hat dem Verf. Veranlassung gegeben, die Gattung Hapalotis zu errichten, welche sich durch die zugespitzte Schnautze und die langen Ohren von Hypudaens und Lemmus, mit welchen sie am nächsten verwandt ist, so wie durch den behaarten Schwanz und die Zahnbildung von den übrigen Mäusen unterscheidet. Der einzigen bisher bekannt gewordenen Art hat der Verf. den Namen Hapalotis albipes gegeben.

Aus einem mäuseähnlichen Nager von der Ostküste des südlichen Afrikas hat Brants die Gattung Euryotis, Fr. Cuvier die Gattung Otomys errichtet. Die einzige bisher entdeckte Art ist E. irrorata.

Von der Gattung Ctenomys Blainv. ist eine

in den südlichen Provinzen Brasiliens einheimische Art dargestellt, welche vielleicht von Ctenomys brasiliensis specifisch verschieden, und daher als neu anzusehen seyn möchte.

Unter dem Namen Citillus hat hier Lichtenstein 3, dem europäischen Ziesel zunächst verwandte Nager zusammengestellt, wobey er es frey läßt, sie sich entweder als Arten einer kleinen Abtheilung zu denken, die nach Belieben der Gattung Arctomys oder Spermophilus untergeordnet werden mag, oder auch sie nur als Abarten des eigentlichen Ziesels zu betrachten, das nach Maßgabe des Standortes und mehreren unerkannten Ursachen so wesentlichen Abänderungen unterworfen ist. Die erste dieser Arten, Citillus mexicanus Licht. ist von Deppe in Mexiko entdeckt, und hier zum erstenmal beschrieben und abgebildet. Die beyden andern dargestellten Arten, Citillus leptodactylus Licht. und C. Mugosaricus Licht. sind von dem Verf. bereits in Evermanns Reise erwähnt worden, und gehören der kirgisischen Steppe an.

Von der Gattung Mus, in dem engern Sinne, wie sie Brants aufs schärfste begränzt hat, sind hier 10 Arten aufgeführt, von denen die ersten 8 dem südlichen Amerika und die beyden andern der alten Welt angehören. Die 5 ersten Species Mus tomentosus, vulpinus, physodes, auritus und nigrita, die alle von Lichtenstein benannt sind, kommen in der Haarbildung mit unsern gewöhnlichen Mäusen überein; die 5 andern, nämlich Mus hispidus Licht. (Echimys hispidus Geoffr.), M. spinosus Licht. (E. spinosus Geoffr.), M. leptosoma Licht. (auf der Tafel als M. cinnamomeus und früher als Loncheres myosuros, von Rengger als Echimys longicaudatus aufgeführt), M. cahirinus Geoffr. und M. megalotis Licht. (M. hispidus Brants), diese letztern 5 Mäusearten haben Borstenhaare von der Beschaffenheit platter Stacheln, und würden demnach, nach Geoffroys Ansicht, zur Gattung Echimys gehören. Mit Recht bemerkt indeß hiegegen der V., daß die Errichtung einer eigenen Gattung von Stachelmäusen nicht hinlänglich gerechtfertigt werden könne, da zwischen Borsten und Stacheln keine scharfe Gränzlinie zu ziehen ist, und alle andern wesentlichen Merkmale, sogar Form und Zahl der Backenzähne, beyden Gattungen gemeinschaftlich sind. Dagegen bleibt die Gattung Loncheres Illig., die keineswegs mit Echimys identisch ist, weil sie im ganzen Habitus, so wie im Bau der Zähne und Füße, den langschwänzigen Arten von Hystrix auf das nächste verwandt ist; zu ihr darf jedoch nur die von Lichtenstein schon früher in den Verhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1818 beschriebene und abgebildete Art L. paleacea Illig. gerechnet werden.

III. Der Ordnung der Raubthiere ist das 8. — 10. Heft bestimmt. Zuerst kommt eine neu entdeckte Gattung aus der Familie der kleinen insektenfressenden Raubthiere, welche Lichtenstein mit dem Namen Rhinomys bezeichnet, die aber, wie der Verf. im Schlußverzeichnisse selbst nachträglich bemerkt, von A. Smith kurz vorher als Macroscelides aufgestellt war. Auch die Art, welche beyde Schriftsteller beschrieben haben, ist dieselbe, daher Lichtensteins Name Rhinomys Jaculus identisch mit Macroscelides Typus Smith ist. Ganz neu ist aber in vorliegenden Heften die Abbildung des Thieres, sowie des Schädels, Gebisses und des ganzen Skelets. Auch ist die Beschreibung genauer als bey Smith, indem dieser die Zähne nicht richtig deutet. Die Zahnformel ist nämlich bey letzterem: Schneidezähne: $\frac{2}{2}$, Eckzähne $\frac{4 \cdot 4}{4 \cdot 4}$ Backenzähne $\frac{5 \cdot 5}{5 \cdot 5}$; bey Lichtenstein dagegen: Schneidezähne $\frac{6}{6}$, falsche Backenzähne $\frac{2 \cdot 2}{2 \cdot 2}$, ächte Backenzähne $\frac{5 \cdot 5}{5 \cdot 5}$. Da die vordersten 6 Zähne im Zwischenkiefer enthalten sind, so kann man sie mit Lichten=

stein für nichts anders als Schneidezähne gelten lassen. Uebrigens ist M. Typus gegenwärtig nicht mehr die einzige Art der Gattung, indem Smith (Proceedings of the Committee of Science and Correspondence of the zoolog. Soc. of London. I. 1830—1831) noch eine zweyte Spezies, gleichfalls an der Südspitze Afrikas, entdeckt hat, welcher er den Namen M. rupestris beylegt.

Von Sorex sind 3 Arten dargestellt, nämlich S. cinnamomeus, crassicaudus und pulchellus, von denen zwar Lichtenstein schon früher die beyden ersten, in Afrika einheimischen, ausführlicher in den Verhandlungen der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin von 1829, und den letzteren, der in der kirgisischen Steppe wohnt, in Evermanns Reise beschrieben hat, allein von allen sind hier die ersten Abbildungen mitgetheilt.

Zum Goldmaulwurf, von dem bisher mit Sicherheit nur die eine Art vom Kap, Chrysochloris aurata s. capensis Aut., bekannt war, wird eine neue Art, Chrysochloris holosericea Licht., aus den innern Gegenden der Kapkolonie, besonders von den Gränzen des Kafferlandes, hinzugefügt, jedoch mit einiger Bedenklichkeit. Durch die auffallend helle, röthliche Farbe dieses letztgenannten Goldmaulwurfs nämlich, sowie durch seine gestrecktere Gestalt, was besonders an der Schnautze mit dem nackteren Nasenknorpel auffällt, war Lichtenstein zuerst darauf aufmerksam geworden, daß dieser von dem in der Nähe der Kapstadt vorkommenden vielleicht specifisch verschieden seyn könnte. Da jedoch die möglichen Veränderungen nach Alter, Geschlecht und Standort bey diesen Thieren noch so sehr im Dunkeln liegen, so will sich der Verf. über die wirkliche Verschiedenheit beyder auf jeden Fall ganz nah verwandter Arten nicht bestimmt entscheiden, sondern durch Zusammenstellung der Abbildungen derselben vielmehr Materialien zu weiterer Vergleichung liefern. Eine Behutsamkeit, die nur als lobenswerth erklärt werden kann, und allen Zoologen gewünscht werden möchte, damit nicht das System mit einer Menge unhaltbarer Arten überladen würde. Uebrigens hält es Ref. für wahrscheinlich, daß Chrysochloris holosericea Licht. zusammenfallen könnte mit Chr. Hottentottus Smith (Zoolog. Journ. IV. p. 436), so weit sich dieß nämlich aus der vagen und dürftigen Notiz des letztgenannten Zoologen schließen läßt.

Die Gattung Mustela ist mit einer neuen Art bereichert worden, welche Lichtenstein M. frenata nennt; sie hat die Größe des Hermelins und kommt in Mexiko vor.

Eine von demselben Verfasser neu aufgestellte und wohlbegründete Gattung ist Bassaris, von der bisher nur die eine Art, B. astuta, bekannt geworden ist; die Beschreibung ist sehr genau und vollständig. In der Fortsetzung von Schrebers Säugthieren ist neuerdings ebenfalls eine gelungene Originalzeichnung erschienen.

Den größten Dank hat sich wohl Lichtenstein durch die Auseinandersetzung der Arten von Mephitis erworben, die bisher immer ein Stein des Anstoßes für die systematische Bestimmung gewesen sind. Ihre specifische Differenz war um so schwieriger ausfindig zu machen, als bey allen dieselben Farben zum Vorschein kommen, nämlich die schwarze mit weißen Längsbinden. Um aber eine richtige Ausscheidung der Arten vornehmen zu können, mußte zuerst die Gattung, die bisher bloß auf dem künstlichen Merkmale des Gebisses beruhte, einen natürlicheren Charakter bekommen, durch welchen sie zugleich von den verwandten Gattungen der Marder und Gulonen scharf unterschieden wurde. Dieß wird bewerkstelligt, wenn man mit dem Verfasser die Gattung Mephitis durch folgende Merkmale fixirt: 1) Langgestreckte Krallen, 5 an jedem Fuß von weißer Farbe, 2) fast ganz unter einander verwachsene Zehen, 3) dichte und straffe Behaarung von glänzend schwarzer Farbe, mit weißen Längsstreifen, 4) zweyzeilig lang behaarter Schwanz, und 5) die Absonderung eines öligen Saftes aus den Afterdrüsen, der den allerheftigsten fast erstickenden Geruch hat.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. December.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

Voyage dans l'Inde par Victor Jacquemont, pendant les années 1828—1832. Publié sous les auspices de M. Guizot, Ministre de l'Instruction publique. Paris, Typographie de Firmin Didot fréres. Imper. 4. Livr. 1—4. 1835. (Prix 8 frc. chaque livr.)

V. Jaquemont, der früher schon eine Reise nach Nordamerika gemacht hatte, wird auf Cuviers Veranlassung von den Vorständen des Jardin des plantes im Jahre 1828 nach Indien geschickt, um dort für das französische Museum zu sammeln. Es gelingt ihm, durch seine Empfehlungen und seine Persönlichkeit sich daselbst Gönner und Freunde zu erwerben, welche seine Unternehmungen großmüthig fördern, er weiß zugleich seine anfangs sehr beschränkten Geldmittel klug zu Rathe zu halten, und so sieht er sich im Stande, von Calcutta aus das englische Nordindien bis zum Himalaya zu bereisen. Durch General Allards Verwendung erhält er von Runjet-Sing auch Erlaubniß und Unterstützung jeder Art, um die Staaten von Lahore zu besuchen und kann selbst nach dem, außer Moorcroft von keinem neueren wissenschaftlichen Reisenden betretenen Thale von Kashmir vordringen. Runjets Municifenz sichert ihm dort sogar einen Aufenthalt von mehreren Monaten (vom May bis September 1831). Nach seiner Rückkehr aus Lahore durchzieht er von Delhi aus einen großen Theil des westlichen Indiens, wird aber auf Salsette von einem heftigen Leberleiden ergriffen, erreicht mit Mühe Bombay und stirbt daselbst den 7. December desselben Jahres. Die von ihm gemachten Sammlungen gelangten glücklich an den Ort ihrer Bestimmung und geben, soviel bisher darüber verlautete, das ehrenvollste Zeugniß für die unermüdliche Thätigkeit des unglücklichen Reisenden, ein Zeugniß, welches auch durch einen am Ende der Correspondance de V. Jacquemont abgedruckten Brief der Conservatoren des Pariser Museums an seinen Vater volle Bestätigung erhält. Jeder Freund der Wissenschaft wird demnach mit uns das allzufrühe Ende (J. war im Jahre 1801 geboren) eines so eifrigen Forschers innig bedauern, und den Wunsch aussprechen, daß durch die sorgfältigste und zweckmäßigste Benützung seines literarischen Nachlasses uns wenigstens ein Theil der Hoffnungen realisirt werde, zu welchen seine Thätigkeit berechtigte.

Mit Schmerz und gerechtem Unwillen muß man aber bemerken, daß dieses Letztere bisher nicht der Fall war, ja daß gerade Diejenigen, welchen es am meisten am Herzen liegen mußte, das Andenken ihres Sohnes, Bruders und Freundes vor Mit- und Nachwelt rein und glänzend zu erhalten, durch unschickliche Veröffentlichung der vertraulichsten Privatmittheilungen seinen moralischen Charakter verunglimpften und daraus zugleich auch seine literarische Glaubwürdigkeit in zweifelhaftes Licht versetzten. Wir enthalten uns, in Details über die ärgerliche und indiskrete Briefsammlung *) einzugehen, welche diesen Vorwurf zuerst veranlaßte. Der Recensent im Februarhefte des Quarterly Review l. J. S. 19—55 hat

*) Correspondance de Victor Jucquemont avec sa famille et plusieurs de ses amis pendant son voyage dans l'Inde (1828—32). 2 Voll. in 8. Paris 1833.

hierüber bereits mehr, als nöthig war, gesagt **). Wir können nur für den Leser, welcher über den Stand der Sache nicht orientirt ist, bemerken, daß diese Correspondance de V. Jacquemont aus den auf der Reise an seinen Vater, seine Brüder und seine intimsten Freunde geschriebenen Briefen besteht, daß sie also auch nur mit Wissen, ja mit der thätigen Beyhülfe der Familie erscheinen konnte, und doch den Briefsteller durch seine eigenen Worte rücksichtlich seiner Wahrheitsliebe, seiner Sittlichkeit und seiner Religiosität in den Stand schwerer Anklage versetzt. Man wird durch dieselbe berechtigt, ihn, trotz der neuerlichen Versicherungen des Journal des Débats, bey Gelegenheit des Aufsatzes über General Allard, für einen Abentheurer, der Le Vaillant's und d'Ouville's Manier sich zum Muster genommen hat, und, was noch schlimmer, für einen kompleten Wüstling zu halten. Dennoch wollen wir dieses harte Urtheil nicht zu dem unsrigen machen, denn, wer so viele wissenschaftliche Thätigkeit entwickeln konnte, wer sich der Achtung so vieler tüchtiger Männer, der innigen Zuneigung aller seiner Angehörigen in dem Grade zu erfreuen hat, der kann kein so verdorbener Mensch gewesen seyn, wenn auch viele Fehler verschrobener Erziehung und seiner Zeit sammt all den Sünden, welche Reisende gerade in ihren vertrautesten Mittheilungen sich so häufig zu Schulden kommen lassen, in hohem Grade an ihm hafteten. Aber fühlen muß die thörichte Liebe seiner Freunde, wie sehr sie sich selbst am Gegenstande ihrer Idololatrie versündiget hat, und lernen soll sie, was die Würde der Publikation zu sagen oder zu verschweigen gebiete. Wir beziehen dieses indessen weniger mehr auf die Korrespondenz, als auf das jetzt erscheinende Werk, dessen Titel wir oben angaben. Jene war ein unüberlegtes Machwerk, ohne alle wissenschaftliche Bedeutung, dieses soll uns aber die scientifischen Resultate der ganzen Expedition vor Augen stellen, und hier müssen wir aufs Neue gestehen, daß wir uns keineswegs befriedigt fühlen. Es sind uns bisher 4 Hefte zugekommen, welche zusammen 160 Seiten Text (Reisebericht) nebst geognostischen Profilen und Pflanzenabbildungen enthalten.

Die Reisebeschreibung ist aber nichts als eine Kopie der Tagbücher, welche der Verfasser unterwegs niederschrieb, und führt uns vorläufig nur bis zu seiner Ankunft in Kalkutta. Wir hätten diesen Theil sehr leicht völlig entbehren können, denn der eigentlichen Beobachtungen über die jedesmal auf wenige Tage betretenen Länder, Brasilien, das Kap, Isle Bourbon, sind wenige und längst bekannt, dafür werden wir aber mit allen verschrobenen philosophischen und politischen Tiraden, welche die Langeweile auf dem Schiffe dem Verfasser eingeben mochte, mit veralteten Neuigkeiten vom Jahre 1828, schmutzigen Anekdoten u. s. w. reichlich beschenkt. Daß in dem Reisejournal eines Mannes, der die oben erwähnten Briefe schrieb, solche Dinge vorkommen mußten, war leicht zu denken, aber ist es nicht die Pflicht des oder der Herausgeber, solche Auswüchse zu beseitigen? Es ist an jeder Reisebeschreibung ein Fehler, wenn die Persönlichkeit des Reisenden, seine individuellen Ansichten und Meynungen zu sehr hervortreten, um so mehr aber, wenn Ansichten zum Vorschein kommen, deren Veröffentli-

**) Urtheile, wie die nachstehenden dort über einen Todten ausgesprochen, der dem Publikum gegenüber eigentlich doch nur die Thorheit seiner Freunde zu büßen hat, sind trotz aller Verkehrtheit, ja selbst Ruchlosigkeit in einzelnen Briefen des fraglichen Buches doch nicht zu rechtfertigen. Recensent sagt S. 20: M. Jacquemont is, indeed, the personification, the beau ideal, of a literary coxcomb of the modern French school; und S. 23: ... à force de se préconiser as the most modest, the best natured, the politest and most fascinating of mankind, he convinces you that he was one of the most impudent, conceited, ill-bred, and tiresome coxcombs that ever inflicted their impertinence on society. Wir Deutsche sind an solche Titulaturen in der gelehrten Gesellschaft überhaupt nicht gewöhnt, aber wenn sie einem Individuum einmal mit Recht zustehen sollten, wer würde auf die Widerlegung eines so übelgearteten coxcomb 30 Druckseiten noch nach gesprochener Sentenz verwenden!

chung die Redakteurs einer groben Indiscretion beschuldigt. Sie sollen uns die Thatsachen der Reise, die gemachten Entdeckungen mittheilen, nicht aber unbefugt die Persönlichkeit des Reisenden mit in den Kauf geben, oder vielmehr voranschicken. Hätte wohl Jacquemont selbst seine Tagebücher in dieser Weise publicirt? Und wenn — so hätte ihn der Vorwurf der Indiskretion gegen das Publikum, dasselbe mit solchem Geschwätz zu langweilen, mit Recht getroffen, während nun seine Freunde denselben ohne sein Verschulden ihm aufladen Wir möchten deßhalb im wahren Interesse für das Andenken des Verstorbenen die Herren Herausgeber bitten, in den folgenden Heften solche Uebelstände zu vermeiden, und uns nur Thatsachen ohne leeres Räsonnement zu geben. Dadurch können sie das Gedächtniß ihres abgeschiedenen Freundes am besten ehren, und der gelehrten Welt eine Arbeit vorlegen, welche es verdient, unter so glorreichen Auspicien (des französischen Kultusministers Hrn. Guizot) zu erscheinen.

Die äußere Ausstattung des Buches ist glänzend, Druck und Papier vortrefflich. Die Pflanzen-Abbildungen (Ranunculaceae bis Cruciferae) mit sorgfältigen Analysen versehen, verdienen ebenfalls alles Lob.

◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇

Darstellung neuer oder wenig bekannter Säugethiere, in Abbildungen und Beschreibungen von fünf und sechzig Arten auf fünfzig kolorirten Steindrucktafeln nach den Originalen des zoologischen Museums der Universität zu Berlin, von Dr. H. Lichtenstein, Prof. an der k. Universität ꝛc. Berlin bey C. G. Lüderitz. 1827 — 1834. In Fol.

(Schluß.)

Das Gebiß kann um so weniger in die Definition der Gattung aufgenommen werden, als es in den Arten Abweichungen darbietet, so daß man darnach dieselben sogar in drey Abtheilungen spalten könnte, nämlich in solche mit dem Gebiß der Gulonen, solche mit dem eigentlichen Stinkthier-Gebiß, und endlich solche mit dem der Marder. Die Arten, welche nach des Ref. Ermessen der Verf. mit vollem Rechte der Gattung Mephitis zugezählt hat, sind folgende: 1) M. leuconota Licht., 2) mesoleuca Licht., 3) Chinga Tiedem., 4) M. mesomelas Licht., 5) M. macroura Licht., 6) M. vittata Licht., 7) M. suffocans Illig und 8) M. Zorilla Illig. Die ersten 7 Arten gehören Amerika, die letzte dem Kapland an.

Erwähnen muß Ref. noch, daß die eine der hier vom Verf. aufgestellten Arten, nämlich M. mesoleuca, seitdem auch von Bennett (Proceedings of the Zoolog. soc. of London I. 1833. p. 39) unter dem Namen Mephitis nasuta beschrieben worden ist. Die k. Sammlung in München besitzt von dieser Art gleichfalls ein Exemplar, das ihr aus Mexiko zugekommen ist.

Das letzte Heft ist ganz der Seeotter (Mustela Lutris Linn., Enydris marina Licht.) gewidmet, „einem Thiere von altem Ruhm, von einer gewissen Wichtigkeit für den Welthandel, und einer merkwürdigen Mittelbildung zwischen Otter und Robbe, und dessen ungeachtet nur unvollständig aus mangelhaften Beschreibungen bekannt.“ Auch hier liegen die Gattungskennzeichen weniger im Gebiß, als in den mehr äußerlichen natürlichen Kennzeichen, unter welchen folgende vor Allem herausgehoben zu werden verdienen: „Füße fünfzehig, die vorderen mit sehr kurzen schwielig verwachsenen Zehen; die hintern mit gestreckten (von der innern nach der äußern an Länge allmählig zunehmenden) Zehen, die durch eine behaarte Schwimmhaut bis an die Spitze verbunden und (wie die vorderen) mit zusammengedrückten, sichelförmigen, spitzen, halb aufrecht stehenden Krallen bewaffnet sind. Ohren niedrig am Kopf, abwärts stehend, tutenförmig eingerollt, mit abgestumpftem Zipfel, dicht behaart.

Schwanz kürzer als der vierte Theil der Leibeslänge, ziemlich dick, mehr breit als rund, mit stärkerer Seitenbehaarung." Durch diese Merkmale kann die Seeotter leicht von den mit ihr verwandten Gattungen Phoca, Otaria und Lutra unterschieden werden, und ihr Platz im Systeme ist der zwischen den beyden letztgenannten.

Die Materialien, welche der Verf. zur Entwerfung seiner Beschreibung benützen konnte, waren ein noch nicht ausgewachsenes, ohngefähr zweyjähriges Exemplar, das Erman von seiner Reise mitbrachte, ferner die Haut eines ausgewachsenen Thieres, doch ohne Extremitäten und in der Mitte des Hinterrückens aufhörend, endlich ein sehr mangelhaftes, ganz junges Stück ans dem Nachlaß von Pallas. Da die kgl. Sammlung in München ein großes schönes Exemplar als ein werthvolles Geschenk des Weltumseglers von Langsdorf besitzt, so können hier einige Nachträge zu des Verf. Beschreibung geliefert werden.

Unter den vollständigen Exemplaren in Berlin beträgt bey den größern die Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel nur 3', und der Schwanz 7" 6'"; bey unsern Exemplaren dagegen macht die erstgenannte Dimension 3' 10", und die des Schwanzes 11" aus. Die Färbung und Behaarung unsers Exemplars ist ferner etwas anders, als bey denen des Verf. Ihm zufolge ist der ganze Leib mit einem überaus feinen, dichten, seidenartigen Wollhaar von bräunlich-grauer Farbe und spiralförmiger Bildung bewachsen, zwischen welchem in überall gleicher Vertheilung ein dunkles Borstenhaar hervorbricht, dessen weiße Spitze jenes um 1 bis 1½ Linien überragt, und deren Zahl mit dem Alter zunimmt, so daß zuletzt der ganze Pelz wie mit einem dünnen Reif überflogen erscheint. An unserem Exemplar hingegen ist das Wollhaar von einer glänzend kastanienbraunen Farbe, und die Borstenhaare finden sich (vielleicht in Folge des Härens) in Häufigkeit nur an Kopf, Hals, Brust, Füßen und vornehmlich am Schwanze; am Rücken und an den Seiten kommen sie bloß sparsam vor.

Der Verf. hat seine musterhaft genaue Beschreibung der Seeotter mit 2 Tafeln begleitet, von denen die eine bloß der Darstellung des Schädels und Gebisses, die andere außerdem der äußeren Gestalt des Thieres gewidmet ist. Ref. kann jedoch nicht umhin, zu bemerken, daß er an der richtigen Zeichnung der letzteren zweifeln müsse, indem ihm der Vorderleib zu schmächtig, der Hinterleib aber zu angeschwollen vorkommt, was weder bey Fischottern noch Robben der Fall ist. Ueberdieß hat v. Langsdorf die Versicherung gegeben, daß das Münchner Exemplar von seiner natürlichen Gestalt durch das Ausstopfen nichts verloren habe; dieses aber stimmt nicht mit Lichtensteins, sondern vielmehr mit Schrebers Abbildung überein, welche der Seeotter mehr den Habitus der Fischotter giebt.

Mit der Seeotter schließt der Verf. die erste Dekade seiner Hefte, in welchen auf 50 Tafeln 65 Arten von Säugthieren abgebildet sind. Was derselbe in der Ankündigung versprochen, hat er, wie dieß nicht anders zu erwarten war, in vollem Maße geleistet. Es ist dieß eines von den seltenen Werken, das alle guten Eigenschaften: wissenschaftliche Vollendung, künstlerische Tüchtigkeit und einen billig gestellten Preis in sich vereinigt. Zu einer Fortsetzung, wie der Verf. im Schlußberichte sagt, fehle es keineswegs an Materialien; ob sie unternommen werden solle, würde die unsichtbare Gesammtheit entscheiden, welcher diese Blätter sich widmeten. Wir sind bey der Trefflichkeit des angezeigten Werkes der Ueberzeugung, daß diese Gesammtheit recht bald den verehrten Verfasser bestimmen werde, den Anfang mit der Mittheilung der zweyten Dekade dieser Hefte zu machen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. December.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



Erste Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822 bis 1824 von Paul Wilhelm Herzog von Württemberg. Stuttgart und Tübingen. 1835. 394 S. gr. 8. mit 1 Landkarte.

Nordamerika ist in neueren Zeiten von mehreren Personen aus fürstlichem Stande bereist worden, die alle von dem edlen Eifer beseelt waren, die physikalische Beschaffenheit jenes merkwürdigen Landes und seiner mannigfaltigen Naturerzeugnisse durch die eigene Anschauung kennen zu lernen, und welche keine Aufopferung und Mühe gescheut haben, um durch Anlegung von Sammlungen sich in den Stand zu setzen, wichtige Beyträge zur Geographie und Naturgeschichte Nordamerikas liefern zu können.

In die Reihe dieser durch hohe Geburt ausgezeichneten Reisenden gehört auch der Herzog Paul Wilhelm von Württemberg, der zweymal Nordamerika besuchte, und der nun im vorliegenden Werke einen kurzen Bericht von seiner ersten, in den Jahren 1822 bis 1824 unternommenen Reise liefert. Die Erzählung ist einfach und ungekünstelt, entfernt gehalten von widerlicher Sentimentalität, und doch warm und voll Theilnahme bey der Schilderung grossartiger Erscheinungen. Da die Reise außerdem durch Gegenden führt, die uns bisher nur wenig bekannt geworden sind, zum Theil auch noch in dem ursprünglichen Stande sich befinden, wie sie aus des Schöpfers Hand hervorgegangen sind, oder doch nur seit Kurzem die ersten Eingriffe und Umänderungen von Seite des Menschen erfahren haben, so kann es dieser Beschreibung an Interesse nicht fehlen, um so weniger, da sie allenthalben einer gedrängten Kürze sich befleißigt. Den Naturforscher wird insbesondere noch die Schilderung der Thier- und Pflanzenwelt ansprechen, wodurch sich der Verf. als wohlvertraut mit dem Studium der Naturgeschichte beweist; doch hat er sich mit Recht, um nicht den Faden der Erzählung zu oft abzureissen, und die Theilnahme vieler Leser zu schwächen, nicht auf eine ausführliche Darlegung des naturhistorischen Details eingelassen, sondern dasselbe einem besondern Werke vorbehalten. Es ist hier in der Regel von demselben nur soviel aufgenommen, als zur allseitigen Schilderung eines Landes unumgänglich nöthig ist, und dadurch hat diese Reisebeschreibung einen großen Vorzug vor vielen andern, deren Verfasser weder Sinn noch Kenntniß zur Auffassung der physikalischen Verhältnisse der von ihnen durchreisten Länder hatten.

Der Verfasser segelte am 17. October 1822 von Hamburg ab, und gelangte nach einer anfangs stürmischen, dann ruhigen Fahrt am 13. December in die Nähe der Ausmündung des Mississippi. Schon gleich beym ersten Eintreten in denselben gab sich der Character einer neuen Welt zu erkennen.

„Als wir," erzählt der Verfasser, „das Flußgebiet des Mississippi hinaufzusegeln begannen, sah ich zum erstenmal jene ungeheueren Baumstämme, welche, oft gleich Flößen in einander verwickelt, den Strom hinabschwimmen, und einen Hauptcharakter aller jener großen Ströme Amerika's bezeichnen, welche ihren Lauf durch Urwälder nehmen. Alljährlich reissen der Missoury und Mississippi nebst ihren großen Nebenströmen bedeutende Strecken ihrer mit Holz bewachsenen Ufer, besonders bey fallendem Wasserstande ab. Alle diese oft in großen Massen zusammen gefügten, entwurzelten Bäume müssen nach und nach an die Mündungen des Mississippi gelangen. Sie werden

durch die ungeheuere Strömung losgerissen, selbst wenn sie sich Jahre lang an den Ufern noch so fest mit Wurzeln und Aesten verwickelt hatten. Bey hohem Wasserstande bilden diese, mit Recht von den Kreolen Embarras genannten Baumpartbien für Schiffsfahrer oder Reisende, welche oft in einer elenden Piroge diesem furchtbaren Wassergebiete Troz bieten müssen, beynahe unüberwindlich scheinende Hindernisse. Nur der geschickte Schwimmer rettet sich manchmal aus diesen Gefahren, und der Neuling zittert vor dem Anblicke dieser furchtbaren Naturscenen. Auf meiner jahrelangen und beschwerlichen Reise im Innern des nördlichen Amerika hatte ich reiche Muße damit bekannt zu werden. Durch die Gewalt des Meeres aufgehalten, stopfen sich die gestößten Holzmassen am Einflusse des Stromes; nur wenige erreichen die hohe See, und werden von der Strömung sogleich hinweggetrieben. Die Ausflüsse des Mississippi sind demzufolge durch die seit Jahrtausenden sich ansammelnden Stämme in ein enges Gebiet eingezwängt. Da das Wasser des Stromes bey seinen regelmäßigen Ueberschwemmungen immerwährend diese von ihm selbst gebildeten Holzdämme überspült, und jedesmal einen bedeutenden Niederschlag erdiger Theile bilden muß, so wird nach und nach aus diesen dem Meere entnommenen Stellen ein neues, äußerst fruchtbares Land."

So den Strom langsam hinaufsegelnd, gelangte der Verf. am 21. December nach Neu-Orleans. Nur wenige Bemerkungen macht er über diesen Handelsplatz, indem er die ausführlichen Beschreibungen, die wir über die wichtigste Stadt des südwestlichen Theils der vereinigten Staaten besitzen, als bekannt voraussetzt. Interessant muß allerdings der Aufenthalt in einer solchen Stadt, dem Sammelplatze so vieler Nationen, in hohem Grade seyn.

„Ein zweytes Calcutta, vereinigt es das Gemisch von Menschen und Gebräuchen, eben so verschieden durch ihre Farbe als Sprache, und nur durch das große und allgemeine Interesse des Weltverkehrs verbunden. Das Ohr des Fremden hört alle möglichen Sprachen der gebildeten und ungebildeten Welt. Dennoch begegnet er alle Augenblicke einem Landsmanne. Wenige Häfen der neuen Welt können einen so lebhaften Schiffsverkehr aufweisen, wie die Hauptstadt der Louisiana. Der riesenhafte Mississippi mit seinen vielen schiffbaren Nebenströmen führt die Producte des größten Theils der vereinigten Staaten zum Gebrauch und zur Ausfuhr hieher. Kein mir bekannter Handelsplatz nimmt so viele Dampfboote auf, und kein Stromgebiet der Welt befördert die Verbindung der Dampfschifffahrt so wie dieses. Unter diesen Verhältnissen würde der Handel und die Bevölkerung eine außerordentliche Ausdehnung gewinnen, wenn nicht Klima und Krankheiten störend auf beydes wirkten. Alle Fremden fliehen Neu-Orleans vom Juny bis November, den tödtlichen Wirkungen des gelben Fiebers ausweichend."

Da der Verf. zur Winterszeit in der Louisiana angekommen war, wo unaufhörliche Regen dieselbe für den Naturforscher ganz ungangbar gemacht hatten, auch rheumatische Krankheiten, die auf das gelbe Fieber gefolgt waren, die Gesundheit des fremden Ankömmlings bedrohten, so entschloß er sich, um nicht müßig zu bleiben, einen Abstecher nach der Havanna zu machen. Am 10. Januar 1823 lief das Dampfschiff, auf welchem sich der Prinz befand, in den Hafen dieser noch jetzt bedeutenden Seestadt, die sich einst nicht mit Unrecht die Metropolis der neuen Welt nannte, ein. Von den Polizey-Anstalten daselbst erhalten wir durch die Schilderung des Verf. keine günstige Meynung. Allenthalben herrschte in den Straßen die größte Unreinlichkeit, und die Unsicherheit in der Stadt, besonders in den Vorstädten und der umliegenden Gegend, war so groß, daß keine Nacht verging, wo nicht mehrere gewaltsame Diebstähle und Mordthaten stattgefunden hätten.

Zu den angenehmsten und interessantesten Umgebungen der Stadt gehört der Garten des Bischofs, der vor nicht langer Zeit angelegt wurde, und beynahe eine halbe Meile lang ist. Da die Natur in Indien alle Gegenden durch die üppigste Vegetation geziert hat, so bedarf es nicht, wie bey uns, jener peinlichen Kunst, eine große Landfläche mit zierlich blühenden und immer belaubten Pflanzen auszuzieren, und es gehört zur Vervollkommnung eines solchen Terrains kein weiteres Verfahren als die Gänge und Alleen auszuzeichnen. Der Bischof hat indeß noch mehr gethan, indem er eine Menge prachtvoller Tropenpflanzen aller Welttheile anpflanzen ließ. Der botanische Garten dagegen ist äußerst vernachläßigt, und die wenigen darin befindlichen Gewächse sind ohne systematische Ordnung gereihet.

Eine reiche Ausbeute an tropischen Pflanzen und Thieren gewährte dem Verf. eine Excursion in das Innere der Insel. Als bemerkenswerth für den Botaniker führt er den Umstand an, daß er die Cocospalme nirgends schöner und ergiebiger als da gesehen hätte, zum Beweis, daß dieser Baum bey sorgsamer Pflege auch entfernt vom Meeresstrande gedeihen kann, was man bisher vielfältig bezweifelt hatte. Durch eine schöne Sammlung, die vorzüglich viele Pflanzen und Vögel enthielt, bereichert, kehrte der Prinz nach der Küste zurück, allein die ungewohnten und übermäßigen Anstrengungen, die er im Eifer für die Wissenschaft nicht gescheut hatte, verursachten ihm einen heftigen Fieberanfall, von dem er jedoch bald wieder genas und dann nach Neu-Orleans zurückkehrte, wo er am 4. März eintraf.

Unterdessen war die günstige Jahreszeit herbeygekommen, in welcher der Verf. den Hauptzweck seines Unternehmens, nämlich die Bereisung des innern nordwestlichen Theils von Amerika, realisiren konnte. Er begab sich daher auf ein schönes Dampfboot, die Feliciana, welche am 19. März ihre Fahrt nach Bayou Sarah, einer kleinen Niederlassung am Mississippi unweit St. Francisville, antrat. Zwölf Meilen lang fährt man längs schön bebauten, zumal an Zuckerplantagen reichen Gegenden hin, und die vielen Wohnungen der Pflanzer, meist französische Kreolen, verrathen überall großen Wohlstand. Am 21. Vormittags war bereits Bayou Sarah erreicht, wo der Prinz beschlossen hatte, einige Zeit zu verweilen, um die dortigen Thiere und Pflanzen zu sammeln. Auf mühseligen Excursionen und Jagden in den großen meist morastigen Urwaldungen mit mächtigen Cypressen wurde reichliche Beute erlangt; besonders zahlreich im Verhältniß waren Reptilien. Mit Vergnügen wird der Jagdfreund die lebhafte Erzählung von der Jagd auf den Tannhirsch (Cervus virginianus Gmel.) lesen.

Auf eine betrübende Erscheinung in dem sogenannten Lande der Freyheit macht der Verf. aufmerksam, nämlich auf die zahlreiche Menge der Sklaven in der Louisiana, und auf die Verachtung, die dort selbst auf dem freyen Farbigen ruht. Gesetzlich ist sogar die eheliche Verbindung zwischen Weißen und Farbigen verboten. Eben so haben letztere selbst in den entferntesten Gliedern nicht das Recht, als Zeugen, vor Gericht aufzutreten; nicht einmal in den Gesellschaften der Weißen, selbst der ordinärsten Leute, dürfen sie erscheinen, und nie mit Weißen an einem Tische essen. Diese ungerechte Unterdrückung der Farbigen kann zu nichts Anderem als zu blutigen Reaktionen führen, wenn die Weißen nicht bald der Stimme der Billigkeit Gehör geben.

Am 10. April segelte der Verf. mit einem andern Dampfboote, das nach Louisville in Kentuky bestimmt war, weiter den Mississippi hinauf. Die Communication auf diesem Strome schildert der Verf. als sehr lebhaft. Beynahe alle Dampfschiffe, welche stromaufwärts fahren, sind von Passagieren überfüllt. Von dem höhern Gebiete des Mississippi nämlich, so wie aller seiner Nebenströme, werden eine unzählige Menge kleiner Fahrzeuge mit Landesprodukten nach Neu-Orleans geflößt. Daselbst verkaufen die Eigenthümer diese Fahrzeuge als Bau- und Brennholz, und kehren als Deckpassagiere auf den Dampfbooten, von denen öfters ein einziges an 200 solcher Personen aufnimmt, zurück.

Am 11. war bereits Natchez erreicht, das als der Hauptstapelplatz des innern Theils vom Mississippi-Staate anzusehen ist. Da beynahe alle Produkte der vereinigten Staaten in dieser Provinz gedeihen, selbst die europäischen Obstarten mitgerechnet, so würde die Bevölkerung bedeutend zunehmen müssen, wenn nicht der Einfluß des Klimas auf die europäischen Ansiedler so sehr entgegen wirkte. In Betreff der Einwohner findet dieselbe Farbenmischung wie in der Louisiana statt, doch mit dem Unterschiede, daß die Weißen die Majorität bilden und es hier überhaupt viel mehr freye Leute giebt.

Bald segelte das Dampfboot weiter, und der Mississippi flößte unzählige Baumstämme. Nur selten erschienen hin und wieder, die große Einsamkeit unterbrechend, kleine Niederlassungen oder zerstreut liegende elende Hütten, deren Bewohner die Dampfboote mit dem benöthigten Holze zur Feuerung versehen. Gewöhnlich halten diese alle 24 Stunden bey solchen Plätzen an, und die halbe Stunde, welche auf dieses Geschäft verwendet wurde, war die einzige Zeit, in welcher es dem Reisenden täglich vergönnt war, an das Land zu steigen. Am 19. hatte er die sehnlich erwartete Freude, die Zusammenmündung von jenen zwey herrlichen Strömen, dem Ohio und Mississippi, zu erblicken, welche mit Recht ein Stolz der Schöpfung genannt werden können. Diese Stelle, in welcher beyde ungeheuere Wassermassen zusammenströmen, wird sicherlich dereinst noch für den Verkehr eine wichtige Bedeutung erlangen. Der Verf. verließ hier den Mississippi und segelte den Ohio aufwärts weiter. Anfangs waren die Baumformen von den frühern nicht verschieden; bald aber bemerkte man immer mehr jene auffallende Verschiedenheit, welche die Ohio-Gegenden so vortheilhaft von denen des niedern Mississippi in Betreff der Lage und des viel üppigern und mannigfaltigern Pflanzenwuchses unterscheidet.

„Die immer mehr überhand nehmende Kultur des Bodens und die größere Bevölkerung tragen auch Vieles dazu bey, einer von der Natur schön geschmückten Gegend ein lachendes und einladendes Aeußere zu verleihen, und dieses Gemälde nimmt immer mehr an Vollkommenheit zu, je mehr man den mit allem Rechte von den Franzosen la belle rivière genannten Strom aufwärts beschifft. An seinen belebten Ufern sieht der reisende Europäer auch das verjüngte Bild seines Vaterlandes, und der Deutsche wähnt sich mit Entzücken in die lachenden Elb- und Donaugegenden versetzt, an welche er noch mehr durch die vielen deutschen Kolonisten erinnert wird, welche ihn oft da, wo er den Fuß ans Land setzt, in der Muttersprache begrüßen. Malerische Felsen von Kalkstein bilden sich an dem nördlichen Ufer des Stromes oberhalb der Horrikan-Insel und formen schroffe und thurmförmige Gestalten.“

Hier ist auch die schon mehrmals beschriebene Höhle mit fossilen Ueberresten von Säugthierknochen, die aber gegenwärtig verschwunden seyn sollen. Der Verf. hatte keine Zeit, diese Grotte zu besuchen; in andern dagegen, namentlich in den bedeutenden Tropfsteinhöhlen bey St. Louis, fand er ebenfalls fossile Knochen im gelben Letten auf dem Boden.

Bey Shippingport verließ der Prinz das Schiff, und nachdem er die hübsche Stadt Louisville besucht, und fleißig in der Gegend gesammelt hatte, trat er auf einem andern Dampfschiffe den Rückweg an, und schiffte am 24. den Strom wieder hinab. Am 28. wurde der Mississippi erreicht, und in demselben stromaufwärts gefahren; am 2. May wurde zu St. Louis gelandet. In dieser Hauptstadt des Missouri-Staates wurde der Reisende mit der zuvorkommendsten Höflichkeit aufgenommen, und besonders rühmt er den herzlichen Empfang, der ihm bey dem durch seine Reisen berühmten General Clarke zu Theil wurde. Was ihm hier besonders wichtig wurde, war das öftere Zusammentreffen mit zahlreichen Haufen freyer Indianer, von denen er auf der früheren Reise nur wenige zu sehen bekommen hatte. Er konnte hier Zeuge seyn von einer Verhandlung, die General Clarke mit den Poutowatomi hatte, die sich wegen Beeinträchtigung der Jagd und Fischerey von Seite der Kolonisten beschwerten. Fast zu gleicher Zeit traf ein Haufe Indianer vom Stamme der großen Osagen in der Hauptstadt ein, um daselbst ihre Bedürfnisse für die nächste Jagdzeit einzukaufen.

Zu seiner Weiterreise benützte der Verfasser das Fahrzeug, welches von der Missouri-Compagnie den Missouri hinauf nach ihrer Faktorey unweit der Council Bluffs geschickt wurde. Bis St. Charles machte der Verf. die Reise zu Lande; von hier an unter großen Beschwerden zu Wasser. Gegenwinde, Gewitter, hoher Wasserstand, ungehorsame Bootsleute machten die Fahrt den Missouri hinauf höchst unangenehm, und der Abstand dieses Ruderboots gegen die Dampfschiffe war nur zu auffallend.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. December.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.



Erste Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822 bis 1824 von Paul Wilhelm Herzog von Würtemberg. Stuttgart und Tübingen. 1835. 394 S. gr. 8. mit 1 Landkarte.

(Schluß.)

Um das Uebel zu steigern, kamen unzählige Musquiten und Waldzecken hinzu, welche die peinlichsten Schmerzen verursachten; die Hitze stieg mitunter bis auf 27° R. Die Widersetzlichkeit unter den Bootsleuten hatte endlich so zugenommen, daß die Leitung des Boots nicht mehr von dem Befehle des Patrons, sondern von dem guten Willen der Leute abhieng. Am 11. Juni erreichte man Franklin, eine kleine, fast bloß aus hölzernen Baraken bestehende Stadt, die durch ihre Lage mitten unter den Urvölkern den Angriffen der rohen Horden sehr ausgesetzt ist. Da die Reise zu Wasser äußerst langsam von Statten ging, so faßte der Verf. den Entschluß, zu Lande bis an den Kanzas zu wandern, um dort das Boot zu erwarten. Von Franklin führt ein fahrbarer Weg bis an die Mündung dieses großen Flusses, wo alle weiße Bevölkerung aufhört, und wo der Reisende die Natur, nur von wilden Völkern sparsam belebt, in ihrer Urgestalt erblicken kann. Aus den Waldregionen tritt man nun bald in die der Savanen, die aus niederen Steppengräsern mit hellgrüner Farbe bestehen. Am Kanzas angekommen, sollte große Jagd gehalten werden, allein die unzählige Menge von Musquiten hatten das Rothwild verjagt, und statt dessen wurde der eine Jäger von einem großen Bären angefallen, der jedoch glücklich erlegt wurde.

Am 25. Jun. traf der Verf. wieder mit dem Boote zusammen, um die langweilige Fahrt auf demselben fortzusetzen. Nördlich vom Fort Osage stieß er auf eine Horde der Kanza-Nation, welche schon von seiner Ankunft gehört, und deshalb ihre Abreise um mehrere Tage verzögert hatte. Er spricht mit Achtung von ihrem Benehmen. Troß der unbeschreiblichen Hitze und der nur von einzelnen Regengüssen gemilderten Sonnengluth war das Grün der Wiesen und der laubreichen Wälder noch so frisch wie im Frühling, während in andern Welttheilen unter denselben Breitegraden schon zu Ende Juli die Vegetation an ihrer Frische verliert. Am 29. Juli passirte das Boot die Einmündung des flachen Flusses in den Missouri, und von einer nahe gelegenen Faktorey der amerikanischen Gesellschaft legte der Verfasser den noch 22 Meilen betragenden Weg nach dem Fort der Otos, dem Bestimmungsorte für das Fahrzeug, auf einem Maulthiere zurück. Hier fand er einen Haufen Ayowas, welche aus Furcht vor den Sioux, ihren Todtfeinden, sich daselbst gelagert hatten. Der Verfasser erhielt hierdurch eine erwünschte Gelegenheit, sich mit den Eigenthümlichkeiten dieses Stammes bekannt zu machen, und theilt eine sehr detaillirte Schilderung desselben mit. Nachdem er noch eine Excursion nach dem 2 Meilen davon gelegenen Fort Atkinson, das seitdem aber eingegangen ist, gemacht hatte, verließ er am 9. August das

Fort der Otos, um eine weitere Landexpedition vorzunehmen.

Am Elkhornfluß stieß der Verf. auf mehrere Rothhirsche (Cervus major Say), welche die Flucht ergriffen. Eine Art amerikanischer Schakals (Canis latrans Say) kam häufig Nachts dicht an das Lager, und wurde durch ihre Zudringlichkeit, wie durch ihr Geheul lästig. Weiterhin sah er zum erstenmal die Antilope mit gegabelten Hörnern, die durch ihre Harmlosigkeit den Reisenden ergötzte. Bey einer unerträglichen Hitze von 31° R. gieng der Zug über öde Steppen hin. Vom Gipfel einiger Sandhöhen zeigte sich der Elkhorn in einer ausgebreiteten Wiesenfläche, welche ganz überdeckt war mit Schädeln und Gerippen von Bisons, die damals die Gegend im Winter noch häufig besuchten. Seitdem haben sich diese riesenhaften Bewohner der Steppe immer weiter zurückgezogen, und der Ponka oder selbst der weiße Fluß mögen wohl jetzt ihrer Ausbreitung längs des Laufes des Missouri Gränzen setzen, die immer weiter nach Norden und Westen zurückgeschoben werden. In der Nähe des Dorfes der Omaha, das eben verlassen war, setzte die kleine Karavane über den Elkhorn, und hatte bald Gelegenheit, mit den Omahas selbst zusammen zu treffen, von denen sie freundlich aufgenommen wurde. Alle diese Indianer westlich vom Missouri und Mississippi gehören zu den berittenen Stämmen, deren Pferde zwar nicht schön, aber ungemein dauerhaft sind.

Am 16. August setzte der Prinz über den Eau qui courre, unweit seiner Einmündung in den Missouri.

„Die Ufer sind, so wie die des benachbarten Missouri, aus einem gelben Ocker gebildet; überhaupt nimmt die Gegend vom 42° 30′ n. Breite aufwärts einen höchst auffallenden Charakter gegen den untern Missouri an. Große Massen vulkanischer Gebirge verdrängen den Sandstein oder die Kalkgebilde, welche weiter stromabwärts vorherrschen. Das lebhafte Grün der Wiesen wird durch kahle, mit erloschenen Laven bedeckte Vulkane verdrängt, deren Vegetation die Formen der Cactus und Yucca erzeugen, die große Strecken Landes bedecken und den Reisenden in ein Tropenklima versetzen. Auffallend merkwürdig und offenbar einzig in ihrer Art ist diese geographische Pflanzenvertheilung, die die größte Analogie mit den gemäßigten vulkanischen Hochebenen Mexikos und Peru's zeigt, und wie durch einen Zauberschlag aus dem Gebiete der Andes mitten in die Centralfläche der nordamerikanischen Steppenregion versetzt zu seyn scheint.“

Hier sah der Verf. zum erstenmal den nordischen Hasen, der wohl vom Lepus variabilis verschieden seyn möchte. Seinen todtkranken Jäger mußte er daselbst der Pflege des Häuptlings der Ponkas überlassen, welcher auch seine Versprechungen aufs Pünktlichste und Uneigennützigste erfüllte, und den Menschen vollkommen hergestellt einige Monate später in das Fort Atkinson zurückbrachte.

Am Ponka sah der Verf. ein höchst merkwürdiges Befestigungswerk längst erloschener Nationen, welche der uns unbekannten Vorzeit Amerikas angehörten. Auf einer kegelförmigen Anhöhe befindet sich nämlich eine zirkelrunde Verschanzung, welche über hundert Schritte im Durchmesser hält, und in ihrem ganzen Umfange vielen Jahrhunderten Troz geboten hat. Dieses Werk gehört einer Kriegskunst an, die weit über die der jetzigen Indianer erhaben ist, und die Wahl der Gegend selbst beweist, daß das Werk auch für einen längern Aufenthalt berechnet war. Beym Uebergang über den Ponka schoß der Verf. eine neue Hirschart, den Cervus macrotis.

Oestlich gegen den Missouri hin erhoben sich in der Ferne große Rauchwolken. Es war ein Steppenbrand, der schon in dieser Jahreszeit die Savanen zu verzehren anfieng; diese Brände verbreiten sich nach und nach über das endlose Gebiet der Steppenregion und verzehren den Graswuchs derselben im Spätherbst durch ein Feuermeer. Etwa 50 Meilen von seiner

Mündung erreichte der Verf. zu Mittag den Ponka-Fluß. Ein neuer Anblick überraschte ihn hier; denn alle gegenüber liegenden Höhen waren mit großen Heerden von Bisons überdeckt. Es waren dieß die ersten Thiere der Art, die er im wilden Zustande zu sehen bekam. Sogleich wurde über den Fluß gesetzt und Anstalten zur Jagd getroffen, auf der ein einziger Mann in kurzer Zeit drey Thiere erlegte. Von nun an ging es durch zahlreiche Bisonheerden bis an die Quelle des Ponke hinauf. Die Gegend südwestlich von diesen ist eine ziemlich flache Steppe; im Norden und Osten erheben sich in einer äußerst wüsten, wasserlosen Gegend einzelne Reihen hoher vulkanischer Gebirge. Die Reise wurde in gerader Richtung nach Norden fortgesetzt, um eine Reihe felsiger Berge zu überschreiten, jenseits welcher eine etwa 20 Meilen lange, unbelebte Wüste sich erstreckte, die nur von einzelnen Bisons und Antilopen besucht war. Große Banden hungriger Wölfe folgten dem Zuge in geringer Entfernung und erhoben von Zeit zu Zeit ihr gräßliches Geheul. Vierzig englische Meilen waren an diesem Tage zurückgelegt worden, ohne einen Tropfen Wasser zu finden. Ein kalter Nordostwind durchsauste diese wüsten Gefilde, und die Kälte nahm so überhand, daß das kurze Gras mit eisigem Reife bedeckt wurde. Am andern Tage wurde die Wüste durchschnitten, und die Gebirge erreicht, welche die Ebene gegen Nordost begrenzen. Nach einem zweystündigen Ritte hatte man das öde Gebirge mit seinen kegelförmigen, schwarzen vulkanischen Felsen, voll schroffer Schluchten und gähnender Abgründe passirt, und trat abermals in eine Ebene die eben so unbelebt wie die frühere war. Auch an diesem Tage war kein Tropfen Wassers zu finden, und bey der großen Hitze wurden Menschen und Pferde aufs Peinlichste vom Durst gequält. Am folgenden Tage blieb sich die Gegend gleich, immer öde und voller Felsblöcke. Hinter einer Anhöhe machten zwey Indianer mit einem kleinen Spiegel, auf welchem sie die Sonnenstrahlen auffiengen, Zeichen, welche man von weiter Ferne erblicken konnte. Der Anblick menschlicher Wesen erfüllte den Prinzen mit Freude, seine Leute aber mit Schrecken, weil sie nur immer von Feinden träumten. Endlich gegen 10 Uhr Vormittags erblickte man den weißen Fluß, allein sein schlammiges Wasser konnte nur ein schlechtes Labemittel gewähren. Befreundete Indianer, die man hier antraf, geleiteten die kleine Expedition nach der noch 10 Meilen entfernten, am Missouri gelegenen Faktorey der Missoury four company, wo der Prinz auf das Freundschaftlichste aufgenommen und für die vielfach ausgestandenen Entbehrungen bald entschädigt wurde.

In der Faktorey herrschte reges Leben, da der Vorsteher erst seit wenig Tagen mit seiner Mannschaft von der Expedition gegen die Rikaras zurückgekehrt war, wozu sich mehrere Haufen Sioux gesellt hatten, welche sich zum Theil in Noth wegen Lebensmittel befanden, da wegen des Marsches so vieler Leute die Bisons sich weggezogen hatten, und daher die Jagd sehr spärlich ausfiel. Zu seinem Leidwesen mußte der Prinz hier erfahren, daß er den Missouri hinauf nicht weiter vordringen könnte, da die Rikaras das Land durchstreifen und alle Reisende niedermachen würden. Er beschränkte sich daher auf einen Besuch der in einer öden Gegend gelegenen Faktorey am Grand Détour, wo er ebenfalls viele Sioux antraf, über deren Eigenthümlichkeiten er viele Aufschlüsse giebt, und trat am 29. August auf einem kleinen Fahrzeuge den Rückweg an. Am 9. September erreichte er die Council Bluffs, wo er an dem Kommandanten einen sehr gebildeten Mann fand, durch dessen Vermittlung er zwey Indianer-Stämme, die Otos und Pahnis, besuchen konnte, welche sich damals in ihren Niederlassungen am flachen Flusse befanden. Aufs Ehrerbiethigste von denselben empfangen, und zur besondern Auszeichnung mit frisch geschlachtetem Hundefleisch bewirthet, hatte der Verf. alle Gelegen-

heit, diese beyden Völker kennen zu lernen, und sein ausführlicher Bericht hierüber ist von großer Wichtigkeit für die Kenntniß der Ureingebornen dieses Welttheiles.

Am 2. Oktober trat der Prinz die Weiterreise zu Wasser nach St. Louis an. In den ersten 6 Tagen stellten sich der Fahrt keine Hindernisse entgegen.

„In der Nähe des Nandawa aber ereilten die brennenden Steppen das rechte Ufer des Stromes und das Feuer ergriff die waldigen Gegenden. Von nun an überzog ein gewaltiger und ganz undurchdringlicher Rauch die Atmosphäre, während die Gluth, mit Riesenschritten um sich greifend, unter entsetzlichem Geprassel das hohe Holz verzehrte, meilenweit Funken um sich sprühend. Die in den östlichen Steppen hausenden Indianer legten ebenfalls Feuer in die trockenen Fluren, und da das Delta, welches der Mississippi und Missouri bilden, hohe Gräser, krautartige Pflanzen und große Waldstrecken erzeugt, so wurden beyde Ufer des Missouri bald Zeugen dieses gewaltigen Kampfes der Elemente, welche der Mensch zur Zerstörung der organischen Natur hervorruft. Es war ein wahrhaft gräulicher, aber auch prächtiger Anblick, so mitten im Strome schwimmend, den riesenhaften Missouri von einer Feuermasse meilenweit begränzt zu sehen. Namentlich übertraf dieser Anblick des Nachts jede Beschreibung, und die kühnste Einbildungskraft würde sie mit wahren und lebhaften Farben vergebens zu schildern suchen. Das Verbrennen der Steppen und Waldungen nimmt immer mehr überhand bey den Urvölkern, so wie bey den Ansiedlern. Durch die Steppenbrände wird zwar der Graswuchs im Frühjahre desto üppiger, die Waldungen werden aber theilweise ganz verwüstet, und an vielen Stellen der westlichen Staaten sieht man jetzt nur kümmerliches Strauchwerk und die verbrannten Stumpen ehemaliger Waldtrophäen, wo sonst mächtige Urwälder prangten.“

Am 24. October traf der Prinz in St. Louis ein. Am 3. November bestieg er das Dampfboot Cincinnati, auf dem er schon früher gefahren war. Leider verunglückte dasselbe, indem es gegen einen versunkenen Baumstamm rannte, so daß der untere Raum durch und durch gebohrt wurde. Der Sorgfalt und Uneigennützigkeit des Kapitäns gelang es jedoch, alle Passagiere mit ihren Effecten zu retten, und in St. Geneviève fanden sie bey den Kreolen die gastfreundlichste Aufnahme. Am 5. Dezember bestieg der Verf. ein anderes Dampfschiff, das ihn ohne weitere Fährlichkeit nach Neu-Orleans brachte, von wo er am 6. Januar 1824 sich auf der Brigg Smyrna einschiffte, und am 14. Februar bey Havre de Grace wieder den europäischen Boden betrat.

Gegen den Schluß folgen noch einige Notizen über den kirchlichen Zustand der Vereinigten Staaten, von denen der Verfasser versichert, daß er sie aus glaubwürdigen Quellen geschöpft habe. Bey der großen Schwierigkeit indeß eine genaue Einsicht in den Stand dieser vielerley kirchlichen Gesellschaften zu erlangen, läßt es sich nicht verkennen, daß nicht Alles, was hier, obschon mit Ruhe und ohne Animosität gesagt ist, sich vollkommen würde bewähren lassen.

Dem Werke ist eine gut gearbeitete Karte der Louisiana beygefügt. Sie ist nach dem 31. Stück des American Atlas gezeichnet, und giebt eine genaue Uebersicht vom ganzen hydrographischen Systeme des Mississippi vom 33° n. Breite abwärts. Möchte die Beschreibung von der zweyten Reise recht bald nachfolgen.

Die
Gelehrten Anzeigen
herausgegeben von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften, fünf Stücke wochentlich, werden im Jahre 1836 fortgesetzt, und kosten bey allen k. bayer. Postämtern zwölf Gulden jährlich, oder sechs Gulden halbjährlich. Für die inländischen Behörden, unmittelbare und mittelbare, bleibt der bisherige Preis.

München, den 15. December 1835.
K. Administration des Central-Schulbücher-Verlags.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. December.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1835.

Oriental Illustrations of the sacred Scriptures, collected from the customs, manners, rites, superstitions, traditions, parabolical, idiomatical and proverbical forms of speech, climate, works of art and litterature of the Hindoos, by Joseph Roberts. London. 1835.

Die hier genannte, lehrreiche und anziehende Schrift ist die wohlgereifte Frucht eines vierzehnjährigen Verkehrs ihres Verfassers mit den Völkern des Ostens und mit ihrer Sprache. Wie der Stamm des Baumes unveränderlicher derselbe bleibt, wenn die Jahreszeit an den Blättern und Blüthen Vieles verändert; so hat sich auch der alte Stamm des Geistes-Lebens unseres Geschlechtes, der in den Ländern des Ostens wurzelt, in diesem unveränderter, in seiner anfänglichen Form erhalten, während indeß der vielbewegte Westen eine mannichfache, geistige Verwandlung erfuhr. Am deutlichsten zeigt sich dieses an dem Element, welches die erste und nothwendigste Aeusserung jenes Geisteslebens war: an der Sprache. Während uns Bewohnern des Westens in der Redeweise namentlich der alttestamentlichen Schriften Vieles fremd und ungewöhnlich erscheint, findet der Bewohner des Ostens in ihr noch immer seine eigene, alltägliche Art zu sprechen. Während sich in unsern Sprachen jene Züge, die auf den eigentlichen Ursprung der Menschenrede hindeuten, mehr und mehr verwischt haben, sind sie an denen des Orients ungleich deutlicher stehen geblieben. Eine solche Vergleichung der jetzigen Völker des Ostens mit denen des Westens, wie sie das vor uns liegende Buch anstellt, hat daher ganz besonders in Beziehung auf die Geschichte der Sprache einen hohen Werth. Vielleicht sind schon die wenigen Züge, die wir nachstehend aus dem Inhalte des Werkes mittheilen wollen, hinreichend, um die Wichtigkeit dieses Inhaltes, namentlich für eine Sprachforschung der höheren Art, zu beweisen.

Genesis I. V. 20. „Und der Mensch gab einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel und Thier auf dem Felde seinen Namen.“ Schon Dr. A. Clarke bemerkt zu dieser Stelle, daß die Namen, welche in der Schrift den verschiedenen Thieren beygelegt werden, durchgängig einen vorwaltenden Zug oder wesentlichen Charakter derselben aussprechen. Dasselbe gilt auch, wie unser Verfasser zeigt, von den Namen, welche die Thiere in der Sprache der Hindu's führen. So heißt in dieser das Roß „der Gedanke,“ weil seine Schnelligkeit an die des Gedankens erinnert, oder auch „der Schwindel Erregende,“ das „Triangel-Angesicht,“ „der Tolle“ — „der Treiber des Windes.“ Der Löwe heißt der „Ueberwinder“, der Tiger „der Schöne,“ der Elephant „der Berg mit Händen,“ oder auch „der zwiefach Trinkende“, weil er das Wasser durch Rüssel und Mund zu sich nimmt. Die Kalbe heißt „die Fröhliche,“ die Katze „die Schläferin,“ der Hund „der Speyende,“ das Schaaf „das Furchtsame,“ oder auch „das Hüpfende.“ Der Affe heißt „der Gaudieb,“ der Eber „der Jähzornige,“ oder „der Erdzerreißer;“ der Schakal heißt „der Ränkemacher,“ die Schildkröte „die Steinleibige,“ der Esel „das Großmaul,“ das Reh „der Zartmund,“ die Schlange heißt „der Versteckte,“ oder auch „das Zir-

kelrund"; der Pfau „der Federnfrohe." Wenn es auf diese Weise eine Eigenthümlichkeit gerade jener Sprachen ist, welche für die ältesten, ursprünglichsten gehalten werden, die Dinge nach Eigenschaften zu benennen, die nur der erkennende Menschengeist auffaßt, wo bleibt dann jene Ansicht, welche die Worte der Menschensprache aus einer Nachahmung thierischer Stimmen und anderer Naturlaute, und somit auch das innere Bild oder den Gedanken der Seele erst aus dem äußerlich vernehmbaren Ton entstehen lässet? Scheint es nicht vielmehr, daß der Gedanke eher war, als das gesprochene Wort, das Erkennen des Geistes eher, als das leiblich vernehmbare Reden? — Genesis III, V. 15. „Du wirst ihn in die Ferse stechen." In der Sprache auch der jetzigen Morgenländer bedeutet das Verwunden in der Ferse den verletzenden Angriff eines tückischen Verräthers. — Cap. IV. V. 7. „Bist du aber nicht fromm, so ruhet die Sünde vor der Thür." Dieß ist noch jetzt wörtlich so eine Ausdrucksweise des Morgenlandes. Zu dem Mörder, etwa eines Kindes, sagt man: „wenn du das gethan hast, dann denke nicht zu entrinnen; nein, die Sünde wird immer vor deiner Thüre liegen." Ein Mensch, den man eines schweren Vergehens beschuldigt, antwortet darauf: „Ach! wenn ich das gethan hätte, wüßte ich da nicht, daß die Sünde ohne Aufhören vor meiner Thüre liegen würde?" — Cap. VI. V. 4. Bey der noch jetzt im Oriente herrschenden Sage von den Riesen der Urzeit erinnert der Verfasser an jene Ueberreste von ungeheueren Bauwerken (cyklopischer Art), von denen er meynt, daß sie kaum durch gewöhnliche Menschenkräfte der jetzigen Geschlechter hätten errichtet werden können. — Cap. X. V. 9. „Ein mächtiger Jäger vor dem Herrn." Noch jetzt nennt man z. B. große Helden „mächtig vor den Göttern." — Cap. XIV. V. 17. „Ihm ging entgegen der König von Sodom." Auch im heutigen Oriente ist noch die Sitte, dem Gaste heraus ins Freye entgegen zu gehen. — Cap. XVIII. V. 2. „Und als er seine Augen aufhub, und sahe." So sagt auch der Morgenländer: „Ich hub meine Augen auf und sahe." — Cap. XIX. V. 26. „Und sein Weib sah hinter sich." Der Hindu pflegt, wenn er aus seinem Hause heraus an sein Geschäft geht, straks vor sich hin, nicht rückwärts zu sehen. Das Letztere hält er für Etwas Unheil bringendes. — Cap. XXI. V. 8. „Und Abraham machte ein großes Mahl am Tage, da Isaak entwöhnt ward." Der Tag, an welchem ein Kind entwöhnt wird, gilt in Indien als ein ganz besonders glücklicher, und wird mit einem Festmahle und religiösen Gebräuchen begangen. Das Kind bekommt Reis zu essen, und die Verwandten des Hauses werden eingeladen, au dieser ersten Mahlzeit Theil zu nehmen. Die Entwöhnung von der Mutterbrust geschieht bey den Knaben öfters erst, wenn sie drey Jahre alt sind. Die Mägdlein werden noch vor Vollendung des ersten Jahres entwöhnt, weil man glaubt, ein längerer Genuß der Mutterbrust mache dieselben künftig unfruchtbar." — Cap. XXIV. V. 57. „Lasset uns die Dirne rufen, und sie", oder, wie es wörtlich im Grundtexte heißt, „ihren Mund fragen." Der Inder, wenn er über Etwas, das ihm von einem Anderen berichtet worden ist, die sichere Wahrheit erfahren will, sagt: „Laßt uns gehen, und seinen Mund fragen;" wenn eine Hausfrau ungewiß darüber ist, was in irgend einer Angelegenheit der Wille ihres Mannes seyn werde, sagt sie: „ich will gehen, und seinen Mund fragen." Vers 60. „Und sie segneten Rebecka, und sprachen zu ihr: Du unsere Schwester wachse in viel tausendmal tausend." Noch jetzt ist es der Segen, welchen in Indien öfters die Eltern ihren Kindern geben: „werde die Mutter von Tausenden." Cap. XXVII. V. 27. „Da roch er den Geruch seiner Kleider, und segnete ihn, und sprach: Siehe, der Geruch meines Sohnes ist wie ein Geruch des Feldes, das der Herr gesegnet hat." Der Orientale liebt, bey seinen aufgeregteren, feineren Sinnen, ganz vorzüglich die Wohlgerüche. Daher die Sitte des Durchwürzens der Kleider mit allerhand stark duftenden Dingen; daher die Sitte, statt des Grußes sich gegensei-

tig anzuriechen. Manche kennen ihre Kinder an dem Geruche, und es ist ein gewöhnlicher Ausdruck der Liebkosung, welche Eltern ihren Kindern erzeigen, wenn sie sagen: „Ach Kind, dein Geruch ist gleich dem Dufte der Sen-Paga-Poo“ (der Michelia Champacca, einer lieblich duftenden, indischen Blüthe). Von einem liebenswürdigen Manne pflegt man zu sagen: „wie lieblich ist der Geruch dieses Mannes.“ Cap. XXX. V. 30. „Der Herr hat dich gesegnet durch meinen Fuß,“ und Cap. XXXI. V. 2. „Laban's Angesicht war nicht mehr gegen ihn, wie gestern und ehegestern.“ Beydes ist noch jetzt wörtlich so die Redeweise des Orientes. Man sagt von Einem, der durch seinen Fleiß reich geworden ist: „durch die Arbeit seiner Füße sind diese Schätze erworben;“ von einem Fürsten, dessen Sachen sehr wohl stehen: „durch die Füße seiner Minister hat er dieses Glück erlangt.“ — Hat Jemand die Freundschaft eines Andern verloren, so sagt er: „dein Angesicht ist nicht mehr gegen mich, wie gestern und ehegestern;“ ein Unglücklicher sagt von sich: „das Angesicht Gottes ist nicht mehr gegen mich, wie gestern und ehegestern.“

Viertes Buch Mose Cap. VI. V. 26. „Der Herr hebe sein Angesicht auf dich.“ Wenn Jemand freundlich einen Andern anblickt, sagt man: „er erhebt sein Angesicht auf diesen;“ klagt Jemand über die Abnahme der Freundschaft eines Andern, so sagt er zu diesem: „Ach mein Freund, du erhebst dein Angesicht nicht mehr auf mich.“ – Cap. XI. V. 20. „Bis es euch zur Nase ausgeht.“ Noch jetzt pflegt sich ein Hindu, den man nöthigen will, über sein Bedürfniß zu essen, so zu entschuldigen, daß er sagt: „ich bin voll bis zur Nase.“ – Cap. XXI. V. 8. „Mache dir eine Feuerschlange, und hänge sie auf an einer Stange u. s. w.“ In einem indischen Werk, Panda Purana, wird erzählt, daß in der Stadt Konche eine Säule gewesen sey, in welcher die Kraft lag, Jeden, der von einer Schlange gebissen war, gesund zu machen, wenn er dreymal um dieselbige herumging, und sie dabey recht ernstlich anblickte. — Cap. XXII. V. 6. „So komm' nun, und verfluche mir das Volk.“ Der Glaube an die magische Kraft des gesprochenen Wortes ist noch heutiges Tages so verbreitet unter den Völkern des Ostens, daß dieselben in ihren Kriegen Zauberer mit sich führen, welche den Feind verfluchen müssen.

Fünftes Buch Mose. Cap. V. V. 22. „Und schrieb sie auf zwey steinerne Tafeln.“ — Die Inder schreiben die Erfindung der Buchstabenschrift dem Brahma oder Siva zu. Die Zikzak-Figuren der Nähte am Menschenschädel werden von ihnen (wie von den Türken) für Charaktere der ursprünglichen, göttlichen Buchstabenschrift gehalten, in denen das künftige Schicksal des Menschen ausgesprochen ist. — Cap. XI. V. 19. „Daß du davon redest, wenn du in deinem Hause sitzest, oder auf dem Wege gehest; wenn du dich niederlegest, und wenn du aufstehest.“ Wenigstens mit den Lippen, wenn auch nicht mit dem Herzen, befolgen die heidnischen Hindu's ein ähnliches Gebot. So sprechen die Siva-Anbeter, wenn sie niedersitzen, und wenn sie aufstehen, wenn sie auf dem Wege gehen; wenn sie sich niederlegen, und wieder vom Lager erheben, den Namen ihres Gottes aus. — Cap. XX. V. 5. „Welcher ein neues Haus gebaut hat, und hat's noch nicht eingeweiht, der gehe hin, und bleibe in seinem Hause, auf daß er nicht sterbe im Kriege, und ein Anderer weihe es ein.“ Clarke bemerkt bey dieser Stelle: „daraus ist offenbar, daß es eine Sitte in Israel war, ein neues Haus Gott zu weihen. (M. v. die Ueberschrift zum 30. Psalm).“ Auch die Inder beziehen nie ein neues Haus, ohne vorher dem Gotte Ganesa geopfert und ihn um seinen Schutz und Segen angefleht zu haben. — Cap. XXX. V. 14. „Sondern es ist das Wort gar nahe bey dir, in deinem Munde.“ Der Inder sagt, wenn ein Anderer ihn nicht zu verstehen scheint: „Verstehst du mich nicht? In deinem Munde sind die Worte.“

Buch der Richter. Cap. IX. V. 33. „So thue mit ihm, wie deine Hand es findet.“ Wenn ein Hindu um irgend eine Begünstigung bittet, pflegt er hinzuzufügen: „wenn deine Hand die Gelegenheit

findet." — Cap. XIII. u. f. Die auch von Anderen schon bemerkte Uebereinstimmung der Geschichte des indischen Ramar mit jener des Simson beweist unser Verfasser ausführlich. Diese Uebereinstimmung ist, selbst in vielen der kleinsten Züge, so groß, daß man nicht umhin kann, die indische Dichtung nur als eine rücksichtslose Uebertragung des in der heil. Schrift gegebenen Stoffes in die Redeweise eines anderen Landes und einer anderen Zeit zu betrachten. Bey Gelegenheit einer Stelle des indischen Gedichtes, nach welcher Ramar zur Bestätigung eines seinem Bruder gegebenen Versprechens seine Schuhe auszieht, erinnert unser Verfasser an einen Gebrauch von ähnlicher Bedeutung, der im Buche Ruth Cap. IV. V. 7 u. 8. beschrieben ist.

Erstes Buch Samuelis Cap. I. V. 6. Ein unfruchtbarer Leib heißt noch jetzt in der Sprache des Morgenländers ein verschlossener. — Cap. XXIII. V. 19. „Der zur Rechten liegt an der Einöde." Der Hebräer, wie noch heut zu Tage der Hindu, bezeichnet die Weltgegenden als vorn und hinten, rechts und links, indem er sich mit dem Angesichte gegen Aufgang gestellt denkt. Süden heißt dann rechts, Norden links, Osten heißt vornen, Westen hinten. — Cap. XXIV. V. 15. „Einem todten Hunde;" V. 16. „hub auf seine Stimme, und weinte," sind noch wörtlich die Redeweise der jetzigen Hindu's. — Cap. XXV. V. 29. „Die Seele meines Herrn wird eingebunden seyn im Bündlein der Lebendigen, bey dem Herrn, deinem Gott." Der Hindu sagt, wenn er von einer innigen Gemeinschaft eines Anderen reden will: „er ist gebunden im Bündlein der Liebe, der Anhänglichkeit u. s. w;" er nennt ebenso, wie zweyten Buch Samuelis Cap. XIV. V. 17. das Weib von Thekoah den David, einen weisen Mann einen Engel Gottes; V. 24. auch bey ihm gilt das als die höchste Ungnade oder Ungunst, wenn ihm ein höher Gestellter es verweigert, vor ihn zu kommen, oder nach seiner Ausdrucksweise, ihm sein Angesicht sehen zu lassen. Cap. XX. V. 1. „Wir haben kein Theil an David, noch Erbe am Sohne Isai." Sklaven, die von ihrem Herrn freygelassen sind, pflegen in Indien zu sagen: „wir haben keinen Theil an ihm, noch er an uns." Eben so pflegt man gewöhnlich mit dem Namen des Mannes den seines Vaters zu nennen.

Erstes Buch der Könige C. II. V. 16. „Du wollest mein Angesicht nicht beschämen." Noch jetzt wörtlich die Redeweise des Morgenländers. – Bey Gelegenheit des im vierten Cap. V. 25. erwähnten weisen Richterspruches des Salomo, wodurch die wahre Mutter des Kindes erkannt wurde, um das die beyden Weiber sich stritten, erzählt der Verfasser eine Geschichte, aus welcher die Klugheit und Geistesgegenwart auch noch mancher jetziger morgenländischer Richter in ähnlichen zweifelhaften Rechtsfällen erkannt wird. Zwey Reisende kommen in eine Nachtherberge, um da zu schlafen; der eine von ihnen trägt kostbare Ohrenringe, der andere keine. In der Nacht, während der erstere schläft, steht der andere auf, nimmt jenem den einen seiner beyden Ohrringe, und befestigt denselben an seinem eigenen Ohre. Am Morgen bemerkt der Beraubte seinen Verlust, sieht aber zugleich den vermißten Ring am Ohre seines Schlafgefährten, und beschuldigt diesen des Diebstahls. Der andere aber, als bemerkte er erst jetzt, daß ihm der eine Ohrring fehle, schreit jenen als den Dieb an, der ihm den einen Ohrring entwendet habe. So streiten sich die Beyden einige Zeit, bis sie zuletzt beschließen, ihre Klagen vor Gericht zu bringen. Der Richter hört beyde Partheyen ruhig an; jeder von ihnen schwört, der Andere sey der Dieb; ein Zeuge ist nicht vorhanden; die Entscheidung ist schwierig. Da nimmt der Richter den einen der Beyden mit sich in ein besonderes Zimmer, und sagt zu ihm: „mir ist es unmöglich, den Schuldigen unter euch beyden herauszufinden; ich schlage euch daher einen Weg der Vermittlung vor. Die Ohrringe sind 100 Rupien werth; ich werde sie verkaufen; für jeden von euch beyden ziehe ich dann von der Summe 25 Rupien als Strafe ab, die übrigen 50 möget ihr unter einan-

der theilen.“ Der Mann erwiedert: „Ich mag diese 25 Rupien nicht haben; die Ohrringe sind mein rechtmäßiges Eigenthum; thut mit dem Gelde, was ihr wollt.“ Darauf ruft der Richter den Anderen in das Zimmer herein, und macht ihm denselben Vorschlag. Dieser erwiedert: „Was kann ich da thun, mein Herr, ich unterwerfe mich ganz eurem Urtheile: ich nehme die 25 Rupien an.“ Da der Richter die unverkennbare Freude bemerkt, die der Mann darüber hat, daß er so leichten Kaufes 25 Rupien bekommen soll, urtheilt er mit Recht, dieser sey der Dieb, und giebt die Ohrringe ihrem rechtmäßigen Eigenthümer zurück. — V. 26. „Ihr mütterliches Herz entbrannte.“ Die englische Uebersetzung hat statt des dem Grundtexte treuer gebliebenen, und der noch fortwährenden Redeweise des Morgenlandes entsprechenden Wortes „entbrannte“ das Wort „jammerte“, und hier, so wie bey sehr vielen, von unserm Verf. berührten Stellen wird erkannt, daß unsere deutsche Sprache vor andern neueren Sprachen des Occidentes der Ausdrucks- und Redeweise des Morgenlandes näher geblieben sey. Namentlich ist auch der Ausdruck Kap. XVII. V. 12. „ein Paar Stück“ ebensowohl dem Deutschen und Hindu, als dem alten Hebräer in ähnlichen Fällen eigen. — Cap. XX. V. 10. „Wo der Staub Samaria's genug seyn soll, daß alles Volk unter mir eine Hand voll davon bringe.“ Auch der Hindu sagt, wenn er z. B. eine weit überlegene Macht gegen sein Land heranziehen sieht: „was nützt da ein langer Widerstand? Ist doch der Staub des Landes nicht hinreichend, daß jeder der feindlichen Soldaten eine Hand voll davon nehmen könnte.“ —

Zweytes Buch der Könige Cap. II., V. 23. das Wort „Kahlkopf“ hat als oft gebräuchliches Schimpfwort in Indien eine geistige Bedeutung, indem man damit einen unbeholfenen, witzlosen Menschen bezeichnet. — Cap. XVIII, V. 20. „Du sprichst nur Worte der Lippen“ d. h. ganz vergeblich. Auch der Inder nennet nichtige, nicht aus dem Herzen kommende Reden „Worte der Lippen.“ — Cap. XIX. V. 26. „Und die darinnen wohnen, matt werden.“ Der hebräische Text hat statt: matt „kurzhändig“, und denselben Ausdruck würde noch der jetzige Inder in solchem Sinne brauchen. —

Nehemiah Cap. V. V. 13. „Ich schüttelte mein Gewand aus“ entspricht ganz einer Sitte, welche die Hindus beobachten, wenn sie über Jemand den Fluch aussprechen.

Hiob Cap. III, V. 3. „Die Nacht, da man sprach: es ist ein Männlein empfangen.“ Wenn in Indien ein Knäblein geboren ist, tritt die Hebamme vor das Haus heraus, und ruft dreymal mit lauter Stimme: ein Knäblein, ein Knäblein, ein Knäblein ist geboren. — Cap. XV. V. 16. „Der Unrecht“ oder nach Cap. XXXIV, 7. „Spötterey trinket, wie Wasser.“ Mit denselben Worten schildert der Inder einen Menschen, der mit der größten Gleichgültigkeit das Unrecht verübt, oder Spöttereyen sagt. Ein Mensch der den Haß trinket, wie Wasser, wird ein solcher genannt, der sich um den Haß der Menschen nicht kümmert. — Cap. XVIII, V. 17. „Und wird keinen Namen haben auf der Gasse.“ Von einem Manne von weit ausgebreitetem Rufe sagt man: „sein Name ist in jeder Gasse“: von einem unbedeutenden: „Niemand (kein Hund) auf der Gasse kennet ihn.“ — Cap. XIX. V. 20. „Ich bin kaum entronnen mit der Haut meiner Zähne.“ Der Zustand eines Menschen, welcher in großer Noth und Gefahr war, wird ganz auf dieselbe Weise geschildert: „er ist kaum mit dem Zahnfleische davon gekommen.“ — Cap. XX. V. 17. Der Hindu beschreibt die Reichthümer eines Landes, dahin etwa ein Anderer gehen will, als Ströme von Milch und Honig. — Cap. XXII. V. 6. „dem Nackenden das Kleid nehmen“; Cap. XXIV. V. 9. „den Waisen von den Brüsten reißen“; und V. 21: „beleidigen die Unfruchtbare“: so bezeichnet auch die Redeweise des Hindu die Handlungen der lieblosen Härte. — Cap. XXIX. V. 4. „Da Gottes Geheimniß über meiner Hütte war.“ Von einem Manne, der das besondere Vertrauen und die Gunst eines Kö-

niges genießt, sagt man: „das Geheimniß des Königes ist mit ihm:“ V. 15. Von einem vorzüglich hülfereichen, dienstfertigen Menschen sagt man: „er ist das Auge der Blinden, der Fuß des Lahmen.“

Sprüche Cap. III. V. 8. Der Hindu betrachtet den Nabel als den Ausgangs- und Concentrationspunkt des leiblichen Wachsthums und Wohlseyns. Auch von der Zunahme des äußern Wohlstandes wird sprüchwörtlich als von einem Gedeihen des Nabels geredet. — Cap. XI. V. 29. Von Einem, der nichts zu hoffen hat, sagt man: „er wird den Wind zum Erbtheil haben;“ — Cap. XXI. V. 4. das Wort: Leuchte oder Lampe wird zur Bezeichnung des Lebens und Lebensgenusses gebraucht. — Cap. XXIII. V. 5. Von einem schnell vergänglichen Besitze sagt man: „er hat Flügel bekommen, und ist hinweggeflogen.“

Ecclesiastes Cap. X. V. 16. Von Einem, der schon früh am Morgen, ehe, wie der im Essen sehr mäßige Hindu sagt, das Wasser aufwachet, zu essen anfängt, spricht man: „ach dieser Armselige ward mit seinem Bauch geboren. Was ist da Gutes zu erwarten? Sobald er aufwachet, ruft er: Essen! Essen!“ — Bey Cap. XI. V. 1. „Wirf dein Brod aufs Wasser“ nimmt der Verf. die Erklärung des Dr. Clarke als die richtige an, nach welcher in dieser Stelle auf die Art des Aussäens mancher Getraidearten, besonders des Reises in den Morgenländern angespielt seyn soll. Der Reis wird dort öfters mitten auf das Wasser der zu diesem Zwecke künstlich oder auch durch Regen und Flüße überschwemmten Felder zerstreut; die Spreu schwimmt dann oben auf; das Korn sinkt in den Schlamm ein. V. 4. Auch ein indisches Sprichwort warnt so den Ackersmann vor allzu sorgsamer Klugheit. — Cap. XII. V. 11. Die Worte einer kräftigen Rede vergleicht der Inder mit fest eingeschlagenen Nägeln, die Niemand wieder herausziehen kann.

Jesaias Cap. XI. V. 6. In ähnlichen Ausdrücken schildert das indische Buch Ramayanum den anfänglichen Zustand der indischen Natur. — Zu Cap. XIV. V. 12. „Du heller Morgenstern“ führt der Verf. eine merkwürdige Sage der Inder an, nach welcher der Morgenstern, der bey ihnen „Velle“ heißt, einst der Priester und Lehrer jener Halbgötterriesen war, die den Namen der Assurs führen. In Velle sind Kräfte der Bosheit; durch diesen gelang es den von ihm zur Empörung gereizten Assurs-Riesen, die Götter zu besiegen, und sie in Gefangenschaft zu führen, in welcher ihnen die niedrigsten Dienste auferlegt wurden, bis Siva's Sohn die Assurs und den bösen Velle besiegte und den Göttern die Freyheit wiedergab. — Cap. XVIII. V. 15. Von Einem, welcher der Lebensgefahr oft entrann, sagt man: „er hat einen Vertrag mit dem Tode geschlossen.“ — Bey Cap. LXV. V. 20. erwähnt der Verf. jenes Glaubens der Hindu's, nach welchem das nächstkünftige Zeitalter, das Kritha heißt, ein sehr glückseliges seyn soll. Dann werden die Menschen im Alter von 100 Jahren noch ganz jung seyn. V. 22. Bey den Tagen oder dem Alter der Bäume führt der Verf. einen gewöhnlichen Glückwunsch der Inder an: „möge die Zahl deiner Tage werden wie die Tage des Agli-(Banyanum) Baumes (Ficus indica).“ Denn von diesem Baum sagt der Verf., daß er nie einen von selber abgestorbenen gesehen habe, und daß er glaube, dieser Baum könne, wenn nicht eine gewaltsame äußere Veranlassung ihn vernichtet, niemals sterben, weil seine Zweige immer wieder im Boden Wurzel schlagen. —

Dieses möge genügen, um von dem Inhalte des vorerwähnten Buches und von der Brauchbarkeit desselben zur Erläuterung mancher Stellen, besonders des alten Testamentes, einen Begriff zu geben. Auch in psychologischer Hinsicht erscheint das, was der Verf. bey Gelegenheit des 5. Buches Mose Cap. XIII. V. 5. und Cap. XVIII. V. 11. über die Träumer und Todtenbefrager der Hindus erzählt, von vielem Interesse. Solche Stellen jedoch, wie die auf S. 56 bis 60, wo Herr Roberts in dem Segen, den Jakob den Vätern der zwölf Stämme ertheilt, eine Anspielung auf die zwölf Zeichen des Thierkreises erblicken

will, hätte der deutsche Gelehrte ihm gerne erlassen, da wir nach solcherley Deutungen nicht erst über das Meer gehen mögen, indem sie für uns den Reiz der Neuheit längst verloren haben.

◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇

Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne par M. Saint-Marc Girardin, professeur à la faculté des lettres de Paris. Paris, 1835. XXX. und 368 S. 8.

Nur der kleinere Theil dieses Buches handelt von dem jetzigen Deutschland; in dem größeren ist allerley aus früherer Zeit, wie Stücke des Nibelungenliedes, Mährchen u. dgl., zusammengetragen. Das Meiste in diesen Zugaben ist so harte Speise, daß die Vermuthung nahe liegt, der Verfasser habe damit seine Landsleute vor allzugroßer Zuneigung zu dem deutschen Wesen, mit welchem er sie nicht nur bekannt zu machen, sondern auch zu befreunden trachtet, bewahren wollen. Denn er spricht in der Vorrede mit Unmuth von den Wirkungen, die an der französischen Litteratur von dem Eingange, welchen die deutsche nun gefunden habe, wahrzunehmen seyen: Mißhandlung der Geschichte, deren Gehalt in unerhörte Formeln, wie „Manifestation oder Incarnation von Ideen," gezwängt werde; Ueberschätzung von Sagen und anderen unsichern Kunden aus ferner Zeit; Mißachtung der als klassisch anerkannten Dichter und Vorliebe für poetisches Erzeugniß roher Zeitalter; Verderbniß des Styls durch gesuchte Dunkelheit und Unbestimmtheit. Wir könnten freylich über den ungleich größeren Einfluß, den der westliche Nachbar bey uns nicht nur auf die Litteratur, sondern auf die Sprache des gemeinen Lebens und der Geschäfte ausübt, eine schwere Widerklage anstellen; herrscht er doch bey uns nicht nur durch gewiße Losungsworte, die wir nicht übertragen können, sondern auch durch Redensarten, die man, so undeutsch sie sind, von ihm angenommen hat; wie z. B., anstatt: achtbare oder berühmte Leute, Notabilitäten und Celebritäten, ja, ganz vor Kurzem sogar die Farbe, ja die Färbung eines Abgeordneten.

Der Verf. ist in Deutschland gewesen, aber, wie es scheint, nur kurze Zeit. Er hat ein gutes Auge, das, bey längerem und nicht auf einige Hauptstädte beschränktem Aufenthalte, Manches, das uns selbst entgeht, in der noch nicht verwischten Eigenthümlichkeit der einzelnen Stämme, der verschiedenen Stände, hätte entdecken können. Nun sind der Beobachtungen, die er gemacht hat, nur wenige, und diese begnügt er sich nicht mitzutheilen, sondern er dehnt sie aus und dehnt sie viel zu weit. Davon mag es denn herkommen, daß er in Deutschland ein großes Verlangen nach Einheit wahrgenommen haben will. Er billigt dieses Verlangen sehr, erklärt sich aber nicht bestimmt darüber, was unter dieser Einheit zu verstehen sey. Einmal ist es die Verminderung der gegenwärtigen Zahl einzelner Staaten bis auf zwey oder drey; (denn gegen die Vereinigung zu Einem erklärt sich der Verf. ausdrücklich;) bald ist es wiederum Einheit der Gesinnung, wenn anders mit Unité morale das gemeynt ist. Einheit der Gesinnung aber ist nicht erst zu erstreben; Dank den Erfahrungen und Wirkungen der ersten vierzehn Jahre dieses Jahrhunderts, ist sie da, und, mancher widersprechenden, jedoch wenig bedeutenden Erscheinung ungeachtet, entwickelter, besonnener und thätiger, als in den Zeiten Kaiser Maximilians I. Allein so wünscht sie der Verf. nicht, sondern umgebildet zu einem Einklange mit Frankreich, der sogar dadurch nicht müßte gestört werden können, daß dieses sich der Rheingränze wieder bemächtigte. Dazu wäre nur erforderlich, dem Mittelalter, welchem schon so viel Abbruch geschehen sey, vollends abzusagen, und sich lediglich an die „philosophie politique," welche Frankreich 1789 aller Welt verkündet habe, zu halten. Was diese angebliche Philosophie betrifft, so nimmt der Verf. irrig an, sie habe großen Anhang in Deutschland gefunden. Neue Wahrheiten und Einsichten hat darin kein Deutscher, dessen

Stimme galt, erkannt; was Klopstock und viele andere der Ehrenwerthesten an dem Frankreich des Jahres 1789 begeisterte, war nicht seine Weisheit, sondern seine Handlung; eine Handlung, welche sehr bald so umschlug, daß an die Stelle der Begeisterung Abscheu trat. — Dem Mittelalter pflegen die Franzosen jetzt zuzuschreiben, was sie sonst, nicht eben mit Ehren, gothique nannten. *) Es war im Mittelalter Vieles, das nicht in ihm erst erzeugt wurde, sondern in ihm nur fortdauerte, von ihm, nicht aber aus ihm, zu uns kam. Dieses Uralte, das oft durch Entstellungen von mancherley Art beynahe unkenntlich war, das oft auch wegen seines unscheinbaren Wesens verkannt wird, weil es mehr im Stillen als laut wirkt, mehr widersteht als angreift, und mehr erhält als mehrt; dasselbe, welches sich den alten Römern als feritas germana, dem Kaiser Napoleon als esprit allemand kund gab; dieses können, sobald es zum Ernste kommt, sogar die Meisten der Liberalen, die jetzt in Deutschland, wie der Verf. sagt, theils „fabricirt," **) theils „geschaffen" werden, nicht ganz verläugnen. Seine Unbezwinglichkeit und Unverwüstlichkeit hat ihren Grund in einem Vorzuge Deutschlands, den der Verf., vielleicht zur Beschämung manches deutschen Lesers, der daran nie gedacht hat, redlich hervorhebt: Deutschland ist nie erobert worden.

*) Z. B. Voltaire: Un gouvernement long-temps gothique étouffa toute lumière pendant plus de douze cents ans. Dict. Phil. art. Français. Ganz anders die Bedeutung im Englischen. Swift sagt in einem Briefe von 1734 an Pulteney: We see the Gothic system of limited monarchy is extinguished in all the nations of Europe.

**) p. 37. „Les livres de M. de Rotteck, de Bade, fabriquent plus de libéraux que n'en créent les leçons de M. Gans de Berlin." Dieser Styl, der an die Redeweise der spätrömischen Panegyriker erinnert, ist in dem Buche zwar nicht herrschend, aber doch nicht selten.

Erinnerungen an Winkelmann. Abhandlung des Oberlehrers Krech ꝛc. (Ein Schulprogramm) Berlin, 1835. 18 S. 4.

Gleichsam zur Säcularfeyer des Eintrittes J. Winkelmann's, als Schülers, in das cöllnische Gymnasium zu Berlin, (wo er jedoch nur ein Jahr aushielt und von dem Vorsteher als homo vagus et inconstans bezeichnet wurde;) erinnert Hr. K. an einige Eigenthümlichkeiten dieses großen, in der deutschen Prosa bis jetzt nicht übertroffenen Schriftstellers. So viel anziehendes und lehrreiches hier zusammengestellt ist, so wäre doch auf zwey Dinge, der Jugend zu Nutz, mehr aufmerksam zu machen gewesen. Erstlich auf die hohe Meynung, die W. von dem Werthe der guten Schreibart oder der redenden Kunst hegte, die er nicht bloß, wie hier S. 15 bemerkt ist, als „das schwerste Menschenwerk," sondern, (Briefe an M. Stosch I. 123) als das vornehmste Meisterstück der Natur unter dem größten, was der Mensch vermöge, ansah; eine Ansicht, die um so merkwürdiger ist, weil er sich dazu nicht als Jüngling über seinen Büchern, sondern als Mann, umgeben, angezogen, ja entzückt von den herrlichsten Denkmalen der bildenden Kunst aus alter und neuer Zeit, bekannte. Zweytens auf den Rath, den er einem zärtlich geliebten jungen Freunde gab, dem er die schönste Ausbildung wünschte, (der aber nur auf die neuere Litteratur gewiesen werden konnte, weil er der alten Sprachen nicht mächtig war,) sich an wenige Bücher zu halten, diese aber sich recht eigen zu machen. „Lassen Sie sich des Gravina Raggion poetica empfohlen seyn; lesen Sie dieselbe zehenmal bis zum Auswendiglernen. .... Lesen Sie des Pope Essay on Man und suchen ihn auswendig zu lernen; ich selbst konnte denselben fast auswendig." (Briefe an einen Freund in Liefland S. 6.)

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.

